Hom. 1756 $\frac{30}{31}$ — 4

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

in welchem

die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren
ausführlich betrachtet sind.

Herausgegeben

von

Dr. Thomas Wiser,

Kanonikus bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg.

(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Vierter Band.

Regensburg, 1848.

Verlag von Georg Joseph Manz.

133. D. 1*

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Predigten und Gedichten,

in welchen

die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren
ausführlich betrachtet sind.

Gesammelt

von

Dr. Thomas Weiser,

Kanonikus bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg.

(Normale Predigten an den Sonn- und Festtägen zum bl. Opfer in München.)

Regensburg, 1818.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Artikel XXXII.

Dankbarkeit.

1. Begriff und Eintheilung.

Die Dankbarkeit ist im Allgemeinen jene Tugend, vermöge welcher wir die von einem andern empfangenen Wohlthaten erkennen und nach Möglichkeit wieder zu vergelten suchen.

Sie wird eingetheilt:

a) in die gegen Gott. Sie ist ein fortdauerndes Gefühl des hohen Werthes der unverdienten Gnaden und Wohlthaten Gottes, mit dem Bestreben unsere Empfindungen darüber an den Tag zu legen.

b) In die gegen den Menschen. Sie besteht in der Anerkennung erwiesener Wohlthaten, verbunden mit Liebe und Hochachtung gegen den Wohlthäter.

2. Stellen aus der hl. Schrift.

Wenn ihr gegessen habt und satt seid, so danket dem Herrn, euern Gott, für das gute Land, welches er euch gegeben hat. Deut. 8, 10.

Danket dem Herrn; denn er ist gütig, und seine Güte währet ewig. Psl. 117, 1.

Zu jeder Zeit traget Gott euer Verlangen in Gebet und Flehen mit Danksagung vor. Phil. 4, 5.

Der Friede Christi herrsche in euerm Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid als Glieder Eines Leibes; und seid dankbar. Coloss. 3, 15.

Seid in allen Dingen dankbar; denn dieß ist Gottes Wille in Christo Jesus an euch Alle. 1. Thessal. 5, 18.

3. Aussprüche der hl. Väter.

Der Beschenkte kann seine Erkenntlichkeit gegen den Geber nicht besser bezeugen, als wenn er das, womit ihn dieser beschenkt, dankbar annimmt; denn unwürdig ist jener einer Wohlthat, welcher sie nach dem Empfange mit Undank belohnt. Der hl. August.

Der Undank ist die Wurzel alles geistigen Uebels; er ist ein trockener Wind, der alles Gute verbrennt, und die Quelle der Barmherzigkeit gegen die Menschen verstopft. Derselbe.

Wenn wir die göttlichen Gaben stillschweigend empfangen, und uns für dieselben nicht dankbar bezeugen, so werden wir als Unwürdige derselben beraubt werden. Der hl. Ambrosius Serm. 42.

Wer sollte sich nicht schämen, für empfangene Wohlthaten nicht zu danken, da er Thiere sieht, welche die Schande des Undankes fürchten? Sie erinnern sich der Nahrung, welche man ihnen ertheilt, und du denkest nicht an das Heil, welches du Gott verdankest. Derselbe.

Derjenige ist einer Wohlthat unwürdig, der sich dafür undankbar erzeigt. Bernard.

Die beste Art, Wohlthaten zu bewahren, ist stets daran zu denken und sich für dieselben dankbar zu erweisen. Chrys. hom. 25 sup. Matth.

Zögere nicht, o Mensch! dankbar zu seyn; erwäge, was dir dein Gott erweiset, und danke ihm für jede Wohlthat. Laurent. Justin.

Dankbarkeit gründet des Menschen Glück, durch sie erkennen wir unsern Wohlthäter und werden deßwegen von ihm mit neuen Wohlthaten überhäuft. Chrysost. hom. 72 ad popul. Antioch.

Gott verlangt von uns Dankbarkeit, nicht als wenn er unseres Lobes bedürfte, sondern damit der Gewinn hievon wieder unser sei, und wir neuer Wohlthaten würdig werden. Chrys. hom. 8. in ep. ad Coloss.

Demjenigen werden größere Wohlthaten erwiesen, der das Wenige, was er empfing, dankbar annahm; denn wer im Wenigen treu ist, wird über Vieles gesetzt; sowie im Gegentheile derjenige

in Zukunft aller Wohlthaten unwürdig ist, welcher die bereits empfangenen mit Undank genießt. S. Bern. ser. 4. sup. Psalm.

4. Beispiele von Dankbarkeit.

a) Unter den Gläubigen.

Als die Israeliten nach ihrem Auszuge aus Aegypten über das rothe Meer glücklich gesetzt hatten und den Verfolgungen des Pharao entkommen waren, dankten sie Gott für die wunderbare Rettung in einem eigenen Lobliede.

Nachdem der blinde Tobias auf den Gebrauch der Fischgalle das Augenlicht wieder erhalten hatte, freuten sich alle seine Angehörigen und dankten mit ihm Gott für die erhaltene Wohlthat. Dasselbe that der junge Tobias, nachdem er von seiner Reise nach Rages wieder glücklich in der Heimath angekommen war.

Als bei Bethulia die feindlichen Assyrer durch die List der Judith, einer reichen und schönen Wittwe, für die Israeliten unschädlich gemacht und gänzlich besiegt waren, stimmte diese Gott ein Danklied an, und ein großer Theil der Juden zog nach Jerusalem, um daselbst Dankopfer darzubringen.

Ananias, Michael und Azarias, die auf den Befehl des babylonischen Königs Nebukadnezar, weil sie der von ihm zur öffentlichen Verehrung ausgesetzten Bildsäule keine Anbetung erweisen wollten, in einen glühenden Feuerofen geworfen, in demselben aber durch die Allmacht Gottes unversehrt erhalten wurden, lobten, priesen und dankten Gott mitten in den Flammen.

Christus, der göttliche Heiland, dankte selbst seinem himmlischen Vater, so oft er irgend ein wichtiges Werk vollbrachte. So dankte er ihm, als er mit fünf Broden und zwei Fischen 5000 Menschen speiste; dasselbe that er bei der Erweckung des Lazarus; deßgleichen bei der Einsetzung des letzten Abendmahls u. s. w.

Der geheilte Aussätzige kam eigens zu Christus wieder zurück, ihm seinen Dank auszudrücken.

Der von Petrus geheilte Lahmgeborne begab sich sogleich in den Tempel, lobte Gott und dankte für seine Genesung.

Die hl. Klara war zwanzig Jahre krank und hörte nicht auf, Gott dafür zu danken.

Der heilige Cyprian ließ demjenigen, der ihn hinrichtete, zum Lohne von seinem Diakon fünfundzwanzig Goldstücke ausbezahlen.

Alphons, König von Aragonien, sagte für drei Dinge Gott unaufhörlich Dank, nämlich daß er ein Mensch, daß er ein Christ und daß er ein christlicher König sei.

Ein Fürst mußte einmal zur Zeit des Krieges seine Residenz verlassen und im Anzuge eines Landmannes die Flucht ergreifen. In einer Bauernhütte fand er gegen die nachfolgenden Feinde Schutz; denn die Bewohner derselben wußten ihn so geschickt zu verbergen, daß die Feinde ihn nicht ausfindig machen konnten. Als der Fürst später wieder in den ruhigen Besitz seines Landes kam, nahm er jene ärmliche Bauernfamilie an seinen Hof und ehrte sie so kindlich, wie nur immer ein Sohn seine Eltern ehren kann.

b) Unter den Ungläubigen.

Pharao erhob den ägyptischen Joseph zur höchsten Ehrenstelle, weil ihm derselbe seinen Traum weislich ausgelegt hatte.

Plato dankte Gott alle Tage seines Lebens dafür, daß er als Grieche und zwar zur Zeit des Sokrates geboren worden ist, der ihn in alle Weisheit einführte.

Markus Antonius erwies seinen Lehrern aus Dankbarkeit so viel Ehre, daß er ihnen jederzeit freien Zutritt bei ihm gestattete, und nach ihrem Tode eigenhändig ihnen Ehrendenkmäler setzte.

Als einstens ein ausgedienter Soldat vor Gericht geladen wurde, bat er den Kaiser Augustus, er möge seine Streitsache führen; dieser sendete ihm einen aus seinem Gefolge zum Rechtsanwalt. Darauf erwiderte der Soldat: Als du zur Zeit des Krieges bei Aetium in Gefahr warst, suchte ich keinen Stellvertreter, sondern kämpfte in eigener Person für dich und ließ mich verwunden. Diese Worte beschämten den Kaiser, und um nicht undankbar zu scheinen, führte er nun selbst den Streithandel des Soldaten.

Weil einstens die Gänse das Kapitolium gerettet hatten, beschlossen die Römer, daß fortwährend einige von ihnen im Tempel der Juno öffentlich ernährt werden sollten.

Alexander der Große ließ sein Pferd Bucephalus für die Dienste, welche es ihm in der Jugend geleistet hatte, im Alter eigens abnähren.

c) Unter Thieren.

Ein Sclave hatte einmal einem Löwen einen Dorn aus dem Fuße gezogen. Später hatte dieser Mensch das Unglück, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Unter ihnen befand sich auch jener Löwe. Dieser erkannte noch seinen Wohlthäter, und schützte ihn nicht bloß vor den Angriffen der übrigen Thiere, sondern leckte ihm sogar das Eiter aus seinen Wunden.

Ein Landmann, der in den heißen Sommertagen einstens mit vielen andern auf dem Felde arbeitete, ging, vom Durste gequält, zu einer nahen Quelle, um dort für sich und seine übrigen Genossen Wasser zu holen. Da erblickte er einen Adler, um welchen sich so eben eine Schlange herumwand. Der Landmann haute mit der Sichel die Schlange entzwei und befreite den Adler. Dann schöpfte er aus der Quelle und brachte das Wasser seinen Genossen; als er aber selbst davon trinken wollte, ließ sich plötzlich der Adler hernieder, wand ihm den Krug aus der Hand und ließ ihn so zu Boden fallen, daß das Wasser herausfloß. Bald zeigte sich an den Wirkungen der Uebrigen, die getrunken hatten, daß die Quelle von der Schlange vergiftet war.

Der hl. Meinrad ernährte in seiner Einsiedelei zwei Raben. Eines Tages ward der Heilige von Räubern überfallen und ermordet; die Raben verfolgten sie aber so lange, bis sie die Hände der Gerechtigkeit ergriffen hatten.

5. Gleichnisse.

Wie die Blumen, je mehr Wärme sie von der Sonne empfangen, desto reichlicher Wohlgerüche gegen sie aushauchen; so wird der dankbare Mensch, je mehr man ihn mit Wohlthaten überhäuft mit desto inniger Liebe gegen Gott und seine Wohlthäter erfüllt.

Wie eine Gattin des schwersten Verbrechens sich schuldig machen würde, wenn sie den von ihrem Gatten erhaltenen Schmuck an einen ihrer Buhler verschenken wollte; so ist es nicht minder frevelhaft, wenn Jemand die irdischen Dinge, welche ihm Gott

verlieh, um dadurch sein Herz für sich zu gewinnen, dazu mißbraucht, um sich in seiner sündhaften Anhänglichkeit an die Geschöpfe zu befestigen.

Wie der Magnet das Eisen an sich zieht, so hat die Dankbarkeit eine geheime Kraft, den Menschen neue Wohlthaten zu entlocken: sie ist der Magnet, der menschliche Herzen anzieht.

Wie alle Flüsse in das Meer gehen, nicht um in demselben zu versiegen, sondern um als Dünste in die Luft aufzusteigen oder auf andere Art abzugehen und dem trockenen Lande neue Feuchtigkeit mitzutheilen; so bahnt sich derjenige, welcher alles Gute, was er genießt, durch die Dankbarkeit gleichsam in das Meer, aus welchem es ihm zugeflossen ist, das heißt Gott zurückbringt, dadurch den Weg zu neuen Wohlthaten.

6) Sprüche und Lebenssätze.

Sei dankbar um die alten Gaben,
Wen du willst künftig neue haben.

Wer Kleines nicht ehrt, ist Größeres nicht werth.

Optima beneficiorum custos memoria est.

Qui grate beneficium accipit, primam ejus pensionem solvit.

Gratum hominem semper beneficium delectat, ingratum semel.

Non est dignus dandis, qui non est gratus datis.

7) Kurze Angabe der Beweggründe zur Dankbarkeit.

Zur Dankbarkeit muß uns ermuntern:

1) Der Wille Gottes. Bei jeder Gelegenheit ist dieß in der hl. Schrift ausgedrückt. So mußte das Volk Israel alle Jahre zur dankbaren Erinnerung an die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft das Osterlamm essen; das Laubhüttenfest erinnerte es an sein vierzigjähriges Weilen in der Wüste und an das Manna, welches ihm der Herr täglich vom Himmel gab; am Pfingstfeste hatte es zu danken für die Gesetzgebung am Berge Sinai u. s. w.

2) Das Beispiel der Heiligen. Diese wiederholten sich in Nichts öfter als in Danksagungen. Schon die ersten Christen kannten keinen andern Gruß als das: Deo Gratias! Im Himmel selbst auch ist es ein Hauptgeschäft der Auserwählten, Gott Dank-

sagungen abzustatten, wie wir aus der geheimen Offenbarung des hl. Johannes ersehen.

3) Die Menge und Größe der Wohlthaten. Zähle einmal, wenn du kannst, die Fülle der Gutthaten, die du seit deinem irdischen Daseyn schon von Gott und guten Menschen empfangen hast? Was wäre ohne sie aus dir geworden? Wie gütig erweiset sich nicht Gott täglich gegen dich? Ihm verdankst du es, daß du ins Leben eingetreten bist, und daß du dich noch in demselben befindest, ist nicht minder seine Gnade; ihm verdankst du es, daß du aus der Knechtschaft des Teufels erlöset bist, daß du im Lichte des wahren Glaubens wandelst, daß du fromm leben und die ewige Seligkeit erlangen kannst. Was hast du, ohne es empfangen zu haben? Wie groß ist also nicht die Pflicht deiner Dankbarkeit!

4) Der Nutzen, der für uns aus dieser Tugend entspringt. Durch die Dankbarkeit trägt man nicht bloß die Schuld für empfangene Wohlthaten einigermaßen ab, sondern bahnt sich auch den Weg zu neuen. cf. 4. König 4, 32 — 36. und Ruth. 2, 10.

Ja die Dankbarkeit ist eine fruchtbare Quelle neuer Gnaden; jede Danksagung ist gleichsam eine heimliche Bitte um fernere Wohlthaten. Schön sagt der hl. Chrysostomus: Die Dankbarkeit ist ein großer Schatz, ein überaus fruchtbarer Reichthum, ein unerschöpfliches Gut. Wer eifrig im Danken ist, der ist immerfort glücklich im Einnehmen. Die Dankbarkeit ist fruchtbares Erdreich, das für ein wenig Saamen hundertfältige Früchte liefert. Als Noa seinen Fuß aus der Arche setzte, und von frommen Dankempfindungen belebt, einen Altar errichtete, um Gott für die gnädige Rettung aus den Wassern der Sündfluth ein Dankopfer darzubringen, so versicherte ihn der Herr sogleich von seiner Güte und versprach, der Erde niemals mehr fluchen zu wollen. Auf gleiche Weise macht die Dankbarkeit auch die Menschen zum Geben geneigter. Ihr Herz fühlt durch die Dankbarkeit einen süßen Nothzwang: man öffnet um so freigebiger seine milde Hand, je mehr man sich überzeugt, seine Wohlthaten einem dankbaren Menschen zu spenden. Hingegen verscheucht der Undank alle Gnade Gottes und alle Gunst der Menschen. Er verhärtet, wie der Nordwind die Erde, alle Herzen; er verschließt alle Gnadenschätze.

8. Wo man am meisten Dank suchen sollte, findet er sich häufig am wenigsten.

Von den zehn Aussätzigen, welche Jesus einmal nach der Erzählung des Evangeliums Luk. 17. heilte, waren neun Juden, der Zehnte aber, der dankbar zurückkehrte, war ein Samarit. Der Evangelist hebt diesen Umstand sehr bestimmt hervor, und Jesus selbst sagt nicht ohne schmerzliches Befremden: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme, als dieser Ausländer. Sehet, die dem Volke angehören, welches sich das auserwählte nannte, welches sich seiner bessern Gott=Erkenntniß rühmte, welches der Herr mit seinen Segnungen ausgezeichnet hatte vom Anfange, die ziehen hinweg, als habe Christus ihnen eine schuldige Pflicht geleistet und denken des Retters nicht mehr. Ein Mann aus dem verachteten Stamme der Samariter kehrt zurück, fällt dem Heiland zu Füssen und dankt ihm in einer Weise, die da zeigt, sein Herz ist voll von dem Gefühle dessen, was der Herr Großes an ihm gethan hat. Diesen Hinweis, den uns in diesem besondern Falle die Wirklichkeit gibt, wiederholt uns im Allgemeinen der Gottmensch in dem schönen Gleichnisse vom großen Gastmahle. Auch da sind es die Juden, die Bevorzugten, die Erstgeladenen, die mit richtiger und reinerer Erkenntniß des Höheren Ausgestatteten, welche den Ruf des Herrn, seine Einladung zum großen Gottesreiche, zu dem heiligen Lebensmahle nicht hören, und wo sie ihn hören, nicht achten, sondern dem Irdischen, dem Eiteln und Vergänglichen nachgehen, der Eine dahin und der Andere dorthin; während die Heiden, die auf den Strassen und Gassen der Stadt, und die auf den Landwegen und an den Zäunen, der Einladung folgen; daher denn das Gleichniß mit dem ernsten Worte schließt: Keiner von den Männern, die geladen waren, soll mein Abendmahl verkosten.

Wie hier im Evangelium, so ist's im Leben, und noch heute und besonders in diesen Tagen. Viele Heidenvölker nehmen unsere Missionäre mit Freuden auf, erkennen die himmlische Wahrheit der Kreuzeslehre, und preisen Gott mit dankbarem Herzen, der ihnen das Heil der Erlösung gesendet hat; und Christen, die im Lichte dieses Erlösungsheiles geboren und erzogen sind, zu denen die Segnungen von

langen Jahrhunderten reden, die all' das Gute und Schöne, was sie besitzen und genießen, diesen Segnungen zu danken haben, sind nicht nur alles Dankes baar und ledig, sondern verbinden sich unter einander zu Haufen, um wider die Wahrheit des Himmels anzukämpfen und ihr Heil mit Füßen zu treten. Menschen, die in weiter Ferne zerstreut, ohne Tempel, ohne Priester, ohne Sakramente dahinleben müssen, und zu denen nur selten das Wort des Evangeliums aus dem Munde seiner Verkünder dringt, seufzen darnach mit heißem Verlangen, und möchten um jedes Opfer sich die Lehren und Tröstungen und Gnaden der Kirche erringen; und Menschen, die sich ohne Zuthun diese Lehren, Tröstungen und Gnaden dargeboten sehen, kehren ihnen undankbar den Rücken, schwelgen und taumeln aus einer Woche in die andere, und des Tempels hehre Glockentöne, und die Andachtsstunden an Sonn- und Festtagen, und die rührenden Heilszeiten allzumal, durch welche das Kirchenjahr uns führt, haben für sie keine Bedeutung mehr. Solche, die erst spät die schöne, heilige Glaubenswelt erkennen, in welche die Kirche uns führt, und für die sie uns weiht, erfassen mit dankbarem Hochgefühle ihr Glück und preisen den Herrn, der sie aus einer Dürre und Oede und Verlassenheit auf die frischen, fruchtbaren, erquicklichen Auen seiner Weide geleitet hat; und Solche die von dem ersten Hauche ihres Lebens an der Mutterbrust der Kirche gelegen, und von Jugend auf an ihrem Heilstische sich genährt, und mit ihren Heilsfrüchten sich überschüttet gesehen, tragen noch kaum einen Gedanken, ein Bewußtseyn, von den Gnaden in sich, mit denen der Höchste ihren Weg so reich gezeichnet hat. Wie der Herr und Meister selber, so wird seine Kirche gar Vielen zum Falle, nicht zur Auferstehung, weil sie nicht mit dankbarer Ehrfurcht den siebenarmigen Leuchter des wahren Lichtes und Heiles erkennen, sondern in undankbarem Stolze die armselige Lampe ihres eigenen Verstandes darüber erheben. Und wie das in dem höheren Lebensgebiete der Fall ist, so in dem niedern; wie wir die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott oft dort am meisten vergessen sehen, wo wir sie am ehesten erwarten könnten, so verhält es sich mit der Dankbarkeit gegen die Menschen. Eigene Kinder, für die ihr Alles geopfert, kränken euch bis in den Tod, während Fremde eine geringe Wohlthat

euch mit dankbarer Liebe vergelten. Nahe Angehörige, die ihr mit seltener Hingebung aus Noth und Elend errettet, haben kein Gedächtniß für eure Sorgfalt, während Fernstehende einen werthlosen Dienst im unvergeßlichen Herzen tragen. Freunde und Glaubensgenossen, in derem Innern ihr euch einen Altar der Dankbarkeit errichtet zu haben wähntet, lohnen euch mit Neid und Verläumdung, während Solche, die weder das Leben noch die Ueberzeugung euch näher verbunden, euern Gesinnungen wie euren Handlungen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(cf. Homilien von Dr. H. Förster, Domherrn, Domprediger ꝛc. in Breslau 2. Bd.)

9. Die Dankbarkeit ist eine seltene Tugend unter den Menschen.

Gottes Segenshand führt uns in das Daseyn; unter den Gaben dieser Segenshand wachsen wir auf; unter der Leitung dieser Segenshand bildet sich unser Geist, erstarkt unsere Liebe, gestalten sich unsere Verhältnisse. Wo Freuden unsere Herzen erquicken, von Oben sind sie uns gegeben. Wo Leiden unser Gemüth läutern, der Herr hat sie gesendet. Wo wir auf lichten oder dunkeln Wegen dem großen Endziele zuwandern, das uns gesetzt ist, Gott führt uns immer und überall, wie es gut ist: wenn wir nur sehen wollen mit sehenden Augen und hören mit hörenden Ohren! Und doch, wie Viele sind denn, die dieses segensvolle Walten ihres himmlischen Vaters mit dankbarem Herzen erkennen, und von diesem Erkennen Zeugniß geben, nicht mit müssigen Gefühlen und Worten, sondern mit ihrem Wirken und Leben! Wie Viele sind, denen kaum ein dankbarer Aufblick nach Oben am Morgen und am Abende Bedürfniß ist; die aus einem Tag in den andern hineinleben, und in der Welt, und so ganz in der Welt ihr Denken und Trachten aufgehen lassen, daß ihnen für ihren Schöpfer, Erhalter und Richter kein Raum mehr bleibt! Ach, wie Viele sind, die sich sogar abmühen, jede Erinnerung an den geoffenbarten Gott los zu werden, und Den, vor dessen Namen sich beugen sollen die Kniee derer, die da sind im Himmel, auf Erden und unter der Erden, bald in der Natur zu verflüchtigen, bald in ihrem eigenen hochmüthigen Geiste seinen Platz anzuweisen. Durch Nichts

hat uns Gott eine solche Liebe gezeigt, als daß er seinen eigenen eingebornen Sohn für uns dahin gegeben, und in Nichts offenbart sich eine größere Liebe, als daß, der da hätte Herrlichkeit haben können, die Schmach erwählte und den Schmerz, und gehorsam ward bis in den Tod, ja in den Tod am Kreuze, damit wir nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Es hat diese Liebe eine Höhe, zu welcher wir mit unsern Empfindungen nicht hinaufreichen; sie hat eine Tiefe, die wir mit unsern Gefühlen nicht ausmessen; sie hat eine Herrlichkeit, vor der wir niedersinken müssen in den Staub und anbeten. Und doch, wie Viele sind denn, die ihren Heiland und Erlöser mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und allen ihren Kräften umfassen? Wie Viele sind, die mit dem hl. Bonaventura nach dem Kreuze Christi verlangen, um daran die brennende Gluth ihres dankbaren Herzens zu kühlen? Ach, wie Viele sind im Gegentheile, denen das Kreuz des Welterlösers eine Thorheit, ja ein Aergerniß ist! Und, großer Gott! wie Viele sogar, die mit eben dem Eifer wider die göttliche Würde ihres Heilandes sich auflehnen und freveln, mit welchem sie dieselbe verherrlichen und anbeten sollten!

Und in der Kirche hat uns Christus den göttlichen Haushalt seines Erlösungsheiles und die unendlichen Segnungen dieses Heiles vererbt, daß wir in ihr die geistige Mutter erkennen und lieben, welche, wie sie mit ihrer Himmelsweihe uns bei dem Eintritte in dieses Leben empfängt, mit diesen Weihestrahlen unsern Pilgerpfad segnet, und uns leuchtet durch die Grabesnacht hindurch bis ins ewige Himmelsland. Und doch, wie Viele sind denn, die in der Kirche ihre geistige Mutter ehren, die ihre Heilssegnungen mit dankbarem Vertrauen gebrauchen, die ihre Mahnungen und Weisungen mit Kindestreue und Kindesdemuth folgen? Gebärden sich in unsern Tagen viele Christen nicht, als müßte die Kirche ihnen danken, wenn sie nur ihre Segnungen nicht verachten? Ja gibt es nicht Tausende, die diese Segnungen wirklich verwerfen, und blind und taub für all' das Große und Herrliche, das die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten auf Erden geschaffen, für dieselbe kein Herz mehr haben, und in der Verhöhnung und Verspottung, ja in der Verfolgung derselben eine Ehre suchen? Darf es uns dann noch befremden, wenn die Unterthanen wider die Fürsten, die Kinder

wider die Eltern, die Schüler wider die Lehrer, die Jugend wider das Alter sich auflehnen, und von allen Seiten die Beispiele einer herz- und gemüthlosen Undankbarkeit uns entgegentreten, dabei es sprichwörtlich geworden ist: Wer seinen Brüdern Gutes erweist, der rechne nie auf Dank! (Dr. Försters Homilien ꝛc.)

10. Wer vorzüglich auf unsere Dankbarkeit Anspruch hat.

Unsere Dankbarkeit verdienen vorzüglich:

I. Gott. Er ist der erste und allgemeine Vater der Menschen, der reich an Liebe ist, dessen Barmherzigkeit keine Zahl hat, und dessen Güte ein unendlicher Schatz ist. Er öffnet seine Hand und erfüllt Alles mit Segen. Was besitzest du, o Mensch! fragt der Apostel, das du von ihm nicht empfangen hättest? Ja, was besitzen alle Menschen, alle Geschöpfe, das nicht ein Ausfluß seiner unendlichen Liebe wäre? All unser Daseyn, unsere Erhaltung, unsere Fortdauer, alle Güter des Leibes und der Seele sind seine Gaben. Und was noch Alles übertrifft, so sendete er uns seinen eingebornen Sohn als Erlöser, um uns an dem Reiche seiner Herrlichkeit theilnehmen lassen zu können. O wie gut ist unser Gott, und welchen Dank sind wir ihm für alle seine Gnadenerweisungen schuldig! Nach Gott nehmen den ersten Platz ein:

II. Die Eltern. Was thun und leiden sie um ihrer Kinder willen! Mit welcher Liebe trägt die Mutter das Kind unter ihrem Herzen, unter welchen Schmerzen bringt sie es zur Welt! Wie viele Sorgen und Kümmernisse macht ihm seine Pflege, wie viele schlaflose Nächte opfert es ihm! Arbeitet der Vater nicht unausgesetzt für das Wohl der Seinigen? Wie viel Schweiß preßt ihm diese Sorge aus? Wie unermüdet ist er, daß den Seinigen es an Nichts mangelt? O wie viele Wohlthaten empfangen die Kinder von ihren Eltern! Wahrlich, sie sind nach Gott die einzigen und fruchtbarsten Kanäle, durch welche den Kindern alle Gnaden zuströmen. Und sie sollten nicht die größten Ansprüche auf die Dankbarkeit ihrer Kinder haben?

III. Die Seelenhirten, Lehrer und Obrigkeiten, unter deren Aufsicht man stehet, und die auf was immer für eine Art auf unser Wohl einwirken. Da von ihren Amtsbemühungen

so viel abhängt und sie so großen Einfluß auf unser ewiges Wohl haben, so ist es billig, daß wir gegen sie die Pflicht der Dankbarkeit beobachten.

IV. Endlich haben Alle auf unsere Dankbarkeit Anspruch, die uns entweder leibliche oder geistige Wohlthaten erweisen; denn der Dank ist ja das lebhafte Gefühl der Verbindlichkeit, erwiesene Wohlthaten zu würdigen und wo möglich zu erwiedern.

11. Wahre Dankbarkeit gibt überall Gott die Ehre.

Die Pflicht der Dankbarkeit erfüllen wir noch nicht, wenn wir zwar im Stillen empfinden, wie viel von Gottes Segen abhängt, aber es vermeiden, davon offenes Zeugniß zu geben; wenn wir wohl vom guten Glück, von günstigen Umständen, von erwünschten Zufällen sprechen, die uns zu Statten gekommen sind, aber nicht von dem, der die Verhältnisse gestaltet, und jeder Erscheinung ihren Ort anweist und ihre Stunde; wenn wir für Einwirkungen, die recht deutlich von Oben kommen, keinen Blick haben, und in Allem nur eine Folge unserer Weisheit, unserer Kraft und Thätigkeit sehen. Menschen zumal, die nie über das Sichtbare sich erheben, weil nur in den Gränzen der sinnlichen Welt ihr Geist sich bewegt und ihre Aufmerksamkeit, haben oft keinen Begriff davon, was es heiße: Gott die Ehre geben. Sie verherrlichen den Fürsten, der Recht und Gerechtigkeit übt im Lande, aber an den, der die Herzen der Könige lenkt, denken sie nicht. Sie preisen die Helden, welche das Vaterland schützen vor den drohenden Verwüstungen des Krieges, aber an den, der den Sieg gibt in Kämpfen und Schlachten, denken sie nicht. Sie ehren den Fleiß des Landmannes, dessen wohlbebaute Felder in reichem Segen prangen, aber an den, der das Gras wachsen läßt für das Vieh, und die Saat zu Nutzen der Menschen, denken sie nicht. Sie danken dem Wohlthäter, dessen Mitgefühl ihnen eine milde Gabe zuwendet, an den aber, welcher jenes Mitgefühl auf sie hingewiesen, denken sie nicht.

Der Christ bleibt nie bei den sichtbaren Ursachen der Erscheinungen stehen, überall thut sich eine unsichtbare Welt ihm auf, überall erkennt er eine höhere Ordnung der Dinge, überall gewinnt durch Beziehung auf das Himmlische sein irdisches Daseyn

erst Werth und Bedeutung. Nimmt dann sein Schicksal eine glückliche Wendung, er wird die Brüder nicht übersehen, die dafür gewirkt haben und thätig gewesen sind; sein erster Dank aber gehört dem, der die Schicksale aller Menschen leitet, und sich der Guten und Bösen bedient zu Werkzeugen seiner Gnade. Errettet, und vielleicht mit eigener Gefahr, ein Mitmensch ihn aus leiblichem oder geistigem Verderben, er wird des Retters nie vergessen und nie dessen, was er an ihm gethan; sein erster Gedanke aber gehört dem, der seinen Engeln Befehl gibt, daß sie uns schützen und bewahren. Tritt ein Menschenfreund in seine Hütte und bringt seiner darbenden Armuth Erquickung und Hilfe, er wird's ihm lohnen, und wäre es auch nur mit stummem, feuchtem Dankesblicke; vor Allem aber erhebt er diesen Blick zu dem, der die Erquickung sendet zur rechten Zeit und die Hilfe in der größten Noth Allen, die ihm vertrauen. Bei solchem Sinne, und das ist der rechte Christensinn, versteht das himmelangewandte Herz auch da zu danken, wo der eitle Weltmensch nur Klagen, Murren, selbst Verwünschungen hat; da, wo Gottes Gnade sich oft herrlicher erweist, als in Glück und Freude, ich meine in Schmerz und Sorge und schweren Prüfungen; da, wo kein rettender Engel in Menschengestalt erscheint, sondern der Dulder, mit seinem himmlischen Vater allein die Leiden, aber bei seinem dankbaren, Gott erfüllten Herzen auch die Freuden des Kreuzes Christi fühlt.

12. Wie sich die Dankbarkeit im Allgemeinen äußert.

Die beßte Art und Weise, wie sich die Dankbarkeit äußern soll, gibt uns der hl. Thomas von Aquin an die Hand. Es soll nämlich der mit Wohlthaten Begnadigte diese

a) erkennen,
b) achten,
c) nach Möglichkeit erwidern.

Der Dankbeflissene muß vor Allem die empfangene Wohlthat erkennen; denn wo die Erkenntniß fehlt, bleibt das Herz gefühllos. Und soll es wohl eine Schwierigkeit haben, eine Wohlthat kennen zu lernen, wo sie sich von selbst kennbar macht? Soll ein Hungriger die Güte desjenigen nicht wahrnehmen, der ihn speiset? An

und für sich kann eine Wohlthat eben so wenig unkennbar bleiben, als das Tageslicht einem Sehenden verborgen ist. Wenn daher bei Jemanden eine Wohlthat nicht zur Erkenntniß kömmt, trägt nur seine Verdorbenheit die Schuld daran. Darunter sind all diejenigen zu zählen, welche die genossenen Wohlthaten in Vergessenheit stellen, oder verleugnen, oder es für eine Schuldigkeit ansehen, daß man ihnen Gutes erweise.

Die Dankbarkeit verlangt ferner, daß man die empfangene Wohlthat schätze, und in Folge dessen den Spender derselben liebe und achte. Diese Liebe und Achtung bleibt nicht bloß im Herzen verschlossen, sondern äußert sich auch in Worten. Ein solcher Mensch äußert in dieser Beziehung seinen Dank gegen Gott durch Lobpreisungen und Erhebungen seiner Güte, und hierbei ergießt sich das dankbare Herz gerne in heilige Gesänge: so thaten Moses, David u. s. w. Gegen seines Gleichens aber äußert er seinen Dank, indem er stets zum Beßten seines Wohlthäters redet und seine Ehre zu verbreiten sucht. Er ermuntert sich mit den Worten der hl. Schrift: Auf, meine Seele, preise den Herrn, meinen Wohlthäter! Psl. 102. Er nimmt sich, ähnlich jenem Blindgebornen im Evangelium, um die Ehre seines Wohlthäters auch mitten unter seinen Feinden an. Joh. 9. Er macht das Gute, welches ihm gespendet worden ist, mit jenem Gichtbrüchigen bei Joh. 5. allenthalben bekannt, um die Ehre seines Wohlthäters zu verbreiten. Er fragt ohne Unterlaß sein Herz mit David: Was soll ich dem Herrn, meinem Wohlthäter, erwidern, für alles Gute, was er an mir gethan hat? Gegen diese Pflicht sündigen nun diejenigen, welche es unterlassen, ihren Dank auch mündlich auszudrücken, welche die empfangenen Wohlthaten verachten, oder wohl gar davon Anlaß nehmen, ihren Wohlthäter zu betrüben und zu beleidigen. Demnach ist es großer Undank, wenn christliche Eltern und Kinder ihr Morgen-, Abend- und Tischgebet versäumen; Undank ist es, wenn es Solche gibt, welche oft wider ihre Wohlthäter und die empfangenen Wohlthaten murren, ähnlich den Israeliten in der Wüste, die bei allen Wundern, welche Gott für sie gewirkt, dennoch gegen ihn und seinen Diener Moses fortwährend in Aufruhr begriffen waren; grober Undank ist es, wenn

man sich bis dahin vergißt, daß man seinem Wohlthäter Uebles nachredet und ihn verleumdet.

Wer übrigens die Wohlthat achtet, wird sie auch nach dem Willen des Gebers anwenden, und ist dieser Wille auch nicht in jedem einzelnen Falle ausgedrückt, so wird ihn der Empfänger doch immer leicht errathen. Mißbrauch der genossenen Wohlthaten ist zugleich der abscheulichste Undank, so wie im Gegentheil die gute Anwendung derselben der erste und zugleich beßte Dank ist, der abgestattet werden kann.

Endlich bringt es die Pflicht der Dankbarkeit mit sich, die empfangene Wohlthat nach Möglichkeit zu vergelten. Dieser Dank fordert in Hinsicht auf Gott die Beobachtung seiner Gebote; denn Niemand kann Gott anders dienen, als durch Haltung seines heiligen Gesetzes. Dem Nächsten aber kann man nicht selten die genossene Wohlthat selbst durch ähnliche Gefälligkeitsbezeugungen wieder zurückgeben. Diese Pflicht haben vorzüglich die Kinder gegen ihre Eltern, wenn diese alt und dürftig geworden sind. Wer aber in der That nichts zurückgeben kann, versäume wenigstens nie, für seine Wohlthäter zu beten. Gott kann viel reichlicher vergelten, als die Menschen es vermögen, und das aufrichtige Gebet des Armen erhört er gerne.

13. Wahre Dankbarkeit gründet sich nicht auf Eigennutz, sondern auf innere Achtung und Liebe gegen den Wohlthäter.

Wenn sich Jemand nur durch äußere Vortheile zu seinem Wohlthäter hingezogen fühlt, so ist nicht er es, den er liebt, sondern der Vortheil, welcher ihm zugewandt worden ist. Eine solche Dankbarkeit kommt aus keiner reinen Quelle, sie ist dem Eigennutz entsprungen, und unterscheidet sich deßwegen wenig von der Erkenntlichkeit der Thiere, die ebenfalls ihre Wohlthäter liebkosen, um sie zu neuen Wohlthaten zu bewegen. Wer dankbar ist in der wahren Bedeutung des Wortes, der freuet sich zwar auch des Guten, welches er von seinem Wohlthäter empfängt; denn als einem sinnlichen Wesen ist es ihm angenehm, wenn er Bedürfnisse befriediget sieht, die ihn bisher empfindlich drückten. Was ihm aber vorzüglich bei der ertheilten Hilfe Freude gewährt,

ist das zarte Pflichtgefühl, welches er bei seinem Wohlthäter antrifft; die hohe Uneigennützigkeit, mit welcher er seine Wohlfahrt zu vermehren strebt; die großmüthige Aufopferung und Verleugnung seiner selbst, mit welcher er an dem Glücke eines Fremden arbeitet; mit einem Worte, der reine Wille ist es, den wir in unserm Wohlthäter verehren. Daher kommt es, daß wir, wenn wir wahres Dankgefühl in unserm Herzen tragen, uns nicht nur denjenigen Personen für verbunden achten, die uns wirkliche Dienste leisteten, sondern auch denen, die gerne zu unserm Glücke beitragen wollten, wenn sie nur könnten. Der bloße Wille des Menschenfreundes, unsere Zwecke als die seinigen zu befördern, reicht hin, uns Achtung und Liebe gegen ihn einzuflößen und sein Andenken uns ewig theuer und unvergeßlich zu machen. Die Dankbarkeit ist so unvergänglich und allumfassend wie die Liebe. Sie stirbt nie, wenn sie einmal erwacht ist, und denkt nicht nur an die Lebendigen, sondern auch den Todten bringt sie dieß schöne Opfer frommer Ehrerbietung dar. Sind wir wahrhaft dankbar, so wohnt in unserer Seele ein herzliches Wohlwollen gegen unsern Wohlthäter. Diese Gefühle bewahren wir ihm jeder Zeit, und eine angenehme Pflicht ist es uns, ihm bei jeder Gelegenheit auszudrücken, daß wir mit der innigsten Hochachtung gegen ihn erfüllt sind und damit die wärmste Theilnahme an allen seinen Freuden und Leiden verbinden. O wie Wenige üben diese herrliche Tugend! Wie oft ist unser Dank nur eine Heuchelei, nur erzwungenes Wesen! Wie oft dienen wir mit unserm Danke unserem Vortheile, indem wir nur deßwegen dankbar sind, um neue Wohlthaten zu erhalten. Schämen wir uns eines solchen Betragens, und fangen wir einmal an, die Tugend der Dankbarkeit auf eine Gott wohlgefällige und uns verdienstliche Weise zu üben!

14. Wie gut und nützlich die Dankbarkeit sei.

Was können wir Besseres im Herzen tragen, mit dem Munde darbringen und der Feder ausdrücken, sagt der hl. Augustin, als das: Gott sei Dank. Man kann durchaus nichts Kürzeres sagen, nichts Fröhlicheres hören, nichts Größeres verstehen, nichts Fruchtbareres aussprechen als dieses.

Gott selbst schätzt die Dankbarkeit so hoch, daß, wenn er sei-

nem Volke irgend eine bedeutende Wohlthat erwies, er auch wollte, man solle ihm einen Lobgesang anstimmen. „Opfere Gott ein Opfer des Lobes" Psl. 49, 14. Wir haben daher die hl. Schrift voll von Lobliedern, welche die Heiligen und die Kinder Israels zur Danksagung für empfangene Wohlthaten sangen. Der hl. Hieronymus sagt, es sei eine Tradition der Hebräer gewesen, daß der König Ezechias bis auf den Tod krank geworden sei, weil er nach jenem so wunderbaren Sieg, den ihm Gott wider die Assyrer verliehen, dem Herrn keinen Lobgesang angestimmt hatte.

Der Heiland ertheilte von jenen zehn Aussätzigen, welche er geheilt, demjenigen, der wieder zurückkehrte, ihm für die Wohlthat zu danken, großes Lob; die übrigen neun tadelte er aber, weil sie undankbar gewesen waren. Sind denn nicht zehn, fragt der Heiland mit Verwunderung, rein geworden? Wo sind denn die neun? Es hat sich keiner gefunden, der wieder umkehrte und Gott die Ehre gab, als dieser Auswärtige. Luc. 17, 17.

Die Dankbarkeit ist außerdem ein vortreffliches Mittel, den Tugendeifer anzufeuern. Sie stellt uns die Güte Gottes vor Augen, dessen größtes Vergnügen es ist, bei den Menschen zu seyn und sie mit seinen Wohlthaten zu überhäufen. Wie sehr muß nicht diese Betrachtung zur Tugend ermuntern? Die Dankbarkeit überzeugt uns einerseits von der Größe Gottes, der sich zum Menschen herabwürdiget, ihn zu beglücken, und anderseits von der Geringfügigkeit des Menschen, der nicht das Mindeste zu verdienen fähig ist. Was bewegt uns mehr, als dieses Bewußtseyn zur Demuth, welche zugleich die Grundlage aller Vollkommenheit ist?

Die Dankbarkeit ist zugleich das sicherste Mittel, sich einen Gutthäter geneigt zu machen und sein Herz zu gewinnen. Man bekennt dadurch, daß man in einer Art von Abhängigkeit von ihm stehet; man demüthiget sich vor ihm. Dieses bahnt den Weg zu neuen Wohlthaten für die Zukunft bei Gott und den Menschen.

15. Die Dankbarkeit ist für Jedermann eine unerläßliche Pflicht.

Wer immer Gutes genossen, hat gegen seinen Wohlthäter die unerläßliche Pflicht der Dankbarkeit. Denn Wohlthaten annehmen, ohne sich dem Geber derselben durch Dank verpflichtet zu halten,

heißt denselben als bloßes Mittel für sich betrachten und ihn zu einem Werkzeug zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten herabwürdigen. Denn was thut doch derjenige, der sich der Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter schuldig macht? Kommt er ihm, wie es seine Pflicht wäre, mit herzlichem Wohlwollen entgegen, und nimmt er Theil an seinen Leiden wie an seinen Freuden? Nein; denn er liebt Niemand außer sich selbst, will keines Menschen Glück, als nur sein eigenes. Legt der Undankbare, wie es die Erkenntlichkeit verlangt, seinem Gönner irgend ein Verdienst um ihn bei? Gewiß nicht; denn Alles, was derselbe für ihn that, ist kaum der Rede werth und nichts als Schuldigkeit. Nimmt der Undankbare beim Gebrauch der empfangenen Wohlthaten auch nur die mindeste Rücksicht auf den Willen des großmüthigen Gebers? Abermals nicht; er wendet dieselben an, wie Laune, Willkühr und Genußlust es ihm gebieten, unbekümmert darum, ob er dem Geber dadurch Kummer oder Freude verursacht. Sucht er dem Beförderer seines Glückes auch nur die geringsten Gefälligkeiten zu erweisen? Um so weniger, da er ihn nur als ein Wesen betrachtet, das ihm zu dienen schuldig ist. Heißt nun dieses nicht seinen Wohlthäter auf schamlose Weise mißbrauchen und alle Liebe ihm aufkündigen? Und ein solches Betragen sollte nicht strafbar, die Dankbarkeit hingegen keine heilige Pflicht seyn? Um so mehr muß sich jedes Christenherz der Dankbarkeit befleißen, ein je häßlicheres Laster die Undankbarkeit ist. Der hl. Bernard vergleicht den Undank mit einer düstern Wolke, welche das helle Licht der Sonne verfinstert; mit einem Damm, der den Bach von der Quelle trennt; mit einer Scheidewand, welche zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe aufgerichtet wird.

Die Pflicht, empfangene Wohlthaten mit Dank zu erwiedern, ist so sehr in der Natur gegründet, daß auch die rohesten Völker sie nie mißkannt haben. Das Laster des Undankes erweckt allgemein solchen Abscheu, als hätten diejenigen, welche damit behaftet sind, ein schwarzes Herz, und als würden sie sich dadurch weit unter die Würde eines Menschen herabsetzen. Das Thier selbst zeigt sich ja dankbar gegen den, von welchem ihm Gutes geschehen ist. Und wie, der Christ soll sich mit der Schande des Undankes brandmarken? O möge dieses Laster nimmermehr im Schooße der

Gläubigen gefunden werden, da es selbst von den Ungläubigen verabscheuet wird!

16. Dankbarkeit gegen den Wohlthäter ist eine vorzügliche Stütze thätiger Nächstenliebe.

Es ist allerdings wahr, daß wir aus Achtung gegen unsere Pflicht, aus Ehrfurcht gegen Gott und aus Liebe gegen den Mitmenschen Wohlthäter unserer hülfsbedürftigen Brüder werden sollen. Aber geleugnet kann es doch nicht werden, daß weit mehr Wohlthätigkeit unter uns seyn würde, wenn mehr Dankbarkeit herrschte. Selbst der wärmste Menschenfreund erkaltet nach und nach, wenn er seine Bemühungen für das Wohl Anderer verkannt, und mit Undank vergolten findet. Wenn er auch nicht träger, so wird er doch bedenklicher im Gutesthun. Wo er ehedem augenblicklich half, sobald er Noth erblickte, fängt er jetzt an, erst ängstlich zu untersuchen, ob der Leidende seiner Güte auch bedürftig sei, und so gehet oft der Zeitpunkt, in welchem er mit Erfolg dem Unglücklichen hätte helfen können, unbenützt verloren. Andere werden hingegen durch den Undank, welchen sie für ihre Wohlthaten schon so häufig einärndeten, vom Gutesthun völlig abgehalten. Die Hartherzigen endlich finden gerade im allgemeinen Undank einen erwünschten Vorwand, mit welchem sie ihre Fühllosigkeit und ihren Geiz entschuldigen.

Wie abscheulich erscheint also der Undank nicht auch von dieser Seite aus? Er ist die Ursache, daß vieler Menschen Herz sich verhärtet; daß Millionen Seufzer, welche die Noth auspreßt, ungehört und unbeachtet verhallen, und Millionen Thränen fließen, ohne Mitleid zu erwecken, ohne Wohlthätigkeit hervorzubringen.

17. Gott hat jederzeit von den Menschen Dank verlangt.

Der Herr hat den Menschen immer und überall die Pflicht der Dankbarkeit aufgelegt. Dieß deutete er schon durch den Umstand an, daß er ihn aus Erde schuf. Die Erde ist das Bild der Dankbarkeit; denn je mehr man Fleiß darauf verwendet, d. h. je mehr man sie bearbeitet, desto fruchtbarer wird sie. So soll auch der Mensch, je mehr Wohlthaten er empfängt, desto reichlichern Dank abstatten. Er soll die empfangene Wohlthat nicht verschwenden, sondern durch Dank gleichsam vervielfältigen. Daher sagt auch

der hl. Ambrosius: Laßt uns die Erde nachahmen, die den empfangenen Saamen reichlich vermehrt zurückgibt.

Die Menschen haben auch Gott jederzeit ihren Dank abgestattet, was vorzüglich durch Opfer geschah. Ein Opfer brachten aber schon Abel und Kain Gott dar. Kaum war Noa nach der Sündfluth aus der Arche gegangen, so baute er dem Herrn einen Altar und opferte ihm auf demselben Gen. 8, 19. Und es ist auch beigefügt, daß der Dank Noa's wie ein angenehmer Wohlgeruch zum Herrn emporgestiegen sei. Dasselbe beobachteten auch die übrigen Altväter, wie Abraham, Isak ꝛc. Sie vergaßen nicht, Gott ihren Dank abzustatten.

Wir wissen, daß Gott im alten Bunde verschiedene Feste verordnete. Dabei hatte er keine andere Absicht, als gewisse Wohlthaten in desto lebendigerm Andenken zu erhalten. Zu diesem Zwecke setzte er schon den Sabbath ein. Der Mensch sollte durch denselben fortwährend an die Wohlthat der Schöpfung erinnert werden, und Gott dafür Danksagungen abstatten, und daß er es um so ungehinderter thun könne, mußte er sich der knechtlichen Arbeiten enthalten. Das Passafest rief den Juden alljährlich wieder neuerdings die Wunder in das Gedächtniß zurück, welche Gott für sie bei ihrem Auszuge aus Aegypten wirkte; das Laubhüttenfest forderte sie auf zu Danksagungen für die Gnade, welche Gott ihren Vätern in der Wüste erwies, indem er ihnen Brod vom Himmel gab. Am Pfingstfeste feierten sie das dankbare Andenken an die Gesetzgebung am Berge Sinai. Im Levitikus liest man eine Menge von Vorschriften, welche bei Darbringung von Dankopfern zu beobachten waren; im Deuteronomium wird um derselben Ursache willen die Darbringung der Erstlinge verlangt.

Um Gott die Gefühle des Dankes auszudrücken, wurden verschiedene Gesänge und Loblieder verfaßt. Dahin gehören der Gesang, welchen Moses nach dem Durchzuge durch das rothe Meer anstimmte; das Lied der Debora, der Judith; die Psalmen Davids ꝛc.

Gott hatte dem Volke Israel kaum eine Wohlthat gespendet, ohne daß er ihnen die Pflicht der Dankbarkeit aufgelegt.

Noch viel nachdrücklicher fordert Gott im neuen Bunde die Pflicht der Dankbarkeit von den Gläubigen. Der Prophet Isaias, der den Zustand der christlichen Kirche prophezeite, sagt: Man

wird in ihr hören die Stimme des Dankes und des Lobes. Jes. 51, 3. Wie die Engel im Himmel fortwährend in Lobpreisungen und Danksagungen Gottes verharren, so sollten sich die Gläubigen auf Erden hierin mit ihnen vereinigen. Und dieß geschieht in der That täglich bei der hl. Messe. Denn nachdem der Priester die Gegenwärtigen aufgefordert hat: „Laßt uns Dank sagen Gott unserm Herrn", und diese geantwortet haben: „Billig und gerecht ist es", — fährt der Priester fort: „Ja billig und gerecht ist es, daß wir Dir überall und immer Dank abstatten." Und im fernern Verlaufe des Lobgesanges bittet er Gott, er möge ihre Stimme in Vereinigung mit den Engeln zu ihm dringen lassen. Zu diesem Zwecke ist auch das Breviergebet in der Kirche eingeführt, was nichts Anderes ist, als ein Lob- und Dankgebet. So erfüllet sich hier der Auftrag des Apostels: Redet mit einander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und jubelt dem Herrn in euern Herzen; danket allezeit für Alles Gott im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Eph. 5. Wie sehr Gott nach unserm Dank verlangt, drückt der hl. Paulus ein anderes Mal mit den Worten aus: Stattet Dank ab; denn dieß ist der Wille Gottes. 1. Thess. 5, 16.

Die hl. Schrift zeigt uns, wie es der Wille Gottes ist, daß man ihn für seine Wohlthaten preise und ihm dafür danke. Deßwegen stimmte die seligste Jungfrau Maria bei der Menschwerdung des Sohnes Gottes einen herrlichen Lobgesang an — das Magnifikat —; bei der Geburt selbst aber sangen die Engel in der Luft: Ehre sei Gott in der Höhe, und auch die Hirten lobten und priesen Gott für Alles, was sie gehört und gesehen hatten.

Christus selbst zeigt uns durch sein Beispiel, daß wir Gott für Alles danken sollen; denn so oft er ein Wunder wirkte, heißt es in der hl. Schrift: Er blickte zum Himmel auf und dankte. Dieses beobachtete der Heiland auch bei der Einsetzung des hl. Abendmahles. Matth. 26, 27.

18. Gott dem Herrn sind Danksagungen und Lobpreisungen höchst angenehm.

Wenn der königliche Prophet von den künftigen Zeiten der christlichen Kirche spricht, so sagt er: Opfere Gott ein Opfer des

Lobes, Psl. 49, 14. Er deutet damit an, daß in den christlichen Zeiten nach jenem unblutigen Opfer, das auf unsern Altären geschlachtet wird, das Opfer des Lobes und Dankes Gott das wohlgefälligste sei. Im Psalm 49, 9. aber läßt er Gott sagen: Ich will von deinem Hause keine Kälber und von deinen Heerden keine Böcke. Dazu bemerkt der hl. Augustin: Hier deutet der Prophet eine Aenderung der alten Opfer an, und verkündet den Gläubigen das Opfer des Lobes. — Wie angenehm dem Herrn Lob- und Dankopfer sind, spricht er deutlich aus Psl. 49, 23: „Ein Lobopfer wird mich ehren."

Ein alter Schriftsteller, Philo, bedient sich des Vergleiches: Um wie viel das Gold besser ist als die Steine, um so viel sind Gott Danksagungen angenehmer als geschlachtete Opferthiere.

In der hl. Schrift lesen wir, daß schon in den ersten Zeiten Abel und Kain Gott Opfer darbrachten. Aber nur auf das Opfer des Abels blickte der Herr wohlgefällig hernieder. Warum? Etwa weil sein Opfer in Thieren und das des Kains in Feldfrüchten bestund? Keineswegs; Gott sagt vielmehr: Soll ich das Fleisch der Stiere essen und das Blut der Lämmer trinken? — Die hl. Väter sagen, daß Abel mit seinem Opfer fromme Danksagungen verband; und dieß machte es bei dem Herrn angenehm. Abel, sagt der hl. Ambrosius, opferte dem Herrn mit frommen, dankbarem Herzen, und dieß machte sein Opfer Gott wohlgefällig.

Christus heilte einmal zehn Aussätzige und schickte sie dann fort, das im Gesetze verordnete Opfer zu entrichten. Einer kehrte aber, als er sich rein sah, wieder zurück, und verherrlichte Gott mit lauter Stimme Luk. 17. Der Heiland tadelte ihn darüber, ungeachtet er es versäumte das vorgeschriebene Opfer zu entrichten, nicht nur nicht, sondern lohte ihn sogar noch. Der Geheilte brachte nämlich Gott ein viel angenehmeres Opfer dar, als im Gesetze verordnet war, — das der Danksagung; denn es heißt: Er fiel auf sein Angesicht vor seine Füße hin und dankte. Luk. 17, 16.

Der König David wurde von Gott unendlich vieler Wohlthaten theilhaftig; es fehlte ihm nicht an Heerden oder an andern Schätzen, um dieselben als Opfer darzubringen; aber er wußte, daß es für Gott noch etwas Angenehmeres gebe, als dieses, nämlich Danksagungen, und daher brachte er diese Gott dar. „Ich will

dir opfern das Opfer des Lobes und deinen Namen anrufen" Psl. 115, 17. Daher sagt der hl. Chrysostomus: Nichts ist Gott so angenehm, als ein dankbares Herz und Danksagungen; für alle Wohlthaten, die er uns täglich in solcher Fülle erweiset, verlangt er nichts anders, als Dank.

Job brachte Gott täglich ein Opfer für seine Kinder dar, daß sie vor Sünden bewahrt blieben. Als er eben erfuhr, daß sie durch den Einsturz des Hauses getödtet seien, opferte er für sie weder ein Kalb noch etwas Anderes, und doch bedurften sie wohl jetzt, da sie so plötzlich vor Gottes Gericht gerufen worden, um so mehr fremder Hülfe. Woher dieser scheinbare Widerspruch? Job wußte, daß es für den Herrn noch etwas Wohlgefälligeres gebe, als Opfer von Thieren; und dieß sind Danksagungen. Dieses Opfer brachte Job damals dar; denn er rief aus: Der Name des Herrn sei gebenedeit. Job. 1, 21. Darum schreibt der hl. Chrysostomus: Job brachte statt des Opfers Dank, indem er ausrief: der Name des Herrn sei gebenedeit.

19. Daß wir gegen Gott dankbar seien, dazu verpflichtet uns die Menge der Wohlthaten, die er uns erweiset.

Unendlich gütig und liebevoll bewährt sich Gott gegen uns Menschen, und unendlich sind die Wohlthaten, die er uns spendet. Es ist wahr, er ist sich zwar bei allen seinen Handlungen selbst Zweck, er schuf Alles um seiner selbst willen; allein es ist auch dieses unumstößliche Wahrheit, daß ihn überall die Liebe zu uns Menschen leitet. Und in so ferne kann man sagen, daß er aus Liebe zu uns Alles in das Daseyn gerufen hat, was nur immer unser Auge erreichen kann. Für uns hat er die Welt mit all ihren Schönheiten erschaffen. Für uns leuchtet die Sonne am Himmel, für uns scheine der Mond, für uns glänzen die Sterne, für uns prangt die Erde mit den Reichthümern ihrer Erzeugnisse, für uns trägt der Baum seine Früchte, für uns athmet die Blume ihren Wohlgeruch aus, theils zu unserm Nutzen, theils zu unserm Vergnügen ist eine Menge von Thieren in das Daseyn gerufen. Du kannst dein Auge nicht öffnen, ohne Beweise von der Liebe deines Herrn zu sehen; du kannst keinen Fuß bewegen, ohne auf eine

Wohlthat Gottes zu treten. An dir selbst schaust du eine Menge solcher Liebesbeweise; denn dein künstlich gebauter Leib, deine geraden Glieder, dein Leben, deine Gesundheit, sind lauter Wohlthaten Gottes. Er hat dir überdieß eine unsterbliche, nach seinem Ebenbilde geschaffene Seele eingehaucht.

Gott hat für uns nicht bloß eine Welt erschaffen; er erhält sie auch zu unserm Besten. Und dieses ist noch nicht die Summe seiner Wohlthaten. Er ist noch weiter gegangen, und hat uns in seinem eingebornen Sohne das Theuerste und Liebste gegeben, was er in seiner ganzen Allmacht besaß. Dieser Sohn Gottes ist für uns auf die Welt herabgestiegen, hat unsere Natur angenommen, ist uns in Allem gleich geworden, die Sünde ausgenommen, hat unsere Müheseligkeiten auf sich genommen, ist für unsere Sünden eingestanden und für sie gestorben. In seinem Blute sind wir rein gewaschen worden. Dieser Sohn Gottes hat für uns eine Kirche gegründet, sie mit so vorzüglichen Heilsmitteln ausgestattet. In dieser Kirche leben wir, während so viele Millionen von dieser Gnade ausgeschlossen sind; wir empfangen so oft die von ihm verordneten Heilsmittel; wir werden dadurch stark und kräftig zur Ausübung der Tugend.

Was uns Gott hier auf Erden gibt, ist noch wenig im Verhältniß zu dem, was er uns jenseits geben will. Wir sollen zu ihm in den Himmel kommen, und theilhaftig werden aller seiner Freuden; wir sollen ewig in seinem Schooße wohnen und mit ihm herrschen; er will dann von uns nichts mehr voraus haben, als seine Gottheit. Um dieses Ziel zu erreichen, verleiht er uns eine Menge von Gnaden und weiset gleichsam die Engel selbst zu unserm Dienste an, daß sie uns vor Sünden bewahren. Haben wir aber wirklich das Unglück in solche zu fallen, so will er sie uns nach seiner unendlichen Barmherzigkeit wieder verzeihen. O wie oft hat er uns auf diese Weise nicht schon vom Abgrunde der Hölle bewahrt!

Wer kann so viele und große Wohlthaten erwägen, ohne mit innigstem Danke gegen den Geber erfüllt zu werden? Darum sagt ein Kirchenlehrer: Wenn du den Himmel mit seiner Pracht, oder die Erde mit ihrer Schönheit ansiehst, ja wenn du dich nur selbst betrachtest, und nicht zum wärmsten Dank gegen Gott erfüllet wirst, so sage nicht mehr, daß du ein Gefühl habest. Jedes Geschöpf,

schreibt der hl. Antonius, ruft gleichsam dem Menschen zu: Accipe et redde! (Empfang und gib). Empfange, sagt z. B. das Feuer, von mir Wärme und Licht; aber gib auch, d. h. statte dafür deinem und meinem Schöpfer Dank ab.

20. Daß Gott Dank von uns verlangt, geschieht zu unserm eigenen Besten.

Wenn Gott von uns verlangt, daß wir ihm für seine Wohlthaten danken, so geschieht es nicht, weil er unsers Dankes bedarf; sondern es gereicht zu unserm Nutzen und Wohl, weil wir uns dadurch neuer Wohlthaten würdig machen. Der hl. Bernardus sagt: Gleichwie die Undankbarkeit und das Vergessen der empfangenen Wohlthaten Ursache ist, daß Gott den Menschen derselben beraubt, weil nämlich die Undankbarkeit ein versengender Wind ist, der die Quelle der Güte austrocknet, und den Thau der Barmherzigkeit verbrennt; — eben so ist die Dankbarkeit gegen Gott und die Danksagung für seine Wohlthaten Ursache, daß der Herr uns dieselben bewahrt, und andere neue Gaben und Gnaden hinzufügt. Und ein anderer Geisteslehrer bedient sich des Vergleiches: Gleichwie die Flüsse in das Meer laufen, welches so zu sagen ihre Quelle ist, um daraus neuerdings hervorzukommen: so entspringen für uns neue Gaben und Wohlthaten, wenn wir Gott die empfangenen mit Danksagung zurückgeben.

21. Wenn wir gegen Gott dankbar sind, machen wir ihn gleichsam zu unserm Schuldner.

Wir können Gott für alle Gnaden und Wohlthaten, die er uns erweiset, nichts Anderes geben, als daß wir dafür dankbar sind. Gerade durch die Dankbarkeit aber verdienen wir uns gleichsam neue Wohlthaten. Es gibt gewisse Quellen, die um so reichlicher strömen, je mehr Wasser man aus ihnen schöpft: so verhält es sich auch bei Gott; je mehr Wohlthaten wir mit dankbarem Gemüthe von ihm empfangen, desto reichlicher will er sie uns ertheilen. Daher nennt der hl. Chrysostomus die Dankbarkeit einen großen Reichthum. Und bei einer andern Gelegenheit sagt der hl. Kirchenlehrer: Laßt uns dankbar seyn; denn der Nutzen hievon kommt uns zu Guten.

Jesus Christus vergleicht seinen himmlischen Vater mit einem Sämann. Dieser streuet seinen Samen nur in ein fruchtbares Erdreich, von welchem er hoffen kann seiner Zeit Früchte zu ärnten. Auf gleiche Weise verlangt auch Gott von uns ein fruchtbares Erdreich, wenn er in dasselbe seine Wohlthaten ausstreuen soll: dieses fruchtbare Erdreich ist ein dankbares Herz. Einen dankbaren Menschen nennt der hl. Irenäus ein Werkzeug der Verherrlichung Gottes.

Alle Flüsse strömen in das Meer. Das Meer bedarf dieser Menge Wassers nicht, sondern vertheilt es wieder in alle Theile der Erde. So müssen auch wir alle empfangenen Wohlthaten durch die Dankbarkeit wieder dem Meere, d. h. Gott zurückgeben. Der Herr bedarf zwar unsers Dankes nicht; aber es ist ihm dieß eine Ursache, uns mit neuen Wohlthaten zu überhäufen. Die Dankbarkeit schreibt der hl. Chrysostomus bahnt uns den Weg zu neuen Wohlthaten.

Kaum war Noa nach der Sündfluth aus der Arche herausgegangen, so brachte er Gott ein Opfer dar, und der Herr sah höchst wohlgefällig auf seine Dankbarkeit herab und erwies ihm sogleich eine neue Wohlthat, gab ihm nämlich das Versprechen, daß er der Erde niemals mehr um der Menschen willen fluchen werde. Gen. 8, 1. Sieh, wie auch hier der abgestattete Dank für bereits empfangene Wohlthaten sogleich den Weg zu neuen bahnte! Dazu bemerkt der hl. Chrysostomus: Nichts anderes verlangt Gott von uns für seine Wohlthaten als Dankbarkeit, damit seine Güte dadurch Veranlassung bekömmt, uns neue zu ertheilen. Und der hl. Thomas von Villanova sagt: Bewegt dich die Liebe zu Gott nicht zur Dankbarkeit, so laß dich wenigstens von der Hoffnung auf neuen Lohn dazu treiben.

Mit der Dankbarkeit verhält es sich wie mit dem Ballspiel. So lange der Ball von den Händen der Spieler geschlagen wird, dauert das Spiel fort; wer ihn aber nicht schlägt, verliert: deßgleichen so lange wir Menschen dankbar sind, dauern die göttlichen Wohlthaten fort; wer aber seinen Dank nicht mehr abstattet, hat auch keine Ansprüche mehr auf neue Wohlthaten Gottes.

22. Die Dankbarkeit gegen Gott ist für den frommen Christen ein nothwendiges Bedürfniß.

Der fromme Christ folgt stets den Trieben seines Herzens, welche der gütige Schöpfer in seine Brust legte, um ihm die Ausübung seiner Pflichten zu erleichtern. Unter diesen nimmt die Dankbarkeit eine der ersten Stellen ein. Sie wird mit uns gleichsam geboren und begleitet uns bis zum Grabe, wenn sie nicht durch eine Reihe böser Thaten gewaltsam in uns ausgerottet wird. Denn der fromme Christ ist nachdenkend. Alles, was er empfängt und genießt, empfängt und genießt er mit Ueberlegung; er erkennt den Werth desselben und spürt der Quelle nach, woher es ihm gekommen ist. Wie könnte demnach derjenige fromm genannt werden, der Gottes Wohlthaten gedankenlos übersieht, ohne Empfindung sie genießt und des Gebers dabei nicht gedenkt. Der fromme Christ handelt nie ungerecht; er legt jedem bei, was ihm zukömmt. Daher erkennt er Gott auch für denjenigen, wofür er erkannt zu werden verdient; für den Urquell alles Guten, für den Vater der Liebe, für den höchsten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. Dieß aber weckt seine Dankgefühle. Der fromme Christ freuet sich des Guten, das er auf seinem Lebenswege antrifft. Daher nimmt er jede Gabe, welche ihm Gott schenkt, mit kindlichem Danke an und genießt sie im frohen Aufblick zu Gott. Auf diese Weise ist dem frommen Christen die Dankbarkeit gegen Gott ein natürliches Bedürfniß, und er wäre mit sich selbst unzufrieden, wenn er sie nicht abstattete.

23. Die Dankbarkeit gegen Gott ist ein wirksames Mittel, die Erfüllung mancher Pflichten uns zu erleichtern.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Dankbarkeit eben so die Erfüllung mancher Pflichten erleichtert, als der Undank sie erschwert; denn wie will der Gedankenlose, der in den Gütern dieser Erde und in den Hoffnungen jenseits des Grabes nicht findet, was seine Aufmerksamkeit regt und mit Dank ihn erfüllt, jene innige Liebe gegen Gott in seinem Herzen wecken, welche das Christenthum uns zur Pflicht macht? Nur der Dankbare, der Alles, was

er ist und hat, als ein Gnadengeschenk seines Schöpfers betrachtet, kann dieses. Je lebhafter er es empfindet, daß ein jeder Athemzug ein Geschenk Gottes, jeder Augenblick des Lebens seine Wohlthat, jede Kraft zum Handeln sein Werk ist: desto bereitwilliger unterwirft er sich dem Willen Gottes, desto gefahrloser werden für ihn die Versuchungen, desto leichter wird es ihm, allen Obliegenheiten, auch den schwersten nachzukommen. Wie will der sinnliche Weltmensch, der im thierischen Genusse irdischer Freuden seine Seele betäubt und abhärtet, zu jener thätigen Nächstenliebe gelangen, welche Jesus in all seinen Reden so laut und dringend empfiehlt? Nur der Dankbare, der im Besitze der von Gott ihm verliehenen Wohlthaten sich weit über seine Verdienste beglückt fühlt, öffnet sein Herz der Wohlthätigkeit. Die stets wiederkehrende Erfahrung, daß Gott die Liebe ist, schlägt jede menschenfeindliche Gesinnung in seinem Herzen auf immer darnieder, und ermuntert ihn, liebreich und wohlthätig, wie Gott ist, gegen seine Mitmenschen zu seyn. Sein dankbares Herz fließt allenthalben über von milder Heiterkeit, die er aus dem Anblick der überall sichtbaren Güte seines himmlischen Wohlthäters schöpft. Er ist erhaben über jenen Eigennutz, der im Dienste Anderer keinen Schritt vorwärts thut, ohne seinen eigenen Vortheil zu berechnen; über jene Gleichgiltigkeit, die sich nicht freuet mit den Fröhlichen, nicht betrübet mit den Traurigen; über jenen Uebermuth, der im Rausche sinnlicher Lüste alles Pflichtgefühl gegen Andere oft so schamlos aus den Augen setzt; über jene Unduldsamkeit, welche dem Nächsten nur überall mit Härte begegnet; über jene Trägheit, welche für die Beglückung Anderer nicht das Mindeste thun mag. Ein Herz, welches die göttlichen Wohlthaten mit frommem Danke empfängt und genießt, bewahrt uns vor all diesen Fehlern. Die Dankbarkeit gegen Gott äußert ferner den wünschenswerthesten Einfluß auf die Ruhe und den Frieden unserer Seele: sie verschafft uns die süßeste Freude des Herzens, nämlich das Bewußtseyn, daß Gott unser bester Vater ist, der uns wie seine Kinder liebt. Diese Tugend führt uns auch zum würdigen Gebrauch der von Gott empfangenen Wohlthaten. Wie viel Gutes kömmt uns also nicht mit der Dankbarkeit, und wie sehr sind wir verpflichtet, sie zu üben?

24. Wahre Dankbarkeit gegen Gott stützt sich auf Demuth.

Die wahre Dankbarkeit gegen Gott besteht nicht darin, daß du mit dem Munde sprichst: Ich danke dir, o Herr! für deine Wohlthaten. Du mußt allerdings auch mit dem Munde Danksagungen abstatten; aber das ist noch nicht genug, du mußt auch mit dem Herzen und in Werken danken, und dabei immer deine völlige Abhängigkeit von Gott und deine gänzliche Unterwürfigkeit fühlen. Damit dieß geschieht, mußt du nothwendiger Weise erkennen, daß alles Gute, welches du besitzest, von Gott kam; und mußt ihm Alles wieder geben und zueignen, ihm vor Allem die Ehre lassen, ohne dich irgend eines Dinges zu rühmen. Dieses wollte uns auch Christus, der Heiland, im Evangelium zu verstehen geben, als er nach der Heilung der zehn Aussätzigen, von denen nur ein Einziger zurückkehrte, um für die empfangene Wohlthat zu danken, zu diesem sagte: Es hat sich keiner gefunden, welcher zurückgekehrt wäre und Gott die Ehre gegeben hätte, als dieser Auswärtige. Luk. 17, 18. Und wenn Gott die Kinder Israels ermahnt, dankbar zu seyn und der empfangenen Wohlthaten nicht zu vergessen, so bringt er dasselbe wieder in Erinnerung: Habe Acht und hüte dich, daß du nicht dereinst des Herrn, deines Gottes, vergessest, und dein Herz sich erhöhe, und du uneingedenk seiest des Herrn, deines Gottes, der dich aus dem Lande Aegypten herausgeführt hat. Deut. 8, 11. Der größte Undank ist es, die Gaben Gottes sich selbst zuzuschreiben. Darum muß ein Jeder, der nicht undankbar seyn will, es einsehen und bekennen, daß Alles Gute dem Menschen nicht eigenthümlich zugehöre, sondern ihm gleichsam nur geliehen sei, und zwar nicht deßwegen, weil der Mensch es verdiente, sondern weil Gott gnädig ist. Das ist also die Erkenntlichkeit und Dankeserweisung und das Lobesopfer, womit Gott, unser Herr, geehrt seyn will, für die Wohlthaten und Gnaden, die er uns erweiset. Das ist die Erfüllung jenes Ausspruches: Dem Könige der Ewigkeiten, dem Unwandelbaren, dem Unsichtbaren, Ihm, dem alleinigen Gott, sei Ehre und Preis. 1. Timoth. 1, 17. Nur Gott allein, wie der hl. Paulus sagt, gebührt die Ehre von Allen. Ohne diese Gesinnung, d. h. ohne Demuth ist überhaupt kein Dank, am allerwenigsten gegen Gott möglich.

25. Was die Dankbarkeit gegen Gott überhaupt von uns verlangt.

Wenn wir Gott würdig danken wollen, so müssen wir uns

a) Vor Allem zu überzeugen suchen, daß Alles, was wir haben und genießen, Leben, Gesundheit, Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. Gottes Gabe ist. Und wie könnte dieses Jemand läugnen? Zwar sind wir auf demselben Wege, den die Natur überall betritt, wenn sie Thiere und Pflanzen hervorbringt, durch Fortpflanzung ins Leben getreten: haben wir aber die Ordnung festgesetzt, nach welcher wir ins Daseyn gingen? Ist es nicht seine Erbarmung, daß wir zur Würde des Menschen erhoben und der Gnade der Erlösung theilhaft worden sind? Hätte uns nicht auch in der Masse des Thierreiches unser Daseyn angewiesen werden können? Könnten wir nicht auch in den Gräueln des Heidenthumes geboren und erzogen worden seyn? Zwar haben sich unsere Kräfte des Leibes sowohl als der Seele nur langsam und unter dem Einflusse fremder Pflege und Hülfe entwickelt: haben wir aber selbst unser Leben erhalten? War es nicht Gott, der uns unsere Geburt überleben ließ, der bereits für unsere Nahrung gesorgt hatte, ehe wir noch da waren; der unsern Eltern die Mühe unseres Unterhaltes zur Lust, die Beschwerden unserer Erziehung zur Freude machte? Wodurch haben wir ferner unsere geraden Glieder verdient, die wir so oft muthwilligerweise augenscheinlicher Gefahr aussetzen? Zwar haben wir uns den Wohlstand, in welchem wir uns befinden, nicht ohne Fleiß verschafft, nicht ohne Sparsamkeit vor Abnahme gesichert; können wir uns aber deßwegen als die alleinigen Urheber dieses Glückes ansehen? War es nicht Gott, der das Werk unserer Hände segnete und unsere Unternehmungen gelingen ließ? So ist Alles in seiner letzten Quelle eine Gnade Gottes.

b) Wir müssen die Menge dieser göttlichen Wohlthaten erkennen, und uns derselben freuen, zugleich auch auf unsere Unwürdigkeit schauen. — Unendlich groß und viel, wie wir so eben hörten, sind die Wohlthaten, die uns Gott schon erwiesen hat; zahllos, wie der Sand am Meere sind sie; denn Alles auf der Welt ist Gottes Wohlthat: unser Leib mit seinen Kräften, Gliedmassen und Werkzeugen; unser Leben und dessen Erhaltung, unsere

Gesundheit, unser guter Name, unser zeitliches Besitzthum, unsere Seele mit ihren Gaben und Geschicklichkeiten, jeder gute Gedanke, jede fromme Entschließung, jede edle That. Auch Alles, was außer uns ist, die ganze Natur mit ihren Schönheiten, jeder Sonnenstrahl, der uns erwärmt; jede Pflanze, die uns nährt; jeder Morgen, der uns weckt; jede Nacht, die uns Ruhe verschafft, ist ein Geschenk Gottes. Auch jeder Freund, der uns liebt; jede frohe Stunde, die wir genießen; jedes Gedeihen unserer Arbeiten; jedes angenehme Ereigniß, das uns begegnet: Alles ist eine Gnade des Herrn. Diese unendlich vielen und großen Wohlthaten müssen wir erwägen, um wahren Dank abstatten zu können. Die Erwägung alles Dessen, muß uns mit Freude erfüllen; die Freude über die erhaltenen Wohlthaten aber ehrt den milden Geber und weckt zugleich den Dank noch mächtiger bei dem Empfänger. Zugleich müssen wir aber auch auf unsere Unwürdigkeit schauen. Wir sind vor Gott nichts als eine Hand voll Staub, belebt durch seine Güte; auf uns selbst gesehen, sind wir keiner Gnade werth, sondern verdienten vielmehr strenge Strafe. Wenn uns nun Gott dennoch Wohlthaten ertheilt, wie innig muß unser Dank seyn!

c) Wir müssen die empfangenen Wohlthaten gewissenhaft anwenden. — Es ist allerdings gut und löblich, wenn wir Gott unsere Dankbarkeit in Worten, durch Aeußerung eines erkenntlichen Herzens oder durch Hersagung solcher Gebete und durch Absingung solcher Lieder bezeugen, welche Freude über seine uns verliehenen Gaben ausdrücken. Aber wie unvollständig ist der bloße Dank mit unsern Lippen, wenn unser Leben nicht mit demselben übereinstimmt? Gewiß ist das Kind noch nicht dankbar zu nennen, welches seine Eltern nur durch leere Worte und nichtige Versprechungen von seiner Erkenntlichkeit zu überreden sucht. Wer also wahrhaft dankbar seyn will, zeige seinen Dank durch die That. Zwar kann der Mensch dem Allmächtigen keine Wohlthat erweisen, aber er kann ihm durch die That danken, wenn er seine Gebote hält, und sich eines frommen Lebenswandels befleißt. Ihr also, die ihr euch vorzüglicher Verstandeskräfte zu erfreuen habt, wollet ihr Gott für dieses kostbare Geschenk danken, so wendet sie nicht dazu an, verderbliche Anschläge auszusinnen; gebraucht sie vielmehr, euch nützliche Kenntnisse durch sie zu erwerben und das Reich der

Tugend und Wahrheit unter euren Mitbrüdern zu vermehren. Ihr, die ihr im Ueberflusse und Ansehen lebt, wollt ihr Gott dankbar seyn, so beugt die ohnehin schon gedrückte Armuth nicht noch dadurch tiefer, daß ihr sie verachtet, sondern lindert vielmehr mit euerm Ueberflusse die Nöthen eurer bedrängten Mitbrüder.

d) Wir müssen nicht bloß für die leiblichen, sondern insbesonders auch für die geistigen, und nicht bloß für die gegenwärtigen, sondern auch für die künftigen Güter danken. Manche Christen glauben schon dankbar gegen Gott zu seyn, wenn sie bloß für die Güter ihre Erkenntlichkeit zeigen, welche auf ihre leibliche und gegenwärtige Wohlfahrt sich beziehen, sind aber kalt und unempfindlich gegen jene Wohlthaten Gottes, wodurch ihre ewige Glückseligkeit befördert wird. Sie danken für Leben und Gesundheit, für Nahrung und Kleidung, für Ehre und Ansehen u. s. w. Daß ihnen aber Gott auch eine Vernunft gegeben hat, welche Recht und Unrecht, Tugend und Laster von einander unterscheidet; ein Herz, welches sie fähig macht, Gott zu lieben;; einen Willen, der frei wählet und sich selbst bestimmt; einen Geist, der unsterblich und unendlicher Vervollkommnung fähig ist; eine Religion, welche so rein, erhaben und göttlich ist; eine Kirche, welche mit so vielen Heilsmitteln ausgerüstet ist, und in welcher die Erlangung der ewigen Seligkeit so leicht möglich ist: das stimmt sie wenig oder gar nicht zur Dankbarkeit. Aber sind jene letztern Güter nicht viel höher zu achten, als die erstern? Ist denn die Seele nicht mehr als der Leib? Haben wir keine höhere Bestimmung, als uns hienieden thierisch zu freuen, und am Ende unserer irdischen Laufbahn in ein ewiges Nichts zurückzusinken?

e) Unser Dank soll allgemein seyn, und sich auch auf das erstrecken, was Andern Gutes zu Theil geworden. — Man soll also nicht bloß für die Wohlthaten Gott danken, welche einem selbst zufließen, sondern auch für die Segnungen, welche dem Nächsten zu Theil werden. Diese Pflicht gehet aus dem innigen Verhältnisse hervor, in welchem wir alle zu einander stehen, indem wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind.

f) Unsere Dankbarkeit gegen Gott muß sich auf alle Zeiten des Lebens erstrecken. — Denn was wäre dieß für eine Dankbarkeit, die mit dem frohen Tage zugleich uns verließe,

und zur Stunde des Unglücks in bittere Klagen wider Gott und seine Vorsehung sich umwandelte? Im Gegentheile wir müssen sogar auch für Leiden dankbar seyn, weil sie gewöhnlich große Wohlthaten für uns sind. Denn ist es nicht eine ganz natürliche Folge der Krankheiten, daß der Mensch Eckel an irdischen Dingen bekömmt und in Folge dessen aufmerksam auf den Zustand seines Gewissens wird? Ist nicht der Verlust irdischer Reichthümer für den Christen eine Veranlassung, die Unbeständigkeit der zeitlichen Dinge einzusehen, und daher auf das Ewige zu denken? Sind nicht Verläumdungen, Haß, Neid und andere Verfolgungen Gelegenheiten, unsere Geduld zu zeigen und die schönste Tugend, die Feindesliebe zu üben? Haben wir also nicht Ursache, auch für Leiden dankbar zu seyn? Und dann, genießen wir selbst bei den größten Unannehmlichkeiten des Lebens, ja selbst in Leiden, nicht noch immer so viel Gutes, daß wir als undankbar erscheinen würden, wollten wir uns über Mangel der göttlichen Güte beklagen? Wollen wir doch nicht immer nur auf das sehen, was uns im Laufe unseres Lebens Trauer verursacht, sondern unsere Blicke auch auf dasjenige richten, was uns Freude machen soll. Unsere Lebenstage verschwinden vielleicht unter Sorgen und Krankheiten, unter Mühseligkeiten und Verfolgungen; aber wir haben Freunde, die uns durch zärtliche Theilnahme unser hartes Schicksal versüßen; Wohlthäter, die unser in der Noth sich hilfreich annehmen; haben das Andenken an viele heitere Tage in der Vergangenheit, und sind nicht ohne Hoffnung der Besserung in der Zukunft; sind überdieß im Besitze einer Religion, die uns im Kummer mit ihren göttlichen Tröstungen aufrichtet und uns für die Ewigkeit so herrliche Aussichten eröffnet: haben wir nicht alle Ursache, für diese Güter mitten im Leiden den größten Dank abzustatten?

g) Unser Dank muß die Wirkung einer lautern, uneigennützigen Denk- und Sinnesart seyn. Sehr unrein sind die Quellen, aus welcher die Dankbarkeit mancher Christen entspringt. Der Heuchler dankt Gott, um sich in den Ruf der Frömmigkeit zu setzen; der Abergläubische, um Gott damit einen vermeintlichen Dienst zu erweisen; der Eigennützige, um neue Wohlthaten zu erlangen. Diese Arten von Danksagungen sind mindestens sehr zweifelhaft. Selbst jene rührenden Danksagungen,

in welche sich das Herz beim Empfang und Genuß der göttlichen Wohlthaten so gerne ergießt, bleiben so lange ohne innern Werth, als ihnen nicht feste Grundsätze, ungeheuchelte Achtung für Pflicht und Tugend zu Grunde liegen. Wahr und ächt ist unsere Dankbarkeit nur dann, wenn sie aus Liebe zu Gott, aus Anerkennung seiner zahlreichen Wohlthaten und aus dem Gefühle unserer Unwürdigkeit, sie zu empfangen hervorgehet.

26. Recht lebhaft wird es unsern Dank gegen Gott erregen, wenn wir die Wohlthaten, welche wir gemeinschaftlich mit Andern genießen, so betrachten, als wären sie jedem Einzelnen allein erwiesen.

Der hl. Chrysostomus sagt, es sei Liebe und natürliches Gefühl eines treuen Dieners, die Wohlthaten seines Herrn, welche Allen gemein sind, so hoch zu achten, und dafür eben so zu danken, als wären sie ihm allein erwiesen, und als wäre er hiefür allein der Schuldner, und verpflichtet, für alle Uebrigen Genüge zu leisten, wie der hl. Paulus that, indem er sagte: Christus hat mich geliebt und sich selbst für mich dahingegeben in den Tod. Gal. 2, 20. Mit allem Rechte sagte der Apostel dieses, und auch ein Jeder von uns kann es ihm nachsagen. Denn die Wohlthat, schreibt der hl. Chrysostomus, nützt mir so viel, als wäre sie mir allein erwiesen worden. Das Sonnenlicht leuchtet mir, als wäre es für mich allein da; daß es auch noch Andern leuchtet, vermindert nicht die mir geschehene Wohlthat, sondern vergrößert sie; denn indem es auch Andern leuchtet, gibt es mir Gefährten, die mich unterstützen und mir Gutes erweisen. Auf gleiche Weise nützt mir der Umstand, daß Gott Mensch geworden ist und den Tod des Kreuzes erlitten hat, eben so sehr, als wenn er es für mich allein gethan hätte. Der Nutzen für Andere vermindert den meinigen nicht: im Gegentheile er vergrößert ihn; denn er gibt mir Gefährten, welche mich lieben, mich erfreuen und mir die Seligkeit verdienen helfen. Ich muß dieses um so mehr sagen, da die Liebe Gottes gegen einen Jeden so groß war, als wenn er ihn allein und nicht auch Andere geliebt hätte; denn so viel von dem Willen Christi abhing, war er auch bereit, für einen Jeden, wenn es nothwendig gewesen wäre, zu leiden und diese Geheimnisse zu wirken, wie für Alle. Und

wirklich, sagt der hl. Chrysostomus, war die Liebe Christi so groß, daß er sich nicht geweigert hätte, für einen Einzigen das zu thun, was er für die ganze Welt that. Demnach sollen wir die Wohlthaten des Herrn so betrachten, als wenn sie einem Jeden aus uns allein erwiesen worden wären.

27. Unlautere Quellen, aus denen die Undankbarkeit entspringt.

Die Undankbarkeit ist in den meisten Fällen die Frucht eines unerträglichen Stolzes, den das Geständniß empört, daß man durch fremde Hilfe emporgekommen sei. Wie viele Elende haben sich darum als unempfindliche, niedrig denkende Menschen vor den Augen ihrer Brüder gebrandmarkt, weil sie ihre ehemalige Hilfsbedürftigkeit und ihre jetzige Abhängigkeit von diesem oder jenem Wohlthäter verbergen wollten, aus thörichter Furcht, daß ihnen dieses Geständniß zur Schande gereichen möchte!

Ueberspannte Eigenliebe ist eine andere, sehr fruchtbare Quelle der Undankbarkeit. Diese überredet den Menschen nicht nur, daß Alles, was Andere für ihn thun, Schuldigkeit sei, sondern sie reizt auch seine Empfindlichkeit so sehr, daß er in jedem kleinen Verstosse gegen die Schicklichkeit, in jeder unschuldigen Anspielung auf die erhaltenen Gunstbezeigungen auf Seite seines Wohlthäters nichts als bittere Vorwürfe und unverzeihliche Beleidigungen erblickt. Kein Wunder, daß ein Mensch mit dieser verschrobenen Gemüthsstimmung mehr Unzufriedenheit mit dem, was sein Wohlthäter für ihn unterlassen, als Vergnügen über das, was er für ihn Gutes gethan hat, empfindet, und alle Pflichten aus dem Auge setzt, welche er demselben leisten sollte.

Auch der Neid über das größere Glück des Wohlthäters ist oft eine Ursache zur Undankbarkeit.

Diese ganz schändlichen Quellen, aus denen das Laster der Undankbarkeit entspringt, soll uns ein neuer Beweggrund seyn, dasselbe zu fliehen und die entgegengesetzte Pflicht der Dankbarkeit zu üben. Denn die Undankbarkeit ist nicht etwa ein einzelnes Laster, sie ist ein Inbegriff von mehrern in gleich hohem Grade verabscheuungswürdigen Freveln. Sie streitet nicht bloß mit der Liebe, die wir unserm Wohlthäter wo möglich noch mehr als jeden Andern

schuldig sind; sie steht auch mit der Gerechtigkeit, die wir keinem Menschen versagen dürfen, in geradem Widerspruche. Denn läßt sich der edle, uneigennützige Wohlthäter gleich wohl nicht durch die Erwartung unsers Dankes zu seinen Liebeserweisungen bewegen, so setzt er denselben doch mit Grund bei uns voraus. Wie können wir ihm also die Uebung dieser Pflicht vorenthalten, ohne im höchsten Grade unbillig und ungerecht gegen ihn zu handeln? Er bietet uns durch seine Wohlthaten seine Freundschaft und Liebe an, und wir handeln durch die Undankbarkeit feindlich gegen ihn und täuschen seine Hoffnungen. Was kann es schändlichers geben, als dieses?

28. Die Undankbarkeit gegen Gott ist ein ebenso schändliches als schädliches Laster.

Eine gewöhnliche Art des Undankes ist die, daß man viel Gutes genießt und mancherlei Wohlthaten empfängt, sie aber nicht für Wohlthaten hält und ganz kalt und gleichgiltig sich dabei beträgt. Ist nun das nicht schändlich? Und doch ist dieß unser gewöhnliches Betragen. Gehen wir hierin aufrichtig zu Werke und legen offenherzige Geständnisse ab. Wie Viele unter uns mögen seyn, die viele Jahre hindurch eine andauernde Gesundheit genießen, die ihre Geschäfte ununterbrochen bei ihrem körperlichen Zustande verrichten, bei Nacht ordentlich des Schlafes und der Ruhe sich freuen, den gesellschaftlichen Umgang mit andern Menschen pflegen — und, da sie im Genusse solcher Güter nie unterbrochen werden, nie an den großen Wohlthäter denken, von dem alle diese Güter herrühren: der ihnen das Leben gegeben, Kräfte und Gesundheit verliehen und täglich so viel Gutes zufließen läßt, daß, wenn man das Wohlthätige zusammen rechnen wollte, man durch das Ueberdenken ermüdet würde. Man erkennt solche Wohlthaten, da man ihrer schon gewöhnt ist, oft nicht eher, als bis man sie verliert. Das Wohlthätige der Gesundheit, der guten Sinne, der kraftvollen Glieder erkennt man oft erst, wenn sie uns entzogen werden.

Noch etwas Schändlicheres findet man im menschlichen Leben. Gerade diejenigen, die die meisten Wohlthaten von Gott empfangen, sind oft die undankbarsten. Ich will euch selbst entscheiden lassen, ob sich die Sache nicht so verhalte. Gehet in die Hütte eines dürftigen Taglöhners oder eines unbemittelten Bauers und beobachtet

das Betragen der Familie, wenn das Mittagsmahl genossen wird. Man wagt es nicht, sich niederzulassen zum Essen, ehe man Gott um Segen gebeten hat; und wenn auch nur eine magere Suppe oder sonst ein einfaches Gericht auf den Tisch kömmt, vereinigt man sich nach genossener Speise zum Dankgebet gegen Gott. So macht man es auch sonst; man dankt am Morgen für die genossene nächtliche Ruhe, und am Abend für das unter Tags empfangene Gute. Jetzt geht vom Hause des Armen in das Haus eines reichen Schwelgers. Da werden acht bis zehn Schüssel aufgetragen; man setzt sich nieder, ohne auch nur einen Gedanken an Gott zu fühlen oder zu äussern; man schwelgt Stunden lang; man sättigt sich bis zur Ermüdung und geht weg ohne Gefühl für den wohlthätigen Geber, von dem alles Gute herkam. Man taumelt nach genossenem Mahle von einem Vergnügen zum andern, und nicht selten überläßt man sich schändlichen Ausschweifungen.

Doch nicht blos in den Häusern der Prasser und Schwelger geht es so zu. Auch sogar im Mittelstande findet sich diese Art des Undankes. Es scheint, daß, je gütiger und freigebiger sich Gott mit seinen Wohlthaten zeigt, verhältnißmäßig die Menschen in ihrer Undankbarkeit zunehmen. Manche Menschen, so lange sie mit der Armuth zu kämpfen hatten, besuchten ordentlich die Kirche, nahmen Theil an der gemeinschaftlichen Gottesverehrung und führten ein erbauliches Leben. Allein kaum hatten sie sich nur ein wenig emporgeschwungen, so ließen sie in ihrem Andachtseifer nach, wurden umgeändert und gingen nach und nach zur lockern Lebensart hinüber. Es ereignet sich auch sehr oft, daß Menschen, die von Gott mit Wohlthaten überhäuft werden, Gottes beinahe ganz vergessen und seine Gebote am leichtsinnigsten übertreten. Oder sagt mir: Von welchen Menschen und wann werden die meisten Sünden begangen? Nicht wahr, wenn man, so zu sagen, dem Glück im Schooße sitzt, wenn man nichts vom Mangel oder von der Dürftigkeit weiß, da vergißt man den Geber des Guten, vertieft sich in das Sinnliche und macht es wie die Schweine, die unter dem Eichbaume sich voll anfressen und nicht emporsehen gegen die Aeste, von denen das Futter herabfällt. Man praßt, man schwelgt, man zerrüttet die Gesundheit und denkt nicht, daß man wegen des Miß-

brauches der Gaben Gottes Rechenschaft geben müsse. Ist das nicht ein schändliches Betragen der Menschen gegen Gott?

Doch nicht bloß schändlich ist dieses Betragen, sondern auch schädlich. Früher oder später, in diesem oder im andern Leben wird der Undankbare die übeln Folgen seines Undankes fühlen.

Wir Menschen werden ungehalten und erbittert gegen unsere Mitmenschen, wenn sie sich einer Undankbarkeit gegen uns schuldig machen, mögen unsere mitgetheilten Gaben auch noch so geringe gewesen seyn. Eltern mißfällt es, wenn Kinder von hingegebenen Geschenken einen schändlichen Mißbrauch machen. Ja, vielfältig geschieht es, daß mancher Wohlthäter der einen Armen unterstützt hatte, seine Wohlthaten zurückzieht, oder wenigstens sparsamer zutheilt, sobald er erfährt, daß der Arme davon eine schlechte Anwendung gemacht habe. Soll's uns nun wundern, wenn auch Gott bei unserm undankbaren Verhalten seine Gaben zurückhält oder sparsamer austheilt? Es gab Jahre — und ihr werdet euch noch wohl derselben erinnern — da der göttliche Segen sparsamer auf unsere Felder herabfloß. Man lernte damals die Gaben Gottes, das tägliche Brod, höher schätzen; man flehte öfter und brünstiger zu dem Herrn. Wäre es denn zu wundern, wenn Gott wieder seine Wohlthaten zurückhalten oder uns sparsamer zumessen wollte, da wir gegen ihn so wenig Dank empfinden, ja sogar auffallende Beweise des Undankes an den Tag legen?

Wenn uns nun unser Gewissen sagt, daß wir schon dort und da für manche empfangene Wohlthaten undankbar gewesen sind, wenn wir dann wieder in Verlegenheit und Noth gerathen; können wir wohl so freimüthig und mit Vertrauen zum beleidigten Wohlthäter hingehen, ihn um Hilfe ansprechen und Hilfe von ihm hoffen? Ach, nein! unser Gewissen macht uns den Vorwurf: „Du verdienst keine Hilfe.“ Setzen wir den Fall, daß die geheilten zehn Aussätzigen im Evangelium vom Aussatze zum zweitenmale, etwa nach einem Jahre, wären befallen worden, hätten die neun Undankbaren eben so sich Hilfe versprechen können, wie der dankbare Samariter? Oder hätten nicht sie selbst sich sagen müssen: Wir verdienen, zurückgewiesen zu werden, da wir uns so schändlichen Undankes vormals schuldig gemacht haben. — Wie handelt ihr? Wenn ein Undankbarer zum zweitenmale sich vor euch hinwagt, euch wieder

anfleht, so werdet ihr euch besinnen, und Niemand wird es euch verdenken, wenn ihr eure Wohlthätigkeit zurückhaltet. Könnte Gott nicht auch seine Gaben uns vorenthalten?

Undankbarkeit ist Sünde, und jede Sünde zieht Strafe nach sich, ja hält gewissermassen schon als eine Folge die Strafe in sich. Glaube, Vertrauen, Liebe gegen Gott entfernen sich aus der Seele des Undankbaren; und ist dieß nicht Strafe genug? Ist der Mensch nicht unglücklich und elend, der diese Eigenschaften verliert, oder in dem sie auch nur abnehmen?

Laßt uns ja vor der Sünde der Undankbarkeit, aus der so viele andere Sünden hervorquellen, sorgfältig uns verwahren! Undankbarkeit sei ferne von uns! Alles, was wir in uns und außer uns sehen, erinnert uns an Gott; wie könnten wir also Den, der uns so nahe ist, vergessen? Nein! der Gedanke an den ersten und größten Wohlthäter soll jeden Tag neu belebt und verstärkt werden. Vergl. Ackermann, Frühpredigten. B. II.

29. Gott verhängt über die Undankbaren strenge Strafen.

Die Undankbarkeit ist bei Gott ein verhaßtes Laster; er hat diejenigen, welche sich damit befleckten, jeder Zeit schwer gezüchtiget. Saul hätte alle Ursache gehabt, gegen David dankbar zu seyn; denn er hatte den Riesen Goliath überwunden und dadurch sowohl die Israeliten von großer Schmach bewahret, als auch dem Könige die Krone wieder befestigt; und so oft Saul später vom bösen Geiste befallen wurde, erheiterte ihn David durch sein Harfenspiel. Dennoch verfolgte ihn Saul und trachtete ihn zu tödten. Aber die Strafe blieb nicht aus. Saul ging jämmerlich zu Grunde, und verlor mit dem irdischen Reiche zugleich auch das himmlische.

Schrecklich sind die Gräuel, durch welche Gott die hl. Stadt Jerusalem verwüsten ließ; so sehr wurden die Einwohner während der Belagerung vom Hunger gequält, daß Mütter ihre eigenen Kinder schlachteten und aßen; mehr als eine Million Juden kamen um; die Stadt selbst sammt dem herrlichen Tempel ward dem Erdboden gleich gemacht, und ihre ehemaligen Bewohner wurden in verschiedene Länder als Sklaven hinweggeführt. Wodurch zog sich das Volk Israel, welches einstens bei Gott in so großer Gnade ge-

standen und von ihm so wunderbar geführt und erhalten worden ist, solchen Zorn des Himmels zu? Vorzüglich durch seine Undankbarkeit, wie es der Heiland selbst deutlich in den Worten zu verstehen gibt: wenn du erkennen würdest u. s. w. Luk. 19, 42. Darum bemerkt der hl. Bernard zu dieser Rede: O undankbare Stadt, höre den Erlöser, wie er über deinen Untergang weinet!

Der Undank der Menschen gegen Gott ist jenes Laster, worüber der ganze Himmel mit Staunen erfüllt wird. Deßwegen beklagt sich Gott darüber in den Worten: Höret es, ihr Himmel, und du, o Erde! vernimm es: Kinder habe ich erzogen und erhöhet; sie aber verachten mich. Is. 1, 2. Wenn der hl. Paulus von jenen traurigen Zeiten redet, wo die Tugend abnehmen und das Laster sich ausbreiten wird, führt er unter den in jenen Tagen üblichen Freveln namentlich auch die Undankbarkeit an. 2. Tim. 3, 1. Der hl. Laurentius Justinianus aber sagt von der Undankbarkeit: Sie ist wahrlich ein großes Uebel; denn sie vertrocknet die Quelle der göttlichen Güte, raubt dem Menschen das Wohlwollen, nimmt ihm seine Würde, erzeugt Stolz, führt zur Blindheit des Geistes, trübt den Frieden, gibt Aergerniß, befördert Haß. Wie viele Uebel wurzeln also nicht in diesem einen Laster? Und der Herr soll es nicht bestrafen? Gott straft den Undankbaren auch damit, daß er ihm alle Gnaden und Wohlthaten entzieht. Die Undankbarkeit trocknet den Gnadenstrom der göttlichen Erbarmungen auf. Wenn ein heißer Wind gehet, so ist die Erde bald trocken, war sie vordem auch noch so feucht. Mit einem solchen Winde ist die Undankbarkeit zu vergleichen: sie trocknet alle Gnaden Gottes auf, und macht, daß das menschliche Herz ganz dürr ist. Die Folge davon ist, daß man in der Tugend abnimmt, dagegen in Sünde und Laster Fortschritte macht. Niemand, sagt der hl. Laurentius Justinianus, darf daran zweifeln, daß die Undankbarkeit ein großes Hinderniß sei, in der Tugend fortzuschreiten. Daß aber Gott die Undankbaren mit der Entziehung der Gnade straft, hat er selbst klar ausgesprochen, wenn es heißt: „Einen Weinberg hatte mein Geliebter auf einem fetten Hügel, er umzäunte ihn, suchte die Steine heraus, bepflanzte ihn mit edeln Reben, baute einen Thurm in seiner Mitte und machte eine Kelter darein.“ Hier sind die Wohlthaten und Gnaden angezeigt, welche Gott den Menschen erweiset. Jetzt erwartet aber Gott

von einem solchen Menschen auch Dank; wenn dieser ausbleibt, so beraubt der Herr einen solchen all' seiner Gnaden, die er ihm früher gegeben; denn es heißt weiter: Ich will euch zeigen, was ich meinem Weinberge thun will. Wegnehmen will ich seinen Zaun, daß er geplündert, niederreißen seine Mauer, daß er zertreten werde. Ich will ihn in eine Wüste verwandeln; er soll nicht beschnitten, nicht behackt werden, Disteln und Dörner sollen darin aufwachsen, und den Wolken will ich gebieten, daß sie keinen Regen darauf herabgießen. Is. 5. Hier ist durch die Distel und Dörner zugleich angedeutet, daß ein solcher Mensch in alle Sünden verfalle. — Es ist auch gerecht, daß Gott die Undankbaren seiner Gnaden beraubt; denn wer mag auf Felsen und zwischen Dornhecken seinen Saamen hinstreuen? Solche Felsen und Dornhecken sind die Undankbaren.

Die Undankbaren beraubt Gott oft auch der zeitlichen Güter. Es ereignet sich nicht selten, daß manche Menschen lange Zeit hindurch im Glück und Ueberfluß sitzen; aber plötzlich zerrütten sich ihre Vermögensumstände, und nichts gelingt ihnen mehr von Allem, was sie beginnen. Sie waren undankbar, haben die Wohlthaten Gottes nicht zu schätzen gewußt: darum werden sie jetzt mit dem Verluste derselben gestraft. Darauf beziehen sich die Worte der hl. Schrift: Sie sah es nicht ein, daß ich ihr Getreide, Wein und Oel gab, Silber und Gold in Menge, das sie dem Baal opferte. Darum will ich mein Getreide wieder nehmen zu seiner Zeit und meinen Wein zu seiner Zeit, und meine Wolle und meine Linnen ihr entreißen, womit sie ihre Blöße bedeckte. Osee 2, 8. und 9.

Auch das Reich Gottes nimmt Gott von den Undankbaren. Ein Beweis sind uns zuerst die Juden. Vorzüglich um ihres Undankes willen wurden sie von Gott verstossen. Nichts, sagt der hl. Chrysostomus, brachte die Juden mehr an den Abgrund des Verderbens als ihre Undankbarkeit gegen Gott. Dieß ist auch die Ursache, daß im Laufe der Jahrhunderte so viele Völker aus der Kirche wieder hinausgestossen worden sind: sie hatten sich des Reiches Gottes unwürdig gemacht. Deßwegen ward es von ihnen genommen und an andere Völker gebracht.

Endlich straft Gott das Laster der Undankbarkeit mit der Verstossung in die Hölle. Das Feuer ist ein treffendes Bild eines Undankbaren; es bringt nicht nur nichts hervor, sondern verzehrt

Alles, was ihm nahe gebracht wird, mag es auch noch so vortrefflich seyn. So ist auch der Undankbare, er verzehrt Alles, und gibt dem, der ihm etwas gegeben, nichts zurück, als Asche und Unrath, was ein Bild des Undankes ist. Ein Solcher verdient demnach vollkommen in's ewige Feuer verstoßen zu werden, mit welchem er ohnehin schon die größte Aehnlichkeit hat.

30. Charakteristik der Dankbarkeit gegen den Nächsten.

1. Der Dankbare bringt sich das, was er durch das Wohlwollen seines Nächsten ist und hat, zum hellen, umfassenden und lebhaften Bewußtseyn: namentlich auch die geistigen von ihm empfangenen Wohlthaten, z. B. den genossenen Unterricht, die erhaltene Warnung, die weise Zucht und Strenge, den Kummer, womit er auf Irrwegen gesucht worden ꝛc.

2. Der Dankbare führt das, was er durch die Liebe seines Nächsten ist und hat, nach seiner ganzen Bedeutsamkeit auf diese Liebe zurück. Er sieht nicht sowohl das Werk seines Bruders, als vielmehr den liebenden Willen desselben an. Das Werk zunächst, dessen Genuß er hat, ansehend, wäre seine Anerkenntniß selbstsüchtig. Aber die Anerkenntniß des christlich Dankbaren ist nicht selbstsüchtig, und darum auch nicht zunächst auf die empfangene Wohlthat und deren Größe und Werth, als vielmehr auf das Herz und den Willen des Wohlthäters gerichtet. Der christlich Dankbare schlägt einen Trunk frischen Wassers, ihm von dem, welcher nicht mehr hatte, theilnahmvoll dargereicht, höher an, als eine ansehnliche Summe, ihm von einem Reichen halb unwillig hingeworfen. Ja, auch die bloße herzliche Theilnahme rührt und verpflichtet ihn, wo ein Weiteres nicht gegeben werden kann, eben so lebhaft, als hätte sie sich in die reichsten Spenden ergossen. Das Herz und der Wille sind es, was er ansieht, und was er nach dem Maße der Liebe, welche darin ist, würdigt und anerkennt. Allerdings nimmt er große Wohlthaten, Wohlthaten vielleicht mit großen Opfern verbunden, mit hohem Danke auf; aber blos darum, weil sich im Allgemeinen in der großen opfervollen Gabe ein großes, mächtiges, durch That erprobtes Wohlwollen kund gibt. — Und weil er nicht zunächst das Werk, sondern den Willen ansieht, so findet er auch

weit mehr anzuerkennen, als der Egoist, der nur die Wohlthat anschlägt. Er begegnet überall theilnehmenden Seelen, und sieht sich von unendlich reicherer Liebe umfangen, als solches der Fall wäre, wenn er blos das Empfangene, namentlich blos das leiblich Empfangene, zum Maßstabe nehmen wollte.

3. Der christlich Dankbare bezieht das, was er durch seine Brüder ist und hat, anerkennend, auf die Liebe derselben mit herzlicher Freudigkeit. Er ist nämlich von ganzer Seele demüthig und liebevoll. Weil nun demüthig, so fühlt er sich dadurch, daß er bedurft habe und bedürfe und empfange, nicht unangenehm beschwert, und mag seinen Wohlthätern folglich das Empfangene nach seinem vollen Werthe von ganzem Herzen zuerkennen. Und weil er liebevoll ist, so gewährt es ihm wahre Lust, wo das Wohlwollen für ihn thätig sei, zu entdecken: es macht ihm Freude, seinen Wohlthäter als solchen zu bekennen, nicht blos unter vier Augen, sondern vor Zeugen und öffentlich ꝛc.

4. Der christlich Dankbare, mit Freudigkeit anerkennend die Liebe der Brüder gegen ihn, erwiedert diese Liebe mit Gegenliebe. Wie die Brüder ihm Herz und Willen zugewendet haben, so er auch ihnen. Nicht, daß er ihnen ihre Wohlthaten vergelte oder zurückgebe, ist seine nächste Angelegenheit. An die Zurückgabe denken, ist nicht selten Sache des Egoisten, welcher des Gefühls der Verpflichtung gegen Andere los seyn möchte. Ihm ist das Nächste, daß er mit Herz und Willen denen wieder gehöre, welche sich ihm geschenkt haben. Seine Gegenliebe empfängt daher ihre Richtung und ihr Maß weniger durch die empfangene materielle Wohlthat, als durch die Anschauung der Aufrichtigkeit und Wärme der erhaltenen Liebe: allerdings dann auch wieder durch die empfangene Wohlthat, als den sinnlichen Erweis dieser Liebe. Und seine Gegenliebe ist nicht zunächst Gegenwohlthat, als vielmehr Entgegengabe der Theilnahme und des Wohlwollens: allerdings dann auch wieder Gegenwohlthat, als Erweis der Gegenliebe. Der christlich Dankbare, weil seine Liebe dem Liebenden entgegengebend, denkt, sinnt und thut, was Sache der Liebe ist: er trägt daher das Andenken seines Wohlthäters im Herzen. Dieser ist ihm der Nächste seiner Nächsten. Er mag gern vor sein Angesicht kommen, er freut sich, ihm zu begegnen; und spricht oft vor ihm und Andern aus, was

er ihm schulde. Er strebt, sich als einen Würdigen vor ihm zu erweisen; es treibt ihn, durch gute Verwendung des Empfangenen ihm Freude zu machen; er nimmt scharfsichtig wahr, wo er die erfahrene Liebe erwiedern könne: aber damit will er nicht etwa seine Verpflichtungen abkaufen, vielmehr will er damit nur, wozu ihn seine dankbare Gesinnung treibt. Er beharrt alle Zeit im Gebete zu Gott, daß dieser dem Liebenden seine Liebe nach seinem Reichthum und seiner Gnade vergelten wolle. — Der christlich Dankbare, indem er, was er durch seinen Nächsten hat und ist, der Liebe desselben, entgegen liebend, zuerkennt, thut dieses

5. mit gleichzeitigem, dankbarem Aufblicke zu Gott und seinem Heilande. Denn, da es der Vater ist, welcher die liebende Seele des Freundes, Wohlthäters ꝛc. geschaffen und ihm zugeführt, da es der Sohn ist, welcher dieselbe geweckt, geheiligt und werkreich gemacht hat, so kann der Dankbare diese liebende Seele nicht wieder liebend umfangen, ohne daß er von ihr, und von dem, was er durch sie hat und ist, seinen Blick auf, und dankend zu Dem empor höbe, welcher sie gegeben, und ihn durch sie geliebt und gesegnet hat. II. Kor. IX. 12. flg.

6. Der christlich Dankbare nimmt nicht nur das in seine liebende Anerkennung auf, was ihm selbst von Liebenden zu Theil wird, sondern auch das, was Andere um ihn her von ihren Brüdern empfangen. Da er nämlich den Nächsten liebt wie sich selbst, so ist, was diesem zu Theil wird, auch ihm zu Theil geworden und freudig anerkennend führt er auch dieses auf die Liebe des Gebers zurück, ihm dafür seine Gegenliebe zuwendend — als dem eigenen Wohlthäter. Wer ihm nach den Verhältnissen des Blutes am nächsten steht, wie Gatten, Kinder, Geschwister ꝛc., oder wer sein Nächster ist durch die Dringlichkeit seiner Bedürfnisse, wie Arme, Nackte, Trostlose: für die steht er vorzugsweise als für sich selbst mit seinem Danke ein. Wenn wir in's Auge fassen, wie viel der christlich Dankbare für sich selbst zu danken hat, und überdieß auch für seine Mitmenschen, so müssen wir endlich

7. beisetzen, daß er wesentlich in einem Zustande stehender, unausgesetzter Dankbarkeit sich befinde. Wie er ohne Aufhören die Luft in sich ein- und wieder ausathmet, so auch die Liebe. — cf. Hirscher, Moral. 3r Bd.

31. Wie wesentlich in dem Leben des frommen Christen die Dankbarkeit ist.

Die Dankbarkeit ist von dem Wandel eines ächten Christen unzertrennlich, da in ihr eine Menge Tugenden wurzeln, welche eine gläubige Seele nicht entbehren kann; denn

1. Die Dankbarkeit ist Demuth. Der Dankbare gestehet mit Freuden, daß er Bedürfnisse habe, die er aus sich selbst nicht stillen kann, wozu er fremde Hilfe nöthig hat. Der Undankbare dagegen ist der Hochmüthige, der bedürftig und abhängig geschaffen zu seyn sich schämt, durch die Güte seines Nächsten etwas zu seyn oder zu haben ungern eingesteht, und (weil ungern sich als Schuldner bekennend) das Empfangene gern als Verdientes, als Geringfügigkeit, als mit Nebenabsichten verbunden ꝛc. ansieht.

2. Die Dankbarkeit ist eine natürliche und wesentliche Erscheinung der Liebe, die sich freut, Herzen gefunden zu haben und in das Mitgefühl und Wohlwollen derselben aufgenommen zu seyn. So wahr und rein also die Liebe, so gewiß und unausbleiblich die Dankbarkeit. Und je herzlicher jene, desto freudiger diese. Der Undankbare ist der selbstsüchtig in sich Abgeschlossene, der, wie kein Liebebedürfniß, so auch kein Erwiedern erfahrener Liebe kennt. —

3. Die Dankbarkeit ist die Verwirklichung jener großen Idee auf Erden, vermöge welcher die Menschheit Gottes große, durch Bedürfen, Geben, Empfangen und Wiedergeben zusammengehaltene Familie seyn soll. Sie gibt für und für die Liebe zurück, welche sie empfängt. Umgekehrt der Undankbare. Er gleicht an dem Leibe Christi einem krankhaften Organe, das die Lebenssäfte von den Mit-Organen aufnimmt, aber sie in sich verzehrt, und weder zurückgibt, noch auf andere Organe fortpflanzt.

4. Die Dankbarkeit ist ein mächtiger Reiz, ist eine Belohnung und Ermunterung für den Liebenden — ein Lichtstrahl, welcher oft die Blume der Liebe erst recht entfaltet. Daher je mehr Dank, desto freudiger fortgesetzt das Wohlwollen und die Wohlthat. Ja, an dem Danke des Empfängers kömmt oft der Geber erst eigentlich zum Bewußtseyn der

Seligkeit, eine Liebe und Werke der Liebe zu haben. Der Undankbare dagegen, so viel an ihm ist, ertödtet die Liebe, denn er zerstört den Glauben an Würdigkeit und Sinn für Liebe und die Lust für Gaben und Opfer.

5. Die Dankbarkeit ist Verherrlichung Gottes. Die in der Dankbarkeit liegende, und durch die Menschheit dahingehende Anerkennung so zahlloser Wohlthäter und Güter ist ein unendlicher Ruhm für Den, welcher alle diese Empfänglichkeiten, Gaben und Geber geschaffen hat. Noch mehr: Es geht endlich aller Dank, der den Mitmenschen gebracht wird, auf Ihn, den Allsegnenden, unmittelbar zurück. Ihm, dem Erschaffer und Heiliger aller Wohlwollenden, wird der letzte Dank gebracht. So gestaltet sich die durch die Menschheit dahingehende Dankbarkeit zu einer großen Preisung seines Namens, und jeder Einzel-Dank ist eine Einzel-Stimme in dem ungeheuren Lobgesange. Der Undankbare dagegen ist der Ungerechte, der Gott das Seinige entzieht, und ist der Selbstsüchtige, der den Ruhm des Allsegnenden verstummen macht. Cf. Hirschers Moral.

32. Betragen des Christen gegen Undankbare.

Undank, sagt das Sprichwort, ist der Welt Lohn. Fast ein Jeder erfährt die Wahrheit dieses Ausspruches mehr oder weniger in seinem Leben. Solches erfährt mancher arme Kriegsmann, der Gut und Blut für's Vaterland aufgeopfert hat; mancher redliche Richter, der vielleicht durch seine Wachsamkeit und durch seinen Eifer mehr zur Ordnung und Ruhe beigetragen hat, als die besten Gesetzbücher es können, wenn sie nicht redlich gehandhabt werden; so mancher Geistliche und Lehrer, die mit ihrem mühsamen Amte der Kirche und dem Staate so außerordentliche Dienste leisten. Was ist die Belohnung dieser edlen Seelen bei den Menschen? Daß man sie oft kaum bemerkt, in Kummer und Sorgen schmachten läßt und all ihre Mühe und Anstrengung als eine bloße Schuldigkeit ansieht. Ja die Undankbarkeit geht noch weiter; sie schreitet oft bis zu den schmerzlichsten Verfolgungen. Oder haben wir nicht Beispiele, daß Mancher seinen Wohlthäter, wenn gleich nicht um sein Leben, doch um seine Ehre, Hab und Gut, um Amt und Brod gebracht; daß Mancher durch List und Ränke seines Wohlthäters

guten Namen zu rauben, seinen Credit zu untergraben, sein Amt zu erhaschen und auf den Ruin seines Wohlthäters sein eigenes Glück zu bauen suchte?

Was thut nun der wahre Christ in solchen Fällen? Es wäre zu viel gefordert, daß der Gekränkte den Undank gar nicht fühlen soll. Aber er wird nie gegen den Undankbaren selbst Gehässigkeit und Feindseligkeit zeigen, oder auch nur im Herzen tragen. Er bemitleidet ihn vielmehr und betet für ihn. Auch Jesus haßte während seines Wandelns auf Erden jene nicht, die seine Wohlthaten mit Undank erwiderten; er bemitleidete sie vielmehr um der Härte ihres Herzes wegen. So ist er auch jetzt noch gegen die undankbare Welt gesinnt, die ihn selbst auf dem Throne seiner Herrlichkeit verkennt, und ihn bei all seiner Liebe mit dem schnödesten Undank begegnet. Er haßt sie dennoch nicht; er seufzet vielmehr nach ihrer Bekehrung. Dieses Beispiel seines göttlichen Erlösers ahmt auch der wahre Christ nach. Er liebt auch den undankbarsten Menschen noch. Er wirft ihm erwiesene Wohlthaten nicht lange vor; er bereut es nicht, ihm geholfen zu haben.

Auch hört der wahre Christ deßwegen, weil er Undank einerntet, nicht auf fernerhin Gutes zu thun. Er sagt nicht: Nein, ich habe mich verschworen, Niemand mehr zu helfen; noch viel weniger handelt er nach diesem unchristlichen Grundsatze. Wie der göttliche Erlöser nicht aufhörte, den Menschen sich wohlthätig zu erweisen, ungeachtet er keinen Dank fand, so läßt sich auch der ächte Christ durch den Undank von Erfüllung seiner Pflichten nicht abhalten. Der redliche Richter hört nicht auf, eifrig und standhaft Gerechtigkeit zu üben, wenn er sich dadurch auch nur Feinde macht. Der eifrige Seelenhirt läßt sich durch Verfolgungen und Verläumdung nicht abhalten, seinem Amte treu vorzustehen. Der unbemerkte und verkannte Lehrer hört nicht auf, mit unveränderter Treue zu pflanzen, zu begießen und im Stillen zu nützen, gleich der einsamen Quelle, die Tag und Nacht fortrieselt, wenn sie auch von Niemand als von einem einzelnen Wanderer gesehen wird. Der wahre Christ, findet er auch keinen Dank, bleibt dennoch ein stiller Wohlthäter der Menschheit. Er hat seinen Lohn in sich selbst. Und wohl dir, stiller, redlicher Wohlthäter der Menschen: du bist deßwegen doch nicht ganz unbemerkt, wenn auch dein Vaterland, deine Mit-

menschen dich nicht kennen. Ein höheres, unpartheiisches Auge bemerkt dich. Dein Vater im Himmel, der ins Verborgene sieht, kennt dich und deine Werke. Dein Erlöser bemerkt dich, der bei uns ist alle Tage bis ans Ende der Welt, und der einstens ebenfalls verkannt wurde, ja es noch wird. Der hl. Geist bemerkt dich und tröstet dein Herz mit jener künftigen Belohnung. Jene seligen Geister, die uns unsichtbar umschweben, und das Angesicht des Vaters im Himmel schauen, bemerken dich, und freuen sich deines Glaubens und deiner Gottseligkeit. Hie und da dankt dir vielleicht auch ein Edler unter deinen Mitbrüdern; denn alle Dankbarkeit ist doch noch nicht von der Erde entflohen. Vielleicht segnet einst ein Fremder, vielleicht ein dankbarer Samariter noch deinen Staub, wenn du schon im Frieden ruhest, und streuet Blumen auf dein Grab, auf welche eine stille Thräne des Dankes herabfloß.

Darum laßt uns bei allem Undanke im Guten nicht ermüden, verlangen wir von dieser Welt keinen Lohn: sie ist zu arm und zu karg dazu. Unser Lohn bleibt deßwegen nicht aus, und wird einst in jener bessern Welt desto herrlicher seyn. Uns winkt eine Ewigkeit, die reicher ist, als diese handvoll Erdenleben, wo unvergängliche Kronen gegeben werden. Unser wartet ein Tag der Vergeltung, wo Jesus Christus auch keinen Trunk kalten Wassers unbelohnt lassen wird.

Artikel XXXIII.

Demuth.

1. Begriff und Eintheilung dieser Tugend.

Die Demuth ist im allgemeinen das Bewußtseyn seines eigenen Unwerthes und das Gefühl seiner allseitigen Abhängigkeit von Gott. Sie bezieht sich

a) entweder auf Gott, indem der Mensch seine Nichtigkeit vor ihm einsieht, oder

b) auf den Nächsten, indem man Jeden für besser hält, als sich selbst.

Man unterscheidet auch noch eine Demuth

a) der Erkenntniß (cognitionis), vermöge welcher man seinen eigenen Unwerth einsieht, und

b) des Affektes, vermöge welchen man die Welt und ihre Reize nicht ehrt.

Die hl. Väter geben von der Demuth verschiedene Erklärungen. Der hl. Laurentius Justinianus nennt sie jene Tugend, wodurch der Mensch sich selbst erkennt und geringschätzt. — Der hl. Thomas nennt sie eine lobenswerthe Erinnerung seiner selbst. — Nach dem hl. Basilius ist sie die Ablegung des eitlen Sinnes, der aus der Ueberschätzung seiner selbst entsteht. — Nach der hl. Magdalena de Paccis ist die Demuth nichts anders, als die fortwährende Erkenntniß seiner Nichtigkeit, und die Freude an Allem, welche einen in der Geringschätzung seiner selbst bestärkt. — Der hl. Thomas von Villanova sagt: Wer in seinem Herzen überzeugt ist, daß er ohne Werth sei, dieser ist wahrhaft demüthig. — Der hl. Clemens erzählt von einem Mönche, daß er auf die Frage: „Was die Demuth sei," zur Antwort gegeben habe: Die Demuth ist zuerst eine Vergessenheit seiner Vorzüge, dann ein zerknirschter Sinn und endlich eine Zurücksetzung seiner selbst hinter alle seine Mitmenschen.

2. Stellen aus der hl. Schrift.

a) Beschaffenheit. Ich bin ein Wurm und kein Mensch, die Verachtung der Leute und der Spott des Volkes. Psl. 21, 7.— Ich will spielen und noch geringer werden als ich gewesen bin, und will demüthig seyn in meinen Augen, und mit den Mägden, davon du geredet hast, noch herrlicher erscheinen. 2. König. 6, 22.— Wir sind Thoren um Christi willen, ihr aber seid klug in Christo; wir sind schwach, ihr aber seid stark; ihr seid geehrt, wir aber sind verachtet. 1. Korinth. 4, 10.— Voll Freude gingen die Apostel hinweg aus der Versammlung, weil sie würdig gehalten worden sind, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Apostelgesch. 5, 41.

b) Nothwendigkeit. Ich versichere euch, wenn ihr nicht den Kindern ähnlich werdet, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Wer sich immer erniedriget, wie dieses Kind, der ist der Größte im Reiche Gottes. Matth. 18, 3. — Seid alle einander unterthan und schmücket euch mit Demuth; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. 1. Petr. 5, 5.— Demüthige deinen Geist; denn Feuer und Würmer sind die Strafe des Gottlosen. Eccl. 7, 19.

c) Nutzen. Auf Hochmuth folgt Schmach; aber bei den Demüthigen findet sich Weisheit. Sprüchw. 11, 2.— Je größer du bist, desto mehr demüthige dich; so wirst du dem Herrn gefallen. Eccl. 3, 19.— Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget; wer sich aber erniedriget, der wird erhöhet werden. Luk. 14, 11.— Demüthiget euch vor dem Herrn, so wird er euch erhöhen. Joh. 4, 10.

d) Würde und Vortrefflichkeit. Wer ist wie der Herr, unser Gott, der in der Höhe wohnt, und das Niedrige anschaut im Himmel und auf Erden? Psl. 112, 5.— Ein Opfer für Gott ist ein zerknirschter Geist: ein zerschlagenes und gedemüthigtes Herz wird Gott nicht verachten. Ps. 50, 19.— So sollt ihr gesinnt seyn, wie Jesus Christus gesinnt war, welcher, wiewohl er göttlicher Natur war, es nicht für eine Beute hielt, daß er Gott gleich war, sondern sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich ward und im Aeußern wie ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst, und war gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze: darum hat ihn auch Gott

erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Philip. 2, 5 u. s. w.

e) Annehmlichkeit. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden in euern Herzen. Math. 11, 19.

3. Aussprüche der hl. Väter.

a) Beschaffenheit. Der wahrhaft Demüthige will nicht als solcher gepriesen werden; er sieht auch nicht darauf, wie demüthig er gegenwärtig ist, sondern wie demüthig er noch werden könnte. St. Bernard. supr. cant. — Derjenige achtet sich in allen Dingen für gering, der in seinen Augen sich demüthig erscheint. St. Ambros. in psl. 37. — Der ist wahrhaft für demüthig zu halten, der sich für Nichts achtet, und auch für Nichts gehalten werden will; der die Gunst des unwissenden Volkes nicht nur nicht sucht, sondern flieht, der durch das Lob nicht ergötzt, sondern vielmehr ermüdet wird, und der an der Verachtung sich so erfreut, als der Stolze an der Ehre. St. Thom. Villan. conc 1. de Mart. — Die wahre Demuth besteht darin, daß man sich selbst geringschätzt, und daß man an Andern ohne Neid und Eifersucht liebt, was gut ist. St. August. sup. Ezech. — Wer wahrhaft demüthig ist, sucht, so viel an ihm liegt, für das, was er ist, nicht gekannt zu werden, damit er nicht etwa für das gehalten werde, was er nicht ist. St. Bernd. — So wie die Morgendämmerung die Nacht vom Tage, so scheidet die Demuth den Gerechten vom Sünder. St. Bernd. — Die Demuth ist das Auge der Seele, wodurch der Mensch seinen Zustand und innern Werth auf das genaueste erkennt. Albert. Magn. ser. in 3. Adv.

b) Nothwendigkeit. Der Grund aller Rechtschaffenheit und Heiligkeit ist die Demuth; denn selbst im Himmel konnte sich der Stolz nicht halten; auch ist die Demuth die erste Tugend, die unser Heiland mit sich auf die Erde brachte. St. Cypr. — Wenn du auch göttliche Thaten verrichtest, aber die Tugend der Demuth nicht besitzest, so sind sie eitel. Bete, faste, erbarme dich Anderer, sei keusch, übe was immer für eine Tugend aus, alles umsonst, wenn es nicht in Demuth geschieht. St. Greg. l. mor. — Frägst du mich, was in der Religion das Erste sei, so antworte ich: die

Demuth; frägst du mich dann, was das Zweite sei, so antworte ich dir wieder: die Demuth, und was das Dritte, so sage ich dir abermals: die Demuth. St. Aug. ep. 56. — Wer ohne Demuth Tugenden sammeln will, der trägt Staub in den Wind. Gregor. hom. 7. in Joh. — Deßwegen hat Christus vorzüglich die Demuth empfohlen, weil dadurch am meisten das Hinderniß unsers Heiles entfernt wird, welches in hochmüthigen Bestrebungen besteht. St. Thom. Aq. — Es ist kein Wunder, wenn wir arm an Tugenden sind, da wir die Mutter und Wächterin aller Tugenden, nämlich die Demuth, nicht besitzen. St Bonavent. — Verlernst du die Demuth, so fällt das ganze Gebäude deiner Tugenden zusammen. St. Bernd. ep. 41.

c) Nutzen. Ist die Demuth nicht die Vorläuferin, die Begleiterin und Nachfolgerin einer jeden deiner Handlungen, so wirst du dich keiner Tugend erfreuen können. St. Aug. in ep. ad Diosc. — Wie nützlich ist nicht die anspruchslose Demuth, da sie Alles erhält, worauf sie doch Verzicht leistet. St. Ambros. c. 7. sup. Luc. — Die Demuth ist der sicherste Schatz von allen Tugenden; wer sich zu demüthigen weiß, der weiß Christum nachzuahmen. St. Basil. — Die Demuth ist die Mutter der Weisheit. Chrys. hom. 48 in Mtth. — Gott ist in der Höhe: wenn du dich demüthigest, so steigt er zu dir herab; erhebst du dich, so flieht er vor dir. St. Aug. — Der ganze Sieg des Heilandes, wodurch er den Teufel und die Welt überwunden, hat in der Demuth begonnen und ist in ihr vollendet worden. St. Leo. — Die Demuth bewahrt nicht bloß jede Gnade und jede Tugend, sondern sie ergänzt sie auch; denn was dir an Gehorsam, Keuschheit, Geduld und Heiligkeit fehlt, ersetzt die Demuth. St. Thom. Villa.

d) Würde und Vortrefflichkeit. Wer in der Demuth fest begründet ist, hat die Engel zu Gesellschaftern. St. Angela. — Die Demuth ist einem Gestirne ähnlich; denn wie dieses für das sinnliche Auge klein erscheint, in der That aber größer als die Erde ist: so erscheint auch die Demuth vor den Menschen oft wie Nichts; bei Gott aber ist sie von unendlichem Werthe. St. Bonavent. — Die Demuth ist eine ehrenvolle Tugend, da sogar der Stolz sich mit derselben zu bedecken sucht, um nicht verächtlich zu werden. Chrys. tract. de Grad. humil. — O heilige Demuth! du

bist gering in deinen eigenen Augen; aber wie groß erscheinst du bei Gott! Wie liebenswürdig bist du nicht! Wie erhaben bist du an Würden, wie reich an Verdiensten! Wer kann dich würdig genug loben? Du hältst dich für Nichts, und gehst doch an Ehre Allen vor; indem du hinabsteigest, wirst du in die Höhe gehoben; indem du der Ehre ausweichst, wird sie dir zu Theil; indem du Verborgenheit suchest, wirst du offenbar. St. Laurent. Justin. — Die Demuth ist Jedem zum Maaßstab seiner Tugenden gegeben. St. August. de Virg. c. 31.

e) Annehmlichkeit. Die Demuth ist ein Gut, welches im gegenwärtigen Leben das Herz vor beißenden Vorwürfen bewahrt und in der Zukunft von der ewigen Strafe befreit. St. Bernd. — Steter Friede ist mit dem Demüthigen; im Herzen des Stolzen aber ist viel Eifersucht und Unmuth. Imitat. Christi l. 1. c. 7. 6. 3.

f) Leichtigkeit. Nichts ist leichter, als die Demuth; es bedarf nur des Wollens, und man ist es. St. Bernd. — O glückselige Tugend der Demuth, dich können Alle, Jünglinge sowohl als Greise, mit derselben Leichtigkeit ausüben. St. Climacus.

4. Beispiele der Heiligen.

a) Empfehlung der Demuth.

Die seligste Jungfrau Maria erschien einstens einer Nonne und sagte ihr, daß, wenn sie den Satan überwinden wolle, sie sich in allen Dingen der Demuth befleißen müsse, nämlich in der Kleidung, indem sie sich der am meisten abgenützten bedienet; in der Speise, indem sie sich die unschmackhaftesten behält; in den Arbeiten, indem sie die verächtlichsten Geschäfte verrichtet.

Die Nämliche ermahnte die hl. Brigitta in folgenden Worten zur Nachahmung ihrer Demuth: Meine Tochter! fliehe unter den Mantel meiner Demuth, und halte dich für die größte Sünderin; denn siehst du auch Andere, die noch schlimmer sind als du bist, so weißt du doch nicht, was aus ihnen noch werden wird, ob sie sich nicht schon morgen bekehren; auch ist dir nicht bekannt, ob sie wirklich mit Vorsatz, oder nur aus Schwachheit fehlen: daher ziehe dich Niemanden vor.

Christus selbst ermahnt zur Demuth durch die Worte: Lernet von mir: denn ich bin sanftmüthig und demüthig vom Herzen.

b) Sich selbstverachtende Demuth.

Obschon die seligste Jungfrau Maria bereits zur Würde der Mutter Gottes erhoben war, sprach sie dennoch: Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.

Der hl. Johannes der Täufer war der Größte unter den vom Weibe Gebornen; aber dennoch hielt er sich nicht für würdig, Christo die Schuhriemen aufzulösen.

Der hl. Petrus sprach zu Christus: Gehe von mir hinaus; denn ich bin ein sündhafter Mensch.

Der hl. Paulus sagte von sich: Ich bin der Mindeste unter den Aposteln, und nicht würdig ein Apostel genannt zu werden, weil ich die Kirche Gottes verfolgt habe.

Der hl. Franziskus pflegte sich gewöhnlich den größten Sünder zu nennen, und beweinte täglich seine Fehltritte.

Die hl. Klara sagte oft zu ihren Nonnen: O Schwestern, wenn ihr mich erkennen würdet, so würdet ihr mich verabscheuen; denn ich bin nicht das, für was ihr mich haltet, sondern voll Missethaten. Ihren Beichtvätern aber sagte sie, sie möchten sie für die elendeste Kreatur halten. Und weil sie sie davon nicht überzeugen konnte, sondern diese sie für eine Heilige hielten, wurde sie darüber so betrübt, daß sie öfter ihre Beichtväter wechselte, in der Hoffnung, einen zu finden, der sie völlig verachtete.

Obschon die hl. Magdalena de Pazzis nie eine schwere Sünde beging, hielt sie sich doch für die größte Verbrecherin, nicht werth, von der Erde getragen zu werden. Sie glaubte, sie sei die Ursache von allen Fehlern, die im Kloster begangen würden. Sie äußerte daher oft ihr Staunen, daß Gott sie immer ertrage und die Schwestern sie noch im Kloster dulden. Ging sie in den Chor, so that sie es mit Schüchternheit, indem sie fürchtete, durch ihre Gegenwart möchte das Gebet der Uebrigen vor Gott mißfällig gemacht werden.

c) Demuth, welche den Ehrenstellen ausweicht.

Der hl. Bernardus konnte nie zur Annahme der erzbischöflichen Würde bewogen werden.

Der hl. Dominikus schlug viermal die bischöfliche Würde aus; er sagte, lieber sterben zu wollen, als diese Last auf sich zu nehmen.

Nachdem der hl. Gregorius zum Papste erwählt worden, konnte er durch alles Bitten zur Annahme dieser Würde nicht bewogen werden. Weil er aber keinen andern Ausweg fand, kroch er in ein Faß, und ließ sich so auf einen benachbarten Berg hinaustragen, wo er sich in einer Höhle versteckte, bis eine feurige Säule ihn verrieth; worauf er zur Annahme der ihm übertragenen Würde gezwungen wurde.

d) Demuth, welche geringe Dienste wählt.

Der hl. Thomas, Bischof von Kanterbur, rief täglich dreizehn Arme zu sich, wusch ihnen die Füße und bediente sie dann bei Tische.

Gallikanus, der Eidam des Kaisers Konstantin, war früher römischer Feldherr; aber aus Liebe zu Christus entsagte er Allem, ging in ein Kloster und übernahm die gemeinsten Küchendienste.

e) Demuth, welche das Lob flieht.

Als der hl. Dominikus zu Toledo wegen seiner Predigten in großem Ansehen stund, begab er sich nach Korkassona. Um die Ursache hievon gefragt, antwortete er: Weil man mich zu Toledo lobt, zu Korkassona aber tadelt.

f) Demuth, die sich an der Verachtung erfreuet.

Die Apostel gingen freudig von der Versammlung hinweg, weil sie gewürdigt worden sind, für den Namen Jesus Schmach zu leiden.

Als einmal die hl. Klara hörte, daß man über sie schmähte, fiel sie auf die Knie nieder und rief aus: Gelobt sei Jesus Christus dafür; denn wahrlich diese geben mir einmal meinen rechten Namen.

g) Demuth, die sich der niedern Herkunft nicht schämt.

Als einstens zu Benedikt I., der von ganz armen Eltern abstammte, die Großen seine Mutter in prächtigen Kleidern einführ-

ten, schenkte er ihr kein Gehör, bis sie in ganz gemeinem Anzug vor ihm erschien.

Willigundus, Erzbischof und Churfürst von Mainz, vergaß in seiner hohen Würde keineswegs seiner niedern Abstammung; er war nämlich ein Wagners-Sohn. Um dieser seiner Herkunft nie zu vergessen, ließ er in allen Zimmern und an allen Tischen ein Rad malen und darunter die Worte anbringen: Willigund, erinnere dich, wer du gewesen bist, und wer du bald seyn wirst. Dieß ist zugleich die Ursache, warum die spätern Churfürsten von Mainz das Rad unter ihren erzbischöflichen Insignien haben.

h) Nutzen der Demuth.

Als einstens der hl. Antonius sah, wie der Teufel über die ganze Erde seine Schlingen ausbreite, und fragte, wer hier entkommen könne, erhielt er zur Antwort: „Der Demüthige."

Ein demüthiger Mönch erhielt einmal von einer besessenen Weibsperson eine Ohrfeige. Dieser beschwerte sich nicht im mindesten, sondern bot schnell auch die andere Wange dar. Eine solche Demuth war dem Satan so unerträglich, daß er eiligst die Flucht ergriff.

Zu einem andern Klosterbruder kam einstens der Teufel in Gestalt eines Lichtengels. Durch die demüthigen Worte aber: „Ich glaube, du bist zu einem Andern geschickt, der besser ist als ich" — befreite er sich von der Versuchung.

i) Einige geschichtliche Beispiele vermischter Art.

Der hl. Ignatius pflegte zu sagen, er glaube nicht, daß es einen Menschen auf Erden gebe, welcher von Gott so viele Wohlthaten erhalte, und der dafür so undankbar sei, wie er.

Der hl. Franziskus Xaverius hielt sich für den Nichtswürdigsten unter den Menschen; er nannte sich gewöhnlich nur Staub und Asche, und sagte, daß ihn Gott nicht schon längst, wie er es verdiente, vernichtet hat, verdanke er nur dem frommen Gebete seiner Genossen.

Der hl. Franziskus Borgias nannte sich in Briefen und Unterschriften gewöhnlich nur den Sünder; er hielt sich für schlechter, als Judas war, und pflegte gewöhnlich zu sagen: Ich weiß nicht, was ich bin; wenn ich aber etwas weiß, so ist es dieses, daß ich längst die Hölle verdient habe.

Der hl. Aloysius bedauerte es sehr, daß seine Vorgesetzten ihn mehr liebten, als die übrigen seiner Genossen. Auf keine Tugend verwendete er mehr Eifer als auf die Demuth; daher war es sein tägliches Gebet: Ich bitte euch, selige Engel, führet mich auf dem königlichen Wege der Demuth, welchen ihr zuerst gebannet habt, daß ich würdig gefunden werde, nach diesem Leben mit euch das Antlitz des himmlischen Vaters zu schauen, und an die Stelle eines Sternes zu treten, welcher einstens durch Stolz vom Himmel gefallen ist.

Zum Abte Pastor kam einmal ein Einsiedler aus der Wüste, der in dem Rufe stand, von den göttlichen Geheimnissen große Wissenschaft zu haben. Vater, sprach er zu dem Abte, der Ruf eurer Heiligkeit und eurer tiefen Einsicht ist bis zu meiner Zelle gedrungen, und ich bin gekommen, mit euch mich zu unterreden. Und nun begann der fremde Einsiedler, geläufig über hohe Dinge zu sprechen. Der hl. Abt des Klosters aber erwiederte ihm kein Wort Als jener sah, daß der Altvater ihn keiner Rede würdigte, ging er traurig von ihm, und beklagte sich gegen einen der Brüder im Kloster über die kalte Aufnahme, die er bei dem Abte gefunden. Dieser berichtete dieß dem Abte. Der Abt aber gab ihm folgenden Bescheid: „Der ist von oben und spricht von himmlischen Dingen; ich aber bin von der Erde und rede vom Irdischen. Hätte er von den Krankheiten und Leidenschaften der Seele mit mir gesprochen, so hätte ich ihm allerdings antworten können; hoher Dinge aber bin ich nicht kundig.“ Dieß wurde dem Fremden, der einige Tage im Kloster verweilte, wieder erzählt. Und er fühlte sich wunderbar davon getroffen; denn wirklich war es ihm bei all seiner Wissenschaft noch nicht gelungen, sein Herz frei zu machen von verderblichen Leidenschaften. Zerknirscht ging er wieder zu dem Abte und sprach: „Ach, Vater, was soll ich thun? Ganz werde ich von meinen Leidenschaften beherrscht.“ Jetzt umfing ihn der Altvater mit Freuden und sprach: „So bist du mir willkommen, lieber Sohn! Gern will ich meinen Mund dir öffnen und sagen, was mir Gott für dich in's Herz gegeben hat.“ Und nun erst folgte eine lange Unterredung, eine Unterredung von so erbaulicher Art, daß der Fremde beim Abschied gerührt bekannte: „Wahrlich, Vater, das ist der Weg der Liebe, den du lehrest. Möge mir die Stunde, da ich dich hörte vom Herrn gesegnet seyn!“

5. Gleichnisse.

Wie die Bäume und Aeste, je mehr sie mit Früchten beladen sind, desto tiefer sich neigen; so sind auch die wahren Heiligen, je tugendhafter sie sind, auch desto demüthiger.

Wie beim Erscheinen der Sonne alle Sterne am Himmel verschwinden, so verbergen sich auch in einem Herzen, das wahrhaft demüthig ist, alle übrigen Tugenden.

Wie der Stern am Himmel, obgleich er an sich groß ist, doch kleiner erscheint; so ist auch der Demüthige, obschon er vor Gott groß ist, in seinen eigenen Augen klein.

Wie ein leeres Gefäß einen helleren Ton gibt, als ein volles, so sind diejenigen, welche wenig tugendreich sind, gewöhnlich großsprecherische Menschen; nicht aber so diejenigen, welche wahre Tugenden und insbesonders Demuth besitzen.

Wie man aus einer irdischen Quelle nicht trinken kann, ohne sich niederzubeugen, so kann man auch aus der lebendigen Quelle, welche ist Jesus Christus, kein Wasser schöpfen, d. h. an seinen Verheißungen nicht theilhaftig werden, wenn man sich nicht demüthigt.

Sowie Gewürze ihren Geruch aushauchen, wenn sie nicht in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, und die Kohle schnell verglimmt, wenn man sie nicht unter die Asche verbirgt: so verliert der Mensch alle seine Tugenden, wenn er sie nicht in den Mantel der Demuth einhüllt und darin versteckt.

Wie das Faß keinen Wein hält, wenn es nicht zuvor mit Pech überzogen ist; so bleibt im Herzen keine Tugend, wenn es nicht von der Demuth, so zu sagen, durchdrungen ist.

Wie die Bäume vom Sturme leicht herausgerissen werden, wenn sie nicht tiefe Wurzel gefaßt haben; so verliert auch der Christ in der Versuchung alle seine Verdienste, wenn er nicht in der Demuth fest wurzelt.

Wie wir die Diebe anlocken, wenn wir unsere Reichthümer unbewacht auf offener Strasse hinlegen; so rufen wir auch die Höllengeister herbei, daß sie uns unserer geistigen Schätze berauben, wenn wir diese durch den Stolz öffentlich zur Schau tragen. Hingegen halten wir diese Räuber zurück, und bringen sie auf die Mei-

nung, wir seien von Tugenden entblößt, wenn wir sie in dem Mantel der Demuth verstecken.

Wie derjenige, welcher das Eisen schmieden will, es zuvor im Feuer weich macht; so muß derjenige, welcher seine Sitten nach dem Evangelium einrichten will, sie zuvor im Feuer der Demuth weich und fügsam machen.

Wie ein wohlriechender Baum, wenn er auch seine Früchte mit Blättern bedeckt, doch seinen Wohlgeruch nicht verbergen kann; so kann auch der Fromme, wenn er gleichwohl seine Verdienste in der Demuth wie hinter Blättern verstecken will, doch nicht verborgen bleiben.

Wie es unmöglich ist, ein Schiff ohne Anker zu befestigen, so kann auch das Verdienst ohne Demuth nicht festgehalten werden.

6. Grade der Demuth.

Die hl. Väter und Geisteslehrer geben verschiedene Grade der Demuth an.

Richard von St. Viktor gibt drei Stufen der Demuth an. Demüthig, sagt er, ist, wer sich selbst verachtet; demüthiger, wer die Verachtung, welche ihm von Andern begegnet, gleichgiltig erträgt; am demüthigsten, wer diese Verachtung sogar noch wünscht.

Der hl. Anselm zählt sieben Stufen. Auf der ersten Stufe erkenne man sich als Sünder; auf der zweiten werde man davon vollkommen überzeugt; auf der dritten lege man dieses Bekenntniß vor Andern ab; auf der vierten wünsche man, in diesen Aeußerungen Glauben zu finden; auf der fünften verlange man, ein Sünder genannt zu werden; auf der sechsten freue man sich dieses Schimpfes; auf der siebenten begehre man selbst mit Füßen getreten zu werden.

Der hl. Bonaventura und der hl. Ignatius unterscheiden drei Stufen der Demuth. Die erste besteht nach ihnen darin, den Höhern sich unterwerfen, und dem Gleichen sich nicht vorziehen; die zweite sich dem Gleichen unterwerfen, und vor dem Niedern keinen Vorzug wünschen; die dritte sich auch dem Niedern unterwerfen.

Der hl. Benedikt und der hl. Thomas geben zwölf Stufen in der Demuth an, nämlich:

a) Sich selbst verachten. Um diesen Grad zu erreichen,

ist ein gutes Mittel, nicht auf die Fehler Anderer, sondern nur immer auf seine eigenen zu schauen. Oder wie der hl. Bernard sagt: Denk daran, was warst du? Ein völliges Nichts. Was bist du? Ein eckelhaftes Gefäß. Was wirst du seyn? Eine Speise der Würmer.

b) Sich selbst mißtrauen. Nach dem Ausspruche des Propheten: Dein eigen Verderben bist du, Israel: bei mir ist nur Hilfe für dich. Osee 13, 9. Oder wie Christus sagt: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, weil ihr ohne mich nichts thun könnet. Joh. 15, 5.

c) Sich unter Allen für den Mindesten halten, wie Thomas von Kempis sagt: Glaube nicht, du habest in der Demuth einige Fortschritte gemacht, wenn du dich nicht für geringer als Alle hältst. Dieses räth auch Christus mit den Worten: Wenn du zur Hochzeit geladen bist, so setze dich auf den letzten Platz ꝛc. Luk. 14, 10. Und der hl. Bernard sagt: Setze dich ganz zu unterst und ziehe dich Niemanden vor, ja vergleiche dich nicht einmal mit Einem; denn es ist nicht gefährlich, wenn du dich auch noch so demüthigest: es ist aber sehr gefährlich, wenn du dich nur über Einen erhebest.

d) Sich der göttlichen Wohlthaten für unwürdig erachten. Dieß war vorzüglich den Heiligen eigen; denn je mehr sie an Tugenden fortschritten, für desto unvollkommner hielten sie sich. Dieß darf Niemanden wundern; denn je tugendhafter sie wurden, desto näher rückten sie zu Gott, dem Urlichte, hin.n; je näher aber Jemand zum Lichte tritt, desto heller sieht er. Daher erkannten auch die Heiligen ihre ihnen noch anklebenden Mängel immer mehr und hielten sich in Folge dessen der göttlichen Erbarmungen immer für unwürdiger. Davon bemerkt der hl. Gregor: Wenn du über die göttlichen Wohlthaten nachdenkst, so wirst du dich dessen nicht für würdig halten, was du genießest, wenn du erkennest, was du verdienest.

e) Weder Lob noch Ehre verlangen; denn die wahre Demuth, sagt der hl. Bernard, will verachtet und nicht gelobt werden; es ist ein Zeichen von Stolz, wenn man um seiner Demuth willen gerühmt werden will.

f) Wünschen, von Andern verachtet zu werden. So sehen wir es an den Aposteln, die ihre Ehre darein setzten, für den Abschaum der Menschheit gehalten zu werden. Wie die Weltleute nach dem mit allem Eifer trachten, was die Welt ihren Dienern darbietet, nämlich nach Ehre, Ansehen, irdischer Größe ꝛc. so müßen die Diener Gottes in allen Dingen das Gegentheil thun, und sich also Schmach und Spott zum Antheil wählen.

g) Seine Mängel gerne entdecken. Nach dem hl. Dorotheus ist die Anklage seiner selbst eine Tochter der Demuth. Der hl. Gregorius nennt dieß ein wahres Zeichen der Demuth, wenn man seine Fehler erkennt und offen gesteht.

h) Sich Gott unterwerfen, wie der hl. Petrus ermahnt: Demüthiget euch unter der mächtigen Hand Gottes. 2. Petr. 5, 6. Dieß ist nach dem hl. Ambrosius der erste Akt der Demuth. Und der hl. Bernard sagt: Das Wesen der Demuth bestehet darin, daß unser Wille dem göttlichen sich unterwerfe.

i) Sich dem Nächsten unterwerfen, wie wiederum der hl. Petrus ermahnet: Seid jeder Creatur wegen Gott unterthan. 1. Petr. 2, 8. Aber es ist keine Demuth, schreibt der hl. Ambrosius, wenn du nur der Nothwendigkeit nachgibst, sondern dann ist es Demuth, wenn du dich denen unterordnest, die weniger sind, als du bist.

k) Niedrigen Arbeiten sich unterziehen. Wird der Leib gedemüthiget, sagt der hl. Dorotheus, so demüthiget sich auch die Seele. Damit aber diese Werke desto mehr Werth haben, muß man sie nach dem hl. Basilius mit allem Eifer vollbringen und dabei denken, daß nichts verächtlich ist, was wegen Gott geschieht.

l) Sich immer für unnütz halten, wie Christus sagt: Wenn ihr Gutes gethan habt, seid ihr dennoch nichts mehr als unnütze Knechte. Luk. 17.

m) Beschimpfungen und Lästerungen stillschweigend tragen. Nichts, sagt die hl. Brigitta, scheint den Weltkindern schwerer zu seyn, als bei erlittenen Unbilden schweigen, und sich noch für schlechter halten, als man genannt wird.

7. Beweggründe zur Demuth für jeden der zwölf oben angeführten Grade

I. Sich selbst verachten.

Um sich auf diese Stufe zu erschwingen, so erwäge Folgendes:

a) Schau zunächst auf deine vielen Sünden und großen Unvollkommenheiten. Bist du nicht vom Kopf bis zum Fuß mit den häßlichsten Geschwüren überzogen? Welch einen Gestank hauchen deine Missethaten vor Gott aus!

b) Wie elend bist du, und wie wenig Nutzen ziehest du aus allen geistigen Dingen? Wie oft hast du die hl. Sakramente schon empfangen, wie oft der Verkündigung des göttlichen Wortes beigewohnt, wie oft deine Vorsätze erneuert! Aber wo sind die Früchte davon? Was rede ich lange? Für dich ist selbst das Blut des Sohnes Gottes geflossen, und doch bist du so kalt und lau.

c) Vergleich deine ganze Wissenschaft und Frömmigkeit, wenn du je eine solche besitzest, mit der Heiligkeit der Auserwählten im Himmel: was bist du gegen sie? Und da diese, ungeachtet sie im unvergänglichen Glanze leuchten, im Verhältnisse zu Gott als Nichts erscheinen: für was mußt du dich halten?

d) Alles, was Gott erschaffen hat, erfüllt den Zweck seines Daseyns; du allein, der du doch vorzüglicher als alle Geschöpfe bist und von Gott wie zum Könige auf Erden aufgestellt worden, bleibst hinter deiner Bestimmung zurück und lässest dich von allen übrigen Geschöpfen beschämen: wie sehr hast du also nicht Ursache, dich zu erniedrigen?

e) Schau auf deine Schwachheit. Wenn eine Gelegenheit zur Sünde sich zeigt, wie geringen Widerstand leistest du? Du würdest von Sünde in Sünde fallen, wenn dich dein Gott nicht aufrecht hielte. Nichts vermagst du aus dir selbst.

f) Und was bist du denn? Dem Leibe nach Staub und Asche, Fäulniß und Würmerfraß; der Seele nach aber Finsterniß und Unwissenheit, voll von Mängeln und Gebrechen. Und du willst dich für Etwas halten?

II. Sich selbst mißtrauen.

a) Nimm alle Kräfte deines Leibes und Geistes zusammen, und sage nur, was vermagst du aus dir selbst? Keinen Finger

kannst du ohne die göttliche Hilfe bewegen. Wenn du nun aus dir selbst nicht das Mindeste vermagst: wie kannst du in größern Dingen auf dich vertrauen?

b) Die verworfenen Engel waren so reine Geister, frei von jeder Versuchung der Welt, von jeder Anfechtung des Fleisches, und doch sind sie gefallen. Adam war im Zustande der Unschuld erschaffen, mit allen Vorzügen des Leibes und der Seele ausgerüstet, und doch ist er so jämmerlich gesunken. Du aber bist in Sünden geboren, und von tausenderlei Schlingen umgeben, und dennoch wolltest du dir nicht selbst mißtrauen? Wenn jene Kräfte gebrochen wurden, — was wirst du mit deiner Schwachheit vermögen?

c) Erforsche dich selbst, was findest du in dir, worauf du Vertrauen setzen kannst? Deine Fähigkeiten? Wie wenig und unvermögend sind sie? Dein Wille? Ist er nicht hundert Mal auf das Böse gerichtet, bis er nur einmal nach dem Guten zielt? Deine Kenntnisse? Bist du nicht in den meisten Dingen unwissend? Dein Leib? Ist er eben nicht die Gebrechlichkeit selbst? Sage mir also, worauf willst du ein Vertrauen setzen?

III. Sich unter Allen für den Mindesten halten.

a) Wisse, wenn Gott Andern, die noch in der Finsterniß des Heidenthums schmachten, so viel Gnade erwiesen hätte, als dir, so würden sie Heilige geworden seyn: du aber steckst noch im tiefstem Schlamm der Sünde.

b) Wenn dich Gott nicht selbst mit gnädiger Hand vor den Sünden zurückhielte, oder vor den Versuchungen des Fleisches und des Satans bewahrte, so würdest du vielleicht in alle Abgründe des Verderbens sinken.

c) Wenn Andere auch dieselben Fehler an sich haben, welche du bei dir entdeckst, so mißfallen sie bei Jenen vielleicht Gott nicht so sehr, weil er ihnen nicht so viel Gnaden ertheilet, als dir gegeben werden.

d) Fast bei Jedem entdeckst du ein oder die andere Tugend, welche dir mangelt: wie wolltest du dich also Einem vorziehen?

IV. Sich der göttlichen Wohlthaten für unwürdig erachten.

a) Niemand wirft die Perlen in den Koth hinein. Du bist deiner Sünden wegen eine abscheuliche Kothpfütze; die göttlichen

Gnadenerweisungen aber sind die kostbarsten Perlen. Verdienst du sie als ein solch häßliches Geschöpf?

b) Bedenke, wie viel Gnaden Gottes du schon mißbraucht hast, und ob du unter solchen Umständen neuer würdig seiest.

c) Wenn du Gott auch immer eifrig gedient hättest, wärest du dennoch seiner Gnaden nicht würdig; denn Christus, der Herr, sagt: Wenn ihr auch Alles gethan habt, seid ihr dennoch nichts mehr als unnütze Knechte. Wie willst du aber einer Gnade würdig seyn, da du deinen Gott immer beleidigest?

V. Weder Lob noch Ehre verlangen.

a) Wäre es nicht lächerlich, wenn die Vorübergehenden vor einem im Schmutz und in zerrissenen Kleidern dastehenden Bettler ihr Haupt entblößten und ihm auf alle Weise ihre Ehrfurcht erwiesen? Noch unsinniger ist es, wenn du, als so großer Sünder, nach Ehre und Auszeichnung verlangst.

b) Gott, die himmlische Majestät, wird von so vielen Menschen entehrt, und du, eine Hand voll Staub, willst ausgezeichnet werden?

c) Jesus Christus, der Sohn Gottes, hat seinen himmlischen Glanz abgelegt, und ist so verächtlich geworden, daß er selbst von sich sagt: Ich bin ein Wurm und kein Mensch mehr. Und du, der Sünder, welcher mit Recht Spott und Verachtung trägt, willst geehrt seyn?

VI. Wünschen, von Andern verachtet zu werden.

a) Du sollst wünschen, von Andern für das gehalten zu werden, was du in der That bist. Nun bist du ein Sünder und Rebell gegen Gott. Ist es ein Wunder, wenn dich Niemand achtet? Deine Mitmenschen sehen ja ein Scheusal an dir.

b) Wem kannst du es verargen, wenn er einen mit häßlicher Krankheit geschlagenen Menschen fliehet, wenn er einen Thoren verlacht, wenn er vor einem mit Unflath Bedeckten sich eckelt? Nun dieß Alles bist du selbst: wie willst du dich also wundern, wenn dir auch Aehnliches widerfährt?

c) Wenn dich Andere verachten, so denke, daß diese nur einen Theil deiner Mängel und Gebrechen sehen: was würde nicht erst geschehen, wenn sie dich vollkommen erkenneten?

d) Wie oft entehrest du Gott, die himmlische Majestät, durch deine Sünden, und immer noch hat er dich ertragen, und du bist unversöhnlich, wenn du von deines Gleichen nur ein wenig verletzt wirst? Du sollst schon deßwegen die Verachtung geduldig tragen, welche dir widerfährt, um dadurch wieder einen Theil jener Schmach gut zu machen, welche du Gott durch die Sünde zugefügt hast.

e) Schmach und Verachtung tragen, ist eine so große Ehre und Auszeichnung, daß du dabei ausrufen sollst: Wodurch, o Gott! verdiene ich so große Gnaden? Denn es kann gewiß nichts Ausgezeichneteres geben, als Christo, dem Sohne Gottes, ähnlich werden. Nun wirst du ihm durch Nichts ähnlicher, als gerade durch erlittene Schmach.

VII. Seine Mängel gerne entdecken.

a) Welche Thorheit ist es: vor dem allgegenwärtigen Gott schämest du dich nicht zu sündigen; aber vor den Menschen deine Missethat zu bekennen, willst du dich schämen? Wenn es Gott sieht, kümmerst du dich nicht darum; wenn es aber die Menschen hören, verwirrt dich dieses. Heißt das nicht die Menschen höher achten, als Gott?

b) Wenn du am Leibe verwundet bist, zeigst du gerne den schmerzlichen Theil, um geheilt zu werden; die Wunden der Seele aber verbirgst du. Heißt das nicht sich selbst zu Grunde richten?

c) Ich will um so lieber meine Fehler entdecken, daß Andern Gelegenheit gegeben ist, Gott dafür zu loben, daß er mich, ungeachtet meiner vielen und großen Sünden, so lange in Gnaden erträgt.

VIII. Sich gerne Gott unterwerfen.

a) Wenn du bedenkest, daß du, wenn du dich selbst leiten willst, einem Kinde gleichest, welches das Messer zu seinem Verderben gebraucht, so sollst du dich freuen, daß Gott so gütig ist, und dich leitet, und darum dich freudig seinem Willen fügen.

b) Bedenke, was Gott ist! Die höchste Majestät. Und was bist du? Ein armseliger Erdenwurm. Wenn es nun schon billig ist, daß unter Menschen der Niedere dem Höhern sich unterwerfe: um wie viel mehr hast du Ursache, dich Gott zu unterwerfen?

c) Gott kann in seinen Anordnungen nicht irren, weil er die

höchste Weisheit ist; er will auch nichts, was dir schädlich wäre, weil er die unendliche Liebe ist: sollst du dich also nicht willig seiner Leitung hingeben und aus dir machen lassen, was ihm gefällt?

d) Sieh, alle übrigen Geschöpfe fügen sich dem Willen Gottes auf den Wink, ohne daß sie ihn kennen. Du aber, o Mensch! erkennest ihn als den unendlichen Herrn, und du allein wagst es zu sagen: Ich will mich nicht unterwerfen.

e) Alles, was du bist und was du hast, bist und hast du nicht aus dir selbst, sondern verdankest du Gott. Er hat dich erschaffen, da du nicht warst; er hat dich erlöset, da du im Verderben geschmachtet. Du kannst also über dich selbst nicht verfügen, weil du dein Eigen nicht bist, sondern Gott angehörst.

f) Schäme dich, Gott selbst fügt sich dir; denn er kommt in dein Herz, so oft du bereit bist, ihn aufzunehmen. Und du willst dich ihm nicht unterwerfen?

IX. Sich dem Nächsten unterwerfen.

a) Betrachte, daß Christus, der Sohn Gottes, nicht nur seiner Mutter und dem hl. Joseph, sondern auch den Sündern und seinen Henkersknechten, ja einmal sogar dem Teufel sich unterwarf, indem er sich von ihm auf die Spitze des Tempels führen ließ. Was ist es Großes, wenn du als armseliger Erdenwurm deinen Mitmenschen dich unterwirfst?

b) Bedenke, daß alle Menschen Geschöpfe Gottes, insbesonders die Obrigkeiten seine Stellvertreter sind, und daß du in ihnen dich eigentlich Gott selbst unterwirfst.

c) Erwäge auch, daß alle Menschen deine Brüder in Christus sind, daß du überdieß vielen zum Danke verpflichtet bist, weil sie dir schon mancherlei Wohlthaten erwiesen haben. Soll es dir so schwer seyn, diesen dich zu unterwerfen?

X. Niedrigen Arbeiten sich gerne unterziehen.

a) Jesus Christus hat sich nicht geschämt, die niedrigsten Dienste zu verrichten, er hat als Herr und Meister seinen Jüngern sogar die Füße gewaschen: soll es für dich ein so verächtliches Geschäft geben, dessen du dich zu schämen hättest?

b) Nichts ist so gering und so verächtlich, was nicht großen Werth hätte, wenn es wegen Gott geschieht.

c) Immer muß es auch Solche geben, welche niedrigen Dienſten ſich unterziehen; und nicht die Arbeit macht verächtlich, ſondern vielmehr der Müſſiggang.

XI. Sich für unnütz halten.

a) Iſt ein Knecht, der immer krank iſt und im Bette liegt, für ſeinen Herrn nützlich? Nun ein ſolcher biſt du in Bezug auf Gott.

b) Bedarf Gott deiner? So ſag mir, welche Dienſte haſt du ihm denn ſchon erwieſen? Bedarf die Welt deiner? Könnte ein Anderer deinen Platz nicht eben ſo gut ausfüllen? Würde er nicht noch beſſer deine Geſchäfte verrichten? Warten nicht ſchon Viele auf deine Stelle?

XII. Beſchimpfungen und Läſterungen ſtillſchweigend tragen.

a) Schau auf deinen Herrn und Meiſter, der ſich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ, ohne ſeinen Mund zu öffnen.

b) Betrachte auch das Beiſpiel ſo vieler Heiliger, die daran ihre Freude fanden, wenn ſie verachtet wurden.

c) Erwäge endlich, daß es keinen größern Heldenmuth gibt, als ſich von Beleidigungen nicht angegriffen fühlen.

8. Mittel zur Demuth zu gelangen.

I. Die oftmalige Betrachtung des Beiſpieles Chriſti. Der hl. Auguſtin hielt dieß für ein ſo wirkſames Mittel zur Demuth zu gelangen, daß er ſagte: Wenn dieß unſern Stolz nicht heile, ſo wiſſe er nicht, was noch helfen ſoll.

II. Erniedrigungen. Die Erniedrigung ſagt der hl. Bernard, iſt der Weg zur Demuth, wie die Geduld der zum Frieden. Willſt du dir niemals eine Erniedrigung gefallen laſſen, ſo wirſt du es auch nie zur Tugend der Demüth bringen. Daher bezeichnet es der hl. Ignatius von Loyola als ein kräftiges Mittel der Demuth, wenn man gerne niedere Dienſte verrichtet.

III. Erkenntniß ſeiner ſelbſt. Dieſes Mittel gab jener Greis an, der einſtens gefragt, wie man zur Demuth gelange, zur Antwort gab: Wenn man ſeine eigene und nicht die Fehler ſeiner Mitmenſchen betrachtet. Und der hl. Baſilius ſagt: Drei Dinge ſind es, welche zur Demuth führen: Beſtändige Unterwürfigkeit,

Betrachtung seiner eigenen Schwachheit und Hinrichtung der Aufmerksamkeit auf Besseres.

IV. Genaue Hut über sich selbst. Man hüte sich nämlich etwas zu seinem Lobe zu sprechen; man höre nicht gerne sein eigenes Lob; thue nichts aus Eitelkeit; entschuldige seine Fehler nicht; halte Alle für besser, als sich selbst; lasse nie eitle Gedanken bei sich aufkommen u. s. w.

V. Häufiges Gebet und oftmalige Betrachtung. Die Demuth, sagt die selige Angela von Fuligny, ist ein wundersames Licht, wodurch der Mensch seine eigene Hinfälligkeit erkennet. Dieses Licht kann aber eben so wenig durch dich selbst angezündet werden, als du die Sterne des Himmels leuchtend machen kannst. Daher mußt du den Vater alles Lichtes darum bitten.

VI. Wachsthum in der Liebe Gottes. Eine Seele, sagt der hl. Makarius, welche Gott wahrhaft verehrt, betrachtet sich immer, und hätte sie auch noch so viel gute Werke ausgeübt, so, als hätte sie nichts gethan.

VII. Erwägung der Menge der göttlichen Wohlthaten. Nichts, sagt der hl. Franz von Sales, muß uns so demüthigen, als wenn wir hinschauen auf die Menge der Wohlthaten, die wir täglich von Gott als Unwürdige empfangen.

VIII. Hinblick auf den großen Lohn, welcher der Demuth verheißen ist. Wenn dich Jemand, sagt der hl. Chrysostomus, zum Throne beriefe, dir aber zugleich die Bedingniß setzte, du müßtest zuvor, ehe dir die Krone aufgesetzt wird, einige Stunden in einem schmutzigen Stalle bei Menschen zubringen, welche dich verachten und verspotten: würdest du es dir nicht gerne gefallen lassen? Warum ist dir aber jede Verdemüthigung zu schwer, die du dir zur Erlangung der himmlischen Krone gefallen lassen sollst?

IX. Betrachtung seiner Schwachheit und Hinfälligkeit. Was findest du an dir selbst, das dir Ursache zum Stolz seyn könnte? Schau auf deinen Ursprung und erwäge dein Ende. Was ist der Mensch anders als Fäulniß und Würmerfraß? Und bringt er es zu etwas Höherm, so verdankt er es seinem gnädigen Schöpfer. Gott belohnt an uns seine Verdienste, sagt der hl. Augustin. Und du wolltest dich bei so allseitiger Abhängigkeit und Nichtswürdigkeit nicht verdemüthigen?

X. Betrachtung der Tugenden Anderer. Willst du dich deiner Geduld wegen erheben, sagt Thomas von Villanova, so blick hin auf die Märtyrer; kommt dir ein stolzer Gedanken deiner Keuschheit willen, so betrachte die seligste Jungfrau Maria: was bist du im Verhältniß zu dieser? Und Laurentius Justinianus pflegte zu sagen: Respectus meliorum acquisitio est humilitatis. Dieses Mittels bediente sich auch der Abt Isidor; denn kam ihm eine Anfechtung zum Stolze, so sagte er sich schnell: Bist du etwa schon, wie der Abt Antonius, oder die übrigen Diener Gottes?

XI. Man liebe es, getadelt zu werden. Als einstens den Abt Moses ein Mönch fragte, wie er schnell in jeder Tugend und insbesonders in der Demuth zunehmen könne, gab er ihm zur Antwort: er solle sich einen ernsten und strengen Greis suchen und sich seiner Leitung übergeben; seinen Tadel solle er gleich der angenehmsten Süßigkeit einsaugen.

9. Miscellen und Lebenssätze.

Was ist erhabener als der Adler, was verächtlicher als das Aas? Und doch sammeln sich die Adler, wo ein Aas ist. So läßt sich auch die Demuth, ungeachtet sie sich auf den Fittigen der Vollkommenheit weit über die Erde erhebt, doch gerne zu jedem noch so geringfügigen Geschäfte herab.

Der hl. Laurentius Justinianus pflegte zu sagen: Niemand wisse, was die Demuth ist, als wer von Gott die Gnade erhalten hat, es seyn zu können.

Der hl. Thomas sagt: Wer ehrgeizig ist und bei jeder Zurücksetzung sich gekränkt fühlt, ist, wenn er auch Wunder wirken könnte, von der wahren Vollkommenheit weit entfernt. Denn es gibt keine Tugend ohne Fundament; dieß aber ist die Demuth.

Christus sagte zur hl. Brigitta: Durch die Demuth durchdringt man den Himmel und überwindet man den Stolz des Satans.

Als einstens ein Greis gefragt wurde, welches der vollkommenste Mensch sei, antwortete er: Der demüthigste.

Der hl. Ignatius von Loyola sagte: Je höher man es bringen will, desto tiefer muß man hinabsteigen.

Das Wasser macht den Wein, und die Demuth die Wissenschaften unschädlich.

Das kalte Wasser schlägt das siedende schnell nieder, und wäre es nicht, so würde der Topf überlaufen. Wenn der Mensch ein Topf ist, so bringt der Stolz seine Gedanken gar oft in eine sprudelnde Gährung, und da steigen sie immer höher. Das, was die stolzen Gedanken des Menschen darnieder schlägt, ist die Demüthigung.

Wer einem Streich ausweichen will, beugt sich: die Demuth ist ein Mittel, Gottes Strafe von sich abzuwenden, gleichsam ein Blitzableiter.

Je tiefer wir stehen, desto weniger ist Gefahr, daß wir fallen: so bewahrt uns die Demuth vor dem Falle.

Die Demuth ist das wahre Licht des Menschen: wenn dieses ihm leuchtet, erkennt er sich und Andere in ihrer wahren Beschaffenheit.

10. Sprüche.

Gefällt dir der Pfau, die Füße beschau!

Bleiben im Thal, ist gut vor dem Fall.

Zu viel Demuth ist ein schalkhafter Hochmuth.

Usibus edocto si quidquam credis amico:

Vive tibi et longe nomina magna fuge! (Ovid.)

11. Wie Christus die Hoffart bekämpft und den Seinigen Demuth einprägt.

Die Hoffart ist aus allen Leidenschaften die ungerechteste und unglückseligste, und dennoch ist sie die natürlichste Leidenschaft des Menschen. Kein Mensch ist gänzlich davon frei. Sie ist aus allen Leidenschaften die einzige, die der Mensch in allen andern Menschen haßt und verdammt, während er sie immer in sich selbst billigt.

Den Menschen von dieser Leidenschaft zu heilen, war es vor Allem nothwendig, die Ungerechtigkeit derselben ihm zu zeigen; dieß aber that Christus auf folgende Weise.

Er erklärte und bewies den Menschen, daß sie aus sich selbst nichts sind und nichts vermögen, wofern Gott ihnen nicht als Urheber der Natur oder als Urheber der Gnade zu Hülfe kömmt. „Wer aus euch, spricht er, kann durch seine Gedanken seinem Wuchs

eine Elle zugeben?" Und an einer andern Stelle: „Ihr könnt nicht ein einziges Haar eures Hauptes weiß oder schwarz machen!" Dadurch aber sprach er gleichsam: O ihr vermessenen Sterblichen, die ihr so anmaßend auf eure angeblichen Kräfte vertraut und so übermüthig darauf pochet, was kömmt euch je zu Sinne? Kann Einer aus euch seiner Höhe auch nur eine Elle beigeben? Ja kann er auch nur die Farbe Eines Haares ändern? Wie also könntet ihr je eurem Leibe einen Sinn oder ein Glied mehr geben? Vermöget ihr es aber nicht, die geringste Aenderung in eurem Leibe zu bewirken und ihm die mindeste Zugabe zu seiner Verschönerung anzuerschaffen: wie könntet ihr je eure Seele dadurch verschönern, daß ihr dieselbe durch irgend eine neue Kraft bereichertet, oder den Kräften und Vermögen, die sie besitzt, größere Ausdehnung oder die mindeste Stufe einer höhern Vollkommenheit beifügtet? Dieß Argument liegt in den angeführten Worten Christi, die der menschlichen Hoffart einen gewaltigen Streich versetzen. Doch es gehörte mehr dazu, dieß Ungeheuer zu erlegen.

Der Mensch ist frei und er weiß, daß er es ist. Er weiß es, weil sein innigstes Bewußtseyn es ihm sagt; demzufolge aber bildet der Mensch sich ein, er bedürfe nur seiner selbst, um gut zu seyn, so wie er auch nur seiner selbst bedarf, böse zu seyn; er verdanke die Tugend nur sich selbst und habe sie nur durch sich selbst; es sei ihm eben so leicht, von seinen Fällen aufzustehen, als es ihm leicht ist, zu fallen, und von dem Laster zur Tugend, als von der Tugend zum Laster überzugehen. Schwer irrt indessen, wer also denkt, und um so unglückseliger ist ein solcher Irrthum, als er angenehmer und schmeichelhafter ist. Christus jedoch zeigt uns diesen Irrthum in folgenden Worten, die wir nie zu tief erwägen können: „Gleichwie die Rebe aus sich selbst keine Frucht tragen kann, es sei denn, sie bliebe am Weinstock, also könnt auch ihr keine Frucht tragen, es sei denn ihr bleibet in mir. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts thun!" Joh. 15.; nämlich nichts, das zum Heile frommt, nichts Verdienstliches für das ewige Leben; nichts Großes, nichts Kleines; durchaus nichts, wie der hl. Augustin bemerkt; denn wer da sagt „nichts" schließt Alles aus. An einer andern Stelle aber spricht Christus: „So ihr in meinem Worte

bleibet, werdet ihr wahrhaftig meine Jünger seyn, und ihr werdet die Wahrheit erkennen; und die Wahrheit wird euch frei machen." Joh. 8. Da er aber sah, daß die Juden hierüber murrten, gleich als hätte er sie Leibeigne genannt, antwortete er ihnen: „Wahrlich, ich sage euch, wer immer die Sünde begeht, der ist ein Knecht der Sünde." Und er fügte bei: „Wenn der Sohn (Gottes) euch frei machen wird, dann werdet ihr frei seyn."

Es kann also der Mensch ohne die Gnade Christi weder von der Knechtschaft der Sünde befreit werden, noch irgend eine Tugend wirken; wenigstens nicht auf eine Weise, die zum Heile verdienstlich wäre, was wohl zu bemerken ist. Denn es kann zwar der Mensch auch ohne die Hülfe der Gnade sittlich gute Werke thun und sogar einige sittliche Tugenden haben; allein abgesehen davon, daß jenes, was er Tugendliches dieser Art thun kann, ihm nichts für die Ewigkeit nützt, ist auch sein Vermögen darin von keiner Bedeutung, und selbst das Wenige, was er vermag, verdankt er weit mehr Gott, als dem Urheber der Natur, denn sich selbst.

Auf solche Weise zeigte Christus den Menschen die Ungerechtigkeit und Thorheit ihrer Hoffart. Denn was ist je ungerechter, was je thörichter, als eitel über Etwas zu seyn, das nicht von uns kömmt und uns nicht angehört?

Und damit die Menschen dieser großen Wahrheit niemals vergäßen, verpflichtete Christus, täglich ein feierliches Bekenntniß ihrer Schwäche, ihres Elendes, ihrer äußersten Abhängigkeit und des Bedürfnisses seiner allmächtigen Hülfe in allen Dingen abzulegen: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Gib uns heute unser tägliches Brod; vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern; und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel!" Also befahl Christus allen Menschen zu beten, den Königen wie den Unterthanen, den Reichen wie den Armen, den Gerechten wie den Sündern; denjenigen, die mit glücklichen Anlagen zur Tugend geboren wurden, wie denjenigen, die mit traurigen Neigungen für das Laster zur Welt kamen. Der Mensch ist also durchaus unvermögend zu allen Dingen, die ein Gegenstand dieses Gebetes sind, da er nothgedrungen ist, Gott darum in Gnaden anzuflehen. Vermag aber der Mensch nichts aus allem diesen: was vermag er dann, und was ist er?

Was ergibt sich nun aus allen diesen Grundlehren, außer daß der Mensch die Ehre für Alles, was er Gutes in sich selbst hat, für Alles, was er Nützliches besitzt und für Alles, was er Lobwürdiges thut, auf Gott zurückführen muß, und daß er sich selbst nichts von dieser Ehre aneignen darf, ohne der Anmaßung schuldig zu werden? Und daher die wunderbaren Gebote der Demuth, die Christus uns gegeben hat.

1) Das Gebot, das Lob der Menschen, ja sogar jenes Lob zu fliehen, das wir am besten verdienten, und eben darum auch alle unsere guten Werke ihren Augen zu entziehen, mit Ausnahme derjenigen, die der öffentlichen Erbauung wegen am Tage erscheinen müssen. „Wenn ihr fastet, sollt ihr euch nicht traurig stellen, wie die Heuchler. Denn sie verstellen ihre Angesichter, damit sie den Menschen als solche erscheinen, welche fasten. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn empfangen! Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit du den Menschen nicht als fastend erscheinest, sondern deinem Vater ... Wenn du Almosen gibst, so laß die Posaune nicht vor dir her blasen, wie die Heuchler in den Synagogen und auf den Gassen thun, damit sie von den Menschen geehrt werden; sondern wenn du Almosen gibst, soll deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Wenn du betest, so geh in deine Kammer, schließ die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dich belohnen.“ Matth. 6.

2) Das Gebot, Allem zu entsagen, was an Pracht und Prahlerei gränzt, allem Verlangen, die Augen der Menschen auf sich zu ziehen, von ihnen bemerkt zu werden, ihre Bewunderung oder ihre Ehrfurcht zu gewinnen, besonders aber, sich über sie zu erheben. „Haltet und thut Alles, was die Schriftgelehrten und Pharisäer euch sagen, nach ihren Werken aber sollt ihr nicht thun. Sie thun alle ihre Werke, auf daß sie von den Menschen gesehen werden. Denn sie machen ihre Denkzettel sehr breit und die Säume groß. Sie lieben die ersten Sitze bei Gastmählern und die ersten Stühle in den Synagogen; haben es auch gern, daß man auf dem Markte sie grüße und daß die Menschen sie Rabbi nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn Einer ist euer Meister; ihr alle aber seid Brüder.“ Matth. 22.

3) Das Verbot an diejenigen, welche die Vorsehung (die da will, daß die Menschen durch Andere und zwar sowohl hinsichtlich des Zeitlichen als des Geistlichen regiert werden) über die Andern erhoben hat, sich nicht als ihre Herren, sondern als Verwalter Gottes, ja als ihre Diener und Knechte zu betrachten. „Ihr wisset, spricht Jesus zu seinen Aposteln, daß die Fürsten der Nationen über dieselben herrschen, und daß die Großen ihre Gewalt an ihnen zeigen. Doch nicht also soll es unter euch seyn; sondern wer unter euch der Größere seyn will, der sei euer Diener, und wer unter euch der Erste seyn will, der sei euer Knecht, wie auch des Menschen Sohn nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Matth. 20.

4) Das Gebot, alles eitle Wohlgefallen an sich selbst, wegen erworbener Tugenden oder guter Werke, im Herzen zu ersticken. „Wenn ihr auch Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so saget: Wir sind unnütze Knechte und haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren.“ — Dieß sind die Gebote Christi über die Demuth, und diese Gebote sind, eben so viele unmittelbare Folgen der Grundlehren, die er hierüber aufgestellt hatte, nämlich, daß alles Gute, was an dem Menschen ist, von Gott kömmt, daß der Mensch aus sich selbst nichts ist, nichts hat und nichts vermag, zumal in der Ordnung des Heiles und des ewigen Lebens. Um die Aufmerksamkeit der Menschen um so wirksamer auf diese Gebote zu richten, und sie zur Erfüllung derselben zu ermuthigen, erklärte er ihnen feierlich, ihr Heil sei an die Demuth gebunden und die Pforten des Himmels seien der Hoffart ewig verschlossen. „Wahrlich sage ich euch, wofern ihr euch nicht bekehret und werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen!“ Und anderswo: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.“ Diese Worte hat Christus bei drei verschiedenen Gelegenheiten dreimal wiederholt. Ueberhaupt gibt es keine Tugend, die dieser Gottmensch so oft und so dringend als die Demuth empfohlen und worüber er uns so viele Beispiele gegeben hätte.

Es darf auch gar nicht befremden, daß Christus so dringend hierauf bestand und es gleichsam als eine der vorzüglichsten Angelegenheiten auf sich nahm, die Hoffart der Menschen zu bekämpfen

und ihnen die Demuth durch Lehren und Beispiele zu predigen. Denn wir sehen, daß, seit es Menschen gibt, die Hoffart die Welt verwirrte. Es kann also nur die Demuth Frieden stiften. Seit es Menschen gibt, hat die Hoffart mehr große Verbrechen erzeugt, als alle übrigen Leidenschaften zusammengenommen; ja vielleicht gab es nie ein großes Verbrechen, auf welches die Hoffart nicht Einfluß hatte; es konnte also nur die Demuth bewirken, daß alle Tugenden auf der Erde herrschten. Die Hoffart erzeugte alle Verworfenen, und nur die Demuth konnte Auserwählte erzeugen. (P. Aimé).

12. Den Heiden war die Tugend wahrer Demuth unbekannt.

Die Heiden hatten manche lobenswerthe Eigenschaft an sich, sie waren oft großmüthig, freigebig, mäßig; allein die Demuth fehlte ihnen gänzlich. Dieß lag schon in ihrer Ansicht, welche sie von der Tugend überhaupt hatten; sie meinten nämlich, sie könnten alle Tugenden ihrem eigenen Grund und Boden abgewinnen, und verdankten diese nur sich selbst. Daher sahen sie dieselbe nur als das Werk ihres alleinigen Willens an, und die Folge war, daß sie sie nur auf sich selbst bezogen. Alles, was sie sich in der Ausübung der Tugend als Ziel setzten, war ihr eigener Beifall, ihre eigene Achtung, ihr eigenes Lob, oder der Beifall, das Lob und die Achtung der übrigen Menschen. Die Heiden suchten durch die Ausübung der Tugend nur ihren eigenen Ruhm, und so wenig dachten sie ihre Götter dadurch zu ehren, daß sie vielmehr glaubten, sie stellten durch die Uebung derselben sich selbst den Göttern gleich. Der Heide hatte also bei all seiner sogenannten Tugend kein höheres Ziel als sich selbst. Daß aber mit solcher Gesinnung die Demuth nicht vereinbar ist, welche nirgends sich selbst sucht, ja auf das eigene Selbst gleichsam verzichtet, liegt klar am Tage. Und so läßt sich in der Wahrheit sagen, daß die Heiden die Demuth nicht kannten. Dieß ist auch die Ursache, warum ein Kirchenvater ihre Tugenden glänzende Laster nannte. Denn weil all ihre vermeintlichen Verdienste nur auf Stolz beruhten, konnten sie nichts Gott Wohlgefälliges an sich haben.

13. Selbst die heidnischen Weltweisen kannten die wahre Demuth nicht, wenn sie sie auch zu üben schienen.

Wenn heidnische Weltweise von sittlichen Tugenden, von der Starkmüthigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit schwätzen, bleiben sie von der Demuth weit entfernt, da sie eben in diesen ihren Schriften und in ihren Tugenden groß wollen geachtet werden, und der Nachkommenschaft ein Andenken von ihnen hinterlassen. Zwar schien es von Diogenes und andern dergleichen Leuten, als wenn sie durch schlechte Bekleidung, Armuth und Enthaltsamkeit die Welt verachteten; aber gerade hierin zeigten sie einen großen Hochmuth, verlangten auf solchem Wege sich einen Namen zu bereiten, und verachteten die Andern, wie Plato weislich an Diogenes es tadelte. Einst hatte nämlich Plato einige Weltweise und unter den übrigen auch den Diogenes eingeladen, sein Haus glänzend ausgeschmückt, und wie es sich für solche Gäste geziemte, unter anderem Geräthe auch prächtige Teppiche im Speisesaal ausbreiten lassen. Diogenes trat ein, und fing an, mit seinen beschmutzten Füßen auf jene Teppiche zu treten. Als er von Plato gefragt wurde, warum er dieses thue, so gab er zur Antwort: „Ich trete den Hochmuth des Plato mit Füßen.“ Plato entgegnete ihm richtig: „Ja! aber mit einem andern Hochmuthe.“ Er wollte sagen: Du verräthst mehr Stolz, indem du auf meine Teppiche trittst, als ich dadurch, daß ich sie besitze. Die alten Philosophen konnten nie zur wahren Verachtung ihrer selbst gelangen, worin doch die wahre Demuth besteht; ja sie kannten die Demuth nicht einmal dem Namen nach; denn diese ist eine den Christen ganz eigene Tugend, die erst von Christus gelehrt wurde.

14. Die Demuth ist Allen leicht möglich zu üben.

Wenn Christus von uns verlangt, in der Demuth ihm nachzufolgen, kann Niemand über Härte seines Gesetzes klagen; denn was ist leichter als demüthig seyn? Wer ist so schwach, wer so arm, wer so unvermögend, daß er nicht demüthig seyn könnte? Machte der Heiland die Erlangung des Himmelreiches davon abhängig, daß wir die Welt bekehrten, oder daß wir in Wüsteneien gingen und dort unsere Tage in der strengsten Buße verlebten, oder

etwas anders Außerordentliches vollbrächten, so möchte Vielen der Weg zum Himmel zu rauh und zu mühevoll seyn. Da aber nur Demuth verlangt wird: wie leicht ist es selig zu werden? Das zu seyn, was Christus verlangt, ist viel leichter, als es nicht zu seyn; denn was ist leichter, Berge hinansteigen, oder Thäler hinablaufen? Nun um eben so viel ist es auch leichter, sich erniedrigen, als sich erhöhen. Wer demüthig ist, erspart sich viele Unannehmlichkeiten, denen der Stolze ausgesetzt ist. Er verwickelt sich nicht in Streit, bleibt von der verzehrenden Begierde des Ehrgeizes bewahrt, fühlt sich bei Zurücksetzungen nicht gekränkt, ist ruhig und zufrieden, mag man von ihm was immer sagen.

Nichts, schreibt der hl. Bernard, ist leichter als die Demuth; man braucht dazu weder Wissenschaft noch Reichthum, weder Stärke noch Kraft: es bedarf nur des Willens und man ist es. „Nihil facilius est volenti, quam humiliare se ipsum.“ Und der hl. Dorotheus sagt: Es findet sich kaum ein Mensch, der so elend ist, daß er die Tugend der Demuth nicht auch in äußerlichen Werken sehr leicht üben könnte. Gebe es aber in der That einen Solchen, so hat die göttliche Liebe auch für ihn gesorgt, und die Demuth ihm möglich gemacht: er kann es wenigstens im Herzen seyn. Darum sagte auch der Herr nicht: Ich bin demüthig in meinen Werken, sondern „vom Herzen.“ Deßwegen ruft Johannes Climakus aus: O glückliche und abermals glückliche Demuth, die du sowohl der zarten Jugend als dem schwachen Greisenalter und Jeden in jeder Lage des Lebens zu üben möglich bist!

15. Nothwendigkeit der Demuth.

Diese Tugend ist so nothwendig, daß wir ohne dieselbe nicht Einen Schritt auf dem geistlichen Wege vorwärts thun können. Deßwegen fragt der hl. Augustin: „Wenn die Demuth nicht Allem, was wir Gutes thun, voran und zur Seite geht und nachfolget: so entwindet, wenn wir uns auch nur über eine gute That erfreuen, der Stolz das Ganze unsern Händen.“ Das heißt: Alle unsere guten Werke müssen immer von der Demuth umgeben und begleitet werden, am Anfange, wie in der Mitte und am Ende; denn wenn wir es nur ein wenig versehen, und lassen eitle Selbstgefälligkeit einschleichen, so wird der Wind der Hoffart unser Verdienst fort-

führen. Es wird uns wenig nützen, daß das Werk gut an sich ist; ja, gerade darum müssen wir uns vor eitelm Hochmuthe nur um so mehr fürchten. Denn „die übrigen Laster darf man nur in den sündhaften, die Hoffart aber muß man auch in den guten Handlungen fürchten, damit nicht, was lobenswürdig gethan wurde, durch die Begierde nach dem Lobe dafür verloren werde.“ Die übrigen Laster, sagt derselbe hl. Kirchenlehrer, hausen nur in sündhaften, bösen Dingen, wie da sind: Neid, Zorn, Geilheit; sie tragen gleichsam ihre eigene Aufschrift, damit wir uns vor ihnen hüten; jedoch die Hoffart schleicht sich auch unter die guten Werke ein, um sie zu verderben. Die Hoffart legt den guten Werken Schlingen, um sie zu vernichten. Daher sagt der hl. Bernard mit Recht: „Wer ohne Demuth Tugenden sammelt, der trägt Staub in den Wind.“

16. Das Beispiel Jesu lehrt uns, wie nothwendig die Demuth sei.

Keine Tugend schärfte uns Jesus Christus nachdrücklicher und öfter ein als die Demuth. Ungeachtet sein ganzes Leben auf Erden für uns gleichsam ein lebendiges Evangelium war, so sagte er doch von keiner Tugend: Lernet sie mir. Aber in Bezug auf die Demuth stellte er sich selbst zum Lehrmeister auf. Lernet von mir, sagte er; denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.

Diese Tugend wollte uns Jesus Christus nicht bloß mit Worten, sondern insbesonders durch Werke lehren. Der hl. Basilius gehet das ganze Leben Christi durch, und zeigt, wie uns der Heiland in all seinen Handlungen die Demuth lehren will. Denn er wollte von einer armen Mutter in einem schlechten Stalle geboren, in schlechte Windeln eingewickelt und in eine Krippe hineingelegt werden. Er wollte wie ein Sünder beschnitten werden, wie ein Verlassener nach Aegypten fliehen, unter Sündern und Publikanen wie Einer aus ihnen sich taufen lassen. Als man ihm später Ehre erweisen und ihn zum Könige machen wollte, verbarg er sich; da man ihm aber Unbilden zufügen wollte, bot er sich an. Es verkündeten die Menschen seinen Ruhm, sogar die von bösen

Geistern Besessenen; er aber befahl ihnen zu schweigen. Wo sie ihn hingegen lästerten, rechtfertigte er sich nicht mit Einem Worte. Und am Ende seines Lebens bekräftigte er uns diese Tugend wie durch ein Testament, indem er hier seinen Jüngern die Füße wäscht, und dort jenen schmachvollen Kreuzestod leidet. Er, der Sohn Gottes, erniedrigte und entäußerte sich gleichsam, indem er unsere Natur annahm; er wollte, daß sein ganzes Leben ein Vorbild der Demuth wäre.

Der hl. Augustin macht uns aufmerksam, daß mit der Demuth auch die Bergpredigt begonnen; denn: „Selig sind die Armen im Geiste" heißt der Anfang. Mit dieser Tugend beginnt also der Herr seine Predigt, mit derselben fährt er fort, mit derselben hört er auf; diese lehrt er uns in seinem ganzen Leben, und insbesonders noch in seinen letzten Stunden am Kreuze.

Warum hat sich aber der Herr so großer Majestät so tief erniedriget? Aus keiner andern Ursache, sagt der hl. Bernard, als daß der Mensch nicht weiter fortfahre, sich auf Erden groß zu machen; denn es ist eine unerträgliche Unverschämtheit, daß ein Würmlein sich aufblähet, wo die himmlische Majestät sich selbst entäußert hat. Es war zwar immer Vermessenheit, daß der Mensch sich erhöhte, aber seitdem Gott selbst sich so tief herabließ, ist es eine unerträgliche Anmassung, wenn der Mensch geschätzt seyn will.

Zweierlei edle Geschöpfe, die Engel und die Menschen gingen zu Grunde, weil sie sich erhöheten, und Got gleich werden wollten. Gott schuf die Engel und sogleich wollte Lucifer Gott gleich seyn; der Herr verstieß ihn sammt seinem Anhange und stürzte ihn in die Hölle hinab. Gott erschuf die Menschen; bald steckte auch sie der Teufel mit seinem Gifte an. Sie fielen aus Stolz: in der Hoffnung, Gott gleich zu werden, aßen sie von der verbotenen Frucht. Der Prophet Elisäus sprach einst zu seinem Diener Giezi, als dieser Geschenke vom aussätzigen Naamann angenommen hatte: Du hast Naamanns Gaben angenommen, darum wird dir auch sein Aussatz ankleben. Deßgleichen war das Urtheil Gottes gegen den Menschen: da dieser den Reichthum Lucifers begehrte, was die Sünde seiner Hoffart war, sollte ihm auch dessen Aussatz ankleben, welcher die Strafe der Schuld war. So war also auch der Mensch verloren und dem Teufel ähnlich, weil er Gott gleich seyn wollte.

Was thut nun der Sohn Gottes? Er sagt gleichsam: Ich bin Anlaß, daß mein Vater seine Geschöpfe verliert. Die Engel wollten mir gleich seyn und gingen dadurch zu Grunde; der Mensch wurde auf dieselbe Weise ein Kind des Verderbens. Alle beneiden mich, und wollen mir gleich seyn. Nun sie sollen es werden, ich will sie selbst einladen, ja es ihnen dringend befehlen mir gleich zu werden. Ich will mich in einer Gestalt zeigen, daß von nun an, wer immer mir gleich seyn will, sein Heil nicht mehr verliere, sondern gewinne. So sprach der Sohn Gottes, und in Folge dessen stieg er auf die Erde herab, nahm unsere Gestalt an, stellte sich Allen als ein Vorbild auf, und ladet uns ein, ihm ähnlich zu werden, sprechend: Lernet von mir u. s. w. Darum wollen wir der Mahnung des hl. Bernard nachkommen, wenn er sagt: Lasset uns streben, zu werden wie dieses kleine Kind; lasset uns von ihm lernen, wie sanftmüthig und demüthig es ist, damit der große Gott nicht vergeblich ein kleines Kind geworden ist.

17. Die Summe des Christenthums ist die Demuth.

Wenn ein Lehrer unter den Menschen auftritt, so pflegt er den Hauptinhalt seiner Lehre in gewisse Sätze zusammen zu fassen. Dieß hat auch Christus gethan, und an die Spitze dieser Sätze stellte er die Demuth, sprechend: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen. Matth. 11, 29. Wir sollen zu Christus kommen, sagt der hl. Augustin, und von ihm lernen; aber was? Die Demuth; denn darin bestehen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß. Und der hl. Bernard schreibt: Das ist die Hauptlehre und der Inbegriff des Christenthums, demüthig seyn.

Christus liebte zwar alle Tugenden, aber am meisten schätzte und lehrte er die Demuth. Darum nennt sie Richard von St. Victor mit Vorzug die Tugend Christi, seine treueste Freundin und unzertrennliche Lebensgefährtin; diese Tugend will er auch an seinen Anhängern vor Allem finden. Deßwegen sagte er nicht: „Lernet von mir fasten", ungeachtet er uns auch hierin mit dem Beispiele vorangegangen; er sagte auch nicht: „Lernet die Welt verachten und ein armes Leben führen", wiewohl er in der größten Armuth lebte: sondern lernet von mir Demuth. Dieß Eine verlangte er. In der Demuth besteht also, sagt der hl. Thomas von Villanova,

die christliche Weisheit. Weil namentlich Lucifer im Himmel den Lehrstuhl des Stolzes aufgestellt hat und dadurch viele Engel zum Falle gebracht, so errichtete Christus auf Erden eine Lehrschule der Demuth, um die Menschen dadurch wieder in den Himmel zurück zu bringen. Luzifer rühmte sich: Ich will aufsteigen zum Himmel. Is. 14, 13. Christus aber sagte: Bis zur Hölle bin ich hinabgeworfen Psl. 87, 4. Dem Lucifer gelüstete nach der Aehnlichkeit mit Gott: Aufsteigen will ich in die Höhe der Wolken und ähnlich seyn dem Allerhöchsten Is. 14, 14; von Christus aber sagt der hl. Paulus: Er entäußerte sich selbst und nahm, da er in der Gestalt Gottes war, die Gestalt eines Sclaven an. Psl. 2, 6. Lucifer warf sich auf zum Herrn aller Reiche. Darum sagte er: „Alle diese Reiche will ich dir geben". Christus aber, ungeachtet er der Herr Himmels und der Erde war, sprach zu den Söhnen des Zebedäus: Das Sitzen zu meiner Rechten oder Linken kann ich euch nicht geben, sondern denen es von meinem Vater bereitet ist. Sieh, wie Christus überall dem Satan, welcher den Lehrstuhl des Stolzes aufrichtete, die Schule der Demuth gegenüber setzt.

Gleich anfangs pflegt ein Lehrer seine Schüler auf das aufmerksam zu machen, was er ihnen besonders an das Herz zu legen hat. Auch dieses versäumte Jesus nicht. Aber was schärfte er uns zuerst ein? Die Demuth ist es: denn kommet hieher, sagt der hl. Thomas von Aquin, und höret den himmlischen Salomon: was lehret er euch gleich bei seiner Geburt in der Grippe? Lernet von mir, sagt er, denn ich bin demüthig. Dieß lehrt er euch in der Krippe, dieß während seines ganzen Lebens, dieß noch am Kreuze. Und ihr wollet noch lange forschen, welches die Hauptlehre des Christenthums sei, da sie vom Anfange bis zum Ende überall so deutlich ausgesprochen ist?

18. Die Demuth ist die Grundlage aller übrigen Tugenden.

Wer ein Gebäude aufführen will, der muß zuvor einen Grund graben, und je höher das Gebäude hinaufgeführt werden soll, desto tiefer muß er hinabgraben. Im Moralischen ist die Demuth die Grundlage. Ohne sie gibt es keine Tugend. Die Demuth, sagt der hl. Cyprian, ist das Fundament der Heiligkeit. Und der hl.

Bernard nennt sie die Grundlage aller übrigen Tugenden. Der hl. Gregorius aber nennt die Demuth die Wurzel aller Tugenden. Dieses von der Wurzel genommene Gleichniß paßt recht gut auf die Demuth und erklärt ihre Eigenthümlichkeit; denn gleichwie die Blume im Saft der Wurzel lebt und wächst, und von ihr getrennt, sogleich verdorrt, eben so verwelkt jede Tugend, wenn sie nicht an der Wurzel der Demuth bleibt. Gleichwie ferner die Wurzel in der Erde steckt, mit Füßen getreten wird und gar keine Schönheit und keinen Wohlgeruch hat, aber dennoch der ganze Baum daher sein Leben hat; so ist der Demüthige gewissermaßen unter der Erde, wird mit Füßen getreten, weggeworfen und übergangen; er hat kein Ansehen, sondern ist in irgend einen Winkel zurückgestoßen und in Vergessenheit begraben; aber dieses ist es eben, was ihn erhält, von Tag zu Tag mehr stärkt und seine Zunahme fördert. Gleichwie es für den Baum, um zu wachsen und Früchte zu bringen, gut ist, weit und tief die Fasern der Wurzeln auszubreiten, und er, je tiefer sich diese in den Boden senken, um so fruchtbarer seyn wird: so muß man, um in allen Tugenden fruchtbar zu werden, und darin allzeit und unerschütterlich bleiben zu können, tiefe Wurzeln in der Demuth treiben.

Diesen Grund legten auch alle Heilige: mit der Demuth machten sie den Anfang. So sehen wir es beim hl. Paulus. Kaum hatte er den Beruf zum Apostelamte erhalten, so verdemüthigte er sich. Und wie groß in ihm diese Tugend gewesen sei, drücken seine Worte aus: „Ich will mich in Nichts rühmen, als in meinen Schwachheiten.“ — „Ich bin nicht würdig ein Apostel genannt zu werden“ u. s. w. Schon der Name, welchen er nach seiner Bekehrung angenommen, deutet dieses an; denn da er zuvor Saulus geheißen, nennt er sich jetzt Paulus, was so viel heißt, als wenig, unbedeutend. Kaum, schreibt der hl. Augustin, fing er an das Evangelium zu predigen, so änderte er seinen Namen und nannte sich Paulus. Warum wählte er diesen Namen? Um anzudeuten, daß er der Mindeste unter den Aposteln sei; denn Paulus heißt: „Klein, wenig, unbedeutend.“

Unter den acht Seligkeiten setzt der Heiland das „Selig sind die Armen im Geiste“ oben an. Warum dieses? fragt der hl. Chrysostomus. Er antwortet: Weil die geistige Armuth, die

Demuth, zu allen übrigen Tugenden führt. Wenn aber Jemanden die Demuth fehlt, so stürzt sein ganzes Gebäude schnell wieder zusammen, und hätte er es auch bis zum Himmel hinangeführt; denn ohne Demuth gibt es weder ein Gebet, noch ein Almosen, noch ein Fasten, noch eine Keuschheit, noch ein anderes gutes Werk. Dieß sehen wir am Pharisäer im Evangelium. Dieser hatte scheinbar ein hohes Gebäude von Tugenden aufgeführt; denn er gab den Zehent von Allem, er fastete, er lag dem Gebete ob u. s. w. Aber dennoch mißfiel er Gott, weil ihm die Tugend der Demuth fehlte. Indem also Jesus Christus die Demuth oben ansetzte, wollte er einem geschickten Baumeister gleichen. Wenn dieser ein hohes Gebäude aufzuführen hat, legt er einen tiefen Grund. Weil auch Christus in den acht Seligkeiten den ganzen Inbegriff der christlichen Vollkommenheit zusammenfaßte, so wollte er für sein Lehrgebäude einen tüchtigen Grund legen, und deßwegen setzte er die Demuth an die Spitze.

Der hl. Bernardus vergleicht die Demuth mit der aufgehenden Morgenröthe und sagt, wie diese den Tag und die Nacht scheidet, so trennt die Demuth den Gerechten von dem Sünder. Jede Tugend beginnt in der Demuth und schreitet von da aus fort; aber auch jede Sünde hat ihre Wurzel im Stolz. Und der hl. Thomas von Villanova schreibt: Etwas Herrliches ist es um die Demuth, sie ist zugleich das Fundament aller übrigen Tugenden; was auf sie sich nicht stützt, hat keine Festigkeit: schnell fällt es zusammen, wie ein Haus auf Sand hingebaut. Das sagt auch der hl. Cassian: Das Gebäude der Tugend kann sich in unserm Herzen nicht erheben, wenn nicht zuvor in der Demuth der Grund gelegt ist.

Die Demuth ist wie eine Leiter, auf welcher man zu allen Tugenden emporsteigen kann. Wer sie zu Grunde gelegt hat, sagt der hl. Chrysostomus, kann so hoch er nur immer will, sein Gebäude der Vollkommenheit hinanführen. Und der hl. Bernard pflegte zu sagen: „Vis capere celsitudinem Dei, cape prius humilitatem Christi.“

Der hl. Thomas von Villanova schreibt: Die Demuth ist die Mutter und Quelle aller Tugenden. Aus ihr gehet hervor Gehorsam, Ehrfurcht, Geduld, Sanftmuth, Freundschaft, Frieden; denn wer demüthig ist, unterwirft sich gerne den Uebrigen; er

erweiset jedem die gebührende Ehrfurcht; er scheuet sich Jemanden zu beleidigen; trägt willig das zugefügte Unrecht; er liebt den Frieden und reicht bereitwillig die Hand zur Versöhnung. Darum nennt der hl. Gregor die Demuth mit Recht die Lehrmeisterin jeder Tugend, und Ambrosius sagt von ihr: Wer sie besitzt, hat einen Reichthum von Tugenden. Ein anderer Geisteslehrer, Hugo von St. Viktor, nennt sie die Königin aller Tugenden. Climakus aber hat vor der Demuth solche Ehrfurcht, daß er sagt, sie sei eine unaussprechliche Anmuth der Seele, ein unerschöpflicher Reichthum und eine ganz ausgezeichnete Gnade Gottes; ihren Werth wisse nur der Himmel würdig zu schätzen.

In der geheimen Offenbarung sagt der hl. Geist zu einem Bischofe: Ich kenne deine Armuth, aber du bist reich. Apok. 2, 9. Scheint dieß nicht ein Widerspruch zu seyn? Wie kann man einen Armen zugleich reich nennen? Jener Bischof, sagt der hl. Ansbert, war arm, weil er demüthig war; denn die Demuth machte, daß er sich für Nichts hielt; gerade darin bestund aber auch sein Reichthum; denn die Demuth bereicherte ihn mit allen Tugenden. Daher lassen sich die Worte, welche die Schrift bei einer andern Gelegenheit gebraucht: Mit ihr kamen mir alle übrigen Güter — insbesonders auf die Demuth anwenden. Diese Tugend bleibt niemals allein, sondern lockt viele andere herbei. Wer sie wahrhaft besitzt, wird bald auch jede andere Tugend haben.

19. Nachweis, daß jede Tugend in der Demuth begründet sei.

Daß jede Tugend in der Demuth wie der Baum in der Wurzel ihren Grund habe, läßt sich genau an jeder nachweisen, und wir wollen dieses an einigen zeigen.

Ohne Demuth gibt es einmal keinen Glauben; denn dieser fordert einen demüthigen, der göttlichen Autorität sich völlig hinopfernden Verstand. Darum sagt auch der Apostel, daß er für das Evangelium ein Thor geworden sei. Und den Corinthern befiehlt er, sie sollten alle Höhen, die sich wider die Erkenntniß Gottes erheben, zerstören, und alle Vernunft gefangen hingeben unter den Gehorsam Christi. 2. Corinth. 10, 5. Wo die Demuth mangelt, da kann der Glaube nicht einziehen. Dieß ist auch die Ursache, warum so Viele

zu Zeiten Christi trotz der vielen Wunder, welche Jesus vor ihren Augen wirkte, nicht zum Glauben kommen konnten. Es fehlte ihnen jener kindliche Sinn, dem allein das Reich Gottes verheißen ist. Und nicht bloß zur Annahme, sondern auch zur Erhaltung des Glaubens ist die Demuth nöthig. Wie der Wind das Licht auswehet, so der Stolz den Glauben. Die Geschichte aller Jahrhunderte zeigt es, daß der Stolz das Grab des Glaubens ist. Daher waren die Irrlehrer immer vom Stolze aufgeblasen. Dieß prophezeiet auch schon der hl. Paulus; denn an seinen Schüler Timotheus schreibt er: Wisse, daß in den letzten Tagen gefährliche Zeiten eintreten; denn es wird Leute geben voll Eigenliebe, Stolz und Hochmuth. 2. Tim. 3, 1. 2.

Auch die Hoffnung und die Liebe stützen sich auf die Demuth. Denn der Demüthige erkennt sein Unvermögen, und fühlt, daß er nur in Gott stark ist; deßwegen nimmt er auch seine Zuflucht zu ihm und setzt all sein Vertrauen auf ihn. Daß ferners die Liebe durch die Demuth belebt und entzündet wird, ist natürlich; denn der Demüthige weiß, daß Alles, was er hat, von der erbarmenden Güte Gottes herkomme, daß er aber nichts weniger als dessen würdig sei. Dieß entflammt ihn, den zu lieben, der so gütig gegen ihn ist, und ihm unverdienter Weise so viele Wohlthaten spendet. Daß auch die Liebe zum Nächsten nur mit der Demuth bestehen kann, bedarf keines Beweises; denn wer demüthig ist, beurtheilt seinen Mitmenschen mit aller Schonung und hat Nachsicht mit seinen Fehlern; er nimmt es nicht übel, wenn er Andern nachgesetzt wird und gönnt es gerne seinem Bruder, wenn dieser in der Ehre und im Ansehen wächst; er kennt keinen Neid und keinen Widerspruch. Alles dieß befestiget aber die Bruderliebe.

Aus der Demuth entsteht die Geduld; denn der Demüthige erkennt seine Sünden, und sieht ein, daß er jeder Strafe würdig sei. Daher nimmt er auch jede Züchtigung willig an, und statt zu klagen, dankt er dafür. Ich will den Zorn des Herrn tragen, spricht er mit dem Propheten, weil ich wider ihn gesündiget habe. Mich. 7, 9. Er fühlt sich auch nicht für beleidigt; wie man auch immer mit ihm verfahren möge, ist er zufrieden, indem er überzeugt ist, daß man ihn weit besser behandle, als er es verdient.

Daß der Frieden aus der Demuth entstehe, sagt Christus selbst.

Lernet von mir, spricht er, daß ich sanftmüthig und demüthig vom Herzen bin, und ihr werdet Ruhe finden für euere Seelen. Mtth. 11, 29.

Auch zur Bewahrung der Keuschheit ist die Demuth nothwendig, ja sie ist die Wächterin derselben; denn sie gehet verloren, wo die Demuth gewichen ist. Dieß sehen wir aus der Geschichte; denn sie weiset uns Beispiele auf, daß oft die strengsten Büßer in die abscheulichsten Laster gefallen sind, wenn sie aufhörten, demüthig zu seyn. Die Demuth ist eine so große Zierde der Keuschheit, daß der hl. Bernardus sagt: Ich wage es auszusprechen: Ohne Demuth würde nicht einmal Mariens Jungfräulichkeit Gott gefallen haben.

Ohne Demuth gibt es keinen Gehorsam. Dem Demüthigen kann man Alles befehlen; denn bei ihm gibt es keinen Widerspruch und kein Sträuben. Der Stolze aber fügt sich nie; er lehnt sich gegen Alles auf.

Dieser Faden könnte noch länger fortgesponnen werden, und bei jeder Tugend würde es sich zeigen, daß sie nur mit der Demuth bestehen kann. Um kurz zu seyn, wollen wir nur noch sagen, daß auch das Gebet von keiner Kraft sei, wenn es die Demuth nicht zur Begleiterin hat; denn nur das Gebet der Demüthigen durchdringt die Wolken. Eccl. 35, 23.

20. Die Demuth gehet selbst dem Glauben und der Liebe vor.

Wir bezeichnen die Demuth als die Grundfeste aller Tugend und Vollkommenheit. Dieses scheint dem hl. Paulus entgegen zu seyn, der 1. Corinth. 3, 11. den Glauben als die Grundlage aller Vollkommenheit angibt. Indeß bemerkt richtig der hl. Thomas, daß zwei Stücke erforderlich sind, um ein Haus gut zu begründen. Erstens ist es nothwendig, daß der Boden aufgeworfen und alles sandige Erdreich ausgegraben werde, bis man auf einen festen Grund kommt, um darauf zu bauen. Zweitens muß man sodann den Grundstein legen, der das Hauptfundament des Gebäudes ist. Auf gleiche Weise nun verhalten sich im geistlichen Gebäude der Tugenden Demuth und Glaube zu einander. Die Demuth ist es, welche gräbt und das Fundament legt, und Alles hinauswirft, was nur immer weich und zerbrechlich ist, d. h. die menschlichen Leidenschaften; denn man darf nicht auf seine eigenen Kräfte bauen, weil

ſie gebrechlich wie Sand ſind und den Einſturz drohen. Deßwegen muß dieß Alles ausgeworfen werden. Man muß ſich ſelbſt mißtrauen und ſo tief ausgraben, bis man auf den lebendigen Felſen kömmt, welcher Chriſtus iſt. Er iſt das Hauptfundament, welches im Glauben gelegt wird. Aber die Demuth muß ihm vorhergegangen ſeyn; denn wer nicht kindlichen Sinn hat, ſagt der Heiland, kann nicht in das Himmelreich eingehen. Wer demnach mit dem Spaten der Demuth die Erde tief öffnet und allen beweglichen Sand der eigenen Hochſchätzung und des Vertrauens auf ſich ſelbſt auswirft, der wird ein feſtes, bis in die Ewigkeit dauerndes Gebäude errichten. Es mögen die Winde ſtürmen oder die anſchwellenden Waſſerfluthen drohen: ſie werden es nicht umſtürzen, weil ſein Grund feſt iſt.

Deßgleichen geht die Demuth auch der Liebe vorher; denn es gibt keine wahre Liebe, die nicht von der Demuth geſtützt wird. Jene Eigenſchaften, welche der Apoſtel der Liebe beilegt, daß ſie nämlich Alles trägt, Alles verzeiht, daß ſie nicht das Ihrige ſucht, nicht aufgeblaſen iſt u. ſ. w. — ſind nur bei der Demuth möglich. Daher ſchreibt auch der hl. Auguſtin: „Nur die Demüthigen wandeln in der Liebe.“ Und die hl. Katharina von Siena nennt die Demuth die Quelle und die Stütze der Liebe. — Durch die Demuth wird auch die verletzte und abhanden gekommene Liebe wieder hergeſtellt und erneuert. Die Demuth allein, ſchreibt der hl. Bernard, iſt die Wiederherſtellung der verletzten Liebe. In der That, wie viele Feindſchaften würden ausgeglichen, wie viele Zwiſte beigelegt, wenn die Tugend der Demuth unter uns mehr einheimiſch wäre! Der Hochmuth aber vereitelt alle Verſöhnung; denn man will nicht nachgeben, weil man es für eine Schande hält. Ganz anders der Demüthige; er hat andere Begriffe von der Ehre und hält nichts für rühmlicher, als wenn er Feindſchaften beilegen kann. Wie Abraham zu Loth ſagt er zu ſeinem Beleidiger: Lieber, laß keinen Zank ſeyn zwiſchen mir und dir, zwiſchen meinen und deinen Hirten; denn wir ſind Brüder. Sieh das ganze Land iſt vor dir: ich bitte, ſcheide von mir; geheſt du zur Linken, ſo bleibe ich zur Rechten; willſt du aber die Gegend zur Rechten wählen, ſo ziehe ich zur Linken. Gen. 13, 8. Dieſe Sprache iſt nur die Demuth zu führen im Stande. Wie alſo die Blume aus der Wurzel hervor-

wächst, so die Liebe aus der Demuth; in ihr hat auch sie wie jede andere Tugend ihren Stütz- und Haltpunkt.

21. Dem Demüthigen ist vor allen das Reich Gottes verheißen.

Wer bei einer niedern Thüre eingehen will, muß sich beugen. Die Pforte in das Himmelreich ist Christus selbst. „Ich bin die Thüre, wer bei mir eingehet, wird gerettet.“ Joh. 10, 9. Diese Thüre ist aber sehr nieder; denn der Herr sagt von sich: Ich bin demüthig vom Herzen. Da vermögen die Stolzen nicht hineinzugehen. Darum sagt der hl. Isidor: Wer bei der Thüre eingehen will, die Christus ist, muß sich verdemüthigen, und so wird er ohne Nachtheil hindurchkommen. Johannes Climakus aber sagt: Die Demuth ist die Eingangspforte in den Himmel.

Als einstens die Jünger den Herrn fragten, wer der Größte im Reiche Gottes sei, stellte er ein Kind in ihre Mitte und sagte: Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. Mtth. 18, 2. Hier ist es deutlich gesagt, daß die Demuth uns den Eingang in den Himmel öffne. Deßwegen hält der hl. Chrysostomus diejenigen, welche diese Tugend entbehren, des Eintrittes in den Himmel nicht für würdig. Und der hl. Bernard sagt: Eng ist das Himmelsthor, und nur die Kleinen können da hindurch kommen. Daß nur die Demüthigen zur Seligkeit gelangen, deutet auch der hl. Paulus an; denn wo er von der Verherrlichung der Leiber bei der Auferstehung der Todten spricht, bedient er sich des Ausdruckes, daß der Leib unserer Demuth — **corpus humilitatis nostrae** — verherrlichet werde; also nicht jeder Leib, sondern der sich hienieden verdemüthiget hat, wird jenseits verherrlichet. Phil. 3, 21.

Der hl. Thomas von Aquin sagt, daß der Heiland deßwegen uns die Demuth so sehr empfahl, weil sie die vorzüglichsten Hindernisse des Heiles aus dem Wege räumt. Der hl. Gregor aber hält sie für ein zuverläßiges Zeichen der Auserwählung: Wie der Stolz das Zeichen der Verdammniß ist, so ist die Demuth ein gewisses Zeichen der Auserwählung.

Der Herr hat in den acht Seligkeiten einer jeden Tugend einen gewissen Lohn verheißen. Den Sanftmüthigen verhieß er die

Erde, den Traurigen Troſt, den reinen Herzen die Anſchauung Gottes u. ſ. w. Nur den Demüthigen das Himmelreich. Und er ſagte nicht: Sie werden das Himmelreich erlangen, ſondern bediente ſich des Ausdruckes: „Es iſt ihnen," um anzudeuten, daß ſie gleichſam ſchon im Beſitze desſelben ſind. Dazu bemerkt der hl. Laurentius Juſtinianus: Der Herr ſagt nicht, daß die Demüthigen in das Himmelreich eingehen werden, ſondern viel bezeichnender ſpricht er: Ihrer iſt das Himmelreich. Daraus ſollſt du erkennen, wie angenehm bei Gott die Demüthigen ſind, und wie leicht ſie das Erbe der ewigen Seligkeit erlangen, da es von ihnen heißt, daß ſie ſchon im Beſitze desſelben ſind, ehe ſie dieſes irdiſche Leben verlaſſen haben.

Die Demuth erhebt nach dem Zeugniſſe des hl. Nilus den Menſchen in den Himmel und macht ihn theilhaftig des Umganges mit den Engeln. Dieß ſehen wir auch an dem hl. Paulus: er ward in den dritten Vorhimmel entzückt, nicht weil er die Heiden bekehrte, ſondern weil er ſich verdemüthigte. Weil er ſich nicht für würdig hielt, ein Apoſtel zu ſeyn, ſchreibt ein Kirchenlehrer, ward er bis in den Himmel erhoben.

Wer ſind diejenigen, denen der Herr das Himmelreich verheißt? Sind es die Reichen und Vornehmen dieſer Erde? Sind es die Helden im Kriege, oder die in den Wiſſenſchaften bewunderten Geiſter? Nimmermehr, ſondern die Demüthigen; denn alſo leſen wir in der hl. Schrift: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es hat euerm Vater gefallen, euch das Reich zu geben. Luk. 12, 32.

Als einſtens der Herr wunderbarer Weiſe in der Wüſte viele Tauſende mit wenigen Broden ſpeiste, mußten ſich dieſe, welche von dem Brode eſſen wollten, zuvor in das Gras hinſetzen. Luk. 9. Dazu bemerkt ein Kirchenlehrer, daß dieſes auch vom Himmelreich gelte. Wer einſtens im Himmel das Brod der Auserwählten eſſen will, muß hienieden auf das Gras ſich hinſetzen, d. h. ſich verdemüthigen; er muß erkennen, daß er ſelbſt Gras iſt.

Die törichten Jungfrauen wurden in den Hochzeitſaal nicht eingelaſſen, weil es ihnen am Oel fehlte. Darunter iſt nach den hl. Vätern die Demuth zu verſtehen. Dein Oel, ſagt der hl. Ambroſius, iſt die Demuth. Daß alſo die Jungfräulichkeit Eintritt in

den Himmel habe, muß sie die Demuth zur Begleiterin haben. Alles kann man daher noch leichter entbehren, als die Demuth. Viele, sagt der hl. Johannes Climakus, sind schon selig geworden, ohne Wunder gewirkt oder Weissagungen gethan zu haben; aber ohne Demuth hat noch Niemand die Himmelsschwelle überschritten. Je mehr man sich aber verdemüthigt, einer desto größeren Seligkeit wird man theilhaftig. Daher sagt der hl. Basilius: Wer einen größern Ruhm im Himmel erlangen will, der muß hier auf Erden ein desto größeres Maaß der Demuth zu erreichen suchen.

22. Die Demuth macht das Gebet wirksam und hilft uns erlangen, um was wir bitten.

Hat das Gebet nicht die Demuth zur Begleiterin, so hat es keine Kraft. Gebet mit Demuth aber durchdringt die Himmel. Dieß spricht mit deutlichen Worten der hl. Geist selbst aus: Das Gebet des Demüthigen dringt durch die Wolken; es hat keine Ruhe, bis es hinkömmt, und gehet nicht von dannen, bis der Allerhöchste es ansieht. Eccl. 35, 23.

Was machte Judith so kräftig, daß sie es wagte, in das Lager des feindlichen Feldherrn zu gehen und ihm das Haupt abzuschlagen? Die hl. Schrift erzählt es uns: Sie ging in ihr Kämmerlein, legte Asche auf ihr Haupt, warf sich hin vor den Herrn im Gebete. Judith. 9, 1. Jene Israelitin wußte, daß das demüthige Gebet bei Gott Alles vermöge, und diese Wahrheit spricht sie vertrauungsvoll in den Worten aus: Das Flehen der Demüthigen und Sanftmüthigen hat dir, o Gott, allzeit gefallen. Indem sie es nun that, und im Gebete vor Gott sich verdemüthigte, erhielt sie jene Kraft und Stärke.

Wie viel das demüthige Gebet bei Gott vermag, davon legt auch der Psalmist Zeugniß ab. David befand sich in der traurigsten Lage; er selbst sagt von sich: Es umgaben mich die Schmerzen des Todes, es trafen mich die Gefahren der Hölle, Trübsal und Schmerz fand ich. Ps. 114, 3. Er betete aber zu Gott — „ich rief den Namen des Herrn an;“ — und schnell ward ihm vom Herrn Hilfe zu Theil. Die Hauptursache, daß Gott ihn so schnell erhörte, war aber die Demuth. „Ich war gedemüthiget, und er half mir.“ — Wie viel das Gebet der Demüthigen bei

Gott vermag, spricht David auch bei andern Gelegenheiten aus: Der Herr vergißt nicht auf das Geschrei der Armen. Ps. 9, 13. Und wiederum: Gott hat gesehen auf das Gebet des Demüthigen und nicht verschmähet sein Flehen. Ps. 73, 21.

Eine Cananäerin folgte einstens dem Herrn nach, und flehte ihn um Hilfe an. Sie schrie laut, sagt die hl. Schrift; aber mehr noch, fügt Albertus Magnus hinzu, mit der Andacht des Herzens, als mit der Stimme des Mundes. Aber Jesus blieb wie taub gegen ihr Bitten. Die Apostel wurden von Mitleiden gerührt und baten bei ihrem Meister für das arme Weib; allein Christus ließ sich auch jetzt nicht bewegen, sondern sagte: Ich bin nur geschickt zu den verlornen Schafen des Hauses Israel. Weil aber indeß das Weib zu bitten nicht aufhörte, wandte sich der Herr um und sagte zu ihr: Es ist nicht geziemend den Kindern das Brod zu nehmen, und es den Hunden vorzuwerfen. Das Weib erwiderte hierauf in aller Demuth: O Herr, auch die Hündlein essen von den Stücklein, welche von dem Tische ihrer Herren fallen." Und jetzt war Christus wie umgewandelt. Weib, sprach er, groß ist dein Glaube; es geschehe dir, wie du willst. Was anders hatte den Herrn jenem Weibe so geneigt gemacht, als die Demuth? Wo sie sich bis zu den Hündlein erniedriget, wird sie erhört, und erlangt das, was ihr weder das laute Schreien noch die Fürbitte der Apostel verschaffen konnte.

Der Hauptmann zu Kapharnaum hatte kaum den Herrn gebeten, er möchte seinen kranken Knecht gesund machen, so war der Heiland noch mehr zu thun entschlossen, als um was er gebeten wurde: Ich will kommen, sprach er, und ihn gesund machen. Wodurch erlangte der Hauptmann so schnelle Erhörung seiner Bitte? Die Demuth bahnte ihm den Weg zum Herzen Jesu; und seine Demuth drückte er in den Worten aus: Ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach u. s. w.

Der hl. Laurentius Justinianus sagt von der Demuth: diese Tugend ist zwar Allen nothwendig, aber am meisten den Betenden; denn Niemand kann sich Gott nähern, der nicht demüthig ist, viel weniger von ihm etwas erlangen. Daher nennt dieser Kirchenlehrer die Demuth einen Fittig des Gebetes, und sagt, daß unsere Andacht zu Boden fällt, und sich nicht zu Gott aufschwingen kann,

wenn ihr die Demuth mangelt. Dieß sehen wir an dem betenden Pharisäer: er ging mit all seinen vermeintlichen Verdiensten in den Tempel hinauf, und rühmte sich laut deßhalb; und dennoch fand er keine Erhörung; es fehlte ihm nämlich die Demuth und deßwegen stieg sein Gebet zu Gott nicht empor. Der Zöllner hingegen betete mit demüthigem Herzen und darum ward er auch erhört.

Der hl. Bernardus sagt: Wir müssen im Gebete den Bettlern gleichen. Wenn diese uns um ein Almosen ansprechen, haben sie elende, zerrissene Kleider an; denn wir würden über einen aufgebracht werden, wenn er uns im prächtigen Anzuge um eine milde Gabe anspräche. Auf gleiche Weise müßen auch wir, ich sage nicht mit zerrissenen Kleidern, aber mit zerrissenem Herzen vor Gott im Gebete erscheinen; denn der Herr sagt: Zerreißt nicht euere Kleider, sondern euere Herzen. Dieß geschieht, wenn wir uns verdemüthigen. Erscheinen wir ohne diese Tugend im Gebete vor Gott, so ist unser Gebet mehr eine Verhöhnung als Verehrung Gottes; denn der Stolze gleicht mit seinem Gebete einem Menschen, der im herrlichen Anzuge herumgehet und die Leute um Almosen anspricht.

23. Die Demüthigen gelangen zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten.

Wer zur Erkenntniß der Heilswahrheiten gelangen will, muß glauben können; denn der Glaube ist jenes geheimnißvolle Licht, welches unsern Verstand erleuchtet: zum Glauben gelangt aber nur der Demüthige; denn wer nicht hat die Einfalt und Anspruchslosigkeit der Kinder, kann nach dem Ausspruche Jesu Christi nicht in das Reich Gottes eingehen. Weil also die Demuth die Stütze des Glaubens ist, und ohne Glauben uns in göttlichen Dingen Alles dunkel ist, so ist klar, daß uns nur durch die Demuth der Eintritt in das Reich der ewigen Wahrheiten geöffnet wird.

Denn den Demüthigen bereichert Gott mit Erkenntniß der ewigen Wahrheiten. Darum sagt der hl. Geist: Wo Demuth ist, da ist auch Weisheit. Sprüchw. 11, 2. Dieß drückt auch Christus in seinem Gebete aus: Ich danke dir, Vater, Herr Himmels und der Erde, daß du dieses den Weisen und Klugen geheim hältst, den Kleinen aber offenbarest. Matth. 11, 25. Deßwegen schreibt der

hl. Laurentius Justinianus: Wie derjenige, welcher Schätze sucht, die Erde aufwühlt und eine Grube macht, so muß der, welcher überirdischen Schätzen nachspürt, in sein Herz die Grube der Demuth graben, in welche dann Gott die himmlische Weisheit niederlegt.

Von der göttlichen Weisheit heißt es, daß sie ein prächtiges Gastmahl veranstaltete. Die Weisheit baute sich ein Haus, haute sieben Säulen aus, schlachtete ihre Opfer, mischte den Wein und stellte ihren Tisch auf. Sprüchw. 9, 1. Aber welche lud sie als Gäste ein? Waren es die Plato, die Sokrates, die Aristoteles? Nein, sondern die Demüthigen. Denn so lautet die Einladung: „Wer demüthig ist, komme zu mir."

Joseph sprach zu seinen Brüdern: Euren kleinsten Bruder Benjamin führet zu mir. Gen. 42, 20. Unter Benjamin, bemerkt der hl. Antonius, ist die Demuth zu verstehen. Und er fährt fort: Diese Tugend hat also Zutritt bei dem Könige. — Nachdem die Brüder Benjamin zu Joseph geführt hatten, ließ er ihre Säcke mit Getreid füllen; in den Sack des Jüngsten ließ er aber zugleich seinen Mundbecher stecken. Sieh, wie die Demuth, wovon Benjamin ein Bild ist, auch hier wieder vor den Uebrigen bereichert wird. Darum sagt derselbe hl. Antonius: Je demüthiger Jemand ist, desto mehr bereichert ihn Gott mit seinen Gnadenschätzen.

Die Demüthigen sind mehr geeignet, die göttlichen Geheimnisse zu erfassen. Dieß deutet die hl. Schrift in den Worten an: Welche sich nähern seinen Füßen, werden empfangen von seiner Lehre. Deut. 33, 3. Dieß sehen wir an den Heiligen: die demüthigsten waren zugleich die erleuchtetsten. Wer ist demüthiger als der hl. Thomas von Aquin? Er selbst sagt von sich: Ich sage Gott unendlichen Dank, daß er mich niemals mit dem Uebel des Stolzes schlug. Wer war aber auch in göttlichen Dingen erfahrener? Welche Tiefen der göttlichen Wissenschaften erschlossen sich ihm! Er konnte mit dem Psalmisten ausrufen: Die heimlichen und verborgenen Dinge deiner Weisheit hast du mir geoffenbaret. Ps. 50, 8. Daher gibt der hl. Laurentius Justinianus den Rath: Derjenige verdemüthige sich, welcher Großes erfahren will. Dieß beobachtete Christus selbst. Als einstens Nikodemus, ein Lehrer in Israel, zu ihm kam und er mit ihm von großen Geheimnissen sprach, zeigte sich jener

so lange ungelehrig und stellte die sonderbarsten Fragen, bis der Heiland ihn verdemüthigte. Dieß geschah in den Worten: Du bist ein Meister in Israel, und verstehest dieses nicht? Joh. 3, 10. Daher bemerkt der hl. Augustin zu dieser Rede: Der Herr wollte ihn damit nicht verhöhnen, sondern verdemüthigen. Und jetzt stellte in der That Nikodemus keine Frage mehr, zum Zeichen, daß ihm die Worte Jesu einleuchteten. — Als Jesus beim letzten Abendmahle das heiligste Altarssakrament einsetzte, das größte Geheimniß des Glaubens, verlangte er von seinen Jüngern insbesonders die Tugend der Demuth, und diese wollte er ihnen gleichsam von sich mittheilen dadurch, daß er ihnen die Füße wusch. „Ich gab euch ein Beispiel, daß ihr thuet, wie ich euch gethan habe.“ Nur in der Demuth vermochten sie das große Geheimniß zu erkennen, das er ihnen spendete. Und noch heutigen Tages fühlen nur die Demüthigen, was sie an diesem Gnadentische empfangen. Sie sind es, von welchen die Schrift sagt, daß sie gesättiget werden, während die Stolzen leer ausgehen.

Der hl. Bonaventura nennt die Demuth eine Leuchte, welche den Gläubigen die Dunkelheit der Geheimnisse aufhellet. Er erzählet auch von einem Einsiedler, daß er 72 Wochen lang über den Sinn einer Schriftstelle nachgedacht habe, und weil er in dieselbe nicht einzudringen vermochte, auch in vielem Fasten sich übte, um so eher der göttlichen Erleuchtung sich würdig zu machen. Aber umsonst. Jetzt begab er sich zu einem andern Einsiedler, und bat ihn um Erklärung dieser Stelle. Nun hatte er eine Engelserscheinung, die zu ihm sprach: Was Jahre langes Nachdenken und Fasten dir nicht brachte, das gibt dir die Demuth.

24. Die Demuth verschafft den Frieden der Seele.

Wenn der Heiland seine Anhänger für die Tugend der Demuth gewinnen will, ermuntert er sie zur Ausübung derselben durch Verheißung der Ruhe und des Friedens des Herzens. Lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und demüthig vom Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für euere Seelen. Matth. 11, 29. Darum schreibt der hl. Thomas von Villanova: Glaubt es, Brüder! es gibt keine Ruhe und keinen Frieden, als nur in der Demuth;

alles Unglück und alle Unzufriedenheit aber kommt von der Aufgeblasenheit des Stolzes.

Ohne Demuth gibt es keine Zufriedenheit der Seele; denn die Hoffart, sagt der hl. Augustin, gebärt sogleich den Neid, und dadurch wird der Teufel erst zum wahren Teufel. Wie sollte aber ein Mensch Ruhe im Herzen haben können, der mit Stolz und Neid erfüllet ist? Er gleicht vielmehr einem Meere, das von heftigem Sturme gepeischt wird Auf Solche lassen sich die Worte der hl. Schrift anwenden: Wehe und Unglück ist auf ihren Wegen, und den Weg des Friedens kennen sie nicht. Psl. 13, 3.

Wie wenig es die Hochmüthigen zum Frieden bringen, zeigt das Beispiel des Haman. Er war der Vertraute des Königs Ahasverus, hatte Ueberfluß an Reichthümern und zeitlichen Gütern, und es schien ihm auf Erden kein Gut mehr abzugehen. Aber daß ein einziger Mensch, der wenig geachtete Mardochäus, an den Pforten des Palastes saß, auf ihn nicht merkte, vor ihm die Mütze nicht abnahm, noch von seiner Stelle sich bewegte, wenn Haman vorüberging; dieß kränkte ihn so sehr, daß er all seine Habe für Nichts achtete. Dieses bekennt Haman selbst; denn er ruft aus: Wiewohl ich Alles dieses besitze, so meine ich doch nichts zu haben, so lange ich noch den Juden Mardochäus vor der Thüre des Königs sitzen sehe. Daraus kann man seine Unruhe erkennen, und die Wogen und Stürme, die sich in seinem Herzen erhoben. Das drückt die hl. Schrift in den Worten aus: Die Gottlosen sind wie das ungestüm brausende Meer, das nicht stille seyn kann. Is. 57, 20. So groß war die Wuth des Haman, daß es ihm nicht genügte, Pläne zu schmieden, um den Mardochäus aus dem Wege zu räumen, sondern daß er nach dem Untergange der ganzen jüdischen Nation trachtete. Und in solche Wuth brachte ihn eine Kleinigkeit: der Umstand, das Mardochäus die Mütze nicht vom Kopfe nahm und nicht aufstund, als Haman vorüberging. Eine solche Geringfügigkeit reicht hin, um den zu beunruhigen, der keine Demuth hat. Dasselbe begegnet noch heut zu Tage den Weltmenschen, und zwar um so mehr, je höher sie gestellt sind. Alle diese Kleinigkeiten sind aber für solche Leute eben so viele Spitzen, welche ihr Herz verwunden und durchstechen, so daß kein Lanzenstich sie empfindlicher schmerzen könnte. Auch wird ihnen nie

etwas dergleichen fehlen, wodurch sie verwundet werden, und deßwegen ist ihr Herz immer bitterer als Galle, und sie bleiben in beständiger Unruhe.

Der Demüthige allein, der kein Verlangen nach menschlicher Ehre und Achtung trägt, sondern sich mit dem niedrigsten Platze begnügt, bleibt frei von all diesen Aengsten und Unruhen, und genießt einen tiefen, innern Frieden, wie es auch in der Nachfolge Christi heißt: Stäter Friede ist mit dem Demüthigen; im Herzen des Stolzen aber viel Eifersucht und Unmuth.

Läge also in der Demuth auch kein Hilfsmittel für Tugend und Vollkommenheit, so müßten wir uns schon deßwegen bestreben, demüthig zu seyn, weil davon unsere Gemüthsruhe abhängt; denn nur bei innerm Frieden lebt man wirklich: wer aber immer unruhigen Herzens ist, stirbt schon lebend.

25. Die Demuth macht das Herz zum Empfange der göttlichen Gnade geeigneter.

Die hl. Schrift spricht es an vielen Orten aus, daß Gott den Demüthigen seine Gnade gibt. Demüthige dich in allen Dingen, lesen wir Ekkl. 3, 20., und du wirst vor Gott Gnade finden. Und Psl. 137, 7. heißt es: Gott ist in der Höhe und sieht herab auf das Demüthige. Der hl. Jakobus aber schreibt: Gott widerstehet den Stolzen, den Demüthigen aber gibt er seine Gnade. Jakob 4, 7.

In der hl. Schrift wird die Gnade Gottes einem Wasser verglichen. „Wer von diesem Wasser trinkt, das ich ihm gebe u. s. w.“ sagt Christus zur Samariterin Joh. 4. Nun ist es die Natur des Wassers, daß es abschüßige Gegenden liebt und schnell in die Tiefen sich ergießt, aber nimmermehr die Berge hinaufläuft. Auf gleiche Weise ergießt sich die Gnade nur in ein demüthiges Herz; nimmermehr aber wird sie dem Stolze verliehen, wovon der Berg ein Bild ist.

Wer zum Brunnen kömmt, um Wasser daraus zu schöpfen, muß ein Gefäß mitbringen, und je geräumiger dieses ist, desto mehr Wasser wird er mit sich fortbringen. So wirst du auch aus dem Gnadenstrom Jesu Christi um so mehr herausschöpfen und in dich aufnehmen, je mehr du das Gefäß deines Herzens erweitert

haft. Dieses geschieht durch die Demuth. So lange Stolz und andere Leidenschaften darin sind, ist dieses gleichsam voll. In ein angefülltes Gefäß läßt sich keine neue Flüßigkeit gießen; Alles läuft darüber hinab. So kann das Herz keine Gnade in sich aufnehmen, so lange es mit Leidenschaften angefüllt ist; durch die Demuth aber wird es entleert und erweitert und so zum Empfang der göttlichen Gnade tauglich gemacht. Darum sagt der hl. Bonaventura: Indem die Demuth die göttlichen Gnadenschätze empfängt, erweitert sich das Herz durch Danksagungen, und so bietet es im Empfangen immer wieder einen leeren Raum dar, in welchen Gott seine Gnade eingießt. Daher ist es um die Demuth ein wunderbares Gefäß, das um so mehr sich erweitert und desto größern Raum zum Aufnehmen darbietet, je mehr es bereits empfangen hat. Dieß deutet auch die hl. Schrift in den Worten an: Qui emittis fontes in convallibus. Ps. 103, 10.

Wer aus einer Quelle trinken will, muß sich zu ihr hinabneigen; denn das Wasser fließt nicht zu ihm hinauf. Auf gleiche Weise muß man sich erniedrigen, um der göttlichen Gnade theilhaftig werden zu können.

Gott hat es gefügt, daß auch in der Natur die Thäler fruchtbarer sind als die Berge. Daher heißt es: Valles abundabunt. Ps. 64, 14. Dasselbe gilt auch im Moralischen: die Thäler, d. h. die Demüthigen, sind viel reicher an Gnade, als die Stolzen. Die Berge werden wohl befeuchtet vom Regen; er fließt jedoch schnell über sie ab und läßt sie kahl zurück; da unten aber im Thale sammelt sich der Himmelssegen. Dasselbe läßt sich vom Stolzen sagen: er kann die Gnadenerweisungen Gottes in sich nicht aufnehmen, sie fließen über ihn hinab und lassen ihn ungerührt zurück; in den Thälern aber, d. h. bei den Demüthigen, sammeln sich die göttlichen Gnadenschätze.

Gott der Herr hat den David durch unendlich viele Gnadenerweisungen ausgezeichnet; diese alle aber verdiente er sich durch seine Demuth. Er selbst gibt fast in allen Psalmen Beweise dieser seiner Demuth. So sagt er: Es soll mir nicht kommen der Fuß des Stolzes Ps. 35, 9. Dann: Ich zog es vor, verachtet zu seyn im Hause des Herrn. Ps. 83, 11. — Wieder: Ich will noch geringer werden, 2. König. 6, 22. Es wird auch durch die

Geschichte bestätigt, daß Gott seine Diener dann vorzüglich erleuchtete und ihnen die Gnade der Prophezeiung ertheilte, wenn sie sich am meisten erniedrigten. Dieß deutet der Heiland selbst in den Worten an: Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du es den Weisen und Klugen geheim hältst, den Kleinen aber offenbarest.

Im hohen Liede sagt der Bräutigam: Ich bin hinabgestiegen in meinen Garten, um das Obst der Thäler zu sehen. (K. 6. V. 10.) Hiezu bemerkt der hl. Gregor: Was heißt es anders, er ist hinabgestiegen, um das Obst in den Thälern zu sehen, und nicht das auf dem Berge, als um anzudeuten, daß der Herr nur jenen seine Gnaden erweiset, welche er als in der Demuth festbegründet erblickt?

Der hl. Bonaventura bedient sich des Vergleiches: Wie das Wachs geeignet ist, das Siegel anzunehmen, welches man ihm aufdrücken will, eben so wird die Seele mittelst der Demuth zart und fähig gemacht, alle Gnaden Gottes in sich aufzunehmen.

In der hl. Schrift lesen wir, daß Joseph bei jenem Gastmahle, welches er seinen Brüdern gegeben, dem Kleinsten, nämlich dem Benjamin, immer die größten Portionen vorgelegt habe. Dadurch ist angedeutet, daß auch Gott den Kleinen, d. h. Demüthigen, die größten Gnaden erweise. Es heißt auch ausdrücklich, daß Gott den Demüthigen groß machet: Gestürzt von ihren Thronen hat er die Gewaltigen und erhöhet die Niedrigen.

26. Die Demuth zieht Gott in die Herzen der Menschen herab, daß er bei ihnen wohnet, wie am Orte seiner Freude.

Gott hat an den Demüthigen sein Wohlgefallen, zu ihnen läßt er sich in Liebe herab, ja in ihrem Herzen zu wohnen ist seine Freude. Dieß deutet die hl. Schrift mit den Worten an: Auf wen werde ich schauen, wenn nicht auf den Demüthigen? Is. 66, 2. Darum sagt der hl. Augustin: Laßt uns die Demuth erlernen, dadurch nähern wir uns Gott.

Hier geschieht gerade das Gegentheil von dem, was wir in der Natur sehen; wer nämlich z. B. bei einem Hause, einem Thurme oder sonst dergleichen die höchste Spitze erreichen will, muß hinaufsteigen; um aber zu Gott näher zu kommen, müssen

wir hinabsteigen, d. h. uns erniedrigen. Hoch ist Gott, sagt der hl. Augustin; demüthigest du dich, so läßt er sich zu dir herab; richtest du dich aber in die Höhe, so flieht er vor dir. Daß die Demuth gleichsam ein Magnet ist, der Gott herabziehet, sehen wir auch bei der seligsten Jungfrau Maria. Vorzüglich um ihrer Demuth willen machte sie Gott zur Mutter seines Sohnes. Sie selbst sagt: „Er schaute herab auf die Demuth seiner Magd."

Zur Zeit als Christus auf Erden wandelte, ging er bei den Häusern der stolzen Pharisäer vorüber; in den Hütten der Armen aber nahm er gerne seine Einkehr. Geschah es auch, daß er bei einem oder dem andern Vornehmen einkehrte, so war es ihre Demuth, die ihn in ihre Häuser zog. So bei Zachäus, von dem die Schrift eigens sagt: „Er war klein." Dieß bezieht sich nach dem hl. Bonaventura nicht bloß auf seine leibliche Gestalt, sondern auch auf seinen Geist; auch der Seele nach war er klein, d. h. demüthig, und indem er dem Leibe nach auf einen Feigenbaum stieg, um Jesum zu sehen, stieg er zugleich in seiner Seele hinab, d. h. verdemüthigte sich. Und nicht jenes Hinaufsteigen, sondern dieses Hinabsteigen machte es, daß er Jesum sah. Dasselbe gilt auch von jenem heidnischen Hauptmanne, der Jesum um die Gesundheit seines Knechtes bat: um seiner Demuth willen kehrte der Herr bei ihm ein; denn er war so demüthig, daß er sich eines solchen Besuches gar nicht für würdig hielt; und gerade dadurch machte er sich desselben würdig. Jesus war bereits durch die Thüre der Demuth geistig in sein Herz eingegangen; daher ist es nicht zu verwundern, wenn er leiblich auch noch bei seinem Hause einging: jenes ist ja vielmehr als dieses.

Weil die Demuth es vorzüglich ist, welche Gott zu uns herabzieht und ihn mit uns vereinigt, so wird sie vorzüglich auch beim Empfange des hl. Altarsgeheimnisses von uns verlangt. Deßwegen übte Christus sie selbst bei der Einsetzung dieses Geheimnisses auf die vollkommenste Weise; denn er wusch zuvor seinen Jüngern die Füße: für ihn, den Herrn und Meister, ein Werk der tiefsten Erniedrigung; dieß soll auch uns zur Demuth ermuntern; denn er that es, um uns ein Beispiel zu geben.

27. Die Demüthigen hat Gott jederzeit erhöhet.

Um uns zur Demuth zu ermuntern, sagt der hl. Jakobus: Demüthiget euch im Angesichte des Herrn, und er wird euch erhöhen. Jak. 4, 10. Dieser Ausspruch hat sich noch jederzeit bewahrheitet. Daher sagt der hl. Bonaventura: Wer erhöhet werden will, muß sich zuvor verdemüthigen; denn wie das Wasser eben so hoch springt, als es zuvor gefallen ist, so wird der Mensch von Gott nur dann erhöhet, wenn er sich zuvor verdemüthiget hat. Dafür nur einige Beispiele.

Abraham wurde von Gott zum Vater der Gläubigen gemacht; der Herr offenbarte ihm seine Geheimnisse; denn er sagt selbst: Werde ich dem Abraham verhehlen können, was ich thun will? Gen. 18, 17. Ihm verhieß Gott, er werde seinen Lenden den Messias entkeimen lassen und seine Nachkommenschaft vermehren wie die Sterne des Himmels u. s. w. Wodurch verdiente sich nun Abraham solche außerordentliche Gnaden? Vor allem durch seine Demuth; denn er selbst sagt von sich: Ich soll sprechen zu meinem Herrn, da ich Staub und Asche bin? Gen. 18, 27. Dazu bemerkt der hl. Ambrosius: Durch seine Demuth verdiente Abraham, der Vater der Gläubigen zu werden; denn da er der göttlichen Unterredung gewürdiget wurde, bekannte er, Staub und Asche zu seyn.

Der ägyptische Joseph wurde auf den königlichen Thron erhoben und ganz Aegypten hatte er zu befehlen. Was anders aber hob ihn, den ehemaligen Hirtenknaben, so hoch empor, als die Demuth? Darum sagt der hl. Ambrosius: Was wäre Joseph ohne Demuth gewesen? Ihr verdankt er seine Erhebung; denn durch diese Tugend gewann er die Aegyptier und machte sich selbst den König unterwürfig.

Moses wurde von Gott zu dem großen Werke berufen, das israelitische Volk aus der ägyptischen Knechtschaft herauszuführen; der Herr verlieh ihm zu diesem Behufe die Gabe, Wunder wirken zu können, und verherrlichte seinen Diener auf jede Weise. Fragen wir aber wieder um die Ursache, was Moses so groß machte, so ist es abermals die Demuth. Weil er den irdischen Glanz floh, in welchem er am königlichen Hofe stund, und lieber mit seinem gedrückten Volke gequält seyn wollte, als die Freuden der Sünde

genießen (Hebr. 11, 24.), berief ihn der Herr zu einer viel höhern Würde, als die war, welche er am ägyptischen Hofe inne hatte, und machte ihn groß für Zeit und Ewigkeit.

Wunderbar ist die Erhebung Davids: ihm wandelte der Herr das Schaafsfell, womit er als Hirtenknabe bekleidet war, in einen Purpurmantel, den Hirtenstab in einen Königsscepter um; er verherrlichte ihn durch Siege und machte ihn zum Schrecken seiner Feinde. Dieß noch nicht genug; denn aus seinem Saamen ließ er auch den künftigen Messias hervorgehen. Fragen wir, was den David so erhöhete, so müssen wir sagen: seine Demuth, die so weit ging, daß er von sich sagte: Ich bin ein Wurm und kein Mensch, die Verachtung der Leute und die Schmach des Volkes. Ps. 21, 7. Denn gehen diese Worte gleichwohl auf den leidenden Messias, so hat sie doch auch David auf sich selbst anwenden wollen. Ein andersmal nennt er sich einen Hund, und gleich als wäre ihm dieses noch nicht Erniedrigung genug, setzt er noch das Wort: „todter" hinzu, und vergleichet sich mit einem todten Hund. 1. König. 24, 15. Die Demuth war es auch, die ihn vor der Bundeslade, ungeachtet er darüber vom Volke und von seiner eigenen Gemahlin verachtet wurde, tanzen hieß.

Diese Beispiele erwägend ruft der hl. Antonius aus: Wahrlich die Demuth bringt den Menschen schon auf Erden zu Ansehen! Und um das Gesagte zu bestätigen, fügt er noch hinzu: Moses war demüthig, indem er sich nicht für geeignet hielt, zum König Pharao zu gehen, und er ward von Gott zum Führer des israelitischen Volkes bestellt; demüthig war Jeremias, indem er sagte: Herr, ich weiß nicht zu reden, — und er wurde über Völker und Reiche gesetzt; Gedeon entschuldigte sich vor dem Engel und sagte; „Sieh, meine Familie ist die unansehnlichste im Stamme Manasses und ich bin der Mindeste im Hause meines Vaters," — aber gerade um seiner Demuth willen wurde er erhöhet.

Was im alten Bunde geschehen ist, treffen wir im neuen ebenfalls: die Demüthigen werden erhöhet. Die ewige Wahrheit selbst spricht dieses wiederholt aus: Wer sich erniedriget, wird erhöhet. Luk. 18, 14; Matth. 23, 12. u. s. w. Es läßt sich hiebei das Gleichniß von einem Ball anwenden: je gewaltiger du diesen auf den Boden hinschleuderst, desto mehr springt er in die Höhe.

Gleiches begegnet den Demüthigen: je mehr sie sich erniedrigen, desto mehr hebt sie Gott in die Höhe. Von der tiefen Erniedrigung haben sie gleichsam eine größere Kraft, in die Höhe zu gehen. Dieses sagt auch Hieronymus von der hl. Paula: Je mehr sie sich selbst erniedrigte, desto mehr wurde sie von Christus erhöhet.

Der hl. Johannes der Täufer erniedrigte sich so sehr, daß er sich nicht für würdig hielt, dem Messias die Schuhriemen aufzulösen, und er sich nur die Stimme des Rufenden in der Wüste nannte. Dafür wurde er aber von Christus öffentlich gepriesen und über alle Propheten erhoben. Der Heiland sagte von ihm, er sei der Größte unter den vom Weibe Gebornen; er nannte ihn auch eine brennende und leuchtende Lampe; er würdigte sich sogar, von ihm sich taufen zu lassen.

Der hl. Petrus hielt sich nicht für würdig, daß ihm von dem Herrn die Füße gewaschen wurden, und er sträubte sich auch dagegen. Bei einer andern Gelegenheit demüthigte er sich öffentlich und nannte sich einen Sünder. Gehe hinaus von mir, sprach er zu Jesus Christus; denn ich bin ein sündiger Mensch. Dafür ward er vom Herrn erhöhet und zum Oberhaupte in der Kirche eingesetzt.

Wer verdemüthigte sich mehr, als der hl. Paulus? Er nennt sich eine einzeitige Geburt, und sagt von sich: Ich bin der Geringste unter den Aposteln, und nicht würdig, ein solcher genannt zu werden. 1. Korinth. 15. Dafür wurde er aber vom hl. Geiste selbst ein auserwähltes Gefäß genannt, und bekam von Gott die Gnade, daß er nicht bloß am tiefsten in die Heilswissenschaft eindrang, sondern auch das Evangelium am meisten ausbreitete, so daß er der Völkerapostel genannt wird. Er wurde auch von Gott in den dritten Vorhimmel entzückt, und schaute dort schon während seines Wandels im Fleische, was keinem sterblichen Auge zu sehen gegönnt ist.

Um in den Zeiten tiefer herabzusteigen, führen wir den Namen des hl. Papstes Gregorius an. Er nannte sich zuerst als Oberhaupt der Kirche: Den Knecht aller Knechte (servus servorum); aber dennoch machte ihn Gott gleichsam zum Herrn aller Herren. Die mächtigsten Fürsten verehrten ihn und bewiesen ihm ihre Huldigung. Selbst die Nachwelt noch staunet seine Verdienste an und nennet ihn den Großen.

Wie groß war die Demuth des hl. Franz von Assis? Er hielt sich für den größten Sünder und pflegte mit einem Strick um den Hals herumzugehen; er hielt sich für einen Missethäter, der da verdiene, täglich zur Richtstätte geführt zu werden. Wie sehr hat ihn aber nicht Gott ausgezeichnet? Er begnadigte ihn mit den Wundmalen des Herrn, und erhob ihn fast über die Engel. Er stieg empor, schreibt der hl. Antonius von ihm, selbst über die Cherubim.

Wer kennt nicht die Demuth des hl. Karl Borromäus? Gleichsam sein Schlagwort war: Demuth. Ungeachtet er von vornehmem Geschlechte abstammte und die hohe Würde eines Cardinals begleitete, führte er dennoch ein ganz ärmliches Leben; er bediente sich solcher abgetragenen Kleider, daß einmal ein Bettler, dem er eines seiner beßten Gewänder schenkte, sich weigerte, es anzunehmen, weil es ihm zu schlecht schien. Er verrichtete nicht selten die Arbeiten der niedrigsten Dienstboten, und freute sich verachtet zu werden. Aber auch hier erfüllte sich das Wort: Wer sich erniedriget, wird erhöhet. Er wollte, daß sein Leichnam an jener Stelle der Kirche beerdiget würde, welche am meisten von den Hineingehenden mit Füßen getreten wird; Gott aber fügte es, daß er in Silber und Gold gefaßt und so den Gläubigen zur Verehrung ausgesetzt wurde. Sein Grab war herrlicher als ein Fürstenpalast, und reichlicher Segen strömte aus ihm heraus, als Kaiser und Könige zu spenden im Stande sind. Ueberall hin verbreitete sich der Ruf von den Wundern, die an seinem Grabe geschahen, und so wurde die Verehrung gegen ihn immer größer.

28. Je mehr sich Jesus Christus erniedrigte, desto mehr erhöhete ihn sein himmlischer Vater.

Job sagt einmal: Die Demüthigen erhöhet Gott. Job 5, 11. Dieß erfüllte sich zwar jederzeit an den Dienern Gottes, wie wir oben hörten; aber insbesonders traf es bei Jesus Christus zu. Er suchte überall nichts Anders, als wie er sich erniedrigen könne; sein himmlischer Vater aber ließ auf jede seiner Erniedrigungen eine noch größere Erhöhung folgen.

Schauen wir zuerst auf seine Menschwerdung: welche Erniedrigung! Denn wie unermeßlich groß ist der Abstand zwischen

dem unendlichen Gott und dem hinfälligen Menschen! Aber sieh in der Erniedrigung zugleich wieder die Größe! Er wußte die Schwachheit unserer Natur so mit seiner Gottheit zu vereinigen, daß aus dieser Knechtsgestalt mehr und mehr seine göttliche Majestät hervorleuchtete. Ohne Minderung seiner Majestät, sagt der hl. Leo, nahm er unsere Niedrigkeit an; er blieb, was er war, und nahm an, was er nicht war; so innig vereinigte er beide Naturen miteinander, daß die Hoheit die niedere nicht verzehrte, und die Niedrigkeit die höhere nicht minderte. — In dem Augenblicke aber, wo sich der Sohn Gottes mit der menschlichen Schwachheit bekleidete, wollte der ewige Vater, daß ihn alle englische Hierarchien mit der tiefsten Unterwürfigkeit anbeteten; wovon der Apostel sagt: Da er seinen Erstgebornen in die Welt einführt, spricht er: Es sollen ihn anbeten alle Engel Gottes. Ueberdieß nennen die heiligen Väter die Inkarnation nicht mit Unrecht das Werk aller Jahrhunderte. Alle Ereignisse der vorhergegangenen Zeiten, sagt der hl. Leo, zielten auf dieses Geheimniß hin. Der ewige Vater wollte nämlich während des Laufes von 4000 Jahren durch eine Menge von Offenbarungen, Weissagungen, Visionen und Vorbildern schon im Voraus die Erniedrigung seines Eingebornen erhöhen. Als aber die Fülle der Zeit erschienen, wo der Sohn selbst auf die Erde herabsteigen soll, ordnete der Vater in der Person des Erzengels Gabriel die glänzendste Gesandtschaft ab, die er je auf die Welt geschickt hatte. Der Erzengel Gabriel wurde abgesandt, sagt Papst Gregor; denn es war geziemend, daß der höchste Engel zu diesem Dienste genommen wurde, weil er auch das Wichtigste von Allem verkündete.

Im Stalle zu Bethlehem ließ sich der Heiland zur Welt bringen; in einer Krippe in Mitte der unvernünftigen Thiere nahm er seine erste Wohnung. Welch eine Erniedrigung! Aber wie groß machte Gott auch hier wieder seinen Sohn! Die Engel ließ er seine Geburt verkünden; durch ein wunderbares Gestirn führte er drei Könige aus dem entferntesten Morgenlande herbei, welche ihm den Tribut ihrer Ehrfurcht und Anbetung erwiesen. Darum sagt richtig der hl. Thomas von Villanova in Bezug auf die Geburt Jesu: Die Hoheit zugleich und die Demuth werden vor Augen gestellt. Er wird von einem Weibe geboren, aber

was unerhört ist, von einer Jungfrau; er liegt in der Krippe, glänzt aber auch zugleich im Himmel; er wird den Thieren beigesellt, aber auch von den Engeln angebetet; er ist in Windeln eingewickelt, und doch liegen Könige vor ihm auf den Knieen, die aus fernen Landen hergewandelt sind.

Schauen wir den Herrn in seiner Beschneidung. Welche Erniedrigung für ihn, da er der Reinste und Heiligste den Sündern sich gleich setzt; denn die Beschneidung war bei den Juden das Zeichen ihrer sündhaften Empfängniß und Geburt, und ein Vorbild der christlichen Taufe. Aber in der größten Erniedrigung erhöhte der ewige Vater seinen Sohn wieder; denn er gab ihm einen Namen, in welchem sich alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen.

Deßgleichen fügte sich Jesus aus Demuth mit seiner hl. Mutter dem Gesetze der Reinigung. Auch hier machte ihn der himmlische Vater seiner Selbsterniedrigung wegen wieder groß; denn er fügte es, daß der greise Simeon und die fromme Anna ihn laut als den Welterlöser priesen.

Aus Demuth ging Jesus zu Johannes an den Jordan hinaus und ließ sich von ihm gleich einem Sünder taufen. Auch hiebei wurde er um seiner Demuth willen wieder erhöhet. Denn der Himmel öffnete sich, der hl. Geist kam in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und der Vater ließ die Stimme hören: Dieß ist mein geliebter Sohn.

Beim letzten Abendmahle erniedrigte sich der Herr so weit, daß er seinen Jüngern die Füße wusch; und dieß noch nicht genug, er ließ ein Werk noch viel tieferer Demuth nachfolgen durch die Einsetzung des heiligsten Altarssakraments. Aber worin ist Christus auf Erden größer und herrlicher als gerade in diesem Geheimnisse? Wo wird ihm mehr Ehre und tiefere Anbetung erwiesen als hier?

Am meisten erniedrigte sich aber Jesus Christus durch seinen schmerzlichen Tod am Kreuze. Darum hebt es der Apostel eigens hervor, indem er sagt: Unser Herr Jesus Christus demüthigte sich selbst, indem er gehorsam wurde bis zum Tode am Kreuze. Phil. 2, 9. Das Kreuz war aber auch zugleich der Ort seiner höchsten Ehre. Denn sieh, wie der ewige Vater am Kreuze seinen

Sohn verherrlichte! Die Sonne verfinsterte sich, der Vorhang im Tempel vor dem Allerheiligsten zerriß, die Gräber öffneten sich, und die Todten gingen daraus hervor. Welch gewaltige Wunder, die den Tod des Herrn verherrlichten! Das Kreuz selbst, zuvor ein Zeichen der Schmach, wurde jetzt ein Merkmal der Ehre; Könige schmückten nun damit ihre Kronen. Zuvor war Jesus Christus nur im Himmel, und auf Erden bloß von Wenigen geehrt. Nachdem er aber an das Kreuz hinangestiegen, verbreitete sich sein Ruhm über den ganzen Erdkreis, und überall prangt jetzt das Kreuz als Siegeszeichen. Im Gerichte selbst wird Christus mit dem Kreuze erscheinen, und es ist dort das Zeichen seiner richterlichen Gewalt, die er vom Vater empfangen hat. Ja in Folge seiner Erniedrigung, lehren die hl. Väter, erhielt Christus das Richteramt am Ende der Welt. Die Erhöhung im Gerichte, wodurch Christus Alles unterworfen wird, ist ein Verdienst seiner Demuth am Kreuze, sagt der hl. Thomas. So ist also wahr, was Eusebius von Emessa schreibt: Christus verdemüthigte sich und wurde gehorsam bis zum Tode, daß er vor Engeln und Menschen um so höher würde.

29. Christus wurde um so größer, je mehr er sich demüthigte.

Plinius sagt in seiner Lobrede auf den Kaiser Trajan: Seiner Größe läßt sich nichts mehr hinzufügen; durch dieses allein kann er größer werden, wenn er sich selbst erniedriget. Dieses läßt sich verhältnißmäßig auch von Christus sagen. Man kann sich nichts Höheres und Ausgezeichneteres denken, als jene unendliche Majestät Gottes, welche die himmlischen Geister anbeten. Aber dadurch konnte der Sohn Gottes gleichsam noch zunehmen, daß er sich selbst erniedrigte; denn je mehr er sich verdemüthigte, desto größer wurde sein Ruhm. Darum sagt der hl. Bernard: Weil Christus in seiner göttlichen Natur um Nichts zunehmen konnte, da es über Gott nichts mehr hinausgibt, so fand er in seiner Erniedrigung Gelegenheit zum Wachsthume. Er verdemüthigte sich, und deßwegen erhöhete ihn Gott. Er gab ihm einen Namen, der über alle Namen ist, daß im Namen Jesu jedes Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde sich beuge, und jede Zunge bekenne,

daß der Herr Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes des Vaters sei.

Ehe Jesus Christus sich erniedrigte, war seine Herrlichkeit nur im Himmel bekannt; durch die Menschwerdung aber verbreitete sich sein Ruhm auch auf Erden, und zwar anfangs nur bei der jüdischen Nation. Nachdem aber seine Demuth so weit gegangen, daß er sich bis zum Tode am Kreuze erniedriget hatte, ging sein Ruhm in alle Welt auseinander; denn überall ward er jetzt erkannt und angebetet. Die tiefste Erniedrigung war also der Anfang zur höchsten Ehre. Dieß sagt auch der Prophet: Wenn er für die Sünde sein Leben gegeben, schauet er ewigen Saamen und der Wille des Herrn gelinget in seiner Hand; dafür, daß seine Seele gearbeitet, wird er schauen und satt werden: durch seine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, viele gerecht machen, und ihre Missethaten tragen. Darum will ich ihm sehr Viele zum Antheil geben, und er wird der Mächtigen Beute vertheilen. Is. 53. Darum sagt der hl. Hilarius zu den Worten: „Du hast mich geprüft und erkannt.“ Ps. 138, 1.: Lohn seiner Erniedrigung ist es, daß nicht bloß sein Leib in der Herrlichkeit des Vaters aufgenommen worden ist, sondern auch, daß in seinem Namen alle Kniee im Himmel, auf Erden und unter der Erde sich beugen. Der hl. Chrysostomus aber schreibt: Die Menschen sahen seit vielen Jahrhunderten die außerordentlichen Werke, welche der Sohn Gottes durch seine Allmacht in das Daseyn gerufen hatte; aber sie erkannten ihn nicht und beugten kein Knie vor ihm; nachdem er sich aber erniedriget hatte, lernten sie ihn erkennen und anbeten: viel größer ist er also worden durch seine Demuth, als selbst durch seine Allmacht.

Wodurch hat auch der Herr seine Widersacher überwunden und zum Schweigen gebracht? Geschah es etwa durch seine Verklärung auf Thabor oder durch die Speisung der fünf Tausende in der Wüste oder durch seine übrigen Wunder, wodurch er den Blinden das Gesicht, den Stummen die Sprache, den Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder wieder gab? Keineswegs, sondern in seiner tiefsten Erniedrigung, als er in Schmach und Hohn am Kreuze hing, da brachte er alle seine Gegner zum Schweigen; denn da rief der Eine: Dieser ist wahrhaft der Sohn Gottes; und Andere schlugen voll Ehrfurcht an ihre Brust. Sieh, die tiefste Ernie-

drigung war zugleich seine Erhöhung. Daher heißt es höchst bedeutungsvoll: Er wurde am Kreuze erhöhet. Dieß hat zugleich einen tiefern, geistigen Sinn und deutet an die Vermehrung seiner äußern Ehre. Davon spricht Christus selbst prophetisch: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, so werde ich Alles an mich ziehen.“ Joh. 12, 32.

30. Die Demuth ist die Wächterin jeder Tugend.

Wenn du wissen willst, ob Jemand eifrig das göttliche Gesetz erfülle, darfst du nur darauf sehen, wie viel Demuth er besitze. Darauf zielen die Worte: Schau an meine Demuth; denn ich habe dein Gesetz nicht vergessen. Ps. 118, 153. Der Psalmist beruft sich auf seine Demuth, um seinen Gehorsam gegen das Gesetz Gottes anzuzeigen; diese soll ihm gleichsam Zeugniß geben.

Der hl. Dorothäus bedient sich des Vergleiches: Wer eine Mauer aufführen will, muß die einzelnen Steine mit Kalk verbinden, sonst fällt ihm das Ganze zusammen. Nennen wir bei Aufführung des geistigen Baues die einzelnen Tugenden Steine, so ist die Demuth jenes geheimnißvolle Verbindungsmittel, welche sie alle zusammenhält; und fehlt die Demuth, so hat der geistige Bau der Vollkommenheit eben so wenig Halt, als die natürliche Mauer ohne Mörtel.

Gott befahl den Israeliten: Wenn du ein neues Haus baueſt, so mache eine Schutzmauer rings um das Dach, auf daß in deinem Hause kein Blut vergossen werde, und du nicht schuldig seiest, wenn Jemand herabfällt. Deut. 22, 8. Dieß erklärt der hl. Dorotheus also: Mit einer Mauer muß man den geistigen Bau der Vollkommenheit zu oberst umgeben, daß die kleinen Kinder nicht herabfallen. Diese Mauer ist die Demuth; denn sie erhält alle Tugenden, und macht, daß nicht Eine, auch nicht die geringste verloren gehe. Die kleinen Kinder aber sind die guten Gedanken und Vorsätze, welche im Herzen aufsteigen und gar gerne wieder sich verflüchtigen. Hast du dein Gebäude aber mit der Schutzwehr der Demuth umgeben, so können sie nicht herabfallen. Mit dieser Schutzwehr muß man das Gebäude seiner Vollkommenheit ganz zu oberst auf dem Dache umgeben, das will sagen, man muß niemals demüthiger seyn, als wenn man in den Tugenden schon

weit fortgeschritten ist. Da ist also jene Mauer besonders nothwendig, um vor dem Falle geschützt zu seyn; denn wer in der Niedrigung fällt, stehet leicht wieder auf; wer aber von der Höhe herabstürzt, ist der Todesgefahr ausgesetzt.

Werthvolle Schätze bewahrt man in wohlverschlossenen Schränken auf. Die kostbarsten Schätze, und noch weit vornehmer als Gold und Edelsteine, sind aber im Reiche Gottes die Tugenden: der Schrank, in welchem du sie aufbewahren mußt, ist die Demuth. Umgibst du sie nicht damit, so gleichst du einem Menschen, der seine Reichthümer auf offner Strasse hinwirft. So werden sie ihm von den Vorübergehenden bald fortgetragen werden. Dasselbe geschieht mit deinen Tugenden. Die Vorübergehenden sind die Teufel; denn sie gehen umher und suchen Alles zu verschlingen. Vor ihnen darf man seine Schätze wohl gut verwahren; denn sie wissen oft auch das gut Verschlossene zu rauben.

Die Demuth bewahrt vor dem Falle. Wenn die Heiligen in den größten Versuchungen nicht wankten, so verdanken sie es der Demuth. Petrus hingegen ist gefallen, weil er zu viel Selbstvertrauen und zu wenig Demuth hatte. „Wenn Alle an dir sich ärgern, so will doch ich mich nie an dir ärgern.“ Joh. 2, 25. Darum sagt der hl. Bernard: „Humilitas casum nescit, humilitas ruinam nunquam incurrit, humilitas lapsum nunquam passus est.“

Der hl. Johannes Climakus bedient sich des Gleichnisses: Wie in Abwesenheit der Sonne Alles in Finsterniß sich hüllet, so ist da, wo die Demuth mangelt, das Mißfallen Gottes über die guten Werke gelagert.

Mit dem Salz würzt man die Speisen und bewahrt sie dadurch vor Fäulniß. So ist die Demuth ein geheimnißvolles Gewürz, welches jede Tugend vor der Fäulniß der Sünde schützt. Darum sagt der hl. Thomas von Villanova: Ohne das Gewürz der Demuth ist eine jede Tugend Gift für die Seele.

Ohne Demuth sind unsere guten Werke nicht verdienstlich, weil bei Gott nicht wohlgefällig; denn nur auf die Demüthigen schauet der Herr mit Wohlgefallen herab, die Stolzen aber haßt er. Darum sagt der hl. Ambrosius von der Demuth: Diese Tugend ist unsere feste Burg, worauf unsere Hoffnung beruht. Und der hl. Hieronymus sagt: Nichts ist vorzüglicher, nichts

liebenswürdiger als die Demuth, sie ist die vorzüglichste Stütze und gleichsam eine Wächterin aller Tugenden.

Die edlen Metalle hat Gott tief in die Eingeweide der Erde vergraben, und viele Mühe muß man sich geben, um sie zu entdecken und dann an das Licht zu bringen. Daraus sollen wir lernen, daß auch wir unsere Schätze, die Verdienste, tief in die Demuth verhüllen müssen, um sie wohl zu erhalten.

31. Durch die Demuth überwindet man um so leichter die teuflischen Anfechtungen.

Ein großer Vortheil, der uns durch die Demuth zugehet, besteht darin, daß sie uns vor den Anfechtungen der Hölle befreit. Der Teufel, sagt der hl. Bonaventura, fürchtet nichts so sehr als die Demuth. Dieß erfahren wir auch aus einem Gesichte des hl. Antonius. Als dieser einstens die Erde voll Schlingen der Hölle sah und fragte: Herr, wer kann hier entrinnen? erhielt er zur Antwort: Die Demuth.

Gegen Job hatte sich die ganze Hölle verschworen, um ihn zu verderben; aber durch die Demuth siegte er über sie. Durch seine vollendete Demuth, sagt der hl. Paulinus, besiegte er den Neid des Versuchers. Die Demuth ist gleichsam wie ein Schild, in welchem die feurigen Pfeile des Satans stecken bleiben. Der hl. Johannes Climakus aber nennt diese Tugend einen festen Thurm, gegen welchen die Angriffe der Feinde nichts vermögen. Und der hl. Ephräm ermahnet: Liebe die Demuth und du wirst nie in den Schlingen des Teufels gefangen.

Mit der Demuth gerüstet, hat David all seine Feinde überwunden. Du hast mich mit Kraft gegürtet zum Streite, sagt er, mir unterworfen, die sich aufgelehnt wider mich. Ps. 17, 40. Was ist dieß für eine andere Kraft, frägt der Cardinal Hugo, als die Demuth? Und der hl. Augustin bemerkt: Alle Stärke besteht in der Demuth. Auf solche Weise hat auch Christus gesiegt: durch Demuth hat er den Starken überwunden, welches der Satan mit seinem Anhange ist. Ja in der äußersten Demuth, im Tode am Kreuze, was auch der hl. Paulus als den höchsten Grad der Demuth bezeichnete, hat er dem Reiche der Hölle den Todesstoß gegeben. Daher sagt der hl. Papst Leo: Der ganze Sieg des

Heilandes, wodurch er den Teufel und die Welt überwunden, hat in der Demuth begonnen und ist in derselben vollbracht worden.

Der Teufel fürchtet nichts mehr als die Demuth. Wie eine Geißel, schreibt der hl. Laurentius Justinianus, flieht er sie. Im Leben des hl. Karl Borromäus wird erzählt: als der hl. Cardinal einstens in die Kirche gegangen sei, habe der Teufel aus einem Besessenen gerufen: O dürfte ich nur ein wenig Stolz auf dein Purpurkleid werfen! Der Satan vermochte nämlich über den hl. Prälaten wegen seiner tiefen Demuth nichts; durch diese Tugend ward er wie mit einem Schwerte fern gehalten. Deßwegen wünschte er, es möchte ihm gelingen, dem Heiligen nur ein wenig Stolz beizubringen, hoffend, er würde ihn dann leicht umgarnen.

Den Demüthigen bringt der Teufel nicht leicht zum Falle. Daher nennt der hl. Chrysostomus die Demuth eine uneinnehmbare Mauer, einen unüberwindlichen Thurm. Und der hl. Isidor sagt: **Humilitas casum nescit, humilitas ruinam nunquam incurrit, nunquam lapsum passa est.** Dieß ist auch die Tugend, welche der Satan allein nicht nachahmen kann, weil er gegen sie, da sein ganzes Wesen Stolz ist, einen unendlichen Abscheu hat. Dieses gestand der Teufel selbst einmal dem Abte Makarius. Du fastest, sprach er zu ihm, aber auch ich esse nichts; du wachest; auch ich schlafe nicht. In diesen Dingen stehe ich dir nicht nach; aber in Einem übertriffst du mich. Und worin fragte Makarius? In der Demuth, antwortete der Satan.

Der hl. Ephräm vergleicht die Demuth mit einem Schuhe, welchen jeder Gläubige tragen soll, um vor dem Stich der höllischen Schlange sicher zu seyn. Nimm die Demuth als Fußbedeckung, sagt er, und du wirst nie an einen Stein stossen und dich verwunden. Wer bloßfüßig gehet, kann sich leicht Dorne eintreten oder sonst verwunden; nicht so, wer beschuhet ist. Darum trage jeder die Demuth wie Schuhe an seinen Füßen, so wird er selbst über Nattern und Basilisken wandeln und auf Löwen und Drachen treten können. Ps. 90, 13.

32. Durch die Demuth erlangt man die verlornen Verdienste wieder.

Wer ein kostbares Gut verloren hat, und es wieder finden will, sucht es. Dabei beugt er sich bis zur Erde und kriecht selbst auf dem Boden herum. Dasselbe geschieht geistiger Weise hinsichtlich der verlornen Tugend. Wer sie wieder finden will, muß sich tief beugen, und gleichsam auf den Boden kriechen, d. h. er muß ein zerknirschtes, gedemüthigtes Herz haben. Daher sagt Hugo von St. Viktor: Hast du Gott Jungfräulichkeit gelobt, sie aber verloren, was willst du thun? Sei bußfertig und demüthig, so ersetzet sich der Verlust wieder. Aus demselben Grunde sagt der hl. Bernard, daß die Demuth die Liebe wieder herstelle: „Humilitas laesae charitatis reparatio.“

Wie sehr die Demuth den Sünder Gott wohlgefällig mache, sehen wir an dem Publikan im Tempel. Er gab nicht Almosen, wie der Pharisäer von sich rühmte, sondern hat sich im Gegentheile viele Erpressungen zu Schulden kommen lassen; er hat auch nicht gefastet, sondern genoß alle Freuden, welche ihm die Welt darbot; aber dennoch weil er sich so tief verdemüthigte und sich kaum die Augen aufzuschlagen getraute, ging er gerechtfertigt nach Hause. Der Stolz, schreibt der hl. Chrysostomus, vertrieb die Engel aus dem Himmel; die Demuth aber führt den Sünder vom Abgrund der Hölle zurück.

Was hat dem Missethäter am Kreuze den Himmel noch geöffnet? Nichts anders, als das demüthige Bekenntniß der eigenen Schuld. Wir leiden, was wir verdient haben, sprach er. Darum nennt der hl. Bonaventura mit Recht die Demuth den Weg des Heiles, und die Leiter, auf welcher man zum Himmel aufsteigt. Und der hl. Dorotheus schreibt: Wenn wir nichts anders thun können, so wollen wir uns wenigstens erniedrigen; denn ich bin überzeugt, wenn wir uns in der Tugend der Demuth fest begründen, so werden auch wir an der Glückseligkeit derjenigen Antheil erhalten, die durch unzählige Mühe Gott dienten.

33. Die Demuth ist ein sicherer Weg, es zur Achtung und Werthschätzung bei den Menschen zu bringen.

Der sicherste Weg, auf welchem du die Achtung der Menschen erlangest, ist die Demuth. Dieses spricht Christus in den Worten aus: „Wer unter euch der Größte ist, der werde wie der Kleinste.“ Dieses ist auch die Ursache, warum sich in der Kirche Gottes der Erste, nämlich der sichtbare Stellvertreter Jesu Christi, den Mindesten — servus servorum — nennt.

Wer sich wahrhaft und vom Herzen angelegen seyn läßt, demüthig zu seyn, den wird man achten und hochschätzen, obschon er diese Hochachtung nicht will; ja je mehr Einer die Ehre und das Lob flieht, je geringer er geachtet zu werden verlangt, desto mehr wird ihm die Hochachtung zu Theil werden; wie ein Schatten eilet sie ihm überall nach. Dieß bestätiget der hl. Hieronymus auch von der hl. Paula: Dadurch, sagte er, daß sie die Ehre floh, vermehrte sie sich dieselbe.

Auch Jesus Christus gibt kein anderes Mittel an, um es zur Ehre zu bringen, als die Demuth. Bist du, sagt er, zur Hochzeit geladen, so setze dich nicht oben an; es möchte etwa ein Vornehmerer als du, geladen seyn, und der dich und ihn geladen hat, kommen und dir sagen: Gib diesem den Platz; und so müßtest du mit Beschämung den letzten Platz einnehmen: sondern wenn du geladen bist, so setze dich an die unterste Stelle, daß, wenn der kömmt, der dich geladen hat, er zu dir spreche: Freund! rücke herauf. Dann wird es dir Ehre seyn vor denen, die mit zu Tische sitzen. Luc. 14. Dieses ist dasselbe, was der hl. Geist schon längst durch den weisen Mann gesprochen hatte: Erscheine nicht prunkend vor dem Könige, noch stelle dich an den Platz der Großen; denn es ist besser, daß man dir sage. Steige herauf. Sprüchw. 25, 6, 7. Hieher gehören auch noch die Worte des Herrn: Ein Jeder, der sich erhöhet, wird erniedriget, und wer sich erniedriget, wird erhöhet werden. —

Sieh, wie die Demuth der Weg zu Ehren ist! Dieß erwägend ruft auch der hl. Augustin aus: O heilige Demuth, wie unähnlich bist du dem Stolze! Der Stolz hat den Lucifer vom Himmel gestürzt; aber die Demuth hat den Sohn Gottes bewogen, Mensch zu werden. Der Stolz hat den Adam aus dem Paradies vertrieben;

die Demuth aber den reuigen Schächer in dasselbe zurückgeführt. Der Stolz hat den Nabuchodonosor zum Viehe umgewandelt; die Demuth den Joseph zum Herrn Aegyptens und zum Fürsten Israels erhoben; der Stolz hat den Pharao im Meere ersäuft, die Demuth aber den Moses erhöhet und verherrlichet.

34. Was ist die Ursache, daß Gott den Demüthigen so viele und große Gnaden erweiset?

Die vorzüglichste Ursache, warum Gott den Demüthigen so viele Gnaden erweiset, ist dieses, weil hier von Allem die Ehre einzig Gott selbst bleibt, und Alles wieder an ihn, den Urheber, zurückfällt. Nämlich der Demüthige erhebt sich über Nichts, mißt sich selbst kein Ding bei, sondern schreibt Alles Gott zu, stellt ihm gänzlich Alles zurück und überläßt ihm die Ehre und den Ruhm von Allem. Da spricht Gott gleichsam bei sich selbst: „An solchen Menschen können wir sicher wirken; ihnen dürfen wir wohl unser Besitzthum anvertrauen, ihnen unsere Gaben und Schätze mittheilen; sie werden sich weder gegen uns empören noch das Unsrige sich zueignen.“ Und so wirket Gott an ihnen wie an seinem vollen Eigenthume. Denn da bleibt alle Ehre, aller Ruhm nur ihm und ausschließlich sein. Wir sehen es ja schon in der Welt, daß ein großer Herr oder ein König seinen Ruhm und seine Größe darein setzt, irgend Einen, wie man sagt, aus dem Staube zu erheben, und an ihm, der Nichts war und Nichts hatte, seine königliche Gewalt zu zeigen; weil auf solche Weise die Freigebigkeit und Größe des Königs mehr in die Augen fällt, so daß man nachmals sagt: Dieser ist eine Creatur seines Herrn. So spricht auch der hl. Paulus: „Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß Gottes sei die überschwengliche Kraft.“ Wir tragen die Schätze der Gaben und Gnaden Gottes in Gefäßen aus Thon, damit Jedermann wisse, diese Schätze seien von Gott und nicht von uns, indem der Thon nichts dergleichen mit sich führt. Aus diesem Grunde also erhöhet Gott die Demüthigen, und erweiset ihnen so viele Gnaden; hingegen entläßt er leer — die Hoffärtigen. Denn der Hoffärtige vertrauet zu sehr auf sich, auf seine Bemühung und Geschicklichkeit; er mißt sich Alles bei, faßt eitles Wohlgefallen an dem guten Erfolge seiner

Unternehmungen, als wäre Alles durch seine Kräfte und Bemühungen geschehen. Aber alles dieses entzieht er Gott, indem er gleichsam durch und davon geht mit der Ehre und Glorie, welche nur Gottes Majestät gebührt.

35. Die Selbstkenntniß ist der kürzeste und sicherste Weg zur Demuth.

Wer die Tugend der Demuth sich aneignen will, muß zuerst zur Selbstkenntniß gekommen seyn; denn diese ist die Stufe, auf welcher man zu jener hinaufsteigt. Willst du also demüthig werden, so lerne dich zuvor selbst kennen, und je besser du dich kennest, desto demüthiger wirst du seyn. Daher beginne zuerst mit deinem Leibe. Ehe du erzeugt worden, warst du dem Leibe nach eine garstige Materie, deren man sich zu erwähnen schämen muß; jetzt bist du ein Geschirr voll des Unrathes, und in kurzem wirst du als eine Leiche verwesen und von den Würmern gefressen werden. Hier hast du Stoff genug, dich zu demüthigen.

Mit treffender Aehnlichkeit vergleichen die Heiligen den menschlichen Leib mit einem überschneiten Düngerhaufen, welcher von Außen weiß erscheint, inwendig aber voll Unrath ist. Dieses berechtiget den hl. Bernard zu sagen: Wenn du fleißig betrachtest, was durch die Auswege deines Leibes von dir gehet, so hast du noch nie eine schmählichere Düngergrube gesehen, als dein Körper ist. Dieß erkennend ruft Job: Zur Fäulniß habe ich gesprochen, mein Vater bist du; meine Mutter und meine Schwester zu den Würmern. Job 17, 14. Das ist also der Mensch — ein Born, aus welchem nur Fäulniß und Moder quillt, und ein Sack voll Würmer und Motten. Worüber sollst du nun hochmüthig seyn?

Gehe aber noch ein wenig weiter: Wer warest du, bevor dich Gott erschaffen hat? Da warst du Nichts, und vermochtest auch nicht von dir selbst aus jener Finsterniß des Nichtsseyn herauszugehen, sondern Gott hat dich in Liebe herausgezogen und in die Zahl seiner Geschöpfe versetzt. Weil du also aus dir selbst nichts bist, so mußt du dich auch den Dingen gleich achten, welche nichts sind, und jeden Vorzug, welchen du an dir etwa entdeckest, Gott beimessen. Darum sagt der hl. Paulus: Wenn Jemand meint, etwas zu seyn, da er nichts ist, so verführt er

sich selbst. Gal. 6, 3. Wie viel Ursachen zur Demüthigung liegen nicht hierin?

Aber auch nachdem du in das Daseyn gerufen worden bist, hängt deine Fortdauer nicht von dir selbst ab. Es verhält sich mit dem Menschen nicht, als wie wenn der Handwerksmann ein Haus gebauet hat, das, einmal hergestellt, ohne besondere Nachhilfe eine Dauer von mehrern Jahren hat. Wir haben jeden Augenblick unsers Lebens Gottes Hilfe, um unser Daseyn nicht wieder zu verlieren, eben so nöthig, als anfangs, da wir erschaffen worden sind. Er ist es, der uns fortwährend mit seiner allmächtigen Hand trägt und erhält, daß wir nicht zurückfallen in den Abgrund des Nichts, aus welchem er uns gezogen hat. Deßwegen sagt die hl. Schrift: Alle Völker sind so vor dem Herrn, als wären sie nicht, und für Nichts und Eitles gelten sie ihm. Is. 40, 17. Das ist es, was wir bei jedem Schritte sagen müssen: Mein Wesen ist vor dir, o Herr! wie ein Nichts. Ps. 38, 6. Ja wahrhaftig, ein lauteres Nichts ist der Mensch vor Gott; denn nichts war er, ehe er ins Daseyn gekommen, und dieses verdankt er der Güte seines Gottes; aber auch daß er noch lebt, und nicht schon längst wieder in sein Nichts zurückgefallen, ist ein Werk Gottes. Darum muß ein Jeder von sich selbst sagen: Ich habe Nichts, o Gott, dessen ich mich rühmen könnte; Alles verdanke ich dir. Du hast mich ohne mein Hinzuthun in das Leben gerufen, und daß ich es noch besitze, ist nicht minder das Werk deiner Erbarmung. Von dir ist Alles: mein ganzes Daseyn, jedes Vermögen, alle Kraft zum Handeln kömmt nur von dir; denn ich bin aus mir selbst Nichts. — Dieß erwäge, so weit steige in der Selbstkenntniß hinab, und du wirst dich schämen, bisher nicht demüthiger gewesen zu seyn. Denn kurz zuvor sagten wir: Worauf stolzirest du, Staub und Asche! Jetzt können wir sagen: Worüber stolzirest Du, Nichts? Ein Nichts ist ja noch weniger als Staub und Asche. Hast du also Ursache, dich zu erheben? Nur wenn Staub und Asche, wenn noch weniger, wenn ein Nichts stolz seyn darf, magst auch du es seyn.

36. Ein Grund zur Demuth sind uns unsere moralischen Unvollkommenheiten.

Unsere Seele ist zwar ursprünglich nach Gottes Ebenbild geschaffen und hat die Bestimmung, ewig mit Gott zu seyn; aber wie schnell ist sie aus der Verbindung mit ihrem Herrn gerissen! Dieß deutet Gott schon bei der Schöpfung an; während er nämlich die übrigen Geschöpfe durch das Wort seiner Allmacht hervorbrachte, hauchte er die Seele dem Menschen ein. Was ist aber schwächer und unbedeutender als ein Hauch? So schnell sich nun dieser verflüchtiget, eben so leicht ist auch das Band zwischen Gott und dem Menschen zerrissen. Daher sagt der hl. Bonaventura, der Mensch sei nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele nach Staub und Asche, und zwar um einer dreifachen Ursache willen: erstens wegen seiner Nichtigkeit; denn wie die Asche nichts werth ist, wenn sie auch von kostbarem Stoffe stammt, so ist auch die Seele wegen ihrer Schuldbeflecktheit nichtig, obwohl sie edel in ihrer Wesenheit ist; zweitens wegen der Schwierigkeit des Widerstandes; denn wie die Asche schnell zerstreut wird, und nicht im mindesten der Kraft widerstehen kann, die sie zerstreut, so vermag der Mensch aus sich selbst nicht der geringsten Versuchung die Spitze zu bieten; drittens wegen der Unmöglichkeit, wieder aufzustehen; denn wie die Asche nicht mehr in ihren vorigen Stoff zurückkehren kann, so kann auch der Mensch aus dem Zustande der Sünde nicht in den der Gnade zurückkehren, außer nur mit der Hilfe Gottes.

Laurentius Justinianus schreibt: Der Mensch hat hinreichende Ursache zur Demuth, wenn er reiflich erwägt: seine Nachläßigkeit im Fortschreiten des Guten; die Mühe, mit welcher er sich vor dem Falle bewahrt; die Leichtigkeit, mit welcher er fällt; die Anstrengung, mit der er wieder aufstehet; die Schwäche, welche er im Ueberwinden der Fehler zeigt. — In der That, was ist schwächer als der Mensch? Der hl. Geist vergleicht ihn mit einem Werg, und die Versuchungen mit einem Funken Feuer. Nun aber wenn ein Feuer in die Nähe des Werges gebracht wird: wie schnell ist dieses verzehrt! So ist auch der Mensch oft in der geringsten Versuchung verloren.

Wenn der Mensch sich betrachtet, in so ferne er ein zur ewigen Glückseligkeit bestimmtes Geschöpf ist, und dabei auf seine verdorbenen Neigungen schaut: welch ein demüthigender Anblick! Von Natur empfindet er einen heftigen Hang zum Bösen; alle Neigungen drängen ihn zur Sünde; er weiß, daß er sie unterdrücken soll, er will es auch oft; aber sein Wille ist schwach. Seufzet ja selbst der Apostel, daß er der Sünde verkauft sei, und trotz seines guten Willens in sich keine Kraft zum Vollbringen finde. Soll der Mensch etwas Gutes thun, so muß es ihm die Gnade Gottes gleichsam abnöthigen. Daher sagt der hl. Augustin, daß Gott seine Werke an uns belohne. Und was sind die Werke, welche er mit der Gnade Gottes verrichtet? Ist dem Golde nicht ein guter Theil Unrath beigemischt?

Wie viel Feinde umgeben uns, die auf unsere Seele lauern! Und dieß ist wieder eine nicht unbedeutende Ursache zur Demuth. Eine gerechte Ursache zur Demuth haben wir, schreibt der hl. Bonaventura, wenn wir auf die Feinde unsers Heiles schauen, denen wir ohne besondere Hilfe Gottes nicht wiederstehen können, und deren Grausamkeit so groß ist, daß sie uns alle Augenblicke verschlingen würden, wenn sie nicht die göttliche Gnade zurück hielte.

Wenn wir etwas Gutes an uns haben, so verdanken wir es nur der göttlichen Gnade. Daher sagt der hl. Paulus: Unser Vermögen ist aus Gott 2. Kor. 3, 5., und bei einer andern Gelegenheit: Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. 1. Cor. 15. Und deßwegen legt auch der hl. Augustin das Bekenntniß ab: Deiner Gnade verdanke ich es, o Herr! wenn ich irgend eine Sünde nicht begangen habe. — Sollte uns diese Erwägung nicht verdemüthigen? Kann wohl Jemand auf das kostbare Gut stolz seyn, das ihm zum Aufbewahren anvertraut ist? Nun alle unsere Verdienste sind nur ein von Gott uns anvertrautes Gut. Dieß drückt auch Isaias in den Worten aus: All unsere Werke hat er in uns gewirkt. Is. 26, 12. Dasselbe enthalten auch die Worte: Mein Geliebter kömmt in seinem Garten und ißt die Frucht seiner Aepfelbäume. Cant. 5, 1. — Zwei Dinge, sagt der hl. Bonaventura, müssen uns in der Demuth erhalten: Das, was wir sind, und das, was wir nicht sind; was wir sind, sind wir nicht aus uns selbst, sondern durch die Gnade Gottes, und deßwegen dürfen

wir uns nicht darüber erheben: auch was wir nicht sind (im bösen Sinne), verdanken wir nicht uns, sondern ihm, dem Herrn. Dieß spricht auch ein anderer Heiliger aus, indem er von sich bekennt, er würde ärger als alle Missethäter seyn, wenn ihn die Erbarmung Gottes nicht davon bewahrt hätte. Auf was willst du also stolz seyn, armseliger Mensch, da du nirgends etwas findest, was dein wäre, als höchstens Sünden und Laster?

Ein weiterer Grund der Demuth muß uns die Ungewißheit unsrer Zukunft seyn. Der Mensch, wäre er auch noch so fest im Guten, kann niemals wissen, ob er ausharren und am Ende nicht in der Zahl derjenigen erscheinen wird, von welchen geschrieben stehet, daß es für sie besser wäre, wenn sie nie das Tageslicht erblickt hätten. Der Mensch liegt in diesem Leben immer auf der Wagschaale; er kann im letzten Augenblicke noch von seinem Ziele abweichen; es bedarf oft nur eines schwachen Windstosses, und er ist vom rechten Wege hinweggetragen. Daher das Sprüchwort: Beatus ante obitum nemo. Und der Apostel sagt: Wer zu stehen meint, sehe zu, daß er nicht falle. 1. Corinth. 10, 12.

Nicht bloß für die Zukunft muß der Mensch in Sorge seyn, sondern selbst das Gegenwärtige setzt ihn in einen beständigen Kummer. Glaubt er Tugenden ausgeübt zu haben, so weiß er nicht, ob es wahre Tugenden sind, und ob sich bei ihrer Ausübung nicht gewisse Nebenabsichten eingeschlichen haben, die ihnen allen Werth nehmen. Selbst wenn er sich demüthigt, ist er niemals vollkommen versichert, ob es ihm nicht mehr um menschliches Lob zu thun sei, als um die Freundschaft Gottes. Daher sagt der hl. Geist: Niemand weiß, ob er des Hasses oder der Liebe würdig sei. Wie sollte nun der Mensch unter solchen Umständen einen Augenblick die Demuth außer Acht lassen dürfen?

37. Nichts kann mehr in der Demuth bestärken als die Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit.

Wenn der Mensch im Verhältnisse zu Gott ein Nichts ist, so hat er gewiß alle Ursache sich zu verdemüthigen; aber er steht selbst noch tiefer; denn die Sünde ist schlimmer, als das Nichtseyn, und besser wäre es, nicht zu seyn, als gesündiget zu haben. So sagt Christus von Judas: Es wäre besser, wenn dieser Mensch

nicht geboren worden. Matth. 26, 24. Es gibt keine so niedrige, von Gott so weit entfernte und in seinen Augen so verächtliche Stelle unter Allem, was da ist und was nicht ist, als der Zustand eines Menschen, der in einer Todsünde sich befindet und dadurch ein Feind Gottes ist. Dieß erwäge, und du wirst dich nicht tief genug erniedrigen können; denn du bist fast nie ohne Sünde. Hier erniedrige dich daher so tief, als es nur möglich ist; dabei verweile lange; denn du darfst es glauben, so sehr du dich auch demüthigen magst, so wirst du doch nie jenen Abgrund der Verachtung erreichen, welcher dir, der du Gott beleidiget hast, gebührt. O wenn du die Tiefe, Größe und Zahl deiner Sünden recht ergründetest: wie demüthig würdest du seyn, wie wenig aus dir selbst machen, wie gerne dich schmähen lassen! Bevor man mich demüthigte, habe ich gesündiget; darum halte ich dein Wort — sagt David. Ps. 118, 67. Das will sagen: Bevor über mich die Geißel kam, mit welcher mich Gott jetzt züchtiget und demüthiget, hatte ich dazu Anlaß gegeben durch meine Sünden. Deßwegen schweige ich jetzt und wage es nicht, mich zu beklagen; denn all dieses ist weit weniger als es im Verhältniß zu meiner Schuld seyn sollte. So sollten auch wir zu Gott sprechen.

Es kommt aber noch ein besonderer Umstand in Anschlag: obwohl wir nämlich zur Barmherzigkeit Gottes die Zuversicht haben, daß er uns unsere Sünden verziehen, so besitzen wir doch keine Gewißheit davon; denn der Mensch weiß nicht, ob er der Liebe oder des Hasses würdig sei. Ekkl. 9, 1. Diese Ungewißheit, ob man im Stande der Gnade Gottes oder der Sünde sich befinde, ist für uns eine starke Aufforderung, immer in Demuth zu wandeln. Ich weiß gewiß, daß ich Gott beleidiget habe, aber ich weiß es nicht gewiß, ob er mir wieder verziehen hat. Wer wird es hier wagen, das Haupt empor zu heben? Deßhalb, sagt der hl. Gregorius, hat uns Gott unsern Gnadenzustand verborgen, daß wir um so demüthiger seien. Zwar erscheint uns diese peinliche Ungewißheit lästig; allein auch dieses geschieht in Folge der Erbarmung Gottes; denn gerade die Ungewißheit macht uns um so vorsichtiger, vermehrt unsern Eifer und erhält uns in der Demuth.

Wenn wir übrigens nur die Nachtheile der Erbsünde ins Auge fassen, so haben wir die wichtigsten Gründe, uns zu demüthigen.

Wie sehr wurde unsere Natur dadurch zerstört. Wie es einem Stein vermöge seiner Schwere eigen ist, immer gegen die Tiefe zu streben, so tragen wir in Folge unsers Verderbens durch die Erbsünde eine überaus heftige Neigung zur Sünde in uns. Wir sind innerlich zerfallen: was gehorchen sollte, befiehlt in uns. So elend sind wir, daß wir unter einem menschlichen zum Himmel empor gerichteten Leibe viehische Gelüste herumtragen, und ein Herz, das ganz zum Irdischen hinabgebeugt ist.

Erwägen wir sodann unsere gegenwärtigen Fehler, die wir an uns tragen: welch eine Menge entdecken wir davon! Wie nachläßig sind wir in der Bewachung unserer Sinne! Wie unbeständig in den Vorsätzen! Wie gerne bedacht auf Eigennutz und Bequemlichkeit! Wie so voll von Selbstliebe und Eigensinn! Wie leicht lassen wir uns von unsern Leidenschaften fortreißen! Wie richtig wird in der hl. Schrift der Mensch mit einem Baumblatte verglichen! Job 13, 25. Denn gleichwie dieses bei jedem Winde sich dreht und wendet, eben so ändert sich der Mensch nach dem Windstosse seiner Leidenschaften: bald beunruhigt ihn der Zorn, bald die Ruhmsucht; einmal reißt ihn die Leidenschaft des Geizes nach Geld oder nach Ehre, ein anderes Mal die Unzucht mit sich fort; bald erhebt ihn der Stolz, bald schlägt ihn übertriebene Kleinmuth darnieder. Daher sagt auch Isaias: Wir Alle fielen ab wie ein Baumblatt, und unsere Sünden rissen uns fort gleich dem Winde. Is. 64, 6. Ja wie die Baumblätter von den Winden bekämpft werden und endlich abfallen, eben so werden auch wir von den Versuchungen angefochten und niedergeworfen; wir haben keinen Bestand und keine Festigkeit. Da gibt es also Ursachen genug, daß wir uns schämen und demüthigen, und dieses nicht bloß, wenn wir auf unsere Sünden sehen, sondern sogar auch, wenn wir auf jene Werke, welche uns gut vorkommen, unser Augenmerk richten, weil nämlich denselben so viele Fehler und Unvollkommenheiten beigemischt sind.

38. Wenn wir unsers Ursprunges eingedenk sind, werden wir uns immer in der Demuth erhalten.

Schon unser Ursprung lehret uns Demnth. Denn wir sind aus Schlamm und Koth dem Leibe nach gebildet. Wie sollte aber

ein solches Geschöpf stolz werden wollen? Ziemt es denn dem Staube und der Erde, daß er sich erhebe? Denke, o Mensch! ruft der hl. Laurentius Justinianus aus, an deinen Ursprung und du wirst dich verdemüthigen. Erinnere dich, woher du kamst, und erröthe; denn in Schlamm wirst du empfangen, in Unrath gezeugt und in Schmerzen geboren. Diese unsere Abstammung wird vorzüglich in der lateinischen Sprache uns schon durch den Wortlaut selbst in der Erinnerung bewahrt; denn in dieser Sprache heißt der Mensch homo; was mit dem Worte „humus“ nahe verwandt ist: humus heißt aber Erde. So ist hier im Worte selbst der Ursprung des Menschen angedeutet und gesagt, daß er aus der Erde genommen sei; aber auch das Wort humilitas, welches Demuth heißt, ist nahe damit verwandt; womit angedeutet ist, daß die Begriffe Mensch und Demuth so natürlich zusammen gehören, wie die Wörter homo und humilitas eine gemeinschaftliche Wurzel haben.

Gott schuf nach den heiligen Vätern die Menschen nicht ebenfalls wie die Engel aus einer geistigen Substanz, sondern bildete ihnen einen Leib aus Erde, um sie in der Demuth zu erhalten. Denn weil jene aus Stolz gefallen, sollten diese einen in der Demuth sie erhaltenden Ursprung haben. Warum anders, sagt der hl. Bonaventura, schuf Gott die Menschen nicht ebenfalls so geistig wie die Engel, als daß unser niedriger Zustand uns in der Demuth erhalte, wenn wir uns erheben wollen? Und der hl. Chrysostomus schreibt: Deßwegen hat uns Gott aus zwei Substanzen gebildet, daß, wenn der Stolz sich deiner bemächtigen will, die Niedrigkeit des Fleisches dich in der Demuth erhalte.

Gott will auch, daß der Mensch seines Ursprunges nicht vergesse, um dadurch in der Demuth erhalten zu werden. Darum läßt er uns in seiner Kirche eigens an einem Tage des Jahres Asche auf das Haupt streuen. Und dieses ist nach dem hl. Hieronymus der Grund, warum Gott oft die Propheten so anredet: Erkenne es, Sohn des Menschen. Dieß geschieht, sagt der hl. Kirchenlehrer, daß sie sich wegen der Unterredung, welcher sie Gott würdigte, vom Stolze nicht befallen lassen: daß sie nämlich nicht glauben, sie seien, weil Gott zum Umgange mit ihnen sich herabläßt, englischer Natur geworden, ruft er ihnen ihre Hinfälligkeit in das Gedächtniß zurück und nennt sie Menschen.

39. Das Elend, welchem wir im Leben preisgegeben sind, muß uns in der Demuth erhalten.

Wenn Jemand auf seine Armseligkeit schauet, sagt ein heiliger Kirchenlehrer, so wird er in der Demuth sich befestigen. Nun aber wo gibt es ein armseligers Geschöpf, als der Mensch ist? Wie unbehilflich und elend ist er schon in der Stunde seiner Geburt! Alle übrigen Geschöpfe, bemerkt der hl. Laurentius Justinianus, sind schon von Natur aus mit gewissen Schutzmitteln gegen die ihnen schädlichen Einflüsse versehen. Der Baum ist mit einer Rinde umgeben, den Vogel bedecken Feder, den Fisch Schuppen, das Schaf Wolle, das Kalb Haare, selbst die Schnecke ist in eine Schaale eingehüllt, — nur der Mensch kömmt völlig nackt zur Welt und bleibt es auch; und schon dieser Anblick soll ihn demüthigen. Wie unbehilflich ist er aber nicht erst dann, welcher Pflege bedarf er, und wie lange währt es, bis er sich selbst zu erhalten im Stande ist? Jedes andere Geschöpf ist viel schneller in einen solchen Zustand versetzt, in welchem es sich nicht bloß erhalten kann, sondern auch den Menschen Nutzen verschafft; der Mensch aber hängt viele Jahre von fremder Hilfe ab, und müßte zu Grunde gehen, würde er sich selbst überlassen seyn.

Mit wie viel Elend, Kümmernissen, Schmerzen und Krankheiten ist der Mensch auf Erden umgeben! Schau an jenen Jüngling, jene Jungfrau! Sie strotzten noch so eben von Gesundheit; herrliches Roth malte ihre jugendlichen Wangen, Schönheit war über all ihre Glieder ausgegossen. Und jetzt seufzen sie auf dem Schmerzenslager: ihr feuriges Auge ist fast erloschen; ihre volle, rosige Wange tief eingefallen, ihre Lippen erbleicht; ihre schnellen Füße sind gelähmt, alle Glieder des Leibes verunstaltet. Blick hin auf jenen Greis: wie mühsam schleppt er sich, auf einen Stock gestützt, dahin; er ist kaum mehr im Stande sein gebeugtes Haupt zu den Sternen zu erheben; sein Augenlicht ist verfinstert, seine Sprache stotternd, fast unverständlich; selbst das Gehör ist verfallen; alle Glieder scheinen ihm ihren Dienst zu versagen.

O wie viele Uebel umringen den Menschen! Da siehst du Einen, der ehedem reich und angesehen gewesen; jetzt aber schmachtet er in der Armuth; er sitzt in der tiefsten Verachtung. Seine

ehmaligen Lobredner übergießen ihn jetzt mit dem bittersten Gifte der Verleumdung. Was ist der Mensch für ein armseliges Geschöpf, ruft Innocenz III. aus! Schau an die Pflanzen und Bäume, und du wirst von ihnen beschämt. Sie bringen Früchte, und du trägst Dornen; sie geben Wein, Balsam, Oel von sich; du aber Speichel und Unrath; sie hauchen Wohlgeruch aus, und du verbreitest Gestank um dich her.

Wo du immer hinschaueſt, schreibt der hl. Bonaventura, triffst du Ursachen zur Demuth. Blickst du auf die Erde, so siehst du dein Grab; schaueſt du das Feuer an, so siehst du die Strafe, welche deiner in der Hölle wartet; betrachteſt du die vierfüßigen Thiere, so schaueſt du unter ihnen solche, die dich an Stärke und Kraft übertreffen; richteſt du dein Auge auf die Vögel, so siehst du, daß sie behender und leichter sind, als du; hefteſt du deine Blicke auf den Boden, so siehst du auch hier Manches, das dich an Schönheit übertrifft; schaueſt du aber auf dich selbst zurück, was siehst du anders, als einen unreinen Saamen im Beginne, einen Haufen Unrath in der Mitte; einen Würmerfraß am Ende? Und dieſes soll dich nicht verdemüthigen?

Damit du in der Demuth verharreſt, sagt der hl. Bernard, so denke immer an jenes drei: Was warst du, was bist du, was wirst du seyn? Zuerst warst du Nichts, in deiner Geburt aber warst du ein schwaches, gebrechliches Geschöpf, welches unter allen Geschöpfen am meisten fremder Hilfe bedarf und das ohne dieſe beim ersten Erscheinen auf der Welt wieder dahin fallen würde. In reifern Jahren bist du ein Spielball eitler Wünsche und Begierden, du machst Anschläge, baueſt Luftschlöſſer und läufst unermüdet bis in dein Alter einem eitlen Bilde von Glückseligkeit nach, welches immer vor dir fliehet: mitten im Laufe fällst du und liegst als eine Leiche im Sarge. Was ist jetzt dein herrlicher Leib, den du ehemals so geschmücket und geziert hast und worauf du so stolz gewesen? Nichts anders, als ein Gegenstand des Abscheues und Entsetzens. Kalt und starr liegt er da; der feurige Blick ist erloschen; das schöne Antlitz, woran sich die Augen der Wollust weideten, ist eine Nahrung der Würmer; Mark und Gebeine schwinden zu Staub und Moder, und schon ist wieder Alles, was es ursprünglich war — Leimen und Erde.

40. In der Demuth muß es uns bestärken, wenn wir die Armseligkeit des Stolzes erwägen.

Der Stolz ist keine wahre Größe, sondern nur eine Geschwulst. Gleichwie nämlich ein Ding, wenn es stark aufgeschwollen ist, groß erscheint, es aber nicht in der That ist, eben so verhält es sich auch mit dem Hochmüthigen. Es gibt gewisse Personen, welche außerordentlich fleischig und stark scheinen; aber dieß ist keine natürliche Stärke, sondern nur Aufgeblasenheit. Eben so verhält es sich auch mit dem Stolzen: er ist nur aufgebläht, nicht aber in der That groß. Und einem solchen armseligen Menschen willst du gleichen, der so zu sagen immer mit offenem Munde umhergehet und nach Wind schnappt, um dadurch aufgeblasen zu werden? Kann es noch etwas Verächtlicheres geben?

Der hl. Athanasius vergleicht die Hoffärtigen, welche nach Ehren haschen, mit den Kindern, welche Schmetterlingen nachjagen. Jemand Anderer vergleicht sie mit Spinnen, welche ihre Eingeweide aufopfern, indem sie ein Geweb zum Fangen der Fliegen verfertigen: so verzehrt sich auch innerlich der Hoffärtige und setzt Leib und Leben daran, um ein wenig Lob von den Menschen zu erhaschen. Sieh, wie erbärmlich der Stolz ist!

Hingegen ist die Demuth so herrlich und preiswürdig, daß sie selbst oft von Bösewichtern als ein werthvolles Gut angestrebt wird. Denn hast du nie Solche gesehen, welche den Schein der Demuth annehmen, um hinter der Larve derselben ihre Schlechtigkeiten zu verbergen? Sieh etwas so Schimpfliches ist es um die Hoffart, daß sie sich nicht getrauet, mit offenem Gesichte zu erscheinen, sondern nur verlarvt und mit dem Schleier der Demuth bedeckt, auftritt.

Ueberdieß sagt der hl. Chrysostomus werden die Hoffärtigen von Jedermann verabscheuet, und zwar zuerst von Gott; denn ein Gräuel vor dem Herrn ist jeder Anmassende und Hoffärtige, Sprüchw. 16, 5., — und unter den sieben Stücken, welche Gott verabscheuet, wird zuerst die Hoffart genannt. Ebend. 6, 17. Aber auch von den Menschen werden die Hoffärtigen gehaßt. Denn hassenswerth vor Gott und den Menschen ist die Hoffart. Ekkl. 10, 7. Und wiederum heißt es in der hl. Schrift: Wie

die innerliche Fäulniß derer, welche übelriechenden Athem haben, herausbricht, eben so verhält es sich mit dem Herzen der Hoffärtigen. Ebend. 11, 32. Der Hoffärtige wird von Jedermann gehaßt: von den Höhern, weil er sich ihnen gleich zu stellen sucht; von seines Gleichen, weil er über sie emporragen will; von den Niedrigen, weil er mehr anspricht, als ihm gebühret. Hingegen der Demüthige wird von Allen geachtet, geschätzt und geliebt. Denn gleichwie die Kinder wegen ihrer Gutmüthigkeit, Unschuld und Einfalt sehr liebenswürdig sind, eben so, sagt der hl. Gregorius, sind es die Demüthigen; denn jene Einfalt und Offenherzigkeit in den Worten, wie in der Weise mit Andern umzugehen, gewinnt ihnen alle Herzen. Die Demuth ist der Magnet, der die Herzen an sich zieht, und es scheint, als wollten alle den Demüthigen in ihr Innerstes aufnehmen.

Die Ehrsucht, sagt mit Recht Johannes Klimakus, ist ihren Anhängern oftmals Anlaß großer Beschimpfung; denn sie verleitet sie zu Handlungen, wodurch ihre ganze Eitelkeit in schändlicher Blöße sich zeigt. Der Hoffärtige bemerkt nämlich nicht, daß er in seinen Reden und Handlungen, wodurch er seine Ehre befördern will, zugleich seine unordentliche Hoffarts-Begierde kund gibt, und so ärntet er gerade da Schmach und Beschämung, wo er größere Achtung einsammeln will. Die Hoffart, schreibt der hl. Bonaventura, macht den Verstand blind, so daß der Mensch um so weniger sich kennt, je größer seine Hoffart ist, und deßwegen begehet er Dinge, welche, würde er nur auf seine Ehre ein wenig Rücksicht nehmen, nimmermehr geschehen würden.

41. Das beßte Mittel, es zur Demuth zu bringen, besteht darin, daß man sich in derselben übe.

Der Stolz ist so tief in das menschliche Herz hineingewachsen, daß alle Vorstellungen nicht hinreichen, jenen Trieb vollkommen auszurotten. Es scheint uns hier zu gehen, wie den Geschreckigen. Du magst diesen sagen, was du willst, um sie zu bereden, sie hätten keine Ursache sich zu fürchten; es nimmt ihnen ihre Furcht nicht. Ich sehe es selbst ein, sagen sie, daß du Recht hast; ich wollte gerne anders seyn, wenn ich nur meine Furcht bemeistern könnte. Auf gleiche Weise gestehen Manche, die Eitelkeit der

menschlichen Ehre einzusehen; allein dessenungeachtet haben sie es gerne, wenn ihnen Weihrauch gestreut wird. Gleichwie nun bloße Vernunftgründe nicht zureichen, um dem Geschreckigen seine Furcht zu nehmen, sondern man ihm noch die Mittel des eigenen Handelns anzurathen pflegt, und sagt, er möge sich z. B. zur Nachtszeit in dunkle und einsame Orte begeben, um zu sehen, daß es dort nichts dergleichen gibt, was seine Phantasie ihm vorzaubert; eben so reichen zur Erlangung eines wahrhaft demüthigen Sinnes bloße Vernunftgründe nicht hin, sondern es wird das eigene Handeln — die Uebung in der Demuth — erfordert, um diese Tugend sich anzueignen.

Der hl. Basilius sagt: Gleichwie man sich Wissenschaften und Künste durch Uebung sammelt, eben so ist dieses bei jeder Tugend, und insbesonders auch bei der Demuth der Fall. Die Erfahrung bestätiget zur Genüge diese Wahrheit; denn wer z. B. ein guter Redner, Künstler oder sonst dergleichen werden will, muß sich in diesen Dingen üben; auf gleiche Weise wird es Niemand zur wahren Demuth bringen, der sich in dieser nicht übt.

Die Demüthigung, schreibt der hl. Bernard, ist der Weg zur Demuth, wie die Geduld zum Frieden, das Lesen zum Wissen. Und in der That, wer hat sich schon in den Besitz dieser Tugend gesetzt, ohne sie geübt zu haben? Der innere Mensch und der äußere sind so miteinander vereiniget und so enge verknüpft, und der eine hängt von dem andern so sehr ab, daß, wenn der Körper sich demüthig beugt, dieses auch innerlich im Herzen gefühlt wird. Wir sehen, daß der äußere glänzende Anzug nicht selten eine Ursache zum Stolze ist; gerade so aber pflegt auch ärmliche Kleidung von selbst auf die Demuth hinzuführen. Daher haben sich die Heiligen gewöhnlich auch im Aeußern vernachläßiget, um in Folge dessen um so mehr in der Demuth erhalten zu werden. So ging der hl. Franziskus Xaverius immer in sehr ärmlicher Kleidung umher; denn er fürchtete, es möchte sich bei schönerer Kleidung einige Selbstachtung einschleichen.

Dieß ist auch die Ursache, warum die Heiligen sich fortwährend in der Demuth übten.

Pater Maffei erzählt in dem von ihm beschriebenen Leben des heiligen Vaters Ignatius folgende Anekdote. Als dieser einmal mit Pater Jakob Laynez von Venedig nach Padua zu Fuß

eine Wallfahrtsreise machte, und sie beide in ihren sehr alten und geflickten Kleidern ein junger Hirt sah, so trat er ganz nahe zu ihnen hin und fing an, über sie zu lachen und zu spotten. Da blieb unser seliger Vater ganz fröhlichen Angesichts stehen, und auf des Gefährten Frage, warum er nicht gehe und den Jungen allein stehen lasse, antwortete er: Was sollen wir diesem Knaben das Vergnügen und Wohlgefallen rauben, welches ihm so zufällig zu Theil geworden ist? — Und so blieb er stehen, damit sich der Junge satt schauen und nach Herzenslust über ihn lachen und spotten konnte, und er empfand an dieser Verschmähung größere Freude, als je die Weltleute an Ehrenbezeigungen und Hochachtung, die man ihnen zollt, empfinden können.

Cassianus erzählt von dem Altvater Panuphius, welcher Mönch in Aegypten und Vorsteher eines Klosters war, daß er wegen seiner ehrwürdigen grauen Haare nicht weniger, als wegen seines wunderbaren Wandels allgemein geschätzt und von seinen Mönchen als ihr Vater und Meister hochgeehrt worden sei. Aber eben diese große Hochschätzung, die man gegen ihn trug, war ihm sehr zuwider. Aus sehnlichem Verlangen, sich gedemüthigt, vergessen und verachtet zu sehen, verließ er daher in einer Nacht heimlich sein Kloster, kleidete sich weltlich und schlug den Weg zum Kloster des Pachomius ein, welches von dem seinigen weit entfernt und damals an Strenge der Zucht und heiligem Eifer seiner Bewohner sehr blühend war, damit, weil man ihn da nicht kannte, er als Novize behandelt und für Nichts geachtet werden möchte. Er stellte sich dort vor der Klosterpforte hin, bat demüthig um das Ordenskleid, warf sich auf die Erde hin und kniete vor allen Mönchen nieder. Diese aber schmähten ihn geflissentlich und warfen ihm vor: Jetzt, nachdem er des Genusses der Welt satt und überdrüßig geworden, im hohen Greisenalter, komme er, Gott zu dienen, allem Anscheine nach mehr aus Noth, und damit sie ihn abfütterten und ihn bedienten, als daß er dem Kloster einen Dienst leisten könnte. — Endlich nahmen sie ihn auf, übertrugen ihm die Pflege des Gemüsegartens für das Kloster, setzten ihm aber einen Andern als Obern vor, dem er in Allem gehorchen müßte. Er that nun sein Geschäft mit großer Pünktlichkeit und Demuth; überdieß befließ er sich, Alles das zu verrichten, was die Andern zu thun sich weigerten und

was eben das Läſtigſte von den Hausarbeiten war. Aber nicht zufrieden, nur bei Tage zu arbeiten, ſtand er auch zur Nachtszeit heimlich auf, und ſchlichtete, ſo viel er nur konnte, alle noch übrigen Hausgeſchäfte, ohne daß er von Jemand bemerkt werden konnte, worüber ſich denn am folgenden Morgen Alle ſehr wunderten, weil ſie nicht wußten, wer denn dieß thue. — So lebte er drei Jahre überaus vergnügt, daß er nun eine ſo ſchöne Gelegenheit hätte, arbeiten zu können, und geringe geachtet zu werden, was er ſich ſo ſehr gewünſcht hatte. Da aber ſeine Mönche die Abweſenheit eines ſolchen Abtes ſchmerzlich fühlten, ſo gingen Mehrere derſelben, ihn an vielerlei Orten aufzuſuchen. Schon gaben ſie die Hoffnung auf, ihn nach Verlauf von drei Jahren wieder zu finden, als zufällig einer der Mönche des Panuphius in das Kloſter des Pachomius als Durchreiſender kam, und an nichts weniger dachte, als den Geſuchten da zu finden. Endlich aber erkannte er ihn, als der Heilige eben beſchäftigt war, das Erdreich zu düngen. Er warf ſich ihm zu Füßen, zu großem Erſtaunen derjenigen, welche dieſes ſahen; und zu noch größerem, als ſie erfuhren, daß dieſes eben der Mann ſei, von deſſen Charakter und Thaten ihnen der Ruf ſchon ſo Vieles geſagt hatte. Sie baten ihn um Verzeihung; der hl. Greis aber beweinte ſein Mißgeſchick, durch den Neid des Teufels entdeckt worden zu ſeyn, und den Schatz, den er bisher beſaß, verlieren zu müſſen. Sie führten ihn nun, wie wohl mit einigem Zwange, in ſein Kloſter zurück, wo er mit unbeſchreiblicher Freude empfangen und von nun an fleißig bewahrt wurde. Jedoch bei dem großen Verlangen, das er hatte, ungekannt und verachtet zu ſeyn, und weil er an dem demüthigen, in jenem Kloſter geführten Leben ſo viel Geſchmack und ſo große Luſt gewonnen hatte, konnte er nicht unterlaſſen, nächtlicher Weile aus dem Kloſter noch einmal zu entfliehen, nachdem er die Verabredung getroffen hatte, nach Paläſtina, das ſehr weit entlegen war, unter Segel zu gehen. So that er es auch wirklich und landete bei dem Kloſter des hl. Caſſianus. Aber unſer Herr, welcher bedacht iſt, die Demüthigen zu erhöhen, fügte es, daß er auch damals durch einige ſeiner Mönche entdeckt wurde, welche dahin gekommen waren, um jene heiligen Orte zu beſuchen; und der hl. Greis wurde deßhalb nur um ſo mehr geſchätzt. —

42. Es ist ein hoher Grad von Demuth, tugendhaft zu seyn und dennoch sich nichts einzubilden.

Daß Jemand, der sündhaft und unvollkommen ist, sich als solchen erkenne, ist nichts Besonders, ja das Gegentheil wäre eine große Anmassung; denn was ist es Großes, wenn der Kranke sich nicht für gesund, der Arme sich nicht für reich, sondern ein Jeder sich für das ausgibt, was er in der That ist? Wenn aber der Reiche freiwillig zum Armen, der Große zum Niedrigen sich macht: dieses verdient Lob. Denn eine große und seltene Tugend ist es, sagt der hl. Bernard, wenn du Großes wirkest, und du dich nicht als groß erkennest; wenn deine Heiligkeit Allen bekannt ist, und nur dir ein Geheimniß bleibt. Diese Demuth fand sich am vollkommsten bei der seligsten Jungfrau Maria; denn obwohl sie wußte, daß sie zur Mutter Gottes auserkoren sei, erkannte sie sich doch in ihrer Demuth nur für eine Magd und Dienerin des Herrn. Und obwohl sie durch den Mund der hl. Elisabeth als die Gebenedeite unter den Weibern gepriesen wurde, so eignete sie sich doch keine Ehre bei, sondern gab sie alle Gott zurück, von dem sie sie empfangen hatte. Das ist die Demuth des Himmels; denn die Seligen und Auserwählten besitzen diese Tugend. Denn das ist es, was der hl. Johannes in der geheimen Offenbarung von jenen vier und zwanzig Aeltesten sah, welche hingestreckt vor den Thron Gottes anbeteten, die Kronen von ihren Häuptern nahmen und sie zu den Füßen des Thrones niederlegten. Dieses Niederlegen ihrer Kronen zu den Füßen des göttlichen Thrones bedeutet, daß sie ihre Siege sich nicht selbst beimessen, sondern Alles Gott zuschreiben. Apok. 4. 4 und 11.

Da möchte Einer sagen: wenn die Demuth hierin bestehet, so besitzen ja Alle diese Tugend; denn wo gäbe es einen Menschen, der nicht einsähe, daß alles Gute nur von Gott kömmt? Allein es ist keineswegs der Fall, daß wir dieses in der Wirklichkeit immer beachten; denn es schleicht sich gar leicht ein heimlicher Stolz ein; wir legen oft unserm Fleiße und unserer Geschicklichkeit bei, was die Gnade Gottes in uns gewirkt hat. Daher bezeichnen es die Heiligen mit Recht als eine hohe Stufe der Demuth, das Verdienst all seiner guten Werke jederzeit Gott beizulegen.

Große Gaben von Gott empfangen und große Dinge wirken; dabei aber doch, wie es sich gebührt, alle Ehre Gott beilegen, ohne darüber ein eitles Wohlgefallen an sich selbst zu finden — das ist der höchste Grad der Demuth, es ist die Demuth der Vollkommenen. Der hl. Chrysostomus sagt: Immer in lauter Ehren wandeln, ohne daß sich dem Herzen des Geehrten davon etwas anklebt, sei eben so viel, als beständig mit weiblichen Schönheiten Umgang haben, ohne je eine derselben mit unreinem Auge anzublicken.

Um auf einer Höhe zu gehen und nicht schwindlich zu werden, braucht man viele Entschlossenheit; nicht Alle haben sie. Diese Eigenschaft fehlte sogar einem Theile der Engel im Himmel: daher bekamen sie den Schwindel und stürzten hinab in den Abgrund der Hölle. Daraus ist ersichtlich, daß diese Tugend nicht so leicht zu ersteigen ist, wie es scheinen möchte, da sie selbst den Engeln zu schwer wurde. Wenn nun diese vornehmen Geister nicht Kraft genug hatten, um auf der Höhe zu wandeln, wenn sie vielmehr vom Hoffartsschwindel ergriffen wurden und herabfielen: um wie viel mehr haben wir uns zu fürchten, wenn wir hochgestellt sind, sei es in der Ehre oder in den Verdiensten. Ach, wir sind so armselige Menschen, sagt der königliche Prophet, daß wir wie der Rauch vergehen. Ps. 36, 20. Wie nun der Rauch, je höher er steigt, desto mehr sich auflöset und vergehet, eben so ist es mit dem armseligen, hoffärtigen Menschen; je mehr man ihn lobt und je höher man ihn stellt, um so leichter verliert und verflüchtigt er sich.

43. Kenntzeichen der wahren Demuth.

Der hl. Antonius gibt zwölf Zeichen an, wodurch sich die wahre Demuth erkennen lasse, und er fügt bei, daß diese Merkmale durch die Sproßen der Himmelsleiter, welche Jakob im Schlafe sah, vorgebildet seien. Auch die zwölf Sterne, womit die Krone jenes Weibes, von welcher in der geheimen Offenbarung geredet wird (Kap. 12, 1.), geschmückt ist, seien ein Vorbild davon. Diese zwölf Merkmale nun, woran sich die wahre Demuth erkennen läßt, sind: Erstens, daß man mit zur Erde gesenkten Blicken einhergehe; zweitens, daß man wenig und zwar gelassen, ohne Geschrei spreche; drittens, daß man mäßig und nur selten lache; viertens, daß man

schweige, bis man gefragt wird; fünftens, daß man Anvertrautes bewahre; sechstens, daß man sich für geringer halte, als alle Uebrigen; siebentens, daß man sich zu Allem für ungeschickt halte; achtens, daß man gerne seine Fehler bekenne; neuntens, daß man auch harten Dingen sich gerne unterziehe; zehntens, daß man willig den Obern gehorche; eilftens, daß man an seinem eigenen Willen nicht hänge; zwölftens, daß man Gott fürchte und aller seiner Gebote eingedenk sei.

Der hl. Antonius von Padua findet hierin ein vorzügliches Merkmal der Demuth, daß man seine Blicke zur Erde senke. So habe es auch der Publikan im Tempel gemacht; denn er habe nicht gewagt, die Augen empor zu richten. Wenn Jemand demüthig sei, sagt unser Heiliger, so müsse man ihm dieses in den Augen ansehen.

Nach dem hl. Johannes Damascenus ist es ein Zeichen der Demuth, wenn man Stillschweigen beobachtet, sich in keinen Streit einläßt, keinen Widerspruch sich erlaubt, an eitlen Reden kein Wohlgefallen findet, die Beleidigung stillschweigend trägt.

Kassian gibt mehre Kenntzeichen der Demuth an. Dahin gehört, daß man nicht bloß seine Handlungen, sondern auch seine Gedanken dem Vorgesetzten nicht verhehle; daß man Alles fremden Urtheile überlasse; daß man die niedrigsten Geschäfte freudig vollbringe; daß man nicht nur Niemanden beleidige, sondern auch von Andern sich nie für beleidiget halte.

Der hl. Bonaventura sagt: Wer wahrhaft demüthig ist, sucht keine Ehrenstellen, sondern weicht ihnen auf jede Weise aus; er verabscheuet jedes Lob, das ihm gespendet wird, und erfreuet sich, wenn man ihn tadelt.

An der Zurücksetzung seine Freude finden, ist aber wohl eines der vorzüglichsten Merkmale wahrer Demuth. Der hl. Thomas von Villanova schreibt: Wer sich an der Verachtung so erfreuet, wie der Stolze an der Ehre, der ist wahrhaft demüthig. Und der hl. Laurentius Justinianus: Weil der Demüthige bei den Menschen keine Ehre sucht, fühlt er die Beleidigungen nicht; und er schämt sich der Schmach nicht, welche ihm von Menschen widerfährt, weil er nur bei Gott in Ehren seyn will. — Der hl. Basilius erzählt, daß sich in einem Kloster eine Jungfrau befunden habe, welche sich stellte, als wäre sie verrückt, um von ihren Mitschwestern

desto mehr verachtet und zu den niedrigsten Diensten verwendet zu werden. Dem Herrn aber gefiel es, die Tugend seiner Dienerin an das Licht zu bringen. Er schickte einen Engel an den frommen Abt Procherius, der ihn fragte, ob er eine Jungfrau sehen wolle, welche die höchste Stufe der Vollkommenheit erstiegen hätte. Da dieser ein heftiges Verlangen darnach äußerte, ward ihm aufgetragen, in ein gewisses Kloster zu gehen; da würde er eine Jungfrau in ganz schlechtem Anzuge sehen, die eine herrliche Krone auf dem Haupte trage, und diese wäre jenes Muster der Vollkommenheit. Der hl. Mann that es, fand die Jungfrau, fiel ihr zu Füßen und sagte: Segne mich, Tochter! Da dieses die übrigen Schwestern sahen, sprachen sie lachend: Heiliger Mann, was thust du? Sie ist ja eine Närrin. Da antwortete Procherius: Ihr seid vielmehr Narren, da ihr nicht erkennt, was ihr für einen Schatz an dieser im Kloster habt. Die hl. Jungfrau konnte aber eine solche Ehre nicht ertragen; sie verließ das Kloster, und ließ sich niemals mehr sehen. Da erfüllten sich die Worte des hl. Laurentius Justinianus: Der wahrhaft Demüthige flieht alle Ehre; er will verborgen bleiben, und fühlt große Traurigkeit, wenn seine Tugenden entdeckt werden.

Die wahrhaft Demüthigen halten die Gnaden Gottes geheim und entdecken nur ihre Unvollkommenheiten. Dieß haben die Heiligen gethan; sie sahen es daher ungerne, ja wurden oft sehr betrübt, wenn ihre Tugenden zufällig offenbar wurden. Der Demüthige, sagt der hl. Laurentius Justinianus, will nicht wissen lassen, was er ist, wenn es die Tugenden betrifft; freudig aber entdeckt er seine Fehler und vergrößert sie noch gerne.

Ein anders Kenntzeichen der Demuth ist, gerne und freiwillig sich unterwerfen. Wer gerne gehorcht, sagt der hl. Laurentius Justinianus, legt deutliche Beweise von seiner Demuth ab. Und Richard von St. Viktor schreibt: Das ist wahre Demuth, wenn man nicht bloß den menschlichen Willen dem göttlichen unterwirft, sondern auch einen menschlichen Willen, und zwar nicht bloß den eines Obern oder Gleichen, sondern auch den eines Untergeordneten seinem eigenen vorziehet. — Daher wird auch die Nachgibigkeit als ein sicheres Merkmal der Demuth bezeichnet.

Der hl. Ephräm der Syrer sagt von dem Demüthigen: Er

verliert im Elende den Muth nicht, und wird im Glücke nicht stolz, sondern bleibt sich immer gleich. Endlich der hl. Johannes Klimakus schreibt: Wer die Tugend der Demuth besitzt, ist milde, gefällig, leicht zugänglich, immer ruhigen Herzens, heiterer Miene und läßt sich von Nichts verwirren. —

44. Der Demüthige fliehet alle Ehre, die man ihm erweisen, jedes Lob, das man ihm spenden will.

Alle Bücher sind voll von Beispielen der Heiligen, die aus Demuth alle Ehre, welche ihnen die Menschen erweisen wollten, auf jede nur mögliche Weise flohen. Das erste Beispiel hievon gibt uns Christus selbst; für ihn hatte zwar keine Erhöhung Gefahr, aber dennoch floh er die Ehre, um uns ein Beispiel zu geben. Denn als man ihn nach jenem Wunder, durch welches er mit fünf Broden und zwei Fischen fünf Tausend Menschen gespeiset hatte, zum Könige machen wollte, entwich er. Und da er die Herrlichkeit seines heiligsten Leibes bei seiner wunderbaren Verklärung seinen Jüngern geoffenbart hatte, gebot er ihnen, sie sollten bis nach seinem Tode und seiner Auferstehung Niemanden etwas davon sagen. Eben so machte er den Blinden, welchen er das Gesicht gab; den Stummen, denen er das Band der Zunge löfete; den Lahmen, welchen er den Gebrauch ihrer Glieder wieder zurückstellte, und andern Kranken, die er heilte, Stillschweigen zur Pflicht. Dieß Alles, um uns ein Beispiel zu geben, daß man, um demüthig seyn zu können, der Ehre vor den Menschen ausweichen müsse.

Dieß ist auch die Ursache, warum die Heiligen mit solcher Angst oft jeder Ehre und jedem Lobe von der Welt auswichen; warum sie oft die Heimath verließen, in Wälder und Wüsteneien sich verkrochen, um nur nicht gezwungen zu werden, gewisse Aemter und Würden zu übernehmen.

Hieher paßt auch, was die alten Dichter von dem Riesen Antäus, einem Sohne der Erde und des Meeres, fabeln. So oft dieser Kämpfer mit Herkules auf die Erde fiel, erlangte er neue Kräfte und konnte nicht überwunden werden. Als Herkules dieses merkte, hielt er ihn über der Erde empor und hieb ihm den Kopf ab. Dasselbe, sagt Gerson, bezweckt der Teufel mit den Lobpreisungen, Ehren und der Hochachtung, welche uns die Welt gibt;

er will uns hoch empor heben, um uns zu verderben, und uns desto tiefer fallen zu lassen. Deßwegen wirft sich der wahrhaft Demüthige hin auf den Boden seiner Nichtswürdigkeit, und flieht jede Ehre und Erhebung.

Auf gleiche Weise flieht der wahrhaft Demüthige alles Lob vor den Menschen, wie wir es wieder an den Heiligen sehen. Sie thaten, was der Prophet sagt: Erhöhet, habe ich mich gedemüthiget, und bin betrübt worden. Ps. 87, 16.

Der hl. Gregorius sagt: Der Demüthige zittert bei behutsamer Erwägung, er möchte entweder in dem, was an ihm gelobt wird und nicht wirklich so ist, ein desto strengeres Gericht Gottes finden, oder für Jenes, was an ihm gelobt wird und wirklich da ist, die gebührende Belohnung verlieren. Und in der That sagt Christus von denen, die Alles nur um des Lobes willen thun, daß sie ihren Lohn schon empfangen haben. Was also den Hoffärtigen aufblähet, davon nimmt der Demüthige Veranlassung, sich zu erniedrigen. Darum lassen sich hier jene Worte in Anwendung bringen: Wie das Silber im Schmelztigel und das Gold im Gluthofen geprüft wird, so wird es der Mann durch den Mund des Lobenden. Sprüchw. 27, 21. Ist nämlich das Gold und Silber unächt, so wird es im Feuer verzehrt; ist es aber ächt, so wird beides darin geläutert und desto glänzender. Auf dieselbe Weise wird der Mensch durch die Lobsprüche geprüft. Wer bei dem Lobe, das ihm gespendet wird, sich erhebt; der ist kein gutes Silber oder Gold, sondern verwerfliche Schlacken; denn er zehrt sich im Schmelztigel der lobrednerischen Zunge selbst auf. Wer aber, wenn er sein eigenes Lob hört, davon Veranlassung nimmt, sich zu erniedrigen, der ist das feinste Gold und Silber; denn er wurde in der Probehitze der Lobsprüche nicht aufgezehrt, sondern ward um so mehr gereiniget, weil desto mehr in sich beschämt und erniedriget. Darum kann dir dieses ein Maßstab für deine Demuth seyn: um zu erfahren, ob du diese Tugend besitzest oder nicht, darfst du nur darauf sehen, ob du nach Ehre verlangst oder nicht, und ob dich das gespendete Lob erfreuet, oder betrübet.

45. Wer wahrhaft demüthig ist, achtet sich gering.

Wahre Demuth besteht nicht darin, daß man sage: Ich bin elend. Wäre dieses Demuth, so könnte man sie sich gar leicht verschaffen. Sie liegt aber auch nicht darin, daß man ein verächtliches Kleid trage, oder sich mit niedrigen Geschäften abgebe; denn es kann Jemand gerade in diese Dinge seinen Stolz setzen. In gewissen Aeußerlichkeiten überhaupts bestehet die wahre Demuth nicht. Diese sind nur gewöhnlich ein Hilfsmittel, dahin zu gelangen; aber die Demuth selbst nicht. Es ist etwas Leichtes, das Haupt gesenkt tragen, die Augen zur Erde niederschlagen, mit leiser Stimme reden, und fast bei jedem Worte sich elend und einen Sünder nennen: dieß ist noch nicht die wahre Demuth, sondern nur ein Schein derselben. Darum sagt der hl. Hieronymus: Viele haschen nach dem Schatten der Demuth; Wenige aber nach der Demuth selbst.

Die Demuth ist eine Tugend, welche bewirkt, daß der Mensch im Hinblick auf seine Armseligkeit sich selbst für gering achtet. Daher bestehet die Demuth nicht in Worten, nicht im Aeußerlichen, sondern im innersten Gefühle des Herzens, wobei man eine geringe Meinung von sich selbst hat, und das Verlangen hegt, auch von Andern für nichts geachtet zu werden. Daher sagt der hl. Bonaventura: Die erste Stufe der Demuth ist, sich selbst für gering achten und niedrig von sich denken. Fehlt dir diese Geringschätzung deiner selbst, so gelangst du nie zur wahren Demuth, magst du in deinen Geberden und Aeußerungen noch so schmiegsam seyn.

46. Der wahrhaft Demüthige hat es gerne, wenn er von Andern gering geachtet wird.

Wenn wir uns selbst gering achten, so haben wir schon einen bedeutenden Weg zu jener andern Stufe der Demuth zurückgelegt, welche darin besteht, daß man es gerne hat, auch von Andern verachtet zu werden; denn Jeden macht es eine Freude, wenn er Andere seiner Meinung beipflichten sieht. Hätten wir also von uns selbst eine geringe Meinung, so würde es uns höchst erwünscht seyn, wenn uns Andere für eben dasselbe hielten. Weil wir aber so schnell aufgebracht sind, wenn uns Andere ein wenig zurück-

setzen, so ist es ein Zeichen, daß wir ohne Demuth sind, und uns selbst über Gebühr hinaufsetzen.

Viele wollen sich das Ansehen geben, als wären sie demüthig. Daher reden sie oft von ihren Fehlern und Unvollkommenheiten; aber es ist ihnen damit nicht Ernst; denn wenn Andere ebenfalls an ihnen Fehler finden, sind sie schnell aufgebracht. So kam einmal zum Abte Serapion ein Mönch, welcher in seinem Anzuge, in seinen Geberden und Worten große Demuth verrieth, und nicht satt werden konnte, von sich Fehler aufzudecken. Während der Mahlzeit fing Serapion an, das bei ihm zu tadeln, was ihm mißfiel. Darüber wurde aber jener Mönch ungemein aufgebracht, so daß er seinen Unwillen öffentlich laut werden ließ.

Diese Art Demuth ist der gefährlichste Stolz, und auf einen Solchen muß man die Worte der Schrift anwenden: Es ist Einer, der sich schalkhaft demüthiget, und sein Inneres ist voll der List. Ekkl. 19, 23. In der That, was gibt es für einen größern Betrug, als durch die Demuth die Ehre und Achtung der Menschen sich verschaffen wollen? Aus Demuth, sagt der hl. Bernard, das Lob der Demuth erhaschen wollen, ist keine Tugend, sondern eine Verkehrtheit. Ein solches Betragen nennt ein Kirchenlehrer eine Fischangel-Demuth; denn mit dieser Angel will man sich von Andern sein Lob herausfischen. Da hat Jemand ein an und für sich löbliches Werk vollbracht; er ist damit sehr zufrieden und bildet sich selbst darauf etwas ein, dessenungeachtet bittet er im Schein der Demuth einen Andern, ihm seine dabei gemachten Fehler zu sagen. Er glaubt indeß selbst nicht, daß ein Fehler untergelaufen sei; er hat dabei keine andere Absicht, als daß man seine Arbeit lobe. Sieh, wie dieser die Demuth zu einer Angel macht, um dadurch fremdes Lob zu erhaschen! Ein Anderer gestehet seinen Fehler, den er nicht mehr verbergen kann, aufrichtig, um das, was er durch diesen Fehler an Ehre eingebüßt hat, durch demüthiges Geständniß wieder zu gewinnen. Ein Dritter, sagt der hl. Bernard, vergrößert seine Fehler, aber in keiner andern Absicht, als um dadurch den Leuten gleichsam Sand in die Augen zu streuen, daß sie auch die wirklichen Fehler nicht mehr sehen.

Daraus lernest du einsehen, daß es noch keine Demuth sei, wenn du dich selbst in deinen Reden und Geberden herabsetzest.

Darum sagt der hl. Klimakus: Derjenige ist noch nicht demüthig, der sich selbst herabsetzt, und schlecht von sich spricht; denn wo gibt es Einen, der sich selbst nicht ertragen möchte? Aber der ist demüthig, welcher sich im Frieden und in der Ruhe des Herzens erfreut, daß er von Andern verachtet wird. Es ist wohl gut, wenn Einer immer schlecht von sich selbst spricht, z. B. er sei hoffärtig, träge, ungeduldig u. s. w., aber besser wäre es, wenn er damit wartete, bis es ihm ein Anderer sagete.

Wer wahrhaft demüthig ist, schätzt sich nicht bloß selbst gering, sondern verlangt auch, daß es ihm von Andern begegne. Denn da Christus selbst, der Sohn Gottes, ein so sehnliches Verlangen nach Unbilden hatte, daß er durch den Mund des Propheten ausrief: Auf Schmerz und Jammer wartet mein Herz Ps. 68, 21., und da er wirklich mit aller Schmach erfüllet und mit jeder Bitterkeit getränkt worden ist, so daß er ausruft: Ich bin die Verachtung der Menschen: — was ist es da Großes, wenn du, eine Hand voll Staub, ein wenig zurückgesetzt wirst? Du wärest völlig unwürdig, ein Jünger Jesu zu seyn, wenn du nicht auch an seiner Verachtung Theil nehmen wolltest. Für die Apostel und alle Heilige war es die größte Freude, wenn sie verachtet und mißkannt worden sind. Daher sagt mit Recht der hl. Franz Xaver, es komme ihm nichts unerträglicher vor, als daß ein Christ, welcher sich der Unbilden erinnert, die man dem Heilande angethan hat, daran ein Wohlgefallen haben soll, wenn die Menschen ihm selbst Hochachtung erzeigen.

47. Man muß um so demüthiger seyn, einen je höhern Grad der Frömmigkeit man erstiegen hat.

Die Demuth ist nicht bloß nöthig, um tugendhaft werden, sondern auch, um es bleiben zu können. Wo der Stolz sich einstellt, weicht die Tugend. Nun sind gerade diejenigen, welche weit in der Vollkommenheit fortgeschritten sind, am meisten den Anfechtungen des Stolzes ausgesetzt; denn gerade die höchsten Berge, sagt der hl. Hieronymus, werden von den stärksten Winden bestürmt.

Es ist schwer auf hohem Thurme zu stehen, ohne schwindlig zu werden. Dasselbe gilt von der Vollkommenheit: Viele sind schon in der Vollkommenheit bis zur hohen Spitze hinangestiegen, dann aber haben sie den Schwindel bekommen und sind in den

tiefsten Abgrund gefallen. Nur die Demuth kann auf solcher Höhe erhalten; wer sie verloren, der fällt und geht jämmerlich zu Grunde. Im Leben der Heiligen Pachomius und Palämon ist von einem Mönche die Rede, der Wunder wirkte, indem er über glühende Kohlen hinwegging, ohne sich zu verbrennen. Aber gerade dieß machte ihn hoffärtig, so daß er zu Andern gerne sagte: Dieß ist ein Heiliger, der auf glühende Kohlen tritt, ohne sich zu brennen. Allein dieser vermeintliche Heilige fiel noch in die abscheulichsten Sünden und ging erbärmlich zu Grunde.

Wenn der Tugendhafte die Demuth verliert, so fällt er in die Sünde des geistigen Stolzes, dieses aber ist das gefährlichste Laster. Einen Solchen nennt der hl. Bonaventura den schändlichsten Räuber, weil er nicht seines Gleichen bestiehlt und ihm ein vergängliches Gut nimmt, sondern dem Allerhöchsten die Ehre raubt. Vor dieser Sünde fürchtete sich der hl. Franziskus, und darum redete er Gott also an: Herr, wenn du mir etwas geben willst, so hebe es für dich auf; denn mir traue ich nicht, weil ich ein großer Dieb bin und mir deine Güter zueigne.

48. Je näher die Heiligen Gott kommen, desto mehr verdemüthigen sie sich.

Der hl. Geist sagt: Je größer du bist, desto mehr verdemüthige dich in allen Dingen. Ekkl. 3, 20. Dieß sehen wir auch die Heiligen beobachten; je weiter sie in der Vollkommenheit fortgeschritten waren, desto unvollkommner erschienen sie sich. Daher sagt der hl. Gregor: Je näher die Heiligen Gott rücken, desto mehr erkennen sie ihr Nichts. Dieß sehen wir schon bei Abraham: als ihn Gott am meisten ausgezeichnet und ihn der Unterredung mit sich gewürdiget hatte, verdemüthigte er sich auch am tiefsten, indem er sich Staub und Asche nannte. Gen. 18, 27.

Die Heiligen gleichen hierin den Aesten und Aehren: je mehr diese mit Früchten beladen und mit Körnern erfüllt sind, desto mehr beugen sie sich zur Erde; so auch die Heiligen, je tugendreicher sie sind, desto demüthiger sind sie. Daher sagt der hl. Bonaventura: Wie der Ast, der mit Früchten beladen, und die Aehre, welche mit Körnern erfüllt ist, zur Erde sich beugen; so ist der Mensch, der wahrhaft Verdienste besitzt, demüthig: hingegen

wie der Ast ohne Früchte und die Aehre ohne Körner ist, wenn sie in die Höhe ragt; so ist der Mensch, der stolz sein Haupt empor hält, ohne Verdienste. — Es ist wohl Niemand von Gott mehr erhöhet worden, als die seligste Jungfrau Maria; aber auch Niemand demüthiger gewesen als sie. Ja gerade im Augenblicke der höchsten Auszeichnung, wo der himmlische Vater sie als geliebte Tochter, der Sohn Gottes als theuere Mutter und der hl. Geist als makellose Braut auserwählte, nannte sie sich die Niedrigste, indem sie sagte, sie sei eine Magd des Herrn.

Wer war reicher an Früchten, als der hl. Paulus, der mehr als alle übrigen Apostel gearbeitet hatte? Aber dennoch wie sehr beugte er sich, da er sich den Mindesten der Apostel nannte? Deßwegen schreibt der hl. Bernard: Sieh, wie klein dieser große Apostel in seinen eigenen Augen ist! Bemerke auch diesen Umstand: Als ihm die tiefsten Geheimnisse geoffenbart wurden, als das Licht vom Himmel ihn umstrahlte, und Christus selbst mit ihm sprach, da verlor er sein Augenlicht, daß er nichts sah: was liegt hierin für ein Geheimniß? Es ist damit angedeutet, daß die Diener Gottes sich dann, wenn sie am meisten von ihm erleuchtet worden, sich mehr als je einmal für blind halten sollen.

Moses war nie demüthiger, als zur Zeit, wo er von Gott zum Führer des Volkes Israels berufen worden war; da suchte er alle seine Gebrechen hervor und hielt sich durchaus nicht fähig zur Ausführung eines solch hohen Auftrages. Dieß ist allen Demüthigen eigen, daß sie sich selbst für Nichts achten, wenn sie auch von allen ihren Mitmenschen bewundert, ja von Gott selbst mit Gnaden überhäuft werden. Sie merken gleichsam die erlangten Vorzüge nicht. Dieß drückt die hl. Schrift mit den Worten aus: Moses wußte nicht, daß sein Angesicht aus der Unterredung mit Gott gehörnt sei. Exod. 34, 29. Oder besser gesagt: die erlangten Gnaden dienen nur dazu, daß man seine Unwürdigkeit noch mehr erkennen soll. Je näher man nämlich dem Lichte kömmt, desto deutlicher erkennt man an einem Gegenstande die Flecken und Mackeln. So auch bei den Heiligen; je näher sie durch Vollkommenheit zu Gott hintraten, desto mehr sahen sie ihre Nichtswürdigkeit ein. Daher heißt es auch in der hl. Schrift: Tretet hin zu ihm, daß ihr erleuchtet werdet. Daraus ist auch erklärlich, warum die

Heiligen oft um so mehr für ihr Heil besorgt waren, je eifriger sie dasselbe wirkten. Schön sagt der hl. Chrysostomus: Je schärfer Jemandes Auge ist, desto mehr sieht er, wie weit der Himmel von ihm entfernt ist; und je höher Jemand zur Tugend emporsteigt, desto mehr erkennt er, wie groß der Unterschied zwischen Gott und ihm ist. Auch ist es gar kein Wunder, daß die Heiligen ungeachtet ihrer Fortschritte in der Vollkommenheit für ihr Heil besorgt waren. Je höher man stehet, desto leichter wird man schwindlich. So auch im Geistigen: je vollkommner Jemand ist, desto mehr muß er sich fürchten, wenn er die schreckliche Tiefe schauet, in welche er hinabstürzen kann. Dieß ist auch in der kirchlichen Präfation angedeutet; denn während es von den Engeln heißt, daß sie Gott loben, und von den Herrschaften, daß sie ihn anbeten, wird von den Gewalten gesagt, daß sie vor ihm zittern. Sie stehen Gott näher, als die zuerst Genannten, und daher ihre Furcht. Bei Gott findet also gerade das Gegentheil von dem statt, was bei Menschen geschieht. Je vertrauter Jemand mit den Großen der Erde ist und je näher er ihnen stehet, desto weniger Scheu hat er von ihnen. Umgekehrt bei Gott: je näher man ihm kömmt, desto mehr wächst die Ehrfurcht vor ihm. Und dieß ist natürlich; denn je vertrauter man mit den Großen dieser Welt umgehet, desto mehr lernt man ihre Schwachheiten kennen, und in Folge dessen nimmt die Achtung vor ihnen ab: je näher man aber Gott rückt, desto mehr erkennt man seine unendliche Größe, und so geschieht es, daß die Scheu und Ehrfurcht vor ihm immer zunimmt.

49. Wie die Frommen und Heiligen in Wahrheit sich für die Geringsten halten und die größten Sünder sich nennen können.

Wer wahrhaft demüthig ist, findet es sehr leicht, sich für den Geringsten zu halten; denn der wahrhaft Demüthige betrachtet in den Andern die Tugenden und das Gute, das sie besitzen, an sich aber seine Fehler; und die Erkenntniß und Besserung derselben beschäftigt ihn so sehr, daß sich sein Blick gar nicht erhebt, um fremde Fehler anzuschauen, indem er in der Beweinung seines eigenen Unglücks hinreichend zu thun hat: und deßwegen hält er Alle für gut, sich allein aber für böse. Ja, je heiliger Jemand ist, desto

leichter wird ihm dieß; denn wie in den übrigen Tugenden, so wächst er auch in der Demuth; und je mehr Licht und Erkenntniß er von Gottes Güte besitzt, desto tiefer ist auch die Einsicht von seiner Armseligkeit. Es erfüllet sich da das Wort der hl. Schrift: Ein Abgrund ruft dem andern zu. Ps. 41, 8. Jener Abgrund von der Erkenntniß der Güte und Größe Gottes eröffnet den Abgrund und die Tiefe unseres Elendes, und läßt uns die unzähligen feinern und gröbern Sonnenstäubchen unserer Unvollkommenheiten sehen. Wenn wir uns daher noch für etwas halten, so geschieht es, weil wir geringe Erkenntniß Gottes und wenig Licht vom Himmel besitzen. Noch haben durch die Thore unserer Seele die Strahlen jener Sonne der Gerechtigkeit den Eingang nicht gefunden, und deßwegen sehen wir nicht bloß unsere Unvollkommenheiten nicht, sondern wir sind so kurzsichtig, ja so blind, daß wir nicht einmal die groben Fehler gewahr werden.

Ueberdieß liebt Gott die Demuth so sehr, und es ist ihm so wohlgefällig, wenn man sich gering achtet, daß er deßwegen viele seiner Gnaden und Wohlthaten seinen ausgezeichneten Dienern so verborgen zu ertheilen pflegt, daß der Empfänger selbst es kaum merkt. Daher bemerkt schön der hl. Johannes Klimakus: Wie der Teufel sich bemüht, uns unsere Tugenden vor Augen zu halten, damit wir stolz werden sollen; eben so pflegt Gott der Herr seinen Dienern ein besonders Licht zu gewähren, daß sie ihre Fehler erkennen, ja er pflegt seine Gaben so zu verhüllen und unkenntlich zu machen, daß selbst der, welcher sie empfängt, ihrer nicht gewahr wird. Der hl. Hieronymus aber schreibt: Jene ganze Schönheit der Stiftshütte war mit Thierhäuten und Haargeflechten bedeckt. Auf gleiche Weise pflegt Gott die Schönheit der Tugenden und seiner Gnaden mit verschiedenen Versuchungen zu verhüllen, manchmal auch mit einigen Fehlern und Unvollkommenheiten, damit sie sich auf diese Weise länger erhalten, gleich den Kohlen, die mit Asche zugedeckt sind.

Die Demuth, sagen die heiligen Väter, verhalte sich zu den übrigen Tugenden, wie die Sonne zu den Sternen. Wenn die Sonne erscheint, verschwinden die Sterne; eben so verbergen sich in einer Seele die übrigen Tugenden, wenn die Demuth in ihr vorhanden ist. Daher scheint es den Demüthigen, sie hätten gar

keine Tugend. Von Moses erzählt die hl. Schrift, er habe, als er von der Unterredung mit Gott kam, einen großen Strahlenglanz im Angesichte mit sich gebracht, den zwar die Kinder Israels sahen, nicht aber er selbst bemerkte. Auf ähnliche Weise sieht der Demüthige an sich keine Tugend, sondern Alles, was er sieht, scheinen ihm Fehler zu seyn; ja er glaubt sogar, dieses, was er erkennt, sei nur der kleinste Theil seines Bösen. Bei solcher Gesinnung ist es ein Leichtes, sich für den größten Sünder zu halten.

Indeß ist es Gott, der die Seinigen auf verschiedenen Wegen führt, allerdings manchmal auch gefällig zu machen, daß seine Diener der ihnen erwiesenen Gnaden bewußt werden. Nun scheint es unglaublich, daß Solche sich noch für die größten Sünder ausgeben können. Dessenungeachtet können sie es, und du darfst nur demüthig seyn, wie es der hl. Franziskus Seraphikus gewesen, und du wirst das Wie der Möglichkeit leicht einsehen. Denn als ihn einmal sein Gefährte Rufin fragte, wie er in Wahrheit sich den größten Sünder nennen könne, gab er zur Antwort: O hätte Gott die Gnaden, die er mir erwiesen, einem Straßenräuber oder sonst einem großen Verbrecher verliehen, so würde dieser weit frömmer seyn, als ich es bin; und im Gegentheile, zöge Gott von mir seine Hand ab, ich würde schnell an Bosheit es dem ärgsten Missethäter zuvor thun: und darum nenne ich mich mit Recht den größten Sünder. Diese nämliche Erwägung war die Ursache, daß die Heiligen sich bis in den Abgrund der Erde erniedrigten, sich Allen unter die Füße legten und sich für die größten Sünder ansahen. Sie wußten nämlich scharfsinnig dasjenige zu unterscheiden und genau abzuwägen, was sie waren und was sie aus sich selbst hatten, und dieses brachte sie zur Ueberzeugung, daß, wenn Gott seine Hand zurückzöge, und sie nicht immer beschirmte, sie die größten Sünder von der Welt seyn würden; und deßwegen hielten sie sich auch für solche. Die Gnaden aber, welche sie von Gott empfangen hatten, betrachteten sie nie als ihr Eigenthum, sondern als eine fremde, ihnen geliehene Sache. Wer dieses immer im Auge hat, der findet unzählige Ursachen sich zu demüthigen.

50. Man muß sich um so mehr demüthigen, je höher man im Ansehen stehet.

Der hl. Geist sagt: Je größer du bist, desto mehr demüthige dich in Allem, so wirst du Gnade bei Gott finden. Ekkl. 3, 20. Dieß verlangt schon der eigene Vortheil; denn je höher Jemand im Amte stehet, desto mehr braucht er auch von Gott Gnade; diese gibt aber der Herr nur den Demüthigen: die Stolzen gehen leer bei ihm aus.

Die hohen Aemter und Würden dürfen Niemanden Ursache zur Ueberschätzung seiner selbst werden, sondern müssen vielmehr ein Grund zur größern Verdemüthigung werden; denn alle Strahlen der menschlichen Herrlichkeit und des irdischen Glanzes haben ihren Ausfluß von der Herrlichkeit Gottes. Er leihet den Menschen gleichsam nur Einiges von seiner Ehre; aber er schenkt es ihnen nicht ganz: er verlangt vielmehr, daß sie ihm davon den Tribut der Demuth zahlen. Sie sollen erkennen, daß sie aus sich selbst nichts sind, sondern Alles von Gott erhalten haben. Sie müssen sich daher für um so größere Schuldner erkennen, je höher sie in der Ehre hinangestiegen sind.

Dasselbe verlangt der Heiland auch im neuen Bunde. Daher die Ermahnung: Der Größte unter euch sei wie der Kleinste. Luk. 22, 25. Was der hl. Paulus von den zeitlichen Gütern überhaupts sagt: Man soll sich ihrer bedienen, als gebrauchete man sie nicht, 1. Cor. 7, 31. — gilt insbesondere auch von der Ehre und dem Ansehen. Man solle auf dasselbe durchaus kein Gewicht legen, und im Herzen von den Menschen der niedrigsten Ordnung sich nicht unterscheiden.

Auch ist die Demuth nirgends schöner und rühmlicher, als wenn man sie bei Vornehmen findet. Daß der gemeine Mann sich nichts einbildet, gebietet ihm schon seine Lage, in welcher er sich befindet; aber wenn vornehme Stände bei allem äußern Glanze, der sie umgibt, dennoch in der Demuth verharren: dann wird diese Tugend erst wahrhaft anziehend und das Gegentheil erscheint **Allen als ein abscheuliches Laster.**

51. Es ist eine Täuschung, wenn die Welt meint, die Demuth mache unfähig zur Uebernahme wichtiger Aemter.

Man bezeichnet die Demüthigen gerne als feige Seelen, die zu Nichts tauglich wären; allein kein Verwurf ist ungerechter als dieser, da gerade die Demüthigen Alles zu vollbringen im Stande sind, nicht zwar aus sich selbst, sondern durch die Kraft Gottes. Gerade hierin aber besteht ihre Stärke. Da erfüllen sich die Worte des Propheten: Die auf den Herrn hoffen, werden ihre Stärke wechseln. Is. 40, 31. Sie vertauschen nämlich die menschliche Stärke, welche nur Ohnmacht ist, gegen die göttliche Kraft, und wandeln ihren schwachen, fleischlichen Arm in den gewaltigen Arm Gottes um: und so sind sie stark und allvermögend. Sie stützen sich, wie die Schrift sagt, überall auf ihren Geliebten. Cant. 8, 5. Daher sagt der hl. Papst Leo: Nichts ist den Demüthigen unübersteigbar. Ja, der wahrhaft Demüthige ist zugleich großmüthig und tüchtig, Ausgezeichnetes zu vollbringen; er ist ein Held, der nicht seines Gleichen findet. In der That, was haben die Heiligen Alles vollbracht? Welche Helden können ihnen an die Seite gesetzt werden? Sie schienen schwach, und haben doch Alles überwunden; sie waren arm, und haben doch Tausende bereichert; sie gaben nach, und erhielten doch zuletzt den Sieg; sie redeten wenig, und belehrten doch Alle.

Die Demuth macht erst wahrhaft geeignet, Großes zu vollbringen, weil der Demüthige Alles in Gott thut, und auch nichts auf sich nimmt, als wozu er von Gott den Ruf erhält. So sehen wir es an dem Propheten Isaias. Gott wollte Jemand senden, der seinem Volke predigen sollte. Dieses anzudeuten, sprach er: Wen soll ich senden, und wer wird uns gehen? Da anwortete Isaias: „Sieh, hier bin ich; sende mich.“ Der Prophet entzog sich also dem Werke nicht, sondern er wartete nur, bis es ihm Gott übertrage. Darum sprach er nicht: Ich will gehen, und diesen Auftrag vollbringen; denn er erkannte seine Schwäche, und wußte, daß er aus sich selbst nichts vermöge, sondern er redete nur von seiner Bereitwilligkeit, das thun zu wollen, was der Herr ihm auftragen werde; denn er war im Voraus überzeugt,

das auch vollbringen zu können, was er auf seinen Befehl beginnen würde.

Die Demuth ist auch um dieser Ursache willen geeigneter, große Thaten zu vollbringen, weil sie nirgends dabei eigenes Lob oder Ehre vor den Menschen sucht, sondern nur durch die Liebe zur Tugend selbst sich anregen läßt, große Dinge zu bewirken. Ist aber nicht gerade dieses der größte Heldenmuth, Ausgezeichnetes zu vollbringen, und dennoch keinen irdischen Vortheil dafür suchen? Bis zu einer solchen Höhe vermögen die gewöhnlichen Helden der Welt nicht hinanzusteigen; sie bleiben Alle im Schlamme zeitlicher Interessen stecken: der Eine unterzieht sich gewissen Beschwernissen, weil ihm dafür Weihrauch gestreuet wird; der Andere, weil es ihm Gewinn einträgt; ein Dritter aus andern nicht viel edlern Beweggründen. Wer aus solch kleinlichen Rücksichten handelt, ist eigentlich nie einer wahrhaft großen That fähig. Dieß erwäge, und du wirst bald einsehen, daß die Demuth das Große nicht hindere, sondern es vielmehr befördere.

52. Gott erwählt das Kleine und Unansehnliche vor der Welt, wenn er Großes bewirken will.

In dieser Weise verfuhr Gott schon bei der Verkündigung des Evangeliums: er wählte dazu nicht gelehrte, beredte Männer, sondern arme, unstudirte Fischer. Darum sagt der Apostel: Was vor der Welt thöricht ist, das hat Gott erwählt, die Weisen zu beschämen, und was vor der Welt schwach ist, das hat Gott erwählet, damit er beschäme das Starke; 1. Corinth. 1, 27—31. Deßwegen sagt auch der hl. Augustin: Als unser Herr Jesus Christus die Nacken der Hochmüthigen brechen wollte, suchte er nicht den Fischer durch den Redner, sondern mit dem Fischer gewann er den Kaiser.

Dergleichen Beispiele, daß Gott verachtete und schwache Werkzeuge auserwählet, um die größten Dinge zu Standen zu bringen, begegnen uns der Menge nach in der hl. Schrift. Dieses beweiset jener gefeierte Sieg der waffenlosen Judith gegen ein Heer von 144,000 Gewaffneten. Dasselbe verkündet uns David, der schwache, vom Felde herkommende Hirtenknabe, der, bloß mit einer Schleuder ausgerüstet, jenen ungeheuern Riesen zu Boden stürzte. Das näm-

liche lehret das Ereigniß mit Gideon. Als dieser mit 32,000 Gewaffneten gegen die 130,000 starken Madianiten zum Streite ausgezogen, sagte Gott zu ihm: Viel Volk ist mit dir und Madian soll nicht in deine Hand gegeben werden. Gideon war gleichsam dem Herrn noch zu stark; er wollte, daß sein Anhang bis auf 300 herabsinke. Mit diesen befahl er ihm das Treffen zu liefern und durch diese gab er ihm den Sieg. Und auch diesen war es nicht nothwendig, daß sie Waffen mit sich nahmen, oder Schwerter zückten, sondern bloß mit dem Schall der Posaunen, die sie mit einer Hand emporhoben, und mit dem Gekrache der zusammengeschlagenen Krüge und mit dem Glanze der angezündeten Fackeln, die sie in der andern Hand trugen, sandte Gott über den Feind einen so großen Schrecken, daß sie in wilder Flucht einander zertraten und mordeten.

Gott hat aber in dieser Handlungsart höchst weise Absichten: er will, daß wir nicht pochen auf unsere Kräfte und daß wir von dem, was wir thun, nichts uns zuschreiben, sondern Alles dem Herrn beilegen und ihm vor Allem die Ehre geben. Wir sollen daraus erkennen, daß wir nichts sind, und nichts können, sondern daß Alles der Herr thut. Warum willst du dich also rühmen, wenn es scheint, daß du einigen Nutzen gestiftet hast, und die Dinge dir von Statten gegangen sind? Darf sich wohl die Axt rühmen wider den, der damit haut, oder die Säge sich brüsten wider den, der sie ziehet? Is. 10, 15.

53. Man muß zur Demuth seine Zuflucht nehmen, um dadurch zu ersetzen, was einem sonst an Tugend abgehet.

Wir sind im beßten Falle vor Gott nichts anders, als unnütze Knechte; wir haben nie einen förmlichen Rechtsanspruch auf Belohnung, weil Alles, was wir sind und haben, nur Sache der Gnade ist; es hängen uns überdieß so viele Schwachheiten und Unvollkommenheiten an, daß unsere Tugend fast nie vollkommen ist. Darum ermahnen uns die Heiligen mit Recht zur Demuth unsere Zuflucht zu nehmen, um dadurch zu ersetzen, was uns sonst an Verdiensten mangelt. Ein Thor ist, sagt der hl. Bernard, der auf etwas Anders vertrauet, als auf die Demuth allein; denn bei Gott können wir kein eigentliches Recht haben, weil wir Alle in

gar vielen Dingen uns verfehlen. Deßwegen sagt auch Job: Will der Mensch mit Gott in das Gericht gehen, so wird er nicht Eines auf Tausend ihm antworten können. Job. 9, 3. Was bleibt uns unter solchen Verhältnissen übrig, als mit ganzer Seele zu dem Hilfsmittel der Demuth unsere Zuflucht zu nehmen, und durch sie zu ersetzen, was wir in dem Uebrigen zu wenig haben?

Nach dem Zeugnisse des hl. Dorotheus pflegte der Altvater Johannes den Seinigen oft folgende Lehre zu geben: Demüthigen wir uns eine Zeit lang, daß wir unserer Seele Heil erlangen; und können wir wegen Schwäche nicht arbeiten, so laßt uns doch wenigstens Fleiß anwenden, uns zu demüthigen; durch die Demuth, hoffe ich, sollen wir den Arbeitern gleich geachtet werden.

Die Demuth ersetzt den Mangel der übrigen Tugenden. Wer sich daher nach Begehung vieler Sünden aus Mangel der Gesundheit unfähig findet, strenge Buße zu wirken, wandle wenigstens auf dem Wege der Demuth einher. Wer nicht Zeit haben will zum Gebete, beschäftige sich wenigstens mit demüthiger Beschämung seiner selbst.

Da ist zugleich ersichtlich, wie wenig Gott von uns verlangt, und wie unrecht wir handeln, wenn wir ihm selbst dieses noch versagen. Denn forderte der Herr unmäßig strenge Bußübungen, so hätten Manche die Ausrede, daß sie Solches in ihren Umständen nicht zu leisten vermöchten; aber hinsichtlich der Demuth findet dieses nicht statt. Da kann Niemand sagen, mir fehlt es an Gesundheit, an Körperkraft oder an sonstigen Eigenschaften, um demüthig seyn zu können. Diese Tugend ist einem Jeden möglich, der nur immer einen guten Willen hat. Deßwegen soll auch ein Jeder hiezu seine Zuflucht nehmen, um dadurch den Mangel seiner übrigen Tugenden zu ersetzen.

54. Wer sich nicht selbst demüthiget, wird von Gott gedemüthiget.

Versäumt es der Mensch, sich selbst zu demüthigen, so widerfährt es ihm von Gott. Aber hiebei schlägt er bei verschiedenen Menschen einen verschiedenen Weg ein. Seine treuen Diener läßt er oft in kleine Fehler und Schwachheiten fallen, um zu machen, daß sie in Furcht und Demuth wandeln. Darum kommen ver-

schiedene Versucher über sie. Diese kleinen Fehler sind gleichsam die Mücken und Frösche, womit Gott den Stolz des Volkes Pharao's brechen will. Er hätte die Aegyptier auch durch Löwen, Schlangen und andere unbändige Thiere strafen können; aber er zog hiebei diese verächtlichen Geschöpfe, wie Mücken und Frösche vor, um ihnen ihre Schwachheit desto mehr fühlen zu lassen. Auf gleiche Weise sollen auch dich solche Geringfügigkeiten um so mehr in der Demuth üben. Du sollst zu dir selbst sagen: Wenn ich schon der Mücke nicht widerstehen kann, was würde geschehen, wenn Gott einen Tiger wider mich losließe? Das will sagen: Wenn du schon so geringen Versuchungen nicht widerstehen kannst, was würde geschehen, wenn größere über dich kämen?

Wenn indeß diese kleinen Dinge nicht zureichen, so gehet Gott auch weiter. Er verabscheuet Stolz und Anmassung so sehr und liebt die Demuth in so hohem Grade, daß er, wie die Heiligen versichern, vermöge seiner geheimen Urtheile den Hoffärtigen, nur um ihn zu demüthigen, selbst in Todsünden fallen läßt, und zwar am gewöhnlichsten in die fleischlichen Lüste. So überlieferte er auch nach dem Zeugnisse des hl. Paulus die stolzen Philosophen der Heiden den Gelüsten ihres Herzens, so daß sie ihre eigenen Leiber unter einander schändeten. Röm. 1, 24. Der Stolz ist nämlich ein solcher Gräuel vor Gott, daß es manchmal für den Stolzen heilsam ist in genannter Weise gezüchtiget zu werden, damit er so von seiner Krankheit geheilt werde. Darum sagt der hl. Augustin: Ich getraue mir zu sagen, den Hoffärtigen sei es nützlich in eine offenbare Sünde zu fallen, damit sie sich mißfällig werden, da sie durch eitle Selbstgefälligkeit gefallen sind. Durch eine besonders in die Augen fallende äußere Sünde, in die plötzlich Jemand versinkt, gelangt man nicht selten zur Erkenntniß der geheimen Hoffart, die man schon lange zuvor im Herzen trug, ohne es oft selbst zu wissen. Dieß sehen wir auch an dem heiligen Petrus: durch den offenbaren Sündenfall gelangte er zur Erkenntniß seiner heimlichen Hoffart, und er fing an Buße zu thun; und so gereichte ihm jener Sündenfall zum Nutzen. Dasselbe fand auch bei David statt, der deßwegen ausruft: Heilsam ist es für mich, daß du mich gedemüthiget hast, auf daß ich deine gerechten Gerichte kennen lerne (Ps. 118, 71.). Wie nämlich ein

kluger Arzt, wenn er die innere Krankheit nicht ganz heilen kann, sich Mühe gibt, den Krankheitsstoff nach den äußern Theilen des Körpers zu ziehen und abzuleiten, damit dieser besser genesen könne; eben so verfährt Gott mit einigen hochmüthigen Sündern, er läßt sie in schwere, äußere Sünden fallen, damit sie sich kennen lernen und demüthigen, und daß durch die äußere Erniedrigung der bösartige Hoffartsstoff, der im Innern steckt, ausgetrieben werde. — cf. Rodriguez Uebung der Vollkommenheit B. 3.

Artikel XXXIV.

Dieb (Diebstahl, Beschädigung des fremden Eigenthums überhaupts, Schadenersatz und was sonst dahin einschlägt).

1. Begriff und Umfang.

Ein Diebstahl ist nach dem hl. Liguori die heimliche und ungerechte Wegnahme eines fremden Eigenthums gegen den vernünftigen Willen des Besitzers. Ich sage: die heimliche, um den Diebstahl vom Raub zu unterscheiden, der gewaltthätiger Weise verübt wird, und eine neue Ungerechtigkeit durch die Unbild in sich schließt, die am Besitzer verübt wird. Ich sage: die ungerechte; denn es ist kein Diebstahl, wenn man dem, der sich z. B. verwunden will, das Messer nimmt. Ich sage endlich: gegen den vernünftigen Willen des Besitzers, weil es auch kein Diebstahl ist, das Gut eines Andern zu nehmen, wenn der Eigenthümer nichts dagegen hat, oder wenn die äußerste Noth vorhanden ist oder eine gerechte Entschädigung geleistet wird.

So der hl. Liguori; wir dehnen aber den Begriff noch weiter aus, und wollen darunter im Allgemeinen jede widerrechtliche Verletzung verstehen, welche am Eigenthume des Nächsten begangen wird. Daher bringen wir alle jene Fälle, wodurch Solches geschehen kann, im Nachfolgenden in Besprechung; zugleich reden

wir dann auch von der Pflicht, welche ein Solcher hat, der fremdes Eigenthum verletzte, oder vom Schadenersatze (restitutio).

2. Stellen aus der heiligen Schrift.

Du sollst nicht stehlen. 2. Mos. 20. cf. Matth. 19.

Weder Diebe noch Räuber können das Reich Gottes besitzen. 1. Corinth. 6.

Wird ein Dieb ergriffen, so gibt er das Gestohlene siebenfach wieder oder sein ganzes Vermögen. Sprüchw. 6, 36.

Kann ein Dieb nicht wieder erstatten, so verkaufe man ihn um seinen Diebstahl. 2. Mos. 22.

Schäme dich, Jemanden etwas zu nehmen, und nicht zurückzustellen. Sirach 41.

Wenn Jemand einen Acker oder Weinberg beschädigt, oder sein Vieh ausläßt, daß es fremdes Eigenthum abweidet, so soll er das Beßte auf seinem Acker oder in seinem Weinberge als Ersatz geben. 2. Mos. 20.

Wer mit einem Diebe gemeinsame Sache hat, haßt seine Seele. Sprüchw. 29.

Wer etwas seinem Vater oder seiner Mutter entzieht, und sagt, dieß sei keine Sünde, ist des Mordes theilhaftig. Sprüchw. 28.

Wehe dir, der du raubest, wirst du nicht selbst beraubt werden? Is. 33.

Das Unheil soll kommen in das Haus des Diebes und soll bleiben mitten in seinem Hause, und verzehren sein Holz sammt seinen Steinen. Zach. 5, 4.

Schande wartet auf den Dieb. Sir. 5, 14.

Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, er brauche vielmehr seine Hände zu nützlichen Arbeiten, damit er im Stande seyn möge, Dürftigen mitzutheilen. Epheß. 4, 28.

3. Aussprüche der heiligen Väter.

Unter dem Worte Diebstahl versteht man eine ungerechte Beeinträchtigung des fremden Eigenthums. St. August. lib. quaest. in exod. q. 71.

Wenn Gott diejenigen, die von ihrem Eigenthume dem Nothleidenden nichts geben, so sehr straft; welche Strafe wird derer warten, welche fremdes Eigenthum rauben? Der hl. Gregor.

Wenn man das fremde Eigenthum nicht wieder zurückgibt, da man es doch kann, so thut man keine wahre, sondern nur eine scheinbare Buße; denn die Sünde wird nicht nachgelassen, so lange das Gestohlene nicht zurück gegeben ist. St. August. ep. 54. ad Macedon.

Wer das Gefundene dem Eigenthümer nicht wieder zurückgibt, hat ihn bestohlen. Derselb.

Wer ungerechtes Gut erbt, ob er es gleich nicht selbst gestohlen hat, besitzt fremdes Eigenthum. Ein Anderer hat es zwar genommen, aber du besitzest es; er hat es geraubt, aber du genießest es. Der hl. Chrysostomus hom. 14. in cap. 5, 1. ad Corinth.

Man soll es für kein Almosen halten, wenn man den Armen gibt, was man auf eine ungerechte Art erworben hat. Denn wer sich ungerechtes Gut beilegt, in der Absicht, es wohl anzuwenden, der beladet vielmehr sein Gewissen, als er es entlediget. Greg. lib. 7. ep. 112.

Wer seiner Begierde kein Maß setzt, kennt im Stehlen keine Grenzen. Der hl. Ambros. lib. de Abel.

Was wird derjenige für eine Strafe erhalten, der fremdes Gut raubt, da der schon zum ewigen Feuertode verurtheilt ist, welcher von seinem Eigenthume den Nächsten nicht unterstützt? Wenn der schon ein Gericht ohne Barmherzigkeit fürchten muß, der keine Barmherzigkeit geübt hat: welch ein Gericht wird über denjenigen ergehen, der Räubereien getrieben hat? S. Fulgent.

Es ist kein großer Unterschied, ungerechtes Gut zurückhalten oder fremdes Eigenthum angreifen. Conc. Lateran. IV. can. 39.

Besitzungen, die man durch Wucher an sich gebracht hat, muß man verkaufen, und von dem Erlös die Beeinträchteten entschädigen. Decisio Alex. III.

4. Einige geschichtliche Ereignisse.

Rachel stahl ihrem Vater seine Götzen und setzte sich dadurch der Todesgefahr aus. 1. Mos. 31, 19 und 32.

Die Juden, welche Götzen-Kleinode gestohlen hatten, mußten es mit dem Leben büßen. 2. Mach. 12.

Tobias war sehr auf seiner Hut, daß nichts Entfremdetes in sein Haus kam. Tob. 2.

Judas kam von kleinen Diebstählen zum schändlichsten Hochverrathe.

Achan hatte von der Beute, welche den Feinden abgenommen worden, sich etwas beigelegt. In Folge dessen strafte Gott das ganze Volk; denn er ließ es geschehen, daß drei tausend streitbare Männer, welche gegen die Stadt Hai zogen, von einer geringen Schaar Feinde geschlagen wurden. So sehr erzürnte den Herrn dieser Frevel, daß er zu Josue sprach: Israel kann nicht vor seinen Feinden stehen, sondern wird vor ihnen fliehen; denn mit dem Fluche ist es verunreiniget: ich werde hinfüro nicht mehr mit euch seyn, bis ihr nicht den vertilget, welcher dieser Missethat schuldig ist. Hinsichtlich des Schuldigen aber sprach Gott: „Wer immer auf dieser Missethat betroffen wird, soll mit Feuer verbrannt werden sammt all seiner Habe.“ Da Achan als der Schuldige erfunden wurde, nahm ihm Josue somit die geraubten Gegenstände und dazu auch seine Söhne, seine Töchter, seine Rinder, Esel und Schafe, selbst auch das Gezelt und all sein Geräth und führte ihn hinaus in das Thal Achor. Da sprach Josue: Weil du uns betrübet hast, so soll auch der Herr dich betrüben an diesem Tage. Und ganz Israel steinigte ihn, und Alles, was er hatte, verbrannte man mit Feuer. Sie trugen auch einen großen Steinhaufen über ihn zusammen, und nannten diesen Ort von nun an das Thal Achor.

Achab that auf die Zurechtweisungen des Propheten Elias Buße, er verdemüthigte sich und zog den Bußsack an; aber er gab den Weinberg nicht zurück, welchen er dem Naboth ungerechter Weise abgenommen hatte, und so fand er keine Verzeihung. Hingegen Zachäus sprach: Habe ich Jemand betrogen, so erstatte ich es vierfach wieder — und wir wissen, daß Christus bei ihm eingekehrt ist, und er ein Sohn Abrahams geworden ist.

Antiochus IV., von Raubsucht getrieben, brach mit einem Heere gegen Persien auf, um die Stadt Elymais zu nehmen und ihren berühmten Tempel, der dem Jupiter Belus und der Diana geweiht war, zu plündern, welcher, außer andern Schätzen, reich war an goldenen Harnischen und Schildern, mit denen Alexander der Große ihn beschenkt hatte. Die Einwohner aber, die bereit waren, ihren Tempel zu vertheidigen, vereitelten seine Absicht. Polybius nun, ein großer Geschichtschreiber und noch ein Heide, rechnete dem

König schon die bloße Absicht, den Tempel zu berauben, zum Verbrechen, und sieht den Tod desselben für eine Strafe seines bösen Vorhabens an. Sein Leiden aber und sein Tod war wirklich eine Strafe für den Gottesraub, den er im Tempel zu Jerusalem verübt hatte. Die hl. Schrift selbst gibt Zeugniß davon; denn dort lesen wir: Als der König hörte, daß sein Feldherr aufs Haupt geschlagen sei, erschrack er sehr, legte sich und fiel in eine Krankheit. Er rief alle seine Freunde zusammen und sprach zu ihnen: Es flieht der Schlaf von meinen Augen, der Muth ist mir gesunken vor Kummer, und ich denke in meinem Herzen: in welche Noth bin ich gerathen! Fröhlich war ich und geliebt in meiner Herrschaft; nun aber gedenke ich des Bösen, das ich in Jerusalem gethan, und wie ich die goldenen und silbernen Geräthe des Tempels von dannen nahm. Ich merke wohl, daß um deßwillen mich dieses Unglück trifft. II. Mach. 9.

Wie schwer derjenige sich bessert, der sich einmal ans Stehlen gewöhnt hat, und wie wahr jenes Sprüchwort ist: „Ein Dieb läßt das Stehlen nicht“ — zeigt folgendes Ereigniß: Ein Kriegsheer zog durch eine gewisse Gegend. Es war den Soldaten jeder Diebstahl bei Todesstrafe untersagt. Ungeachtet dessen ließ Einer sich auf einem solchen betreten, weßwegen er am nächsten Baume aufgehangen wurde. Es ritt aber am selben Orte ein adelicher Herr vorbei und sah den aufgehangenen Mann sich noch bewegen. Sogleich stieg der Reisende vom Pferde, schnitt den Strick ab, und nahm, gleich dem barmherzigen Samaritan im Evangelium, diesen Soldaten auf sein Pferd, in der Absicht, im nächsten Orte Alles anzuwenden, damit er sich wieder erholen möchte. Allein was geschah? Dieser Mensch vermuthete beim vornehmen Herrn Geld, zog ihm also unbemerkt den Degen aus der Scheide, und stieß ihn seinem Retter in den Leib, warf ihn vom Pferde und raubte ihm sein Geld.

Aehnliches erzählt man sich von einem andern Diebe. Ein Bauer schnitt den Strick ab, an welchem er gehangen, und nahm ihn zu sich auf den Wagen hinauf, damit er sich erholen möchte. Kaum hatte er sich erholt, so sprang er von dem Wagen, dankte und ging weiter. Unterdessen spähte der Dieb aus, wo der Bauer mit seinen Pferden Einkehr nähme. Er ging also heimlich in den

Stall, und nahm seinem Lebensretter die beiden Pferde. (Dr. Haids Katechesen.)

Naboth, ein Bürger Samariens, hatte nahe am Palast des Königs, wie wir oben andeuteten, einen Weinberg. Der König wünschte ihn zu erhalten; aber Naboth hing an diesem Garten, weil er das Erbe seiner Väter war. Auf den Rath seiner Gattin Jezabel wurden nun falsche Zeugen wider Naboth gedungen, so daß dieser gesteinigt ward. Achab nahm nun den Weinberg zu sich. Da sandte Gott den Propheten Elias zu Achab, und ließ ihm seinen Untergang weissagen. So geschah es auch; denn Achab zog in den Krieg wider die Syrer. Er fiel in demselben, und die Hunde leckten sein Blut auf. Dieß war der Lohn seiner Ungerechtigkeit.

Einst brachte man zum hl. Amon, der auf dem Berge Nitria als Einsiedler lebte und dem Gott die Gabe, Wunder zu wirken, verliehen, einen Knaben, der von einem tollen Hunde gebissen worden war, und bat dem Diener Gottes, er möge ihn durch sein Gebet heilen. Was kommt ihr zu mir, sprach der hl. Mann zu den Eltern des Knaben? Ich vermag weiter nichts, als euch zu sagen, daß die Heilung des Knaben bei euch stehet. Er wird seine Gesundheit erhalten, wenn ihr jener Wittwe den Ochsen wieder zurückstellet, denn ihr derselben gestohlen habt. Die Leute erstaunten darüber, führten der Wittwe den Ochsen wieder zu, und ihr Sohn genas.

Ein Beispiel von redlicher Zurückstellung fremden Eigenthums ist unter andern der Kaiser Michael Rhongobe. Als dieser auf den Thron erhoben worden, war es seine erste Sorge, die durch den Geiz seines Vorgängers dem Volke geschlagenen Wunden so viel als möglich wieder zu heilen. Gleich in den ersten Tagen seiner Thronbesteigung öffneten sich auf sein Geheiß alle Thore der Schatzkammer. Alles geraubte Gut wurde wieder zurückgegeben, jede gerechte Forderung sogleich befriediget, und gleich einem Alles befruchtenden Strome ergossen sich nun die ungeheuern aufgehäuften

Schätze über Stadt und Land.

5. Grundsätze beim Erwerb zeitlicher Güter überhaupts.

Rege Gewerbsamkeit und Thätigkeit ist unter Christen nichts Verbotenes. Aber darum ist das Streben nach Vermehrung des Besitzthums nicht unbeschränkt. Maßlos an sich reißen wollen, wäre wohl nichts anderes, als ungebändigte Habsucht; und hieße nichts anderes, als eine Masse von Erden-Gütern an sich bringen, die dem Einzelnen für seinen Antheil nimmer mehr zufallen kann, und ihm nur dann zufällt, wenn die Mitmenschen im Verhältnisse um den sie treffenden Antheil verkürzt werden. Der Christ, da er dem Grundsatze ursprünglicher Gleichheit Aller huldigt, kann nur das Doppelte: entweder den Erwerb, welcher die Grenze einfacher Wohlhabenheit übersteigen würde, zurückweisen; oder ihn annehmen gleichsam als ein Depositum der Vorsehung, um damit zur rechten Zeit nach ihrem Willen zu schalten: vielleicht eine große Unternehmung, zu der es sonst aus Mangel an Mitteln nicht kommen würde, auszuführen; vielleicht Solchen, die ein Eigenthum zu besitzen aus Leichtsinn und Charakterschwäche nicht fähig waren, ihre Bedürfnisse zu reichen, oder Anderen, die das Ihrige durchgebracht haben, ihr verschwendetes Gut gleichsam aufzuheben, und ihnen damit zur Zeit der Noth beizuspringen ꝛc. Nur daß sich da Keiner selbst belüge, und maßlos an sich reiße, angeblich um das Errungene für Gott zu verwalten, in der That aber, nur seiner Habsucht zu fröhnen! Am sichersten geht der Genügsame, und der seinem Reichthume selbst ein Ziel setzt. Ist der maßlos Erraffende auch nicht schon von vorn herein vom Geiste gewaltiger Habsucht beherrscht, so wird er es wenigstens ohne Zweifel mehr und mehr werden, und unvermerkt in eine Menge von Lastern und Thorheiten fallen, die im Gefolge des Reichthums sind. Daher empfiehlt der Apostel Genügsamkeit. „Es ist ein großer Gewinn, sagt er, gottselig und dabei genügsam seyn. Wenn wir Nahrung und Bedeckung haben, so lasset uns daran genügen. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels, und in mancherlei thörichte und verderbliche Begierden, die den Menschen ins Elend stürzen.

Der Christ steht bei seinen Gewerben auf den Nächsten; er will keinen Erwerb, welcher wider Gerechtigkeit und Güte verstößt.

Der Christ sieht aber bei seinen Gewerben vorzugsweise auf Gott: daß er ja nicht Gewinn auf Erden ziehe, und Schaden nehme vor Ihm. Er will keinen Vortheil an Gütern, wenn er mit Schaden verbunden ist an seiner Seele. Er verabscheut mithin namentlich alle sündhaften Erwerbsarten. — Es haben ja Alle Kräfte, welche sie gebrauchen sollen; es haben ja Alle Bedürfnisse, die sie durch den Gebrauch ihrer Kräfte decken sollen, und haben ja Alle, gleichwie die Verpflichtung zum Eintritte in die Gemeinthätigkeit, so auch Ansprüche an den Gemeinerwerb, und an die Güter, welche Gott dem Fleiße bescheert hat. — Wer sollte auch den Gewerbenden neben sich unterdrücken wollen? Gewiß nur die Habsucht, nur Unersättlichkeit, der es nie genug wird; der Neid, der keinen Wohlstand neben sich dulden mag; die Trägheit, die durch den Fleiß Anderer neben sich beschämt oder verkürzt wird; die Unwissenheit, die die Concurrenz des Tüchtigen fürchtet; die Gewinnsucht und Wucherhaftigkeit, die Beeinträchtigung ihrer Willkühr besorgt; der Nepotismus, der einen Erwerbszweig gern zum Familien-Eigenthum machen möchte u. s. w. Der Glaube dagegen und die Liebe unterdrücken keinen Gewerbenden neben sich. Auch der Nächste soll sein Brod finden; und Alle ohne Unterschied sollen es finden.

Wenn dann kein Christ den Mitgewerbenden unterdrückt, so hindert Keiner den Anderen ein tüchtiges Gewerbe zu erlernen; eben so wenig, dasselbe zu betreiben. Und Keiner auch verkümmert ihn in diesem Betriebe, z. B. dadurch, daß er ihm seinen Credit böslich schmälert, ihn z. B. verläumderisch einen Menschen nennt, der seine Sache nicht verstehe, Vieles durch einander angreife, träg oder verschwenderisch sei, und dergleichen. Oder dadurch, daß er ihm das Zutrauen des Publikums raubt — z. B. die Ehre seines Hauses antastet, oder seine Gewerbsartikel verläumdet ꝛc. Eben so macht Keiner das ökonomische Fortkommen seines Nächsten unmöglich. Er gibt z. B., weil größere Fonds besitzend, die Verkaufsartikel nicht, vielleicht mit eigenem Verluste, um einen Preis ab, um welchen sie der Nächste nicht abgeben kann; blos um Letzteren zu Grunde zu richten. — Auch benützt Keiner sein bürgerliches Ansehen und seine Macht dazu, den Armen und Geringen neben sich brodlos zu machen. Er nöthigt z. B. seine

Clienten nicht, bei Verlust seiner Gunst von ihm, und zwar von ihm allein ihren Bedarf zu beziehen. — Umgekehrt mag jeder seinem Nächsten, so viel in seinen Kräften steht, Arbeit und Verdienst verschaffen: kann er Zweien einen Gewinn zukommen lassen, so berücksichtiget er, wenn nicht besondere Gründe obwalten, nicht blos den Einen; wenn er kauft oder verkauft, so ist er nicht zu genau, damit sein Bruder neben ihm einen billigen Erwerb an der Sache habe; wo ein Geschäft mit Vortheil zu übernehmen ist, ladet er auch den Aermeren zur Theilnahme an demselben ein; er gewährt gerne Vorschüsse, damit sich der Unbemittelte in seinem Geschäfte einrichten könne; er steht den Unerfahrnen mit Rath und Beistand zur Seite, daß er keine Mißgriffe mache; er fordert Tüchtige zu dem und jenem Geschäfte auf, wenn er es als vortheilhaft für sie erachtet, damit sie ihren Verdienst daran finden; er läßt den (zumal ärmeren) Verkäufer, wenn er (als Käufer) etwa unerwarteten Gewinn an ihm gemacht hat, später aus freiem Antrieb Antheil an diesem Gewinne nehmen, zu dem ersten Kaufpreis noch einen Nachpreis fügend; er nimmt den Nächsten und den Erwerb seines täglichen Brodes gegen feindselige Attentate in Schutz u. s. w.

Wenn hiernach Keiner böslich gehindert wird, sein Gewerbe zu erlernen und zu betreiben, wenn er vielmehr darin von allen Seiten gefördert wird, so muß es jedem auf solche Weise zuvorkommend Unterstützten hinwiederum eine Gewissenssache seyn, daß er von seiner Seite kein Gewerb anfange, wobei der Nächste, welcher sich von demselben Gewerbe nährt (oder auch er sammt ihm), zu Grunde gehen müßte. Tausendmal können sich Zwei und Mehrere neben einander von dem einen und gleichen Erwerbszweige (wenn auch nicht immer reichlich, doch ehrlich) nähren; aber immer ist es nicht der Fall. Wo der Christ also nicht gewerben kann, außer er richte den ältern, braven Gewerbsmann zu Grunde, da wird er sein Hauswesen nicht gründen. (cf. Hirschers Moral.)

6. Es ist nie erlaubt, fremdes Gut auf unrechte Weise an sich zu bringen oder Jemand wie immer zu beschädigen.

Merkwürdig ist es, und Niemand, der aufmerksam ist, wird übersehen, wie in den göttlichen Büchern die Güter der Erde vor-

gestellt werden. Ist die Rede von solchen, die uns selbst angehören und unser Eigenthum sind, so werden wir stets angewiesen, nicht viel Werth darauf zu legen, sie für etwas Geringes anzusehen, uns zu beruhigen, wenn wir, gleichwohl durch Zufall oder Unglück, davon verlieren. So mußte den Menschen gesagt werden, damit sie ja nie vergessen sollten: „Sie haben hienieden keine bleibende Stätte, und erwarten die ihrige erst jenseits."

Dagegen von dem, was des Andern ist, heißt es: „Gebet Jedem das Seine. Was du nicht willst, daß es dir geschehe, das thue auch dem Andern nicht. Fliehet alle Ungerechtigkeit. Ein ungleiches Gewicht und eine unredliche Wage ist ein Gräuel vor den Augen Gottes. Keiner hintergehe seinen Bruder in irgend einem Geschäfte, noch suche er ihn zu bevortheilen; der Herr ist Rächer aller dieser Dinge, und sie werden nicht ungestraft bleiben." Diese Aussprüche des hl. Geistes sagen wohl nichts anderes, als: das Eigenthum des Nächsten müsse von uns wie ein Heiligthum angesehen werden und allzeit unverletzt bleiben. So wolle es Gott. Nie sei es erlaubt, weder durch Gewalt, noch mit List und Betrug davon für sich zu nehmen. Wer das thue, der beleidige nicht nur die Menschen, sondern Gott selbst, und werde der Strafe nicht entgehen. In der That, da Gott allein der Eigenthümer aller irdischen Güter ist, da Niemand davon etwas hat, noch haben darf, was nicht Er ihm gegeben, — welche Entehrung Gottes, welche Empörung wider ihm ist es nicht, hingehen und dem Bruder eben das wegnehmen, was Gott wollte, daß er haben sollte? Im Grunde heißt das jedesmal soviel, als spräche der Mensch zu Gott: „Du willst es so, ich anders. Nicht deine Oberherrschaft, nicht deine höchste Weisheit, sondern mein Wille, meine Begierden, meine Leidenschaften seien mein Gesetz. Was ich habe, genügt mir nicht. Aber ich lasse es mir nicht wehren, auch von dem an mich zu ziehen, was des Andern ist. Was bekümmere ich mich darum, daß du es anders willst und es mir verbietest?"

Ohne Zweifel ist das eine verabscheuungswürdige Sprache, aber vor dem Richterstuhle der Religion und des Gewissens ist es die Sprache eines jeglichen, welcher Unrecht thut am Gut seines Nächsten.

Man blicke auf die menschliche Gesellschaft. Was ist wohl

nothwendiger für sie zu ihrer wahren Wohlfahrt, als Handhabung der Gerechtigkeit? Nur wo diese stattfindet, und allgemein die Grundsätze gelten: „Jedem das Seine; man muß leben und auch Andere leben lassen;" nur wo Jung und Alt, Groß und Klein sich's zur Pflicht machen, aus fremdem Gut nie Vortheile für sich zu ziehen, nur dort allein leben Menschen ruhig, sicher und glücklich zusammen. Aber nehmet an, daß das Eigenthum des Andern nicht durchaus unverletzlich, und es auch dem Eigennutz und der Habgier gestattet sei, mitunter ihr Spiel zu treiben: welche verderblichen Folgen müßten entstehen! Nirgend wäre mehr Ordnung, Ruhe und wahre Sicherheit, nirgend Treue und Glauben. Der Redliche würde überall hintergangen, und nur der Stärkere, der Listigere, der Verschlagnere würde die Oberhand haben. Die Bande des geselligen Lebens in und außer Familien müßten sich auflösen, die Menschheit größtentheils ihre Gesittung verlieren und zu einem Haufen von gesetzlosen Thieren herabsinken. Jeder von uns würde sich das zur Regel seines Lebens machen müssen: „Trau keinem Menschen, sieh jeden für einen Betrüger an; denn sobald er kann, wird er dich hintergehen!"

Mögen selbstsüchtige, gewissenlose Menschen gleichwohl von der Sache anders denken und reden. Mögen sie ihre heimlichen und offenen Veruntreuungen mit scheinbaren Namen bedecken, sie rechtfertigen oder entschuldigen mit dem Bedürfniß, mit dem Beispiele Anderer, mit dem gemeinen Weltgebrauch. Ja, mögen sie sich manchmal ihrer Ränke und Betrügereien wegen sogar rühmen und sich recht wohl gefallen in der heillosen Kunst, Andere zu berücken, zu täuschen, zu bevortheilen; vor Gott, vor dem Gewissen, vor der gesunden Vernunft gilt das allein: „Es ist dir nicht erlaubt, das Gut deines Nächsten je widerrechtlich an dich zu bringen." (Abbt's Homilien.)

7. Es kann Jemand in den Fall kommen, wo er gegen den Willen des Besitzers dessen Eigenthum sich zulegen darf, ohne zu sündigen.

I. Wenn die äußerste Noth vorhanden ist, so darf man das Gut eines Andern nehmen; dieß ist ein allgemein anerkannter Grundsatz. Die Theologen geben hiebei dieses als Ursache an,

weil alsdann alle Güter gemeinschaftlich werden. Indeß dürften diese Fälle im gewöhnlichen Leben ungemein selten seyn. Die Theologen gehen aber noch weiter, und behaupten dasselbe auch von der beinahe äußersten Noth (necessitas quasi extrema). Diese Noth wäre vorhanden, wenn Jemand in wahrscheinliche Gefahr des Todes, der Sklaverei, einer sehr schweren Krankheit ꝛc. geriethe.

Hiebei werfen die Theologen und namentlich der hl. Liguori, dem wir hier folgen, verschiedene Fragen auf, nämlich:

a) Ob ein Armer in der äußersten Dürftigkeit sündiget, wenn er fremdes Gut nimmt, ohne den Eigenthümer darum zu bitten. — Während die Einen dieß als schwere, die Andern als läßliche Sünde bezeichnen, sagt der hl. Liguori: Ist jene Sache dem Armen nicht absolut nothwendig, so sündiget er, wenn er sie nimmt, ohne darum gebeten zu haben, tödtlich, weil sonst alle Arme fremdes Eigenthum an sich bringen könnten, ohne darum gebeten zu haben; ist ihm aber jene Sache unbedingt nothwendig, so sündigt er, wie auch der hl. Thomas sagt, gar nicht, weil er dann ein Recht hat, sie sich anzueignen.

b) Ob ein Armer in der äußersten Dürftigkeit eine Sache von großem Werthe nehmen dürfe, wenn ihm dieselbe zur Erhaltung seines Lebens nothwendig wäre. — Der hl. Liguori bejahet es mit Cardinal de Luge und Andern, weil der Arme in der äußersten Dürftigkeit ein Recht hat auf die Güter des Nächsten, mögen sie was immer für einen Werth haben. Auf die Einwendung, daß der Reiche in jenem Fall nicht verpflichtet sei, den Armen, wenn er nicht sein Vater oder sein Sohn ist, mit so großem Schaden zu unterstützen, da die Liebe bei so großem Nachtheile nicht verbinde, — darauf erwidert unser Heiliger: Wie im Anfange der Welt vor der Vertheilung der Güter ein Jeder sich mit dem Nothwendigen versehen konnte, Niemand aber die Pflicht der Gerechtigkeit hatte, für den Nächsten zu sorgen; so kann der Arme im Falle der äußersten Dürftigkeit, in welchem die Güter gemeinschäftlich werden, wohl die Güter des Reichen nehmen; aber der Reiche hat keine Pflicht der Gerechtigkeit, für ihn zu sorgen, wohl aber die Pflicht der Liebe, diese jedoch verbindet ihn nicht bei so großem eigenen Schaden. Würde er aber den Armen in diesem Falle positiv hindern, sich seines Rechtes zu bedienen, so sündigte

er sogar gegen die Gerechtigkeit; denn hat der Arme das Recht sich jener Sache zu bedienen, so hat er auch das Recht zu fordern, daß ihn im Gebrauch derselben Niemand hindere.

c) Ob ein Dieb zur Erstattung verpflichtet sei, wenn er in der äußersten Noth das gestohlene Gut verzehrt hat. — Einige Theologen bejahen es, indem sie sagen, daß die schon bestehende Pflicht des Ersatzes durch die später hinzugekommene Noth nicht aufgehoben werde. Diesen Fall jedoch ausgenommen wagt der hl. Liguori das Gegentheil nicht zu tadeln, weil der Dieb in einem solchen Fall das nämliche Recht auf die Sache hat, als jeder Arme. Doch gilt es nur, wenn der Arme dieser Sache im Besondern bedarf, und wenn er damals nicht nur arm in der That, sondern auch in der Hoffnung ist. Denn wie in diesem Falle der Reiche verpflichtet ist, ihm unbedingt zu schenken, was er braucht, und es nicht genug ist, ihm dieses bloß zu leihen; so ist der Arme, wenn er auch zufällig es zu thun vermögend würde, nicht gehalten, Ersatz zu leisten: er wäre es aber, besäße er auf irgend eine Weise etwas, oder hätte er wenigstens die probable Hoffnung, etwas zu erlangen.

d) Ob der Reiche, der es unterläßt, in der äußersten Noth den Armen beizuspringen, zum Ersatz verpflichtet sei, wenn die Noth vorüber ist. — Dieses verneint der hl. Liguori mit vielen Andern; denn da dieß eine Pflicht der Liebe ist, so gibt es, nachdem die Noth aufgehört hat, keine Pflicht des Ersatzes, und obschon der Arme ein Recht auf die Güter des Reichen gehabt hätte, so hat er doch das Recht derselben nicht erworben.

II. Man kann auch fremdes Gut ohne Einwilligung des Besitzers durch die sogenannte Compensation (geheime Selbstentschädigung) an sich bringen.

Hiebei wird aber erfordert:

a) Die Schuldforderung muß gewiß und unzweifelhaft seyn.

b) Es darf nicht zum Nachtheile des Schuldners geschehen.

c) Man muß seine Bezahlung auf andere Weise nicht erhalten können. Darum muß der Gläubige sie zuerst auf gerichtlichem Wege ansprechen. Jedoch darf man dieses unterlassen, wenn der gerichtliche Weg eine bedeutende Auslage, Feindschaften oder sonst ein schweres Ungemach verursachte. Demnach sündiget der Dienst-

bote nicht, wenn er sich, im Falle ihm der bedungene Lohn nicht gegeben wird, oder ihm offenbar zu unbilliger Lohn bedungen worden ist, heimlich entschädigt, nur darf er die äußerste Grenze der Billigkeit nicht überschreiten. Eine andere Frage ist es jedoch, ob die Dienstboten sich auch wegen außerordentlichen Arbeiten entschädigen können. Darauf ist zu antworten, daß ein Dienstbote sich für seine Mühe nicht entschädigen darf, wenn er sie selbst für höher anschlägt, als er dafür bezahlt wird; denn Innocenz XI. verdammte den Satz: Famuli domistici possunt occulte heris suis subripere ad compensandam operam suam, quam majorem judicant salario, quod recipiunt. Jedoch findet dieses keine Anwendung, wenn ein Diener, durch die Noth gezwungen, um offenbar zu geringen Lohn gedungen worden wäre; denn wie die Herrschaft zur Leistung des Billigen gehalten wäre, so kann sich der Dienstbote entschädigen bis zur Höhe des mindesten Lohnes, der billiger Weise bezahlt wird, nur darf die Herrschaft ohne Verletzung der Gerechtigkeit Niemand finden, der ihr um gleichen Lohn dieselben Dienste geleistet hätte. Außerdem sagen die Gottesgelehrten, daß der Dienstbote sich nicht entschädigen dürfe, wenn er freiwillig sich mehr Arbeiten auflege, als bedungen war; wohl aber, wenn er es nach dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Willen seines Herrn thut. Im letztern Falle verlangen noch Einige, daß der Dienstbote wenigstens zuvor bei denen um Rath frage, welche hierin die Wahrheit wissen und auch sagen wollen. Vergleiche hier und in einigen andern Nummern dieses Artikels: „Werke des hl. Alphons Maria von Liguori übersetzt v. M. A. Hugues ꝛc.," nämlich die Schrift: „Der Beichtvater" und „Homo apostolicus."

8. Was dazu gehöre, daß der Diebstahl für einen bedeutenden zu halten sei.

Um beurtheilen zu können, wann der Betrag des Gestohlenen eine bedeutende Sache werde, und man also tödtlich sündige, muß man nicht allein die Quantität des Gestohlenen berücksichtigen, sondern auch die Umstände der Personen, der Zeit und des Ortes. So kann oft eine Kleinigkeit für einen großen Diebstahl gelten, wenn die Sache dem Eigenthümer so nöthig ist, daß er in Ermanglung derselben in Erwerbung seines Lebensunterhalts beein-

trächtiget ist. Nach der allgemeinen Schätzung der Theologen können für Bettler sechs, ja drei Silbergroschen schon eine bedeutende Sache seyn; für Taglöhner zwölf; für Handwerksleute fünfzehn; für Wohlhabende, die von ihren Einkünften leben, vier und zwanzig Silbergroschen, weniger aber, wenn sie schon sparsamer leben müssen; sind sie aber reich, so machen sechs und dreißig bis zwei und vierzig Silbergroschen eine bedeutende Sache. Für sehr reiche Kaufleute ein Thaler achtzehn Silbergroschen; für minder reiche vier und zwanzig Silbergroschen und auch weniger. Für hohe Adelige und reiche Gemeinden zwei Thaler; für Monarchen endlich ist die Summe erst dann bedeutend, wenn sie vier Thaler überschreitet.

Was die im Freien befindlichen Dinge betrifft, wie Früchte neben dem Wege, Holz in den Wäldern u. s. w., muß die Masse des gestohlenen Guts größer seyn, bis der Diebstahl ein bedeutender genannt werden kann. Es scheint nach mehrern Theologen, wofür sich auch der hl. Liguori entscheidet, erlaubt zu seyn, von Trauben oder Aepfeln in einem fremden Garten so viel zu nehmen, als man auf einmal essen kann; nur ein Obst aus dem Garten mitzunehmen, ist nicht mehr erlaubt. Man führt dafür die Stelle an: Kommst du in den Weinberg deines Nächsten, so magst du Trauben essen, so viel dir gefällt, aber heraus sollst du nichts tragen. Deut. 23, 24. Indeß sagen Andere, diese Stelle beziehe sich nur auf die Hebräer, und zwar nur auf diejenigen, welche im Weinberge arbeiten.

Hinsichtlich des Holzens in fremden Wäldern muß man die Wälder, welche einer Gemeinde gehören, von den der Privaten unterscheiden. Es ist nach dem hl. Liguori keine Sünde, wenigstens keine schwere, wenn man in Gemeindewäldern zu seinem eigenen Gebrauche etwas nimmt; nur dürfen darüber die Bäume nicht beschädiget werden. Es gibt in der That Gegenden, wo sich die armen Leute an gewissen Tagen dürres Holz aus fremden Wäldern holen dürfen. Anders verhält es sich mit Privatwäldern; hier müßte für das auf solche Weise gewonnene Holz Schadenersatz geleistet werden, weil die Eigenthümer ein unbedingtes Recht über ihre Wälder haben, so daß sie nach Belieben ihr Holz an Andere verkaufen können. Dasselbe gilt auch, wenn Privaten von den

Gemeinden das Holz insgesammt angekauft haben, weil in einem solchen Falle diese all ihr Recht auf jene übergetragen haben. Was nun von den Wäldern gesagt worden ist, gilt auch von den Weideplätzen.

Auch kleine Diebstähle können schwer werden, wenn sie eine große Summe betragen; denn der Satz: „Niemand ist unter einer schweren Sünde verpflichtet, das in kleinen Summen Entwendete zu ersetzen, sollte auch der ganze Betrag noch so groß seyn" — ist von Innocenz XI. verdammt worden. Uebrigens muß bei Diebstählen von kleinern Summen der Betrag bedeutender seyn, ehe es eine schwere Sünde wird, als bei Diebstählen von größern Summen; und ein noch größerer Betrag ist erforderlich, wenn sie an verschiedenen Herren, und ein noch größerer, wenn sie zu verschiedenen Zeiten verübt worden sind. Es wird bei wiederholten Diebereien, daß die Sache schwer sei, um den dritten Theil mehr verlangt, als bei einem einmaligen Diebstahl; und sind die Diebereien an verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten verübt worden, noch um ein Dritttheil mehr. Hat aber der Dieb schon gleich anfangs die Absicht nach und nach einen bedeutenden Betrag zu stehlen, so ist sein Diebstahl ein bedeutender, wenn er gleichwohl nur immer Kleinigkeiten nimmt. Noch lehren die Theologen, daß die kleinern Diebstähle, wenn sie ohne Absicht geschehen sind, sie bis zu einem bedeutenden Betrage fortzusetzen, und wenn zwischen den verschiedenen eine merkliche Zeit verstreicht, etwa zwei bis drei Monate, sich nicht vereinigen lassen, um eine schwere Sünde zu werden.

Wenn Mehre, Jeder für sich, ohne gemeinsames Einverständniß eine unbedeutende Sache stehlen, so begeht Keiner derselben eine schwere Sünde gegen die Gerechtigkeit, sollte auch ein Jeder den Diebstahl des Andern und den Schaden des Eigenthümers bemerken, ja sollten auch die Diebstähle zur selben Zeit stattfinden. Wenn aber Einer die Andern durch sein böses Beispiel zum Stehlen verleitete, so würde ein solcher sich schwer gegen die christliche Liebe versündigen, aber nicht gegen die Gerechtigkeit, so daß Keiner von ihnen verbunden wäre, den angerichteten Schaden ganz zu ersetzen.

Was die Diebstähle der Hausgenossen betrifft, wie der Ge-

mahlinen, Kinder, Diener, so wird zu einer schweren Sünde ein größerer Betrag erfordert; der Grund ist, weil die Eigenthümer es gewöhnlich gegen diese minder genau es nehmen. Demnach lehren einige Theologen, daß ein Sohn keine schwere Sünde begehe, wenn er seinem reichen Vater drei oder vier Thaler nimmt, ja sieben oder neun, wenn der Vater sehr reich ist. Hätte auch der Sohn einen schweren Diebstahl begangen und das Geld bereits verzehrt, so nimmt man dennoch gewöhnlich an, der Vater wolle ihn nicht zur Rückerstattung verpflichten. Hinsichtlich der Diebstähle der Gattinen wird ebenfalls eine größere Summe zu einer schweren Sünde erfordert. Sie dürfen einmal nehmen, was zum Unterhalt der Familie nöthig ist, wenn die Ehegatten dafür zu wenig Sorge tragen. Hat die Gemahlin Eltern oder arme Kinder aus einer andern Ehe, so darf sie von den gemeinschaftlichen Gütern und auch von den des Mannes so viel nehmen, als für die Bedürfnisse ihres Standes nöthig ist, und dieses selbst in dem Falle, wenn der Mann es nicht wollte, weil er hier vernunftwidrig handelte. Wenn aber die Gattin von den gemeinschaftlichen Gütern oder dem Eigenthume des Mannes nimmt, und damit die Kinder der ersten Ehe unterstützt, so hat sie die Pflicht, nach ihrem Tode es den Kindern der zweiten Ehe wieder zu vergüten. Auch ihre dürftigen Brüder darf die Gattin nach Molina, Lugo ꝛc. unterstützen. Ueberdieß kann sie nach Belieben dasjenige ausgeben, was man gewöhnlich Andern ihres Standes bewilliget. — Was endlich die Dienstboten anbelangt, welche vom Tische ihrer Herrn leben, so erreicht das, was sie an gewöhnlichen Speisen nehmen, selten eine solche Bedeutung, daß es eine schwere Sünde wird, sie müßten es nur in übermäßiger Quantität nehmen, oder aus dem Hause tragen oder verkaufen, oder auch es müßten die genommenen Sachen außerordentlicher Art seyn.

9. Woraus sich die Schwere des Diebstahls ermessen läßt.

(Nach dem römischen Katechismus.)

Was für eine schwere Sünde der Diebstahl ist, zeigt die natürliche Vernunft deutlich an. Er ist ja wider alle Gerechtigkeit, die einem Jeden das Seine gibt. Denn die Vertheilung und An-

weisung der Güter, die schon vom Anfange an durch das Völkerrecht festgesetzt und durch göttliche und menschliche Gesetze bestätigt worden ist, muß Kraft haben, damit ein Jeder, wenn man nicht die menschliche Gesellschaft aufheben will, das behalte, was ihm durch das Recht zugefallen ist; denn wie der Apostel sagt, weder Diebe noch Geldgeizige, noch Säufer, noch Flucher, noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen. Außerdem zeigen noch gar viele Uebel, die eine Folge des Diebstahls sind, die Abscheulichkeit dieses Lasters. Denn daher kommen viele freventliche und unbedachtsame Urtheile über Andere; es entzündet sich Haß; Feindschaften nehmen viele daher ihren Anfang; bisweilen trifft unschuldige Menschen die bitterste Verurtheilung. Was sollen wir von jener Verbindlichkeit sagen, die Allen von Gott aufgelegt ist, und darin besteht, demjenigen Genugthuung zu thun, dem etwas gestohlen worden ist? Denn sagt der hl. Augustin, die Sünde wird nicht vergeben, wenn das gestohlene Gut nicht zurückgestellt wird. Wie schwer aber dem, der mit fremden Gute sich zu bereichern gewohnt ist, die Zurückgabe ankömmt, mag ein Jeder außer dem, was er aus Erfahrung Anderer und nach seinem eigenen Sinne erachten kann, aus dem Zeugnisse des Propheten Habakuk erkennen, der da spricht: Wehe demjenigen, welcher häuft, was nicht seyn ist; wie lange beschwert er sich noch mit dickem Kothe. Habak. 2, 6. Dichtes Koth nennt also der Prophet den Besitz ungerechten Gutes, woraus die Menschen sich nicht leicht wieder losmachen können.

10. Das Unrecht, welches man dem Nächsten an seinem Eigenthume zufügt, straft Gott ewig und zeitlich.

Wir lesen in den göttlichen Büchern, daß am allgemeinen Gerichtstage der Richter zu denen, welche zur Linken seyn werden, sprechen werde: „Gehet weg von mir, ihr Verfluchten! in das ewige Feuer, das bereitet war dem Teufel und seinen Engeln! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir nicht zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet“ (Matth. 25, 35). Wenn die Unterlassung der Liebeswerke gegen den Nächsten

vor Gott ein solches Verbrechen ist, daß er es mit dem ewigen Feuer bestrafen wird, was wird vor seinen Augen erst die Ungerechtigkeit, die Beraubung des Nächsten seyn? Wenn die verurtheilt werden, welche ihre Habe nicht mit den Armen getheilt haben, was für ein Urtheil werden die erfahren, die den Andern das Ihrige widerrechtlich genommen haben?! Wenn die zur Hölle verdammt werden, zu welchen Jesus Christus sprechen wird: „Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet," wohin werden die verwiesen werden, zu denen er sagen wird: „Ich bin bekleidet gewesen, und ihr habt mich beraubt?" Wenn der, welcher den Fremdling und den Wanderer nicht in sein Haus aufgenommen hat, mit dem Teufel und seinen Engeln wird wohnen müssen, wird der wohl je im Himmel mit Gott und mit den Engeln Gottes wohnen dürfen, welcher auf Erden den Bruder aus seinem eigenen Hause lieblos und ungerecht vertrieben hat?

Jedoch weit entfernt, daß die Strafgerichte Gottes über die Ungerechtigkeit der zukünftigen Welt allein vorbehalten seien, offenbaren sie sich öfters gar augenscheinlich schon in diesem Leben.

Man glaubt sein Glück zu machen, seine Umstände zu verbessern, seine Familie noch mehr emporzuheben. Allein was geschieht? Die Sünde folgt der ungerechten That und der That die Strafe auf dem Fuße nach; und diese ist wie ein geheimer Wurm, wie ein stillfressendes Feuer, das Alles wieder verzehrt und vernichtet. — Sehen wir nicht mit eigenen Augen, daß Betrüger, Ränkemacher, ungerechte Menschen selten oder nie zu einem Wohlstande kommen oder doch gewiß, was sie mit Unrecht erlangt haben, nicht lange besitzen? Wie oft ist nicht schon ein Vermögen, welches Jedermann für unerschöpflich gehalten, in Bälde erschöpft und zerstreut worden, weil es unter den Flüchen des Unrechts gesammelt worden! Wie viele Kinder und Familien darben jetzt in Noth, deren Eltern und Vorfahrer jedes Unternehmen, das ihren Zwecken diente, ohne weiters für rechtmäßig gehalten! „Die ihr Eigenes mit den Andern theilen, werden reicher, und die fremdes Gut an sich ziehen, bleiben in der Armuth." — „Wie die Schaben das Kleid, so verzehrt fremdes Gut die eigenen Güter." So nämlich bestraft Gott meistens schon hienieden die Verletzung des fremden

Eigenthums. Je häufiger derlei Sünden zu irgend einer Zeit, desto sichtbarer wird seine rächende Hand. Daher seit langem so viel Unsegen bei uns, ein so fühlbarer Zerfall alles Wohlstandes, so wenig Glück, so wenig wahre Freude mehr unter den Menschen!

11. Das Verbrechen des Diebstahls ist das Grab aller geselligen Ordnung.

Wenn irgend ein Staat oder eine bürgerliche Ordnung bestehen soll, so muß vor Allem das Recht des Eigenthums heilig und unverletzlich seyn. Denn eben deßwegen sind diese Gesellschaften entstanden, und dazu sind die Menschen in bürgerliche Gemeinschaften zusammengetreten, damit unter dem Schutze der Obrigkeiten ihre Personen, ihr Hab und Gut sicher seyn sollte. Daher müssen auch die weltlichen Gesetze den Diebstahl auf das strengste verpönnen, und wo er dennoch vorkommt, gebührend bestrafen.

Der Dieb ist also der ärgste Feind der geselligen Ordnung; er will sie, so viel an ihm liegt, umstossen; er will den Unterschied zwischen Mein und Dein aufheben, und Alles in Verwirrung setzen. Nicht durch eigenen Fleiß und eigene Betriebsamkeit will er zu etwas gelangen, sondern durch Arglist und oft auch durch Gewalt die Güter an sich reißen. Er untergräbt die Treue nnd Redlichkeit, erschüttert das gegenseitige Vertrauen, hebt die Arbeitsamkeit auf und setzt an ihre Stelle ein müßiges, träges Leben. So beeinträchtiget der Dieb auf alle Weise die öffentliche Wohlfahrt, und würde seine Handlungsweise allgemein oder nur von einem beträchtlichen Theile der Menschen angenommen, so müßte alle Ordnung verschwinden, alles gesellige Leben aufhören; die Erde würde zu einer Hölle; es gäbe kein Recht mehr; nur die Arglist oder stärkere Ueberlegenheit würde überall herrschen und den Sieg davon tragen.

12. Die Rücksicht, die man seinem eigenen Wohle schuldig ist, soll von Diebereien abhalten.

Der Dieb schadet sich durch sein Verbrechen gewöhnlich selbst am meisten. Man weiß, daß die bürgerlichen Gesetze das Verbrechen des Diebstahls als das strengste verpönnen, und über jene, welche sich dessen schuldig machen, harte Strafe verhängen; man

hat vielleicht schon mit eigenen Augen die Vollstreckung derselben an manchem Schlachtopfer der Gerechtigkeit gesehen. Sollte der Gedanke daran nicht hinreichen, einen vernünftigen Menschen von solchen Gräueln zurückzuschrecken? Sollte der Böswicht, wenn er auch an keinen Gott und an kein Gericht Gottes glaubt, nicht schon durch die menschlichen Gerichte von diesem Laster zurückgehalten werden? Sollte ihn nicht der Gedanke befallen: Wenn ich mich eines Diebstahles schuldig mache, so setze ich mich der Gefahr aus, meinen guten Namen für immer zu verlieren und von allen rechtschaffenen Leuten verachtet zu werden; ich setze mich der Gefahr aus, im Falle der Entdeckung meiner Freiheit beraubt, von der Obrigkeit ergriffen, in das Gefängniß geschleppt, zum Geständniß meiner Schandthat genöthiget zu werden, und dann der schwersten und verächtlichsten Strafe zu verfallen. O wenn der Mensch nur dieses Einzige bedächte, wenn er, ich will nicht sagen, christliche Gesinnung, sondern nur Klugheit hätte, so müßte er von Diebereien zurückgehalten werden.

Aber, tröstet man sich gewöhnlich, ich weiß die Sache schon geschickt zu verheimlichen, und so ist keine Gefahr, entdeckt zu werden. O wie sehr täuschen sich diese Unglücklichen! Die Erfahrung zeigt es ja, daß von diesen Leuten sehr wenige unentdeckt und unbestraft bleiben. Die meisten verfallen früher oder später der strafenden Gerechtigkeit. Wenn es auch einige Mal gelingt, unentdeckt zu bleiben, so ist es doch nicht immer der Fall. Das Maaß der Sünden wird voll; die göttliche Vorsehung lenkt die Umstände so, daß man vom Arme der Gerechtigkeit ergriffen wird. Was hilft dann einem solchen Menschen Alles, was er durch Diebstähle zusammengebracht hat? Er kann es nicht mehr genießen; es wird ihm wieder genommen, und er muß darben, Schmach und Schande tragen und andern Bitterkeiten sich unterziehen. O wie bitter bereuet man jetzt das Geschehene, wie beweint man seine Blindheit, wie oft seufzt man: O hätte ich es doch nicht gethan!

Setzen wir aber sogar den Fall, daß ein Dieb gar nie entdeckt und so immer ohne Strafe ausgehen würde: sagt, ist nicht schon die bloße Furcht vor der Entdeckung und Bestrafung ein peinigendes Gefühl? Können solche Leute jemals eine wahre Ruhe und Zufriedenheit des Herzens haben? Ist nicht ihr eigenes

Gewissen, das sie immer mit sich herumtragen, der Henker, der sie fortwährend verfolgt? Wenn sie es aber selbst dahin brächten, daß sie gegen dieß Alles gleichgiltig wären: bleibt deßwegen ihre Sünde immer ungestraft? Gibt es kein zukünftiges Leben, keinen allwissenden Gott, der ihre Frevelthaten ans Licht ziehen und meistens strenge bestrafen wird? Wissen sie nicht, was jenseits auf sie warten wird? Weder Diebe noch Räuber, sagt der Apostel, werden das Reich Gottes besitzen. Also der Verlust des Reiches Gottes und die Zuziehung einer ewigen Strafe, das ist es, was der Dieb gewinnt. Will er aber dieser entgehen, so ist der einzige Weg zur Rettung, daß er Buße thut, und seine Diebereien nicht bloß aufhört, sondern auch alles bisher entwendete Gut wieder zurückstellt. Ist es unter solchen Umständen nicht viel klüger, zuvor nichts zu nehmen?

Wer sieht aus diesem Allen nicht, daß der Dieb mit einer höchst unseligen Blindheit geschlagen sei? Er glaubt seinen Zustand zu verbessern und macht ihn nur noch schlimmer. Statt etwas zu gewinnen, verliert er vielmehr zeitlich und ewig die theuersten Güter: hienieden die Ruhe des Herzens, den guten Namen, die Freiheit, und jenseits das ewige Leben. Gott bewahre jeden vor einer solchen Blindheit.

13. Verschiedene Arten, wodurch man fremdes Gut ungerechter Weise an sich bringt.

In dieser Welt, wo der Ehrlichkeit wegen sich Jedermann rühmt, und Keiner für unredlich gehalten werden will, sollte man glauben, daß wohl nichts größer seyn soll, als der Abscheu vor unrechtmäßiger Weise erworbenem, fremden Gute. Allein wer nicht auf die Worte, sondern auf die Thaten schauet, überzeugt sich bald vom Gegentheile. Die ganze Welt ist voll Betrug und Ungerechtigkeit, und die Wenigsten scheuen sich, den Nächsten an seinem Eigenthume zu beschädigen. Ich zähle nur einige Fälle auf, wodurch dieß geschieht. Unrecht am fremden Gute verüben:

a) Alle diejenigen, welche im Kaufen und Verkaufen unredlich handeln, unächte oder verdorbene Waaren für gute verkaufen, falsches Gewicht, ungleiches Maaß halten, oder wie immer den unerfahrenen, gutmüthigen und trauenden Bruder hintergehen.

„Handelt nicht ungerecht mit Elle und Gewicht, sagt die hl. Schrift. Eure Waage sei aufrichtig, euer Gewicht gleich, das Maaß gerecht. Eine falsche Waage ist ein Gräuel vor den Augen des Herrn."

b) Die Wucherer, die für ihre ausgeliehenen Gelder übermäßige Zinsen fordern. Die menschliche Gerechtigkeit hat hier gewisse Schranken gesetzt, die nicht überschritten werden dürfen. Die göttliche Liebe spricht gar: „Leihet einander und hoffet nichts davon." (Luk. 6, 35.) Aber habsüchtige Menschen achten weder auf das eine, noch auf das andere. Ihr Wahlspruch ist: Ein Jeder darf sein Eigenthum so gut benützen, als er kann.

c) Diejenigen, welche Schulden machen, ohne weder die Aussicht, noch selbst den Willen zu haben, sie je wieder zu bezahlen. Solche Menschen sind ärger und viel gefährlicher als offenbare Diebe. Doch ist ihre Zahl nichts weniger als klein in unsern Tagen. Allenthalben vermehrt sich darum das Mißtrauen der Menschen gegen einander. Aus Furcht versagt man sich wechselseitig alle Hilfe. Und wer etwa der Liebe noch Gehör gibt und durch die heißen Betheuerungen und Zusicherungen sich bewegen läßt, sieht am Ende nicht selten sich betrogen, um das Seine gebracht, sogar verhöhnt.

d) Jene Handwerker, die die übernommenen Bestellungen ungetreu und unredlich leisten, für schlechte Arbeit sich gut bezahlen lassen. Man wird von Unwillen ergriffen und kann es oft ohne Entrüstung nicht ansehen, wie gewisse Leute der Art so gar gewissenlos sind, ganze Stunden des Tages in Müssiggang vertragen, nie mit Ernst und wahrem Fleiß arbeiten, und doch den Liedlohn fordern und annehmen, gleich jenen Andern, die die Last des Tages und der Hitze getragen haben.

e) Jene Dienstboten, die ihre Dienste untreu und unfleißig versehen, auf die anvertrauten Güter ihrer Herrschaft wenig Acht haben, davon aus Leichtsinn oder aus was immer für Verschuldung Manches zu Grunde gehen lassen oder selbst daran verderben, allerlei Entfremdungen an Geld, Kleidungsstücken, Eßwaaren sich erlauben, unter dem Vorwand, daß sie arm, die Herrschaft reich, der Lohn zu klein sei u. a. Es gehört mit zu den Uebeln der Zeit, und es ist ein gerechter Grund des Klagens, daß man jetzt fast nirgends mehr treues und gewissenhaftes Gesinde finden könne.

f) Jene Reichen, die, obgleich sie gute Christen seyn wollen, doch ein Herz wie von Stein haben, und anstatt mit ihrem Vermögen leidende Menschen zu erquicken, vielmehr ohne Gewissen und ohne Empfindung nur darauf bedacht sind, überall wo möglich selbst von der Dürftigkeit Nutzen zu ziehen. — Jene Armen, welche es nur darum sind, weil sie nicht arbeiten wollen, ohne Noth dem Bettel sich hingeben, und mit jeder Gabe, die sie erhalten, eine doppelte Ungerechtigkeit begehen, eine an dem Reichen, den sie betrügen, die andere an dem Armen, dessen Almosen sie schmälern.

g) Jene obrigkeitlichen Personen, die, die Waage der Gerechtigkeit in Händen haltend, selbe durch Eigennutz entweihen, ihre Dienste um Gold verkaufen, Bestechungen annehmen, entschiedene Rechte schmälern oder zum Nachtheil verzögern. — Jene Untergebenen, die die schuldigen Abgaben vorenthalten, ihr Gewissen mit leeren Ausflüchten beruhigen und nicht mehr an das Wort des Herrn gedenken: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist."

h) Jene Ehegatten, die, obgleich durch das große Geheimniß in Christo und seiner Kirche zu Einem Leib und zu Einer Seele vereinbart, doch fortwährend Trennungen unterhalten, einander zu hintergehen suchen, oder Befugnisse, Freiheiten und Verschwendungen sich erlauben, welche ohne Kränkung des Rechtes des Andern nicht Statt haben können. —

i) Jene Kinder, die ihre Eltern, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, auf mancherlei Weise bestehlen, von denen der Geist Gottes sagt: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt, und spricht, das ist keine Sünde, der ist ein Geselle des Todschlägers." — Jene Geschwister, die in Liebe und Einigkeit mit einander erzogen, jetzt um das väterliche Erbe sich zanken, anfeinden, einander zu hintergehen suchen und mehr durch Zwietracht als durch Liebe und Wohlwollen zu erkennen geben, daß sie Brüder und Schwestern sind. — Jene falschen Freunde, die ihre Dienstgefälligkeiten und Gunstbezeugungen auf Eigennutz bauen, und früher oder später die bittere Ueberzeugung erwecken: man habe eine Schlange in den Busen aufgenommen, während man glaubte, einem trauten, biedern Freunde sich zu widmen.

k) Alle Diejenigen, welche gestohlene Sachen verwahren, ver-

hehlen, an sich kaufen; die Verlorenes finden und für sich behalten, ohne sich Mühe zu geben, es dem Eigenthümer zurückzustellen; die durch Rath und That, durch Hilfeleistung oder Stillschweigen zur Beschädigung des Nächsten beitragen, oder fremde Ungerechtigkeit nicht hindern, wo sie könnten und sollten. (Abbts katholische Predigten und Homilien.)

14. Wie sich der Raub vom Diebstahl unterscheidet, und auf welche Weise man sich eines Raubes schuldig macht.

Wenn der Dieb heimlicher Weise etwas hinwegnimmt, so vollbringt der Räuber sein Verbrechen mit Wissen des Eigenthümers; er thut dem Besitzer Gewalt an und schont selbst das Leben desselben nicht, wenn es zur Erreichung seines Zweckes nothwendig seyn soll. Daher ist der Raub gar häufig auch mit Mord verbunden. Der Raub ist also noch eine größere Sünde als der Diebstahl, weil außer dem, daß dem Nächsten etwas genommen wird, man ihm auch noch Gewalt anthut.

Indeß erstreckt sich der Raub viel weiter, als man im gewöhnlichen Leben annimmt, und diejenigen, die sich vor den Menschen kaum als Diebe erkennen, sind vor Gott Räuber. Einmal sind nach dem römischen Katechismus diejenigen, welche den Taglöhnern den schuldigen Lohn nicht bezahlen, Räuber. Diese fordert der hl. Jakobus mit den Worten zur Buße auf: Wohlan, ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, welches über euch kommen wird. Jak. 5, 1. Und er setzt sogleich die Ursache hinzu, warum sie Buße thun sollen: „Denn sehet, der Lohn der Arbeiter, welche euere Felder geärntet haben, um den ihr sie betrogen, schreit, und ihr Geschrei ist vor die Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen.“ Diese Art Räuber wird im dritten und fünften Buche Moses (Lev. 19, 13; Deut. 24, 14), bei Malachias Kap. 3. V. 5. und Tobias Kap. 4. V. 15. gewaltig gemißbilliget. Im Laster der Raubsucht sind ferners befangen, welche die den Vorstehern der Kirche und den Obrigkeiten gebührenden Zölle, Abgaben, Zehenten und andere dergleichen Einkünfte nicht bezahlen, unterschlagen oder sonst entziehen. Hieher gehören auch die Wucherer, unter den Räubern die härtesten und grausamsten, welche das

arme Volk durch Zinsen berauben und würgen. Der Wucher war schon bei den Heiden ein sehr schweres Verbrechen, und als man einmal Einen fragte, was wuchern heiße, stellte er, statt eine Antwort zu geben, vielmehr die Frage: Was heißt einen Menschen umbringen? Einen Raub begehen auch die geldsüchtigen Richter, welche ihren Urtheilsspruch feil haben, mit Geld und Geschenken sich bestechen lassen und die beßte Sache der Geringen und Armen verkehren. Betrüger der Gläubiger, und die, welche die Schuld ableugnen, dann die, welche eine gewisse Zeit zu bezahlen bestimmen, und nicht Wort halten, werden ebenfalls Räuber genannt. Diesen scheint jener Spruch Davids zu gelten: Der Gottlose wird entlehnen und nicht wieder bezahlen. Ps. 36, 21. Was sollen wir von jenen Reichen sagen, welche von denen, die zu bezahlen unfähig sind, das Entlehnte zu streng einfordern, und wider Gottes Verbot auch jene Pfänder, die zum Leibesbedarf unentbehrlich sind, hinwegnehmen? Denn Gott spricht: Wenn du von deinem Nächsten ein Kleid zum Pfande genommen hast, so sollst du es ihm vor Sonnenuntergang wieder geben; denn er hat dieses allein, womit er sich bedeckt; es ist die Decke seines Leibes, und hat nichts anders, darauf er schläft. Wenn er zu mir rufen wird, werde ich ihn erhören, weil ich barmherzig bin. Exod. 22, 26. Unter die Zahl derer, welche man Räuber nennt, werden von den hl. Vätern auch die gerechnet, welche beim Mangel an Früchten das Getreide zurückhalten, und bewirken, daß aus ihrer Schuld das Getreide theuerer wird. Sie trifft Salomo's Fluch: Wer das Getreide verbirgt, der werde im Volke verflucht.

15. Unter allen Ungerechtigkeiten ist der Kirchenraub eine der fluchwürdigsten.

Kirchenraub (Sacrilegium) ist eine jede Verletzung, welche an Kirchen und geistlichen Sachen begangen wird.

Von jeher, und auch schon unter den Heiden geschah es, daß gewisse Gegenstände ausgewählt wurden, welche man Gott darbrachte und ihm als ein besonders geheiligtes Eigenthum anheimgab. Solche Dinge zu verletzen, oder räuberisch an sich zu bringen, galt immer als eine der ärgsten Frevelthaten, und wurde auch strenger als jeder andere Raub bestraft. Das geistliche Recht setzte

auf den Kirchenraub die Excommunication C. 1. 7. 17. 23. X. de sent. excom. C. 2. h. t. in 6. C. 5. Auch das bürgerliche Recht bestraft einen Kirchenraub schärfer als einen andern. Es verräth in der That große Verruchtheit, nach jenem Gute, das unter den besondern Schutz Gottes gestellt und durch die allgemeine Andacht der Gläubigen geheiliget ist, seine verbrecherischen Hände auszustrecken. Welch ein Recht wird einem solchen Menschen noch ehrwürdig, welch ein Besitz ihm noch unverletzlich seyn, wenn er selbst das Kirchengut anzutasten wagt? Nur ein Mensch, der ohne alle Gottesfurcht und völlig glaubenslos ist, ist eines solchen Frevels fähig.

An Kirchenräubern nimmt auch Gott gewöhnlich schwere Strafen. Die hl. Schrift selbst enthält mehre Beispiele dieser Art. Joas raubte die Kirchenschätze, und wir wissen, daß er von seinen eigenen Leuten ermordet worden ist. 4. König. 12. — Balthasar entehrte die heiligen Gefäße, und gleich darnach ward er getödtet. Dan. 5. Der Tempelräuber Antiochus ist in der Verzweiflung gestorben; und alle seine Vorsätze und alle Versprechungen, das Geraubte wieder zu ersetzen und seine Frevel auf das glänzendste gut zu machen, fanden vor Gott kein Gehör. 1. Maccb. 1. und 6. und 2. Maccb. 5. und 9. Heliodorus hätte den vorgehabten Raub mit dem Leben gebüßt, würde nicht Onias für ihn eine Fürbitte eingelegt haben. 2. Maccb. 3. Menelaus ist wegen eines solchen Raubes mit dem Tode bestraft worden, und seinem Bruder Lysimachus, der ebenfalls den Tempel beraubt hatte, ging es nicht besser. 2. Maccb. 3, 4. und 13.

Mit geraubten Kirchengütern ist gewöhnlich auch kein Segen verbunden. Von Heinrich VIII., König von England, erzählt uns die Geschichte, daß er außer andern Grausamkeiten und Gewaltthaten mehr den tausend Kirchen und Klöster, und darunter die ansehnlichsten und reichsten Abteien, geplündert und aufgehoben habe, so daß wohl der zehnte Theil davon hinreichend gewesen wäre, den königlichen Hof zu unterhalten. Aber nach wenigen Jahren war aller Reichthum wie der Rauch vom Winde verwehet, und Heinrich mußte seine Unterthanen mit Steuern furchtbar drücken. Mit Recht sagte daher Kaiser Karl V., Heinrich habe durch Aufhebung der Klöster selbst die Henne getödtet, welche ihm goldene Eier gelegt hätte.

Auch wir haben es durch die Säkularisation erlebt, wie viel Segen das Einziehen der Kirchengüter bringt. Man hat zu Anfang unsers Jahrhunderts alle Klöster und Stifte aufgehoben. Die Kirche hat dadurch viele Millionen verloren. Was war die Folge? Besserte sich der Wohlstand? Verminderten sich die Armen? Gerade das Gegentheil geschah? Jene Güter sind größtentheils verkommen, ohne zu wissen wie. Die, welche sie um einen Spottpreis ankauften, sind häufig verdorben. Einst blühende Abteien und Prälaturen, an deren Wohlstand die ganze Umgegend Theil nahm, wo viele hundert Hände Beschäftigung, unzählbare Arme Unterstützung, jeder obdachlose Wanderer gastliche Aufnahme fand, sind oft nur noch in traurigen Ruinen vorhanden. Die Armuth hat allenthalben zugenommen; eine eigene, früher kaum gekannte Klasse von Menschen, die der besitzlosen Arbeiter, ist entstanden und erfüllt mit Furcht und Besorgniß. Und sonderbar, gerade an jenen Orten, wo einst blühende Klöster waren, welche die ganze Umgegend im Wohlstande hoben, ist meistens die Noth und das Sittenverderbniß am größten. Sehet hier den Segen, der auf Kirchengütern ruhet, die man ihrer Bestimmung entzieht!

16. Veruntreuungen, die man im gewöhnlichen Leben nicht zu achten pflegt.

Man macht sich einer Menge von Ungerechtigkeiten schuldig, auf die man im gewöhnlichen Leben gar nicht zu achten pflegt. Dahin gehören die Entwendungen von Kleinigkeiten. Allein ist der unredliche Sinn auch eine Kleinigkeit? Und machen nicht Kleinigkeiten endlich Summen? Führen sie nicht allmählig zu groben Veruntreuungen? Dahin gehören ferner die Entwendungen, begangen an Reichen. Man sagt: er spürt es nicht. Wohl. Aber ist darum die Unehrlichkeit weniger Unehrlichkeit? Und ist darum die Verletzung der Heiligkeit des Eigenthums und der dießfälligen sittlichen Ordnung weniger Verletzung? — Dahin gehören die Unterschlagungen und Veruntreuungen, welche sich Gatten gegeneinander erlauben. Mancher Gatte macht sich nichts aus ihnen, weil es, wie er dafür hält, das Seinige ist, was er hinter dem Rücken seines Mitgatten nimmt, oder weil er es zu einem guten, von den Mitgatten unstatthaft verwahrlosten Zwecke gebraucht.

Allein vorausgesetzt, daß er nicht über ein abgesondertes Privat-Eigenthum zu verfügen habe, so ist es nicht das Seinige, was er entwendet, sondern das Gemeinsame. Und es ist und bleibt Unredlichkeit des Herzens, gegen den Mitgatten doppelt strafbar. Und es ist Heimlichkeit und Lüge, in der Regel von allerlei strafbaren Neigungen z. B. von Putz und Vergnügungssucht begleitet. Und es ist, selbst wenn die Zwecke gut scheinen, Urtheil in der eigenen Sache. Warum will der Gatte das Urtheil des Mitgatten über die Güte des betreffenden Zweckes nicht hören, und warum nicht achten? Eine Frau z. B. unterschlägt etwas, um den Armen Gutes zu thun. Gibt es einen schöneren Zweck? Aber sollte sie denn, wenn das Vermögen zu geben da ist, ihren Gatten nicht zur Bewilligung der Gabe zu bringen im Stande seyn, und sonach heimlich geben müssen? Oder wenn er die Bewilligung versagt, sollte er nicht vielleicht richtiger beurtheilen, was die Bedürfnisse des Hauses gestatten, was nicht; und ob bei Diesem oder Jenem eine Unterstützung gut oder übel angebracht sei? Und wenn er ihr am Ende auch mit Unrecht die Spende des Almosens verweigert, ist nicht Gehorsam besser, als Opfer? und besser, als Lüge und Veruntreuung? Was also thun? Kann das edle Herz dem Drange wohl zu thun nicht widerstehen, so breche sich der Mund an Speise und Getränk, die Sinnlichkeit an (vom Manne gestatteten) Putz und Vergnügen ab. So wird sie ein Eigenthum erwerben, über das sie nach Gefallen verfügen mag. — Dahin gehören die geheimen Schadloshaltungen, besonders gangbar unter Dienstpflichtigen. Wie gerne urtheilen sie, daß ihr Vertrag zu günstig für ihre Herrschaft sei; daß sie für außerordentliche Bemühung das und dieß verdienen und dergleichen. Allein, wie dem auch sei; sie sind Richter in der eigenen Sache: ihr Gericht ist also parteiisch und ungiltig. Doch, wenn sie auch wirklich unbestritten verkürzt wären, dürften sie um ihrer Beeinträchtigung willen die bestehenden Verträge eigenmächtig antasten, und dadurch die Sicherheit der äußeren Ordnung umstossen, durch ihr Beispiel Jeden, der Unrecht zu leiden glaubt, mit eigener Faust sich Recht zu nehmen ermächtigend und ermuthigend? O wie vieler Ungerechtigkeiten macht man sich schuldig, ohne dieselben nur zu erkennen?

17. Von den Hausdiebstählen.

Es ist sehr häufig, daß die, welche in einem Hause zusammen sind und eine Familie ausmachen, sich gegenseitig Unrecht thun und bestehlen: dahin gehören Eltern und Kinder, Mann und Weib, Vormünder und Waise, Herrschaften und Dienstboten u. s. w.

Die Eltern sind schuldig, ihre Kinder zu ernähren, zu erziehen und sie in den Stand zu setzen, daß sie ihr Brod verdienen können. Sie thun also ihren Kindern Unrecht und bestehlen sie gewissermassen, wenn sie denselben kein Gewerbe nach ihren Fähigkeiten lernen lassen, womit sie sich einst in der Welt ehrlich und redlich fortbringen können. Wenn sie ihre Kinder aus Mangel der nöthigen Bedürfnisse in Krankheit fallen; wenn sie sie verschuldeter Weise lahm, krumm oder wie immer verkrippelt werden lassen; wenn sie sich ohne rechtmäßige Ursache weigern, ihnen eine ihren Gütern entsprechende Aussteuer zu geben u. s. w., so machen sie sich neuerdings einer Ungerechtigkeit und gewissermassen eines Diebstahls gegen sie schuldig, weil sie ihnen entziehen, was ihnen gebührt.

Die Kinder begehen Ungerechtigkeiten und Diebstähle an den Eltern, wenn sie Geld oder Lebensmittel für sich bei Seite legen, um etwa sich schöne Kleider anzuschaffen, ihre Freunde zu beschenken oder es gar zum Spiel und zur Lustbarkeit zu verwenden. Das Geld und die Habschaften euerer Eltern gehören euch noch nicht zu: ihr könnt also auch damit nicht schalten und walten, wie ihr wollt, sondern ihr begehet so oft einen Diebstahl als ihr euern Eltern ohne Erlaubniß etwas nehmet. Ja der hl. Geist sagt sogar: Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas entzieht und sagt, es sei keine Sünde, der macht sich zu einem Genossen des Mörders, Sprüchw. 28, 24. Kinder, was saget ihr dazu, die ihr euere Eltern so oft beraubet, und wie man zu sagen pflegt, von ihrem Vermögen in euern Sack hauset?

So geschehen auch Diebstähle, wenn die ältesten Kinder vom Hause hinweg sich verheirathet haben, und zwar sowohl von Seite der Eltern und der noch unverheiratheten Kinder, als von Seite der Schwäger und Eidame: dieses dadurch, wenn man nicht beobachtet, was durch den Heirathsvertrag beschlossen worden ist, und ein jedes eigenmächtig an sich zieht, was es kann. Die Eltern

denken dabei oft nicht an die jüngern Kinder; sie geben einem Kinde Alles, um es vorgeblich gut zu versorgen; das ist aber Ungerechtigkeit gegen die übrigen. Die Stiefeltern zwacken an dem Bedungenen, wie sie können, und behalten das Abgenommene für sich zurück. Die Eidame bringen in Sicherheit, so viel sie nur immer können; die Geschwisterte verschleppen ebenfalls für sich ihren Theil. Unterdessen fällt die ganze Last auf die Erben, welche das Haus erhalten und auch für alle Schulden einstehen müssen. Die Eltern müssen, wenn sie ihre Güter einmal übergeben haben, mit ihrem Leibgedinge, und die Kinder mit ihrem Erbtheile zufrieden seyn.

Oft geschieht es, daß die Kinder sich nach dem Tode ihrer Eltern alles das eigen machen, was sie immer erhaschen können, ohne auf den ernannten Erben zu sehen, den sie bei dieser Gelegenheit offenbar bestehlen. Es gibt auch Kinder, die so gottlos und ungerecht sind, daß sie ihre Eltern auf dem Todbette hindern, das Gut, welches sie bisher ungerechter Weise besetzen haben, zurückzugeben; ja sie zwingen sie, das Testament nach ihrer Willkühr einzurichten. Sie lassen Niemand zum Kranken und bereden den Sterbenden, daß er unbesorgt seyn soll, indem sie selbst Alles auf sich nehmen und bezahlen wollen. Allein der Vater oder die Mutter ist kaum verblichen, so treten die Kinder die Erbschaft an und halten nichts von dem, was sie versprochen haben. Sie bezahlen weder das ungerechter Weise an sich gebrachte Gut, noch die Vermächtnisse zum Besten ihrer Seele, die für die Kirche oder die Armen bestimmt waren. Werden sie dessen angeklagt und überwiesen, so suchen sie die Zurückgabe wenigstens in die Länge zu ziehen.

Auch Vormünder und Waise bestehlen sich einander; denn es gibt Vormünder, welche falsche Rechnungen machen, Quittungen unterschrieben, das Geld, ohne es zu verzinsen, zu ihren Nutzen verwenden; die Früchte, welche sie für ihre Mündeln einzusammeln haben, verderben lassen oder ohne Noth im geringsten Preise verkaufen; ihr Geld an Leute ausleihen, bei welchen oft weder Zins noch Kapital mehr zu bekommen ist; oder ihnen Kostgeld aufrechnen, da sie doch in den Diensten ihres Vormünders öfters ihr Brod selbst sich verdienen müssen. Die Waise hingegen begehet eine Ungerechtigkeit an ihrem Vormünder, wenn sie von

ihm auch wegen dessen Schadenersatz verlangt, was ohne seine Schuld an Gütern, Früchten oder Geld zu Grunde gegangen ist, da sie doch weiß, wie genau und redlich er Alles besorgt hat, und daß von seiner Seite nicht die mindeste Untreue oder Nachlässigkeit unterlaufen sei. Zieht sie ihrem Vormünder einen ungerechten Prozeß zu, wodurch ihm Kosten verursacht werden, so ist es eben so viel, als wenn sie ihn bestohlen hätte, und sie ist im Gewissen verbunden, ihm denselben wieder zu ersetzen.

Zwischen den Eheleuten geschehen Diebstähle, wenn Eines für sich, und wie man sagt, in seinen Sack haust, ohne daß das Andere etwas davon weiß. Beide sind schuldig, die Güter miteinander zu verwalten und die Last gemeinschaftlich zu tragen, folglich auch das Errungene, wenn es im Ehevertrage nicht anders bedungen worden ist, in gleichem Antheil miteinander zu genießen. Das Weib ist verbunden, zum Nutzen des Mannes zu arbeiten; es soll nichts verschwenden, und eben so wenig unnöthige Ausgaben machen; es kann ohne die Einwilligung des Mannes in beträchtlichen Sachen nichts eigenmächtig oder willkührlich verordnen; ja es soll ohne des Mannes Zustimmung nicht einmal ein namhaftes Almosen geben. Es ist dem Weibe nicht erlaubt, sich etwas besonders zurückzubehalten. Geschiehts dennoch, so sind es Diebstähle, und die Gattin ist schuldig, das Entwendete aus ihren eigenen zugebrachten Gütern, wenn sie deren besitzt, oder im Abgange derselben durch Verdopplung ihres Fleißes in der Wirthschaft oder auch durch Ersparung der für ihre Kleider sonst bestimmten Ausgaben zu ersetzen. Es gibt aber auch Männer, welche ihren Gattinen, so wirthschäftlich sie immerhin seyn mögen, nichts anvertrauen und sie oft am Nothwendigen Mangel leiden lassen; es fehlt nicht an solchen Männern, die das, was ihre Gattinen durch Fleiß erworben haben, durch Spielen und Schwelgen wieder verschwenden. Solche Männer sind wahre Diebe und Räuber; sie entziehen oft ihrer Familie die nothwendigsten Bedürfnisse und verprassen sie.

Auch zwischen Herrschaften und Dienstboten finden Diebereien und Ungerechtigkeiten statt. Beide Theile sind vertragsmäßig übereingekommen. Die Herrschaft verspricht den Dienstboten auf eine gewisse Zeit zu behalten, ihn zu ernähren und ihm den bedungenen

Lohn zu geben; der Dienstbote hingegen verpflichtet sich, bei seiner Herrschaft bis zur festgesetzten Zeit zu bleiben, ihr getreu zu seyn, nach seinen Kräften zu arbeiten, deren Wohl, wie sein eigenes zu besorgen, ihren Nutzen nach Möglichkeit zu fördern. Wenn nun Einer oder der Andere an der Erfüllung des Vertrages etwas mangeln läßt, und für den Andern ein Schaden daraus entsteht, so macht sich der fehlende Theil an dem beeinträchtigten einer Ungerechtigkeit, einer Art Diebstahls schuldig. Dieß geschieht von Seite der Herrschaft, wenn sie ihren Dienstboten vor Ablauf der gesetzmäßigen Zeit und vielleicht ohne gekündet zu haben, fortschickt; wenn sie ihm nicht hinreichende, oder schlechte Nahrung gibt, so daß der Dienstbote an seiner Gesundheit und Körperkraft leidet; wenn sie ihn nicht zur bestimmten Zeit ausbezahlt oder gar ihm seinen Lohn verkürzt. Es kömmt manchmal vor, daß man den Dienstboten in eine feuchte, ungesunde Kammer legt oder ihn zu verschiedenen Verrichtungen gebraucht, wobei offenbar die Gesundheit leidet. Der Dienstbote sodann begeht Ungerechtigkeiten an seiner Herrschaft, wenn er ihr vor der Zeit entläuft; wenn er nicht nach Kräften arbeitet; das Gut der Herrschaft zu Grunde gehen läßt; ihr den Schaden, welchen ihr Andere zufügen wollen, nicht bei Zeiten meldet; wenn er ihr etwas entwendet, und wären es auch nur Kleinigkeiten: auch Eßwaaren darf er nicht eigenmächtig und nach Belieben sich zueignen, vorzüglich keine Leckerbissen.

Noch eigens gedenken wir hier der Viehhirten, deren Saumseligkeit nicht selten so viel Schaden verursacht. Sie treiben das Vieh oft in junge, aufkeimende Wälder, welche abgefreßen oder zertreten werden; sie hüten auf einer ungesunden Weide, wodurch Seuchen entstehen, und manches Stück aufgerieben wird; sie vertrauen die Heerde nachläßigen Knaben an, welche sie herumschwärmen lassen, so daß sich einige Stücke verirren, die dann in Wäldern oder auf Feldern großen Schaden anrichten. Manche Hirten schlagen das Vieh unbarmherzig, so daß es krank wird und umkömmt. Dabei nehmen sie oft Alles, was sie bekommen können, Holz, Rüben, Kraut, Obst u. s. w. Sie zerreißen Zäune und Hecken; sie zünden oft Feuer an, welches Bäume ergreift und verzehrt, oder doch macht, daß sie abstehen. O wie viel Schaden wird auf diese und ähnliche Weise gar oft muthwillig verursacht!

18. Auch die heimlichen Veruntreuungen sind eben so sündhaft als ungerecht.

Jeder ehrliebende Mensch sieht leicht ein, daß die heimlichen Veruntreuungen schändlich und ungerecht seien. Wer hat es wohl gerne, daß ihm seine Untergebenen oder sonstige Leute etwas auf verborgene Weise von seinem Eigenthume entziehen? Wenn wir also die Veruntreuungen verabscheuen, sobald sie an uns verübt werden, so müssen wir dieselbe Gesinnung haben, wenn sie Andere treffen; denn was du nicht willst, daß man dir thue, sollst du auch keinem Andern zufügen. Die heimliche Veruntreuung ist also nicht nur eine Sünde wider die christliche Nächstenliebe, sondern auch gegen die natürliche Billigkeit und Gerechtigkeit; denn das veruntreute Gut ist eben so fremdes Eigenthum, wie das gestohlene. Das Eigenthum muß aber heilig gehalten werden, sonst könnte die öffentliche Ordnung nicht bestehen.

Wer heimlich etwas veruntreut, ist auch von einem Menschen, der stiehlt, gar nicht viel verschieden; ja der erstere ist im gewissen Sinne noch gefährlicher als der letztere. Vor dem Dieb kann man sich verwahren und sein Haus verschließen; aber vor einem untreuen Menschen kann man sich so leicht nicht sicher stellen. Weil man in seine Redlichkeit kein Mißtrauen setzt, übergibt man ihm sein Gut; und weil er seine Veruntreuungen nur allmählig begehet, entdeckt man dieselben oft lange nicht; ja es ist nicht selten schon zu spät, wenn man darauf kömmt. So hat man den Dieb gleichsam an seinem Tische sitzend, und vor dem nämlichen, welchem man seine Sachen zur Bewachung anvertraut, wird man bestohlen. Ist das nicht abscheulich?

Freilich sagt der, welcher sich einer solchen Sünde schuldig macht, gewöhnlich: „Es ist ja eine Kleinigkeit, die der Besitzer gar nicht merkt.“ Ich will es zugeben, daß du jedes Mal nur wenig veruntreuest; aber wenn solche Veruntreuungen lange Zeit fortgesetzt werden: häuft sich da nicht etwas zusammen? Nicht wahr, wenn du eine solche Summe auf einmal nehmen wolltest, du würdest es für einen Diebstahl, für eine große Sünde halten: aber weil du es allmählig genommen hast, soll es keine Gewissenssache seyn? Leidet denn der Nächste in der Hauptsache nicht den

nämlichen Schaden, du magst ihm jenes mit einem Male oder nur allmählig entzogen haben?

Eben so grundlos ist jene andere Einwendung, welche eben so häufig vorgebracht wird, und darin besteht, daß man sagt: „Ich reiche mit meinem Lohn nicht aus; ich muß mir daher auf andere Weise etwas machen; Andere thun es ja auch.“ Darauf antworte ich dir: Wenn dir dein Lohn nicht hinreicht, und er offenbar zu gering ist, warum forderst du nicht mehr? Warum gingst du einen unbilligen Vertrag ein? Warum kündest du ihn nicht? Dieß wären erlaubte Mittel. Aber ist denn dein Lohn wirklich zu gering? Sieh, Andere haben nicht mehr, und ersparen sich sogar noch Manches. Ueppigkeit, Schwelgerei und übertriebener Kleiderputz ist die Ursache, warum dir nichts ausreicht. Beschränke dich darin, und du wirst nicht mehr nöthig haben, zu solchen Ungerechtigkeiten die Zuflucht nehmen zu müßen. Uebrigens bleibt die Handlungsweise ungerecht, und wenn sich auch noch so Viele derselben schuldig machen; denn was einmal verboten ist, kann durch das Beispiel Anderer nie erlaubt werden; was Sünde ist, bleibt Sünde, und sollten es auch noch so viele Menschen begehen, ja sollte es die Welt selbst als Tugend erklären.

Lasse sich also Niemand durch solche Scheingründe zur Veruntreuung des fremden Gutes verleiten. Folge Niemand dem Beispiele gewissensloser Menschen, sondern halte er sich vielmehr an das Gesetz Gottes. Jeder, den die Versuchung anwandelt, etwas veruntreuen zu wollen, werde durch die Worte des heiligen Geistes: „Ihr sollt nicht mehr nehmen, als was euch rechtmäßig gebührt“ — wie durch einen geheimen Zauber wieder zurückgehalten.

19. Eitle Vorwände, seine Diebstähle zu entschuldigen.

Es fehlt nicht an Solchen, welche unter mancherlei eitlen Vorwänden ihre Ungerechtigkeiten, die sie an Andern begehen, zu entschuldigen suchen.

1) Einige aus vornehmen Geschlechte, deren Pracht und Hochmuth unverträglich ist, glauben ihre Schuld zu verringern, wenn sie vorgeben, daß sie nicht aus Geiz einem Andern das Seinige nehmen, sondern um den Glanz und das Ansehen ihrer Familie und ihrer Ahnen zu erhalten, deren Achtung und Würde unter-

ginge, wenn sie nicht durch den Zusatz fremden Gutes unterstützt würde. Diese sollen bedenken, daß es nur eine Art gebe, Hab und Gut und die Herrlichkeit ihrer Ahnen zu erhalten und zu vermehren, wenn sie nämlich dem Willen Gottes gehorchen und seine Gebote vollziehen. Verachten sie aber diesen, so werden Macht und Güter, wenn sie auch wohl begründet sind, untergehen, um so mehr, wenn sie betrügerischer Weise erworben wurden. Wie sehr auf Solchen der Zorn Gottes lastet, bezeugt Isaias, wenn er sagt: Deine Fürsten sind untreu, Gesellen der Diebe, alle lieben Geschenke und gehen der Wiedervergeltung nach; darum spricht der Herr, Gott der Herrschaaren, der Starke in Israel: Ha, ich will mich über meine Feinde trösten und mich rächen an meinen Widersachern. Und ich will meine Hand wider dich kehren, und deine Schlacke aufs Reinste ausbrennen. Is. 1, 23. 24.

2) Es gibt Einige, welche zwar nicht den Glanz und die Herrlichkeit, sondern bessern Lebensunterhalt und größere Bequemlichkeit bei ihren Betrügereien zum Vorwande gebrauchen. Möchten doch diese einsehen, wie sehr Gott beleidigt wird, wenn man zeitlichen Nutzen und Bequemlichkeit seiner Ehre vorzieht. Es kann aber ein Diebstahl kein Vortheil seyn; denn über den Dieb, sagt die hl. Schrift, kömmt Schande und Reue. Ekkl. 5, 17. Gesetzt aber auch, es widerfahre dem Dieb hienieden nichts Nachtheiliges, so wird dennoch strenge Strafe jenseits ihn treffen. Dieß muß schon auf Erden ihn fortwährend beunruhigen und jede Freude ihm rauben.

3) Man kann bisweilen Diebe hören, welche da behaupten, daß sie keine Sünde begehen, wenn sie reichen und vermöglichen Leuten etwas entziehen, indem es ja diese gar nicht merken. O elende Entschuldigung! Auch den Reichen darf man nichts nehmen; denn Gottes Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ kennt keinen Unterschied zwischen reich und arm. Freilich ist die Sünde noch größer, wenn du den Armen bestiehlst; aber auch an dem Reichen ist der Diebstahl eine Ungerechtigkeit.

4) Einige entschuldigen sich mit der Gelegenheit, die ihnen zu stehlen gegeben ist; denn schon das Sprüchwort sage: „Gelegenheit macht Diebe.“ Diese mögen die Nothwendigkeit einsehen, ihren bösen Neigungen zu widerstehen. Wollte man Alles vollbringen,

was die böse Luft eingibt, wo wäre da Maß und Ziel der Laster und Verbrechen? Das ist ja eben wahre Tugend, die sich in der Versuchung bewährt. Wer sagt, er sündige deßwegen nicht, weil er keine Gelegenheit dazu habe, der hat eigentlich immer einen Willen zur Sünde.

5) Es fehlt nicht an Solchen, welche ihre Diebereien dadurch entschuldigen, daß sie sagen, sie seien das Stehlen schon so gewohnt, daß sie nicht leicht mehr davon abstehen können. Aber Unglückliche! wie könnet ihr dem ewigen Verderben entgehen, wenn ihr euch nicht bessert? Werdet ihr euch wohl an die ewige Strafe gewöhnen können? Der Gewohnheitssünder muß sich ja vor allem bessern. Dazu ladet ihn auch der Apostel ein, wenn er sagt: Wer gestohlen hat, der stehle nun nicht mehr. Ephes. 4, 28.

6) Einige sagen, sie stehlen, um sich zu rächen; denn ihnen sei von Andern dasselbe Unrecht widerfahren. Diese sollen erwägen, daß es Niemanden erlaubt sei, die Unbilden zu rächen; dann, daß es Niemand erlaubt sei, in seiner eigenen Sache Richter zu seyn, endlich, daß noch viel weniger gestattet werden könne, daß Andere büßen, was ihnen von Einigen widerfahren ist.

7) Endlich meinen Einige, den Diebstahl aus diesem Grunde rechtfertigen zu können, weil sie von Schulden gedrückt werden, und sich dieser nicht anders entledigen können, außer sie bezahlen sie durch den Diebstahl. Solche Verblendete mögen erkennen, daß das menschliche Geschlecht von keiner größern Schuld gedrückt werden könne, als die ist, deren wir im Gebete des Herrn täglich mit den Worten gedenken: Vergib uns unsere Schulden. Ist es daher nicht Sache eines unsinnigen Menschen, Gott noch mehr schuldig seyn, d. h. mehr sündigen zu wollen, um das, was er den Menschen schuldig ist, zu bezahlen? Wenn es schon hart ist, in ein zeitliches Gefängniß geworfen zu werden: um wie viel schwerer wird es nicht seyn, im ewigen Schuldthurm der Hölle zu schmachten? Wollten diese doch ihre Kräfte anwenden, dabei ihr Vertrauen auf den Herrn setzen, so würde es ihnen möglich werden, sich ihrer Verbindlichkeiten auf eine erlaubte Weise zu entledigen.

20. Nach welchen Regeln soll der Preis der in den Handel kommenden Dinge und der von Andern geleisteten Dienste bestimmt werden?

Es ist fast allgemeiner Grundsatz des handelnden Publikums, ein Jeder dürfe seine Waare so hoch hinauftreiben, als ihm nur möglich sei. Allein diese Handlungsweise zeigt nur, daß die christliche Liebe immer seltener unter den Menschen wird, und der Eigennutz alle übrigen Rücksichten, die man billig nehmen soll, verdrängt. Billigkeit und Gerechtigkeit verlangt es, sich bei Bestimmung des Preises seiner zum Verkauf bestimmten Sachen etwa von nachstehenden Grundsätzen leiten zu lassen:

1) Man muß die zum Lebensunterhalt erforderlichen Dinge von den bloß nützlichen oder nur zur Gemächlichkeit oder gar zur überflüßigen Pracht dienenden Sachen wohl unterscheiden. So lange nun kein Abgang der erstern wegen Unfruchtbarkeit der Erde oder andern zerstörenden Ereignissen ist, so sollen dieselben immer einen solch mäßigen Preis haben, daß Leute, welche nur geringen Taglohn haben, sich noch die nöthigen Lebensmittel verschaffen können.

2) Dinge, welche nur zur Gemächlichkeit erfordert werden, haben für sich selbst schon, ohne Rücksicht auf das äußere Verhältniß ihres Vorrathes einen höhern, innern Werth; folglich dürfen sie auch einen höhern Preis haben, als die allgemein zur Nothdurft erforderlichen Sachen.

3) Bloß zur überflüßigen Lust oder zur eitlen Pracht dienende Sachen fordern den höchsten Preis für sich selbst.

4) Dienste und Arbeiten, welche weder besonders Kunst noch Kosten erfordern, an sich aber im menschlichen Leben nothwendig sind, sollen nur so theuer bezahlt werden, daß die, welche sie leisten, den Lebensunterhalt haben. Künstliche Arbeiten aber haben billig einen höhern Preis.

5) Wenn der Preis der Lebensmittel wegen geringen Vorrathes, oder aus andern Gründen sich merklich steigert, so fordert es die Billigkeit, daß auch den Arbeitern, insbesonders, wenn sie nothwendige Dienste leisten, der Lohn erhöhet wird.

6) Die Noth an und für sich allein, in welcher sich entweder der Verkäufer oder der Käufer einer Sache befindet, legt

keine Pflicht auf, den Preis zu erhöhen oder zu erniedrigen; indeß wird der Menschenfreund auch hier gerne billige Rücksichten eintreten lassen.

21. Von der Schändlichkeit und Schädlichkeit der Betrügereien im Handel und Wandel.

Es gehört zu den Schwachheiten der menschlichen Natur, daß wir beständig dem Betruge und der Arglist ausgesetzt sind. Denn kein Mensch sieht dem Andern ins Herz und keiner weiß des Andern heimliche Gedanken und Absichten. Diese Schranken des menschlichen Geistes benützen schlechte Menschen, um ihren Nächsten zu hintergehen. Aber welch ein schändliches Verfahren, vor dem selbst redliche Heiden Abscheu hatten! Die wechselseitige Treue und Ehrlichkeit im Verkehr ist schlechterdings nothwendig, wenn ein Staat oder eine bürgerliche Gesellschaft gut bestehen soll; denn Handel und Verkehr macht das Leben und die Seele des Staates aus. Wenn nun aber die Treue wankend geworden; wenn Keiner auf des Andern Wort und Zusage sich mehr verlassen kann; wenn die bürgerlichen Contrakte nicht mehr giltig und heilig sind; wenn Jeder nur darauf dächte, wie er den Andern durch List übervortheilen könnte: was für Unordnungen und Zerrüttungen würden daraus entstehen? Wie würde nicht der Lauf der bürgerlichen Geschäfte, Handel und Gewerb, ins Stocken gerathen? Was für Zänkereien würden entstehen, zu welchen Gewaltthaten würde es kommen!

Hieraus erhellet, wie schändlich der Betrüger handelt. Er unternimmt etwas, das, wenn es die meisten Menschen thäten, die gräulichste Verwirrung in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Er versündiget sich demnach auf gräuliche Weise an der öffentlichen Ordnung, und ist von einem Diebe nicht viel verschieden. Denn der Dieb nimmt dem Nächsten das Eigenthum geradezu; der Betrüger aber bringt es unter der Larve eines Vertrages an sich, und macht sich am Ende über die Kurzsichtigkeit und Einfalt des Betrogenen auch noch lustig. Soll sich nicht ein jeder Mensch schämen, ein solches Unrecht zu begehen? Um wie viel mehr nicht ein Christ, der seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben verbunden ist?

Wer indeß in das Laster der Betrügereien verfällt, schadet sich selbst am meisten. Es geschieht sehr selten, daß ein Mensch, der mit Betrug sich abgibt, unbemerkt bleibt. Kommen nun seine Betrügereien an den Tag, so verliert er die Achtung seiner Mitmenschen; man traut einem Solchen nicht mehr; sein guter Name ist gebrandmarkt, sein Credit dahin. Man zieht sich von ihm zurück, und meidet allen Verkehr mit ihm. Dadurch wird sein Gewerb geschwächt, seine Haushaltung geräth in Verfall; er sinkt oft bis zum Bettelstab herab. Was hat er nun von seinen Betrügereien? Wo ist der Gewinn, den er gemacht; wo das Glück, das er durch Betrug gefunden? Wäre es nicht besser für ihn gewesen, wenn er ehrlich gehandelt, und dadurch das Zutrauen zu sich aufrecht erhalten hätte? Wie weit eher könnte er sich jetzt in guten Umständen befinden? Wenn er aber auch seine Betrügerei so gut zu verstecken weiß, daß sie nicht entdeckt wird, hat Gott nicht noch andere Mittel, ihn zu bestrafen? Kann er nicht Unglücksfälle über ihn verhängen, wodurch sein in Betrug gemachter Gewinn wieder dreifach dahingehet? Weiß man nicht Beispiele dieser Art genug? Ja, ist dieß nicht der gewöhnliche Weg, den die Betrüger geführt werden? Die tägliche Erfahrung bestätigt es, daß Betrüger keinen Segen haben, daß ihre Reichthümer wie der Reif von den Sonnenstrahlen hinschwinden, und die reichsten, im Betrug erworbenen Schätze sich verlieren, so daß man selbst nicht weiß, wo sie hingekommen sind.

Wollen wir aber dieß Alles bei Seite lassen; wollen wir den Fall setzen, daß ein solcher Mensch mit seinen Betrügereien nicht nur ungestraft durchkomme, sondern daß er sich wirklich bereichere, und wie man sagt, sein Glück mache; wollen wir den Fall setzen, daß sich Einer durch Betrug ein großes Vermögen sammle, so daß er sich alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen kann: ist er deßwegen wirklich auch schon glücklich? Wird ihm sein Gewissen nicht manchmal Vorwürfe machen? Muß er sich nicht schämen vor sich selbst, wenn beim Anblicke seiner Schätze der Gedanke seine Seele durchfährt: dieß ist lauter gestohlenes Gut, an dem der Schweiß und das Blut der Armen, der Wittwen und Waisen hängt? Wird ihm nicht auch manchmal bange vor dem Tode und dem darauf folgenden Gerichte? Und wenn die Stunde des Todes

wirklich heranrückt, und er Alles verlassen; wenn er vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen und von Allem Rechenschaft ablegen soll: wie wird ihm da zu Muthe werden? Welche Bangigkeit, welche Furcht, welches Entsetzen wird ihn befallen? Jetzt auf Erden haben solche Leute freilich allerlei Ausflüchte. Die Noth hat uns dazu gezwungen; wir konnten uns ehrlich nicht mehr fortbringen, wir mußten zu andern Mitteln greifen; denn die Zeiten sind zu hart: so heißt es gewöhnlich. Aber das sind eitle Vorwände. In der Regel ist es nicht wahre Noth, welche solche Leute zum Betrug verleitet, sondern nur eine selbstgemachte. Man will nämlich überall mitmachen, bei jeder Gelegenheit groß thun. Da ist es freilich kein Wunder, wenn der rechtmäßige Erwerb nicht mehr ausreichen will.

Täusche sich also Niemand selbst; suche er im Betruge nicht sein Glück: er wird in demselben nur seinen Ruin finden.

22. Was im Handel und Wandel vor Betrug bewahrt.

Um sich im Handel und Wandel mit seinem Nächsten vor Betrug zu bewahren, lerne man, sich mit Wenigem zu begnügen. Es ist zwar der Besitz zeitlicher Güter an und für sich keine Sünde; im Gegentheil, wer viel hat, kann auch viel Gutes thun. Nur halte Niemand den Besitz eines großen Ueberflußes unumgänglich nöthig, um glücklich seyn zu können. Es gibt Viele, die wenig oder nichts besitzen, und haben dabei ein heiteres Gemüth. Ein großer Ueberfluß kömmt doch seinen Besitzern nicht ganz zu Gute, und Manche haben davon nicht mehr Nutzen, als von Schätzen, welche noch in der Erde liegen. Für die Unsrigen ist es auch nicht immer vortheilhaft, wenn wir ihnen viele Güter sammeln; Vielen wäre es besser gewesen, ihre Eltern hätten in ärmern Vermögensumständen gelebt: sie würden dann weniger verzärtelt seyn, und die sie etwa treffenden Unglücksfälle leichter tragen können. Wer diese Grundsätze theilt, wird nicht mit unersättlicher Begierde nach zeitlichem Besitzthume trachten; er wird sich bei seinem Geschäfte mit einem mäßigen Gewinn begnügen, und daher auch nicht in den Fall kommen, daß er den Nächsten unrecht thut und so fremdes Eigenthum an sich bringt.

Sehr oft ist Trägheit und Müssiggang eine Quelle der Un-

gerechtigkeiten im Handel und Wandel. Manche wollen, wenn sie gleichwohl Kräfte dazu hätten, nicht arbeiten, oder sie haben keine Lust, ihre Geschäfte zu vollenden; sie fangen Alles an und bringen nichts zu Ende. Sie verdienen sich daher natürlich auch nicht das, was sie zu ihrem eigenen und ihrer Familie Unterhalt brauchen; und doch wollen sie nicht nur leben, sondern noch obendrein alle Vergnügungen mitmachen, wozu sie bei ihrer Geschäftslosigkeit von selbst hingerissen werden. Kann es nun anders kommen, als daß Solche, da sie sich auf rechtschaffene Weise nicht fortbringen, unlautere Erwerbsquellen öffnen? Jener ungerechte Haushälter sprach zu sich selbst: was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir. Graben (arbeiten) mag ich nicht, und zu betteln schäme ich mich; doch ich weiß, was ich thue Luk. 16. Und seine Gedanken gingen dahinaus, sich durch Betrug zu helfen. Ich weiß schon, was ich thue, denkt auch so mancher Müssiggänger, der ein gemächliches Leben führen möchte: ich will für meine Arbeit und Waare mehr fordern, als billig ist; ich will Maaß und Gewicht verfälschen; ich will das anvertraute Gut unterschlagen; will unrichtige Rechnungen machen, will borgen und nicht bezahlen u. s. w. Aber wie weit sicherer und rühmlicher wäre es, mein Freund, wenn du zu dem Gewinn, welchen du betrügerischer Weise auf einmal machest, als ein redlicher Mensch und mit Anstrengung deiner Kräfte nach und nach gelangtest? Du hättest mit deiner Errungenschaft nicht bloß mehr Freude, sondern auch mehr Segen. Möchte daher jeder seine Zeit und seine Kräfte gebrauchen, so würde er leicht sich und die Seinigen ernähren können, und hätte nicht nöthig, zu unlautern Erwerbsmitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Schützt Arbeitsamkeit gegen Betrug, so läßt sich dasselbe auch von der Sparsamkeit sagen. Es ist zwar nicht so gemeint, als dürfte man, befindet man sich auch in noch so glücklichen Umständen, durchaus nicht mehr ausgeben, als die äußerste Noth verlangt. Im Gegentheil, es ist denen, welche es vermögen, nicht nur erlaubt, einigen Aufwand zu machen, sondern manchmal sogar rathsam. Wenn der Umlauf des Blutes im menschlichen Körper gehemmt wird, so leidet die Gesundheit, und wenn die Reichen Alles, was ihnen zufließt, fest an sich halten und nichts mehr auf

Wohnung, Kleidung und die übrigen Lebensbedürfnisse verwenden wollten: wie traurig würde es dann für viele Stände aussehen? In dem Maße, als uns die irdischen Güter zufallen, sollen wir sie auch wieder in die Glieder der menschlichen Gesellschaft vertheilen. Ein Sparsamer ist deßwegen noch kein Geizhals; er gibt gerne aus, aber mit Bedacht. Er macht einen Ueberschlag, und fragt sich, wie viel seine Vermögensumstände erlauben, und nach der Antwort bestimmt er seine Ausgaben. Er scharrt nicht ängstlich zusammen, aber er wirft auch nichts hinweg; er legt nicht Alles zurück, was er, ohne Hunger zu sterben, zurücklegen könnte, aber er setzt sich auch nicht der Gefahr aus, zuletzt darben zu müssen. Wer einmal angefangen hat, ein Verschwender zu seyn, dem kostet es viele Mühe, in seine Schranken wieder zurückzukehren. Er sieht es vielleicht bald ein, daß seine Art zu leben kein gutes Ende nehmen wird; aber diese Lebensweise aufgeben, nach allem Vordrängen zur Höhe, die sich von ihm nicht behaupten läßt, wieder auf seine Stelle zurücktreten, und dadurch thatsächlich gestehen, er habe sich vornehmer gestellt, als er war: dieses kömmt ihm zu schrecklich vor, so daß er lieber, so lang es nun einmal angehen mag, seinen gewohnten Weg fortzusetzen sucht. Dabei muß er aber zu unlautern Mitteln seine Zuflucht nehmen: er betrügt im Kauf und Verkauf, verfälscht die Waare, verkürzt den Arbeitern den Lohn, läugnet Schulden ab, schlägt Gelder unter und wendet andere diebische Kunstgriffe an, wie sie ihm die Gelegenheit darbietet. Der Sparsame hingegen hat nie nöthig zu solchen Niederträchtigkeiten zu greifen. Er hat sich wohl vorgesehen, sich keine Bedürfnisse zu machen, die er zu befriedigen nicht im Stande ist; seine gewöhnlichen Einkünfte reichen zu seiner gleichförmigen Lebensart hin; und wenn ihm hie und da selbst ein Unfall oder ein Verlust zustossen soll, so ist gewöhnlich sein Vorrath durch seine Häuslichkeit schon der Art angewachsen, daß er, ohne zu schlechten Mitteln greifen zu müssen, sich helfen kann.

Haben wir auch bei Genügsamkeit, Lust zur Arbeit und Sparsamkeit ein kindliches Vertrauen auf Gott, so stehet unser Vorsatz, mit dem Nächsten im Handel und Wandel redlich umzugehen, auf dem festesten Grunde. Wir sehen manchmal, daß Jemand auf verbotenem Wege schneller reich wird, als auf der Bahn des

Rechts es möglich ist. Wir bleiben, indem wir Gott und unserm Gewissen getreu sind, nicht nur zurück, sondern es hat sogar das Ansehen, als würden wir ohne Veränderung unserer Grundsätze zuletzt nicht gut fortkommen; man bedauert uns vielleicht spöttelnd und lacht uns aus, daß wir uns über die Bedenklichkeiten, welche so Vielen keine Unruhe mehr machen, nicht hinaussetzen wollen. Wir sind bereits in Versuchung, die alte Ehrlichkeit einmal außer Acht zu lassen, und diese Versuchung wird um so stärker, je mehr die Zahl der Unredlichkeiten anwächst. Hier ist festes Vertrauen auf Gott nothwendig. Wir müssen erwägen, daß Gott die, welche ihm treu bleiben, nie verlassen wird. Er hat viele Wege, uns und den Unsrigen zu helfen. Nach Kümmernissen vieler Jahre, welche unsere strenge Gewissenhaftigkeit verursachte, kann er uns auf einmal hervorziehen. Wenn er aber auch, ihr redlichen Seelen! euere Rechtschaffenheit euch hienieden nicht belohnt, so kann er sie an euern Kindern segnen. Schon der gute Name, welchen ihr auf sie gebracht, ist ihnen ein köstlicher Schmuck, und mehr werth, als ungerecht erworbene Reichthümer. Endlich die großen Belohnungen in der Ewigkeit bleiben euch gewiß nicht aus.

23. Von der Bestechung.

Unter Bestechung versteht man einen ungerecht ausbedungenen Lohn für etwas, das man ohnehin zu thun verpflichtet ist. Ich sage: ein ausbedungener Lohn, d. h. die Belohnung in Geld oder Geldeswerth muß entweder ausdrücklich oder auf stillschweigende Art mit dem Beisatze bedungen seyn, daß man ohne dieselbe das Versprochene nicht leisten würde. Daher ist es eigentlich keine Bestechung, wenn du Jemanden eine Gefälligkeit erweisest, und nachher für deine Mühe ein freiwilliges Geschenk von dem Andern erhältst, wenn nur dieß nicht ausbedungen war, und du auch ohne dasselbe den nämlichen Dienst geleistet hättest. Freilich ist es immer edler, wenn man für seine geleisteten Dienste gar kein Geschenk annimmt; denn je mehr du auf den Lohn bei den Menschen bedacht bist, desto weniger wirst du einstens bei Gott erlangen.

Der Sünde der Bestechung machen sich nun jene schuldig, welche die Macht haben, im geistlichen oder weltlichen Stande gewisse Aemter und Stellen zu besetzen oder die doch Vieles dazu

beitragen können; die aber bei solchen Besetzungen mehr auf Geschenke als auf Verdienste, mehr auf ihren eigenen Nutzen als auf das allgemeine Beßte sehen. Die so handeln, machen sich, wie auf der Hand liegt, einer der größten Ungerechtigkeiten schuldig. Denn wenn in der Folge solche durch Bestechung eingedrungene Diener der Kirche oder des Staates ihre Pflichten nicht erfüllen; wenn sie aus Mangel der Fähigkeit, oder des Fleißes und der Rechtschaffenheit tausenderlei Uebel stiften, und in Folge dessen viele Menschen, ja ganze Gemeinden leiden müssen; wenn durch solche Miethlinge Fähigere und Würdigere von Aemtern verdrängt werden, auf welche sie die gerechtesten Ansprüche hätten: wer ist Schuld an allem diesen Unheil? O welch schreckliche Verantwortung laden sich solch eigennützige Menschen auf?

Dieselbe Beschaffenheit hat es mit jenen, welche als Richter aufgestellt sind, und die heiligste Pflicht auf sich haben, in Streitigkeiten unparteiisch das Recht zu sprechen. Wenn nun solche Diener der Gerechtigkeit der Bestechung zugänglich sind, und nach den Geschenken ihr Urtheil einrichten: welche himmelschreienden Bedrückungen müssen nicht daraus entstehen! Wie viele Seufzer werden nicht dadurch den Wittwen, Waisen und sonstigen armen und verlassenen Familien entlockt, wie viele Thränen der verfolgten und unterdrückten Unschuld ausgepreßt!

Diese Sünde der Ungerechtigkeit wird noch in hundert andern Fällen begangen; denn der Eigennutz und die Selbstsucht wird immer allgemeiner; der Geist der Liebe und der Dienstfertigkeit aber wird immer seltner. Man will für jeden Federzug, für jeden Schritt, für jede noch so unbedeutende Dienstleistung belohnt, bezahlt werden. Kaum bemerkt man, daß der Nächste einen Dienst nöthig haben möchte, so richtet man die Augen schon auf seinen Säckel. Was willst du mir geben, heißt es immer, wenn ich dir diesen oder jenen Gefallen erweise? Aber was soll man dir denn geben? Ist es denn nicht ohnehin schon deine Pflicht, es zu thun? Schämst du dich nicht, deine Habsucht so offen zu zeigen? Ist denn alle Liebe zu dem Nächsten in dir völlig erloschen, so daß du für ihn keinen Fuß und keine Hand mehr bewegen magst? Hängt denn deine ganze Seele am zeitlichen Lohn? Hat Gottes Lohn in deinen Augen keinen Werth mehr? Wie kannst du so

niederträchtig seyn, und sogar den Schweiß der Armuth heißhungrig verzehren?

Indeß sündigt nicht bloß derjenige, welcher der Bestechung zugänglich ist, sondern auch der, welcher zu diesem Mittel seine Zuflucht nimmt; denn man verleitet dadurch den Richter zu einem schiefen Urtheil, und macht das Recht gleichsam käuflich. Auch wird durch diese übel angebrachte Freigebigkeit der Geiz und die Habsucht der Andern gereizt und unterhalten. Ein ehrlicher Mann schämt sich jeder Zeit eines solchen Mittels; nur schmutziger Eigennutz, der nichts verschmäht, was ihm Gewinn bringt, nimmt dazu seine Zuflucht. Die Bestechung ist immer auch für den, der sich derselben bedient, eine Ungerechtigkeit. Wer die geraden Wege der Gerechtigkeit wandeln will, bedarf keiner besondern Gunst und Gnade: das Recht selbst spricht für ihn. Aber der, welcher das Recht gegen sich hat, gibt sich Mühe, durch seinen Mammon sich Freunde zu machen.

O möchte es doch keine solch niederträchtige Seele mehr geben, welche der Bestechung zugänglich ist, und Niemand sich mehr finden, der derselben zur Erreichung seiner Zwecke sich bedienet. Schau Niemand mehr auf das fremde Beispiel; sage Keiner: Andere machen es eben so; warum soll nicht auch ich es thun? Dieses Beispiel ist keine Entschuldigung im Gerichte Gottes; denn man wird nicht nach dem Betragen Anderer, sondern nach dem Gesetze des Evangeliums gerichtet. Darum wandle Jeder die geraden Wege der Gerechtigkeit und meide Jeder die krummen Pfade des Betruges!

24. Ueber den Wucher.

Es ist nicht verboten für ein gegebenes Darlehen mäßige Zinsen zu verlangen, oder im Kauf und Tausch einen billigen Gewinn zu machen; denn da durch Gottes Anordnung einmal das Recht des Eigenthums eingeführt und der Gebrauch des Geldes in Handel und Wandel entstanden ist, so ist die Einführung der Zinsen eine nothwendige Folge davon. Denn es ist nicht zu verlangen, daß derjenige, der einiges Geld übrig hat, und es dem Andern überläßt, der dadurch oft gewinnreiche Geschäfte macht, gar keinen Gewinn haben soll, ungeachtet er sich manchmal der

Gefahr aussetzt, sein Eigenthum zu verlieren. Würden nicht die meisten Reichen ihr Geld bei sich behalten, wenn mit einem Verleihen gar kein Vortheil für sie verbunden wäre? Das wäre aber für den ärmern Theil eine mißliche Lage. Mäßige Zinsen zu nehmen ist also nicht gegen das Evangelium. Darum tadelte der Heiland auch jene Knechte nicht, die mit ihren empfangenen Talenten wucherten und diese ihrem Herrn mit reichlichem Gewinn zurückstellten, sondern vielmehr jenen tadelte er, der sein Talent vergrub und nichts gewann. Es ist auch in den christlichen Ländern ein mäßiger Zinsenfuß eingeführt; selbst der Unterhalt der Kirchen und die Besoldung ihrer Diener sind häufig auf diese Art Einkommen angewiesen. Ferners muß es Leute geben, welche die Lebensmittel und andere in der menschlichen Gesellschaft nothwendigen Dinge herbeischaffen und zum Verkauf in Bereitschaft halten, so daß ein Jeder, was er für sich und die Seinigen nöthig hat, leicht erhalten kann. Nun würde sich aber Niemand die Mühe dazu nehmen und die nöthigen Kosten aufwenden, wenn er beim Wiederverkaufe nicht wenigstens so viel gewänne, daß er seinen Lebensunterhalt habe. Gewiß würde also ohne einen mäßigen Gewinn aller Handel aufhören, und hörte dieser auf, welch schlimme Folgen! Wie viele tausend Dinge im menschlichen Leben müßten wir entbehren oder könnten sie uns nur mit großer Mühe und mit vielem Aufwande verschaffen.

Aus allem diesem folgt, daß ein mäßiger Gewinn in diesen Fällen nichts Unerlaubtes ist. Aber anders verhält sich die Sache, wenn man einen unmäßigen Gewinn verlangt, und also Wucher im schlimmen Sinn des Wortes treibt, d. h. wenn man bei einem Darlehen oder beim Verkauf einer Sache mehr Gewinn anspricht, als gesetzlich erlaubt ist; wenn man die Noth seines Nebenmenschen dazu gebraucht, sich zu bereichern, jenen aber vollends zu Grunde zu richten.

Dieses Wuchers machten sich nun vorzüglich jene schuldig, welche bei ihrem Darlehen so harte Bedingnisse setzen und so unmäßigen Vortheil verlangen, daß sie den gewöhnlichen Zinsfuß übersteigen und dadurch den Nebenmenschen, statt ihm zu helfen, immer in tiefere Armuth versenken. Dieses ungerechten Wuchers machen sich schuldig jene, welche die nothwendigsten Lebensmittel,

wie Getreide, durch allerlei Ränke und Schleichwege an sich bringen, und dann erst wieder um einen merklich erhöhten Preis verkaufen, wodurch der Preis der nothwendigen Lebensmittel zum größten Nachtheil des gemeinen Mannes vertheuert, und der Lebensunterhalt selbst erschwert wird. Unter die ungerechten Wucherer können ferners auch jene gezählt werden, welche bei Vermiethung ihrer Häuser und Wohnungen, oder beim Ausleihen auf Pfänder, bei Verträgen oder sonst im Handel und Wandel so eigennützig zu Werke gehen, daß sie von ihren Nebenmenschen einen übermäßigen Gewinn ziehen, den sie gar wohl entbehren könnten, den aber der minder Begüterte nur mit großem Nachtheil bestreiten kann.

Ein solcher Wucher ist immer eine große Ungerechtigkeit, gegen welche schon der alte Bund eifert. Denn im dritten Buche Mosis heißt es: Du sollst dein Geld nicht auf Wucher leihen. c. XXV. V. 37. Und wenn David fragt: Herr, wer darf in deinem heiligen Zelte wohnen? — so antwortet er unter Anderm: Derjenige, welcher sein Geld nicht auf Wucher gibt. Den Wucher sieht also David für eine so große Sünde an, daß der Mensch dadurch unwürdig gemacht wird, die Schwelle des Heiligthums zu betreten. Um so mehr muß sich der Christ vor dem Wucher hüten, da er der christlichen Nächstenliebe völlig entgegen ist, und diese in der Wurzel zernichtet; denn wie läßt sich die Nächstenliebe mit dem schmutzigsten Eigennutze verbinden? Wie kann derjenige seinen Nächsten lieben, der ihm in seinen Nöthen nicht bloß nicht zu Hilfe kömmt, sondern diese als Gelegenheit benützt, ihn vollends zu Grunde zu richten?

Welches Unheil bringt ferner der Wucherer nicht bloß über einzelne Menschen, sondern auch über ganze Gemeinden und selbst über Länder und Staaten. Ich sage: über einzelne Menschen, nämlich über jene, welche durch die Noth gezwungen sind, solche übertriebene Zinsen zu entrichten. Wie hart fällt diesen Leuten ein solcher Wucher? Wie sehr müssen sie sich beschränken, wie sehr abmühen, um die ungerechten Anforderungen ihrer hartherzigen Schuldherren erfüllen zu können! Aber bei aller Mühe wird es ihnen oft zuletzt unmöglich, die schweren Zinsen zu erschwingen. Dadurch kömmt ihr Hauswesen immer mehr herab, sie gerathen sogar oft mit Weib und Kindern an den Bettelstab, oder sie

nehmen zu ungerechten Mitteln, zu Betrügereien und Diebereien ihre Zuflucht, um ihrer Noth zu steuern. Auf diese Weise gehen manche Familien zeitlich und ewig zu Grunde.

Welche traurigen Folgen entstehen nicht für das öffentliche Wohl, für ganze Länder und Staaten, wenn durch den Wucher die Zinsen immer mehr erhöhet oder die Preise der nothwendigsten Nahrungsmittel immer mehr hinaufgetrieben werden; wenn durch dieß Alles immer mehre Menschen in die bitterste Armuth versetzt und völlig ausgesaugt werden? Wie viel Jammer und Elend wird dadurch verbreitet? Ein Land ist sicher weder glücklich, noch ruhig, wenn nur Einzelne im Ueberflusse sitzen, alle Uebrigen aber den bittersten Mangel leiden. Wo es einmal dahin gekommen ist, ist Alles wankend geworden, und weder Besitz noch das Leben mehr sicher, weder die Kirche noch der Thron mehr fest. Einer solch allgemeinen Auflösung, dem in unsern Tagen so sehr zu fürchtenden Communismus, arbeiten die Wucherer in die Hände, und bereiten sich dadurch ihr eigenes Grab.

Der Wucherer ladet sich eine entsetzliche Verantwortung auf; denn er trägt das Seine dazu bei, um das Glück der Familien und Staaten zu zerstören; er ist gar häufig der Urheber der gefürchtesten Landplage: er führt oft Theuerung und Hungersnoth herbei. Er verleitet manche Menschen zu den sündhaftesten Handlungen, und hilft so, als ein wahrer Sohn des Satans, die Menschheit verderben. Er ist die Ursache, daß so viele Klagen gegen den Himmel steigen. Diese Klagen und Seufzer der gepreßten Armuth werden aber bis zum Throne des allgerechten Gottes vordringen, und dann als Fluch auf das Haupt des Wucherers herabfallen.

Der Wucherer ist eine Pest der Menschheit, eine wahre Geißel der Völker. Der Wucherer gleicht so recht einem Blutegel, der, nachdem er dem Menschen genug Blut ausgesaugt hat, herabfällt und stirbt. So der Wucherer, er setzt sich an die Menschheit, und saugt ihr gleichsam alle Lebenssäfte heraus, um sie als ein gefräßiges Ungeheuer in seinen nimmer zu sättigenden Bauch aufzunehmen. Ist er aber endlich bis zum Zerplatzen erfüllet mit Ungerechtigkeit, so wird er von eben derselben zuletzt erdrückt und gehet zeitlich und ewig auf jammervolle Weise zu Grunde.

Umsonst sind die Ausflüchte, welche der Wucherer gerne vorbringt; grundlos ist es, wenn er z. B. sagt: Ich nehme ja den Leuten nichts mit Gewalt; ich kann begehren, was ich will; wenn es ihnen zu viel ist, warum gehen sie den Vertrag ein? Vergebens sind diese oder ähnliche Einreden; denn der Arme ist gewöhnlich nicht mehr frei, sondern nothgedrungen. Um nicht zu verhungern, um seinen Credit und sein Ansehen zu erhalten, um nicht in Schande und Spott zu gerathen: welche Bedingungen läßt man sich nicht gefallen, um dieses oder Aehnliches abzuwenden? Wird also ein Vertrag unter solchen Umständen nicht durch die Noth erpreßt, und ist es in solchen Fällen, wenn man mit seinen Forderungen zu weit geht, am Ende nicht fast gerade so viel, als wenn man dem Nächsten sein Eigenthum mit Gewalt nimmt?

Wer also Gott fürchtet und seine Seele retten will, der hüte sich vor dem Wucher; er begnüge sich mit einem erlaubten Gewinn; denn selig ist, wer sein Geld nicht auf Wucher leihet.

25. Grundsätze des heiligen Alphons Liguori über das Darlehen.

Es gibt vier Fälle, in welchen der Darleiher außer dem Kapital einige Zinsen fordern darf. Der erste ist, wenn der Darleiher durch das Leihen selbst Schaden erleidet (damnum emergens). Der zweite ist, wenn der Gewinn für den Darleiher in Folge des Darleihens aufhört (lucrum cessans). Um aber unter diesen beiden Titeln Intressen fordern zu können, sind drei Bedingungen nothwendig: a) daß die Intressen, über die man einig geworden, in dem Obligations-Akte namentlich verzeichnet seien, wie Benedikt XIV. dieß in seiner Bulle Vix pervenit etc. vorschreibt. b) Unter dem Titel des aufhörenden Gewinnes darf nicht mehr verlangt werden, als der zu hoffende Gewinn, nach Abzug der Kosten, und des, nach dem Urtheile von Sachverständigen zu bestimmenden Lohnes für die zur Erwerbung des Gewinnes aufgewandte Mühe, beträgt. c) Das Darleihen muß die wirkliche Ursache des erlittenen Schadens, oder des aufhörenden Gewinnes seyn.

Der dritte Titel ist die Gefahr, das hergeliehene Kapital zu verlieren, wofern diese Gefahr keine gewöhnliche, sondern eine

außerordentliche ist. Dieser Grund der Gefahr wird gebilligt von den Theologen und bestätigt vom hl. Thomas (Opuscul. 73. c. 6.), wenn er sagt: Dinge, die in Sicherheit sind, stehen höher im Werthe, als die gefährdeten. Dieß wird auch bestätigt vom fünften lateranensischen Concilium Sess. 10., wo man den Wucherzins verdammte, wenn man ihn auch, wo das Kapital nicht gefährdert ist, zu erwerben suche. Dasselbe geschieht durch eine Erklärung der Congregation de Propaganda fide, bestätigt von Innocenz X.

Der vierte Titel ist die vortragsmäßige Strafe, d. h. das Uebereinkommen, daß, wenn der Anleiher das Kapital zu einer bestimmten Zeit nicht ablege, er außer demselben noch eine gewisse Summe zu zahlen habe. Auch diesen Titel geben die Theologen insgemein zu. Um aber eine solche Strafe fordern zu können, sind drei Stücke nothwendig: a) Die Verzögerung der Ablieferung des Kapitals muß die bestimmte Zeit merklich und auf strafwürdige Weise überschreiten; b) die Strafe muß der Schuld angemessen seyn; c) der Anleiher muß sich zur Ablegung um die Zeit verpflichten, wo er dazu im Stande ist. Fragt man, ob diese Strafe gezahlt werden müsse, ehe ein richterlicher Spruch ergangen ist, so sagen wir, daß dieß die wahrscheinlichere Meinung sei.

Uebrigens ist jede Uebereinkunft, welche dem Anleiher eine beträchtliche Verbindlichkeit wegen des Darlehens auferlegt, wucherisch, sollte es auch heißen, es geschähe aus Dankbarkeit, wie aus der 42. von Innocenz XI. verworfenen Proposition erhellt. Auch die Bedingung würde wucherisch seyn, daß man das Darlehn in derselben Gattung zu einer Zeit zurückgeben müsse, wo es wahrscheinlich höher im Preise steht; z. B. man leihet Getreide im August unter der Bedingung, dasselbe im Mai in gleicher Quantität wieder zu erhalten. Dieß wäre jedoch nach Abzug der Kosten des Aufbewahrens erlaubt, wenn der Darleiher sein Getreide auch bis zum Monat Mai verwahren wollte. So würde auch der Vertrag, vermöge dessen ein Arzt wegen eines Darlehns sich verpflichtete, Kranke zu bedienen, die er schon aus Liebe bedienen müßte, wucherisch seyn. Man merke zum Schluße, daß die öffentlichen Pfandhäuser vom fünften lateranensischen Concilium gut geheißen worden sind. Sie dürften von ausgeliehenen Geldern einen gewissen Zins fordern, und dieser wird zur Besoldung der dort

Angestellten und zur Aufbewahrung der Pfänder verwendet, die nach Ablauf der bestimmten Frist verkauft werden. Der Ueberfluß wird den Eigenthümern, wenn sie bekannt sind, herausgegeben; sonst unter die Armen vertheilt oder zur Vermehrung des Capitalfonds des Pfandhauses verwendet.

26. Was hat der Finder einer fremden Sache zu thun?

Gefundenes gehört seinem Herrn, und muß diesem zurückgestellt werden. Gib dir also Mühe, ihn zu erfahren, jene Mühe, welche du in der gleichen Lage von Andern wünschest. Die dem Finder versprochene Belohnung nimm nur dann an, wenn du nicht fürchten mußt, es sei die Erfüllung dessen, was in der Verlegenheit zugesagt worden, drückend. Wenn der Eigenthümer für jetzt nicht auszumitteln ist, so bewahre ihm vorläufig noch sein Eigenthum für den Fall spätrer Entdeckung. Bleibt derselbe unbekannt, so verwende das Gefundene so, wie du vernünftiger Weise denken kannst, daß er es verwendet wissen wolle. Bist du z. B. wohlhabend, so darfst du annehmen, daß er dasselbe zu frommen Zwecken bestimmt zu sehen wünsche; bist du arm, so wird er sich freuen, daß dir dadurch eine Erleichterung wird. (Hirschers Moral.)

27. Ungerechte Proceßsucht.

Es gibt oft im menschlichen Leben Fälle, wo man sich nicht aller Streitigkeiten enthalten kann, sondern nothwendig Processe führen muß, um sein Eigenthum, seine Rechte, seine Ehre zu stützen oder um einen andern Schaden von sich abzuwenden. Indeß trifft es sich auch gar oft, daß man aus bloßem Muthwillen, aus Rachgierde gegen den Nächsten, oder aus sündhaftem Verlangen nach fremden Gute Processe anfängt. Eine solche Luft zu Processen ist in jedem Falle höchst verwerflich, und insbesonders dann, wenn solche Processe mit dem Bewußtseyn der ungerechten Sache begonnen werden, d. h. wenn man es erkennt und weiß, daß man keinen hinreichenden Rechtsgrund habe, und dennoch mit solchen Streitigkeiten seinen Nächsten zu beunruhigen und in Schaden zu bringen sucht. Wer aus solchen Beweggründen

Processe führt, dem ist kein Mittel zu schlecht, dessen er sich nicht bedient, um seinen Streithandel auf eine ihm günstige Weise zu Ende zu bringen. Kann er einen Richter mit Geld erkaufen, so wird er eine solche Gelegenheit nie unbenützt vorübergehen lassen. Kann er durch andere Schleichwege und Intriguen seinen Zweck erreichen, so wird er auch ihrer sich bedienen. Grundloser Lügen und Erdichtungen, listiger Verdrehungen der Worte oder Umstände, falscher Zeugnisse und Aussagen, Verfälschungen oder Nachahmungen der Handschriften oder Signette, sogar falscher Eidschwüre und anderer dergleichen Schlechtigkeiten wird er sich bedienen. Ja zu Allem wird er sich entschließen, wenn er nur dadurch seinem Nächsten etwas abgewinnen kann. Dadurch kömmt aber der Letztere doppelt zu Schaden; denn er muß häufig große Proceßkosten bezahlen, und noch obendrein seinen Gegner befriedigen.

Freilich sind nicht alle Streitsüchtige so böse, daß sie ihr Unrecht einsehen, und doch aus Eigennutz und Habsucht den Streit fortsetzen, sondern viele, ja sagen wir zur Ehre der Menschheit, die meisten handeln dabei in sträflicher Unwissenheit oder im Irrthume, d. h. sie erkennen es zwar nicht, daß sie Unrecht haben, aber sie könnten es leicht wissen. Sie dürften die Sache nur unparteiisch bei sich selbst überlegen oder einen unparteiischen Mann um Rath fragen. Aber eben dieß ist vielfältig der Fehler, daß diese Leute von einer solchen vorläufigen Prüfung und Untersuchung ihrer Streitsache nichts wissen wollen. Ihr Haß und ihr Vorurtheil gegen den Nächsten, ihr Eigennutz und ihre unersättliche Habsucht verblenden ihnen oft die Augen so sehr, daß sie ihre eigenen Scheingründe allein für vollgewichtig ansehen, die Gründe ihres Nebenmenschen aber kaum einer Beachtung werth halten. Zum Unglücke fallen sie oft einem feilen Sachwalter oder sonst einem schlimmen Rathgeber in die Hände, der ihnen ihre Rechtssache von einer falschen Seite darstellt, sie in ihrem Irrthum bestärkt, oder sie wohl gar zum Processe ermuntert und ihnen dazu die Waffen in die Hände gibt. Blindlings fangen sie nun ihren Streit an. Ist aber einmal der Anfang gemacht, so will man nicht mehr zurück. Man will nicht gestehen, daß man Unrecht hat; man wird hitziger, man bietet alle Kräfte auf und greift oft zu den schändlichsten Mitteln, um die angefangene Streitsache

nach Wunsch durchzusetzen. Auf diese Weise wird aber dem unschuldigen Nebenmenschen oft der empfindlichste Schaden zugefügt.

28. Von der ungerechten Schuldenmacherei.

Daß die Reichern den Aermern etwas leihen, ist eine nützliche Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft; denn es gibt tausend Umstände im gemeinen Leben, wo es nothwendig ist, daß man fremdes Geld zu leihen nehme. Damit aber dieß rechtmäßig geschehe, wird erfordert: ein ernstlicher Wille, das Geborgte dem Darleiher wieder zurückzuzahlen, und zugleich die Möglichkeit, daß man diese Zahlung zur gehörigen Zeit leisten könne.

Es wird beim Aufnehmen eines fremden Geldes der ernstliche Wille erfordert, das Geborgte wieder zurückzustatten. Denn wäre bei einem Darleihungskontrakte Lüge und Verstellung erlaubt; wäre es keine Gewissenssache, sein Versprechen redlich zu halten; dürfte man sich da auf des Andern Worte nicht mehr verlassen: wohin würde es unter den Menschen kommen? Wie bald würde Glaube und Credit aufhören? Wer würde da noch etwas zu leihen geben? Würden nicht die Reichen ihren Ueberfluß zurückbehalten? Wie schlimm sähe es aber dann nicht mit einem großen Theil der Menschheit aus? Wie viele Gewerbe würden ins Stocken gerathen, wie viele Haushaltungen zu Grunde gehen? Welche Zerrüttungen und Unordnungen würde es da geben! So viel liegt also daran, daß man beim Aufnehmen eines fremden Geldes redlich zu Werke gehe. Daher ist es eine schwere Sünde der Ungerechtigkeit, wenn manche listige Betrüger von ihrem Nächsten durch allerlei Kunstgriffe ein Darlehen herauslocken. Solche Leute wissen oft die aufrichtigste Miene anzunehmen: sie erdichten einerseits allerlei Nothfälle und Bedürfnisse, zu deren Befriedigung sie das Darlehen nöthig haben, und sind gewöhnlich sehr gut in der Kunst geübt, durch eine lügenhafte Schilderung ihrer Umstände Mitleiden zu erregen; anderseits machen sie die heiligsten Versprechungen, haben immer ihr Ehrenwort auf der Zunge, verpfänden Leib und Seele, sind zu allen Eidschwüren bereit, und wissen ihre Aussage durch verschiedene Lügen und Schwänke wahrscheinlich zu machen, indem sie bald diese, bald jene Quelle zeigen, woraus ihnen wieder ein Vermögen anwächst,

um ihre Schuld abtragen zu können. Der gutmüthige Gläubiger traut ihren Schmeicheleien und Versprechungen, und öffnet ihnen sein Haus und seinen Säckel. Um der vorgeblichen Noth zu Hilfe zu kommen, überläßt er ihnen sein Hab und Gut, das er vielleicht mit vieler Mühe und großem Fleiße gesammelt, das er sich auf den Fall einer zustossenden Krankheit, oder für die Tage des hilflosen Alters, oder zur künftigen Versorgung seiner Familie, oder zu einem andern Zwecke vorbehalten hat. Und diese Betrüger, statt ihrem dienstfertigen Mitmenschen Dank zu wissen, verachten ihn vielmehr in der Stille und lachen und spotten über seine Einfalt. Kömmt aber die Zeit der Rückerstattung, so wissen sie ihren Gläubiger so lange mit eitlen Versprechungen hinzuhalten, bis dieser endlich den Betrug merkt, und es einsieht, daß sein theuer erworbener Schweiß einem Raubthiere zur Beute geworden ist. Das preßt ihnen dann die bittersten Seufzer und Thränen aus; das macht ihnen kummervolle und schlaflose Nächte, und nicht selten geschieht es, daß solche Gläubiger selbst am Ende sammt den Ihrigen den Verlust dieses geborgten Gutes theuer empfinden, Noth leiden und in Dürftigkeit schmachten müssen, weil der Betrüger ihr Eigenthum vielleicht auf die sündhafteste Weise verschwendet hat. Heißt das nicht ruchlos handeln? Ist das am Ende nicht eben so viel, als wenn man dem Nächsten sein Eigenthum geradezu entwendet hätte?

Indeß sagt vielleicht Einer: Ich bin kein Schuldenmacher von dieser Art; ich habe meine Schulden mit dem Willen aufgenommen sie auch wieder zu bezahlen, und bin noch immer bereit, es zu thun, sobald mir es möglich ist. Allein, was hilft dieser Wille, wenn es an der Möglichkeit, ihn auszuführen fehlt? Daher soll man sich beim Aufnehmen eines fremden Geldes immer auch die Frage stellen: Ist es mir möglich, die Schuld wieder abzutragen? Da sündigen nun jene, welche ohne Noth, bloß um ihre äußere Pracht bestreiten und alle Vergnügungen mitmachen zu können, immer von Andern borgen, da sie doch voraussehen, daß sie das Geborgte schwerlich mehr zurückerstatten können. Zwar rechnen solche Leute immer auf irgend einen glücklichen Zufall, durch den sie in den Stand gesetzt werden, ihre Gläubiger zu befriedigen. Allein ihre Hoffnungen sind nur Täuschungen, und so

kommen sie nie in die Lage, ihre Pflichten zu erfüllen. Ferners gehören hieher auch jene, welche zwar zur Zeit, wo sie Schulden machten, im Stande waren, das Geborgte zurückzustellen, sich aber nachher entweder durch schlechte Wirthschaft oder durch Verschwendung in Armuth und eben dadurch in die Unmöglichkeit versetzen, das Geborgte wieder zu erstatten. Auch das ist ungerecht gegen den Nächsten gehandelt, und ein jedes Stück Geld, das ein solcher Schuldner verschwendet, ist so viel als ein gestohlenes Gut, weil er es weiß oder wissen kann, daß er das Eigenthum des Nächsten verkürzt, und sich auf Kosten derselben gute Tage macht. Hieher gehören insbesonders auch jene leichtsinnigen Bankerote, die in unsern Tagen so sehr zur Mode werden.

Schaut man nun aber auf das Betragen derjenigen, die betrüglicher und muthwilliger Weise Schulden machen, so zeigt es sich, daß meistentheils Verschwendung oder zu großer Aufwand auf entbehrliche Dinge die Ursache davon sei. Es gibt freilich auch Fälle, wo manche Menschen durch dringende Noth oder durch unverschuldete Unglücksfälle in eine Lage gerathen, wo sie ihren Verbindlichkeiten nicht mehr nachkommen können. Von Solchen, die gewiß mehr Mitleiden als einen Vorwurf verdienen, ist hier nicht die Rede. Aber diese Fälle abgerechnet sind meistentheils die Schuldner selbst Ursache, daß sie nicht bezahlen können. Denn würden sie sparsam leben und die Ausgaben nach ihren Vermögensumständen einrichten, so könnten sie immerhin bestehen und doch auch ihre Gläubiger befriedigen. Aber weil ihnen das Spiel und der Genuß eines jeden Vergnügens zur Leidenschaft geworden ist, so ist es freilich leicht begreiflich, daß für Bezahlung der Schulden nichts übrig bleibt, sondern diese selbst immer noch höher anwachsen. Glücklich daher ein an weise Sparsamkeit gewohnter Mensch; ein solcher verabscheut von selbst leichtfertiges Schuldenmachen. Er entzieht sich lieber manchen Genuß, als daß durch ihn Jemand zu Verlust kommen soll. Nöthigen ihn aber unabwendbare Umstände, zu Jemanden seine Zuflucht zu nehmen, so hat er keine ruhige Stunde, bis er seinen Gläubiger wieder befriediget hat. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle Eltern und Erzieher ihren Kindern schon von Jugend auf die Sparsamkeit einflößen und sie an eine genügsame Lebensart gewöhnen möchten!

Diejenigen aber, welchen die Tugend der Sparsamkeit nicht eigen ist, mögen sich wenigstens von den traurigen Folgen, die ein leichtfertiges Schuldenmachen nach sich zieht, abschrecken lassen. Wer hinschauet auf die Schande und den Spott, denen er sich durch leichtfertiges Schuldenmachen früher oder später aussetzt; wer alle Verlegenheiten erwägt, in die er durch die Forderungen seiner Gläubiger gebracht wird; wer die Flüche und Vorwürfe bedenkt, die er sich von diesen gefallen lassen muß; wer betrachtet, wie schmählich es sei, deßhalb vor Gericht herumgezogen und dann zur Wiedererstattung gezwungen zu werden; wer es beherziget, daß ihn leichtsinniges Schuldenmachen gar bald in tiefes Elend, in Schande und Verachtung bringt, und daß ihm dann dieß um so schmerzlicher fallen muß, je mehr er früher geschwelgt hat: wer dieß Alles sich vor Augen stellt, und zu diesem noch die schwere Verantwortung hinzunimmt, welche er sich für jenseits aufladet, dem wird gewiß ein ernster Abscheu vor leichtfertiger Schuldenmacherei eingeflößt. (Katechetische Predigten von Ackermann.)

29. Unterlaufende Ungerechtigkeiten hinsichtlich des Liedlohnes.

Nachdem in der menschlichen Gesellschaft einmal das Recht des Eigenthums eingeführt worden, und mit diesem Eigenthume auch der Unterschied zwischen Reichen und Armen entstanden ist: so mußte nothwendig auch die Einrichtung getroffen werden, daß der ärmere Theil der Menschen für den reichern um einen gewissen gedungenen Lohn arbeiten und sich von diesem Arbeitslohn den nöthigen Unterhalt verschaffen sollte. Diese Einrichtung ist ungemein gut und wohlthätig für die menschliche Gesellschaft. Denn was wollten die Reichen mit ihrem so großen Eigenthume machen, wenn sich keine Leute fänden, die ihnen ihre Felder und Gründe bearbeiteten und andere Geschäfte besorgten? Woher würde jener Theil von Menschen, die wenig oder gar kein Eigenthum haben, seinen Unterhalt nehmen, wenn's nicht wieder Leute gäbe, die ihm denselben für gewisse, geleistete Arbeiten verschafften? So hat es also der weise und gütige Gott eingerichtet, daß dadurch beiden Theilen geholfen werde.

Aber eben, weil diese Einrichtung dem Menschengeschlechte so

ersprießlich und nothwendig ist, eben darum muß bei diesem wechselseitigen Vertrage die strengste Gerechtigkeit beobachtet werden, und zwar sowohl von Seite desjenigen, der den Andern um einen gewissen Lohn zur Verrichtung einer Arbeit dingt, als auch von Seite desjenigen, der sich zu dieser Arbeit dingen läßt. Beide müssen genau gegen einander das leisten und halten, was sie sich versprochen haben. Ich will zuerst von dem reden, der den Andern zur Arbeit dingt. Dieser ist durch das Gesetz der christlichen Liebe und Gerechtigkeit verbunden, dem gedungenen Arbeiter den gebührenden Lohn zu reichen. Welches ist nun dieser gebührende Lohn?

Dieß läßt sich so genau nicht bestimmen; denn dieser Lohn ist bald größer, bald kleiner, je nachdem die Umstände des Ortes, der Zeit, der Theuerung der Lebensmittel verschieden sind. Nur das läßt sich hier als eine allgemeine Regel festsetzen, nämlich, dieser Lohn muß immer so groß seyn, daß er zum Unterhalte des Arbeiters hinreicht: denn jeder Arbeiter, wie Christus sagt, ist seines Lohnes werth. Er verwendet seine Kräfte und seine Zeit zum Besten des Andern; er kann also von dem Andern mit Recht fordern, daß er ihm hinlänglich zu leben gebe. Ueberhaupt kömmt hier das Meiste auf Gewohnheit an. Was andere, gutdenkende Leute zu geben pflegen, oder was einmal durch den allgemeinen Gebrauch eingeführt ist, das ist jeder gute Christ dem Mitmenschen, der für ihn arbeitet, zu geben schuldig. Und wer das nicht thut; wer demselben den gebührenden Lohn entweder ganz, oder doch zum Theil entzieht, der sündigt offenbar wider die christliche Liebe und Gerechtigkeit.

Diese Entziehung oder Schmälerung des verdienten Lohnes kann nun auf verschiedene Art geschehen. So z. B. wenn Jemand den Andern mit Gewalt, durch Furcht, durch Drohungen, oder durch andere Zwangsmittel nöthigen wollte, umsonst oder um einen äußerst niedrigen Lohn zu arbeiten; oder wenn Jemand sich die große Noth und Verlegenheit des Nächsten zu Nutzen machen und denken wollte: er muß mir doch arbeiten, ich mag ihm geben, was ich will, wenn er anders nicht verhungern will, — so wäre dieß eine schändliche Ungerechtigkeit. Denn das hieße einen Mitmenschen drücken, und ihn wie ein Lastthier betrachten, das nur

geschaffen ist, um durch Furcht des Hungers oder der Peitsche zur Arbeit getrieben zu werden. Sei es auch, daß der Andere sich wirklich um diesen schlechten Lohn verdingen läßt, so bleibt es doch immer ungerecht, weil man ihm das nicht gibt, was ihm gebührte. Der Andere ist nicht frei; er ist nur durch die Umstände gezwungen, sich eine solche Ungerechtigkeit gefallen zu lassen.

In diesem Stücke fehlt man auch, wenn man zwar den gebührenden Lohn verspricht, aber in der Folge sein Versprechen nicht erfüllt, sondern unter allerlei nichtigen Vorwänden die Bezahlung des verheißenen Lohnes zurück hält, oder davon bald dieses bald jenes nach Gefallen widerrechtlich abzieht. Diesem zu Folge versündigen sich jene Herren und Frauen, die ihren Dienstboten und Hausgenossen den gebührenden Liedlohn ohne hinlängliche Ursache vorbehalten, oder davon etwas Beträchtliches abbrechen, oder sonst von dem etwas entziehen, wozu sie sich, nebst dem Lebensunterhalt, bei der Aufdingung anheischig gemacht haben.

Eben so versündigen sich auch jene, welche dem Handwerksmanne oder was immer für einem Arbeiter von dem rechtmäßig verdienten Lohn ohne wichtige Ursache etwas abbrechen, und diesen Abbruch durch allerlei eitle Entschuldigungen zu bemänteln suchen.

Nicht minder sündigen jene, welche zwar den bedungenen Lohn richtig zu geben Willens sind, aber dann auch mehr Arbeit fordern, als der Andere um diesen Lohn, gemäß dem Contrakte, leisten kann und zu leisten schuldig ist.

Ist es aber sündhaft, wenn die Herrschaft ihren Dienstboten den billigen Lohn nicht reicht, so ist es nicht minder ungerecht, von Seite der Dienstboten und Arbeiter, wenn diese einen zu hohen Lohn fordern. Dieß geschieht besonders in dem Falle, wenn die Arbeiter wissen, daß sie nothwendig sind, daß man sie nehmen und ihre Bedingnisse eingehen müsse, sie mögen fordern, was sie wollen. Solche ungenügsame Arbeitsleute bedenken nicht, ob es der Herrschaft möglich oder nicht möglich sei, solche übertriebene Kosten zu bestreiten; sie bekümmern sich wenig, ob ihre Arbeit einem solchen Lohn angemessen sei oder nicht. Es ist ihnen gleichgiltig, ob der, für den sie arbeiten, mit seiner Familie und Wirthschaft empor komme oder in Noth und Dürftigkeit versinke, wenn nur sie ihren Säckel füllen, und den Aufwand, den sie auf Kleider-

pracht oder sinnliche Vergnügungen machen, bestreiten können. Sie treiben deßwegen ihre Bedingnisse und Forderungen so hoch, als sie nur immer können, so bald sie merken, daß sie wichtig und nothwendig sind. Sie pochen und trotzen gegen ihre Herrschaft, und erregen sogleich ungestümen Lärm, wenn auch nur die geringste Forderung nicht pünktlich erfüllt wird, und sollte der andere Theil auch darüber verarmen und vor Kummer vergehen. Oder, was ebenfalls sehr oft geschieht — wenn sie auch den Lohn eben nicht übertrieben fordern: so verrichten sie doch ihre Arbeit so schläfrig und so saumselig, und machen sichs dabei so gelegen, daß der andere Theil nothwendig Schaden leiden muß. Und dieß ist eben so viel, als wenn sie den Lohn unbillig erhöhten. Denn wer bei einer Arbeit, die er in wenigen Stunden verrichten könnte, einen ganzen Tag zubringt, und sich einen ganzen Taglohn bezahlen läßt, der thut ja das nämliche, als wenn er sich für sein Tagwerk einen doppelten und dreifachen Lohn bezahlen ließe. O möchten doch auch diese Ungerechtigkeiten aus der Mitte der Christen verschwinden! Möchte jede Herrschaft dem Dienstboten das Gebührende geben, dieser aber mit dem Billigen auch zufrieden seyn! (Sieh Ackermanns katechetische Predigten.)

30. Von der Wilddieberei und vom sogenannten Schwärzen.

Ein tiefeingewurzeltes Laster ist in unsern Tagen die Wilddieberei und das Schwärzen; in manchen Gegenden macht man ein förmliches Gewerbe daraus, und läßt es sich gar nicht einfallen, dadurch eine Sünde zu begehen. Aber wie, es sollte keine Sünde seyn? Eine um so größere, je mehr Pflichten dabei übertreten werden.

Das Wild ist in unsern Zeiten und Ländern kein herrenlos Gut mehr; es hat seinen Eigenthümer. Wer aber fremdes Eigenthum angreift, ist ein Dieb. Ferners hat die Obrigkeit das Recht, auf ausländische Produkte Eingangszölle zu setzen. Die auf solche Weise gesammelten Gelder fließen in die Staatskasse und werden mitunter zur Bestreitung der öffentlichen Lasten verwendet. Sie sind daher ein allgemeines Staatsgut, und wer dieses schmälert, greift gleichsam allen Unterthanen in die Tasche, weil diese zur

Tilgung der öffentlichen Ausgaben um so mehr beisteuern müssen, je sparsamer jene Gelder fließen. Daraus ist es klar, daß sowohl Wildschützen als Schwärzer eines Diebstahles sich schuldig machen.

Ihre Sünde nimmt aber von den Umständen, die dabei stattfinden, noch eine besondere Schwere an. Wilddiebe und Schwärzer sind beständiger Lebensgefahr ausgesetzt; denn die berechtigten Aufseher schonen im Falle eines Betreffens ihrer so wenig, als sie von ihnen Schonung hoffen können: beide Theile verfolgen sich auf Mord und Tod. Und wie viele Menschenleben sind auf diese Weise schon zu Grunde gegangen? Wie viele Kinder haben auf diese Weise ihre Väter, wie viele Eltern ihre Söhne verloren! Und ginge außer dem zeitlichen Leben nichts weiter verloren! Nur zu oft gehet mit dem Leibe auch die Seele zu Grunde. Denn was meint ihr, läßt sich für denjenigen in der Ewigkeit erwarten, der im Augenblicke, wo er hinübergehet, nicht bloß auf dem Wege der Ungerechtigkeit wandelt, indem er fremdes Eigenthum stiehlt, sondern auch voll Haß und Rache gegen seinen Nächsten ist, ja mit Mordplänen gegen ihn das Herz erfüllet hat, ihn auch wirklich tödten würde, wenn es ihm möglich wäre? Also nicht bloß das leibliche Leben, sondern auch das ewige Seelenheil ist eines schnöden Gewinnes wegen, oft nur um einiger Groschen willen, augenscheinlicher Gefahr ausgesetzt.

Aber auch den Fall gesetzt, derjenige, welcher dieses Unwesen treibt, verliert weder sein eigenes Leben, noch beraubt er einen Andern desselben, so ist es doch leicht möglich, daß er, nachdem er oft ungestraft durchgekommen ist, einmal in die Hände der Gerechtigkeit fällt. Er wird nun gerichtlich eingezogen, ja auf mehre Jahre in das Gefängniß gesetzt. Dieses bringt nicht bloß ihn in Schande und Spott; auch seine Familie leidet darunter.

Und selbst auch den günstigsten Fall angenommen und gesetzt, es könne Einer immer ungestraft seinen Frevel forttreiben, so straft sich dieses Laster in sich selbst schon genug. Denn ein Mensch, der sich der Wilddieberei und dem Schwärzen einmal hingibt, verliert allen häuslichen Sinn, und gehet für die Seinigen, obgleich noch im Leben, schon verloren. Ein Solcher hat Ekel an jedem ernsten Geschäfte, er gibt sich vielmehr dem Müssiggange hin; er kümmert sich nicht um sein Hauswesen, vernachläßiget selbst die

Kinderzucht. Die natürliche Folge ist, daß in einer solchen Familie, da der Mann noch überdieß das geringe Einkommen, bei welchem, als einem ungerechten Gute, ohnehin kein Segen ist, mit mehrerm vom Haushalte genommenen Gelde, seiner Trunk- und Spielsucht opfert, Alles rückwärts gehet, und Kinder und Gattin zuletzt an den Bettelstab kommen. Und sagt selbst, ob Wilddiebe und Schwärzer wohlhabend sind, ob sie nicht vielmehr in den kümmerlichsten Verhältnissen leben? Meide daher jeder eine Lebensweise, die ihn zeitlich und ewig unglückselig machen würde.

31. Ueber den Zehent. *)

Zu vielen Ungerechtigkeiten gibt auch der Zehent Anlaß. Wir bringen daher das Wesentlichste davon hier zur Abhandlung, namentlich geben wir den Begriff und Ursprung desselben, und reden von der Pflicht ihn zu leisten, und von einigen andern Bestimmungen.

Der Zehent ist ein gewisser, gewöhnlich der zehnte Theil der Früchte einer fruchtbringenden Sache oder des Kunstfleißes. Wer den Zehent entrichten muß, heißt Zehenthold, und wer ihn empfängt, Zehentherr.

Der Zehent findet sich schon in der vormosaischen Zeit. Das erste Beispiel davon kommt vor Gen. 14, 20., wo Abraham von Allem, was er erbeutet hatte, dem Melchisedech den Zehent gab. Dasselbe gelobt der Patriarch Jakob. Gen. 28, 22. Moses endlich legte den Israeliten zum Beßten der Leviten den Zehent auf. Die Leviten bekamen nämlich keinen Antheil am gelobten Lande; zu ihrem Unterhalte wies ihnen Moses den Zehent und die Erstlinge an. Der Zehent mußte von allem Ertrag der Aussaat auf dem Felde, von den Baumfrüchten, vom Viehe und Allem, was unter dem Hirtenstabe gehet, entrichtet werden. Denn Levit. 27, 30—33. heißt es: „Alle Zehenten des Landes, sowohl vom Getreide als von Baumfrüchten gehören dem Herrn und sind ihm geheiligt. Wenn aber Jemand seine Zehenten ablösen will, soll er den fünften Theil dazu thun. Und was von Rindern und Schafen und Ziegen, von Allem, was unter dem Hirtenstab durchgeht, das Zehnte kömmt, das soll geheiligt werden dem Herrn. Und man soll dabei nicht wählen, weder das Gute noch das

*) In Folge der neuesten Gesetzgebung wird der Zehent bald nur noch eine Antiquität seyn.

Schlechte, noch Eines mit dem Andern vertauschen. Im Fall es aber Einer vertauscht, soll das Vertauschte und Eingetauschte dem Herrn geheiligt seyn und nicht gelöset werden.

Auch im Christenthume wurde, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, der Zehent zur Bestreitung der Bedürfnisse des Cultus und zum Unterhalt der Kleriker eingeführt. Die Kirchenväter des vierten und fünften Jahrhunderts ermahnen die Gläubigen bereits zur Entrichtung der Zehenten an die Geistlichen; dasselbe thun auch die Concilien. Das zweite Concilium von Maçon im Jahre 585 belegt diejenigen mit dem Kirchenbann, welche sich weigern, den Zehent zu entrichten. Die versammelten Väter sagen nämlich: „Göttliche Gesetze trugen in der Sorge für die Priester und Diener des Altares dem gesammten Volke auf, den Zehent von den Früchten zu entrichten, damit jene, durch keine Arbeit gehindert, um so mehr zur vorgeschriebenen Zeit ihren geistlichen Aemtern obliegen können. Diese Gesetze beobachteten die Christen in einer langen Reihe von Jahren unverletzt; jetzt aber zeigen sich fast alle Gläubige als Uebertreter dieser Verordnungen, indem sie die Erfüllung dessen versäumen, was doch auf göttlicher Anordnung beruht. Daher beschließen und verordnen wir, daß jene alte Gewohnheit bei den Gläubigen wieder hergestellt werde, und das gesammte Volk den Kirchendienern den Zehent gebe; die Priester sollen ihn aber zum Nutzen der Armen oder zur Loskaufung der Gefangenen verwenden, und in ihren Gebeten dem Volke Frieden und Heil erlangen. Wer sich aber widerspenstig gegen unsere so heilsamen Verordnungen erweiset, soll für immer von den Gliedern der Kirche getrennt seyn."

Im Abendlande war schon in der vorkarolingischen Zeit das Zehentrecht in Uebung; die fränkischen Könige aber und insbesonders Karl der Große trugen zur Befestigung desselben noch mehr bei. Karl der Große unterwarf nicht bloß seine eigenen Domainialgüter, sondern auch Städte, welche der ärarialischen Verwaltung unterstellt waren, der Zehentpflicht, und befahl ihnen die Abführung des Zehent an die Kirchen, und zwar zum Unterhalt der Kirchenbeamten, mit einem Theil für den Bischof, und mit einem für den Pfarrer; zur Erbauung und Herstellung der Kirchen und geistlichen Gebäude und für die Armen, oder über-

haupts für die Zwecke der Wohlthätigkeit. Ludwig, der Fromme und Lothar, so wie mehre Provincialsynoden wiederholten die von Karl, dem Großen, in Betreff des Zehent erlassenen Verordnungen und gaben über die Entrichtung desselben selbst nähere Bestimmungen. Außer dem Kirchenzehent gab es schon frühzeitig auch Zehente an die Laien, welchen diese unter verschiedenen Titeln erwarben.

Aus diesem erhellet, daß das Zehentrecht eines der ältesten ist, und von göttlichen und menschlichen Gesetzen seine Begründung hat. Zugleich gehet aber daraus auch die Pflicht hervor, den Zehent gewissenhaft zu entrichten. Wer denselben ungerechter Weise zurückhält, hat fremdes Gut sich zugeeignet, und die That erscheint um so abscheulicher, da gewöhnlich der eigene Pfarrer verkürzt wird. Was soll man aber von Kindern sagen, welche dem eigenen Vater das Brod ungerechter Weise entziehen? So ungefähr handeln Pfarrkinder, welche ihrem Pfarrer den Zehent zurückhalten. Wenn das ungerechte Gut nirgends Segen bringt, so muß insbesonders dem auf solch schändliche Weise Erworbenen der Fluch des Himmels folgen. Und doch, wie vielfältig sind hier Betrügereien an der Tagesordnung! Wie oft wird der Zehent unregelmäßig gegeben! Wie oft wählt man dazu, was Gott eigens verbietet, das Schlechtere heraus? Wie viele Scheingründe erfindet man, um seine Betrügereien hierin zu entschuldigen! Wie viele Mühe gibt man sich oft, wie viele Versuche macht man, um sich dieser Pflicht gänzlich zu entziehen! — Wir lassen daher noch einige Bestimmungen folgen, nach denen der Zehent entrichtet werden muß.

Die Zehentpflicht trifft nach dem geistlichen Rechte als Reallast alle jene, welche in dem pfarrlichen Zehentdistrikte Gründe haben, ohne Unterschied der Religion. Eben so sind auch Kirchen und geistliche Corporationen, so wie selbst Pfarrer in Ansehung jener eigenthümlichen Gründe, welche in einem andern Pfarrbezirke liegen, von der Zehentpflicht nicht frei; die Zehentpflicht haftet auf dem Grund und Boden, oder vielmehr auf den Früchten, welche innerhalb des Distrikts des Zehentberechtigten wachsen, und zwar so oft, als auf demselben eine Aernte stattfindet, wenn dieses also auch mehr als einmal im Jahre sich wiederholt. Im Zweifel wird ein jedes im Zehentbezirk gelegene Grundstück als zehentbar

betrachtet. Wird ein Acker nicht bebaut, so kann der Zehentherr auch keinen Zehent davon fordern; werden hingegen Grundstücke, die in der Brache gelegen sind, angebaut, so kann der Zehentherr, wenn nicht andere Bestimmungen entgegen stehen, auch den Zehent davon fordern.

Der Zehenthold soll nicht böswillig eine Veränderung mit seinem zehentbaren Grundstücke vornehmen, sondern getreulich den Zehent entrichten; jedoch kann der Zehentherr dem Zehentpflichtigen nicht vorschreiben, wie er sein Grundstück bebauen soll. Die Veränderung der Gestalt des Grundstückes hinsichtlich des baulichen Standes kann dem Zehentherrn nichts schaden; nur folgt in einem solchen Falle das Zehentrecht der veränderten Cultur des Bodens. Die Zehentholde sind nicht schuldig, den Zehent in die Scheune des Zehentberechtigten abzuführen, wenn nicht besondere Bestimmungen hiezu verpflichten.

Der Zehenthold darf nicht eher seine Früchte vom Felde abführen, als bis der Zehentherr ausgezehntet hat, jedoch genügt die bloße Anzeige von der beabsichteten Heimführung der Früchte. Erscheint der Zehentherr oder sein Bevollmächtigter am bestimmten Tage nicht, so darf der Zehenthold einführen, und hat nur den Zehent gewissenhaft stehen zu lassen.

Beim Blutzehent ist das junge Vieh nicht eher abzuliefern, als bis es ohne die Mutter leben kann. Die Befugniß, den Blutzehent zu nehmen, erstreckt sich in der Regel auf alle Arten von Thieren, welche zur Haus- und Feldwirthschaft gehören; indeß bestimmt hierüber das Ortsherkommen das Nähere. Der Regel nach muß das zehentbare Vieh von einem Jahre auf das andere aufgezählt, und darnach das zehnte Stück geliefert werden. Die vor der wirklichen Auszählung verendeten Stücke werden bei der Berechnung des Blutzehents nicht mitgezählt.

Für Aussaat, Bebauungskosten und andere Lasten ist der Zehentherr keinen Ersatz zu leisten schuldig.

Wenn ein Grundstück in Pacht gegeben wird, so ist der Pächter und nicht der Eigenthümer zehentpflichtig. Hat der vorige Besitzer oder Pächter den Zehent nicht entrichtet, so ist der Nachfolger nicht schuldig, den rückständigen zu geben, weil sich der Zehent nur auf die Jahreserträgnisse erstreckt. Die Erben aber

sind verbunden, den rückständigen Zehent ihres Erblassers zu ersetzen.

Nach geschehener Aussteckung oder Ausmessung des Zehent ist der Zehentherr schuldig, den Zehent innerhalb 4—5 Tage vom Felde wegzuräumen, und der Zehenthold darf während dieser Zeit kein Vieh auf das zehentbare Grundstück treiben.

Neurisse sind auf eine gewisse Zeit zehentfrei. In Bayern besteht das Gesetz, daß alle öden Gründe, welche kultivirt werden, 25 Jahre Zehentfreiheit genießen sollen.

Der Zehentherr ist befugt, im Stadel noch einmal auszuzehnten, wenn er Beweise hat, er sei verkürzt worden. Wird der Zehenthold dabei als in der Schuld befunden, so bezahlt er die auf die neue Auszehntung erlaufenen Kosten; widrigenfalls trägt sie der Zehentherr, der überdieß, wenn er die zweite Auszehntung ohne genügsamen Verdacht, oder gar nur aus Haß und Neid vorgenommen hat, auch noch sonst gestraft werden kann.

Von der Zehentpflicht kann man wieder frei werden: durch ein Privilegium, welches nach den Dekretalen der Papst ertheilen kann; durch Vertrag, durch Verjährung und Gewohnheit. Was die Gewohnheit betrifft, gilt in Bayern der Grundsatz, daß man von dem weltlichen Zehent innerhalb dreißig, und von dem geistlichen innerhalb vierzig Jahre befreit wird, wenn anders sonst alle zu einer rechtmäßigen Gewohnheit erforderlichen Requisite vorhanden sind. Bei der Verjährung ist ebenfalls zwischen dem geistlichen und weltlichen Zehent ein Unterschied; bei dem letztern gelten nämlich die gewöhnlichen Regeln der Verjährung: bei dem erstern aber wird gegen den Pfarrer eine Zeit von vierzig, und ohne Titel eine Zeit von unfürdenklichen Jahren, gegen Andere eine Zeit von zehn, und unter Abwesenden von zwanzig und ohne Titel von vierzig Jahren zur Verjährung erfordert. (cf. Müllers Kirchenlexikon.)

32. Pflicht bei Verträgen überhaupts.

Niemand ist, dringende Fälle ausgenommen, schuldig dem Nächsten sein sauer erworbenes Eigenthum umsonst zu überlassen, oder umsonst für ihn zu arbeiten und seine Leibes- und Geistes-kräfte für ihn anzustrengen. Gleichviel wäre Jeder unter uns einzeln und für sich betrachtet ein sehr beklagenswerthes Geschöpf,

wenn er auf die Hilfleistung seiner Nebenmenschen nicht rechnen dürfte. Denn Niemand, ist er noch so reich und angesehen, kann für sich allein die mannigfaltigen Güter und Vortheile sich verschaffen, die ihm zu einem bequemen Leben nöthig sind. Der König bedarf dazu seiner Unterthanen, der Herr seiner Bedienten u. s. w. Nur durch Vereinigung vieler Kräfte und gegenseitige Dienstesleistung gedeihet das allgemeine Wohl. Daraus ergibt sich der ungemein große Vortheil des geselligen Lebens, und die weise Güte des himmlischen Vaters, der Menschen mit Menschen durch gesellschaftliche Bande so genau verbunden hat. Daraus erhellet aber auch die Wichtigkeit der Verträge, die gleichsam das Band sind, wodurch die menschliche Gesellschaft zusammen gehalten wird. Denn Verträge sind nichts anders als Uebernahme gewisser Verbindlichkeiten unter Zusicherung entsprechender Gewährleistungen.

Von so großem Vortheil die Verträge im allgemeinen für die menschliche Gesellschaft sind, so können sie doch durch Mißbrauch dem Nächsten auch viel Schaden zufügen. Damit nun die Verträge jedes Mal gerecht seien und durch sie Niemand beschädiget werde, ist nothwendig, daß man

1) mit Vorsicht bei Abschließung derselben zu Werke geht. Man darf Andern das nicht versprechen, dessen Erfüllung Sünde oder Verletzung anderer Pflichten seyn würde; man darf das nicht zum Gegenstande des Vertrages machen, worüber wir keine Gewalt haben, und endlich sich auch zu Nichts verpflichten, was unsere Kräfte übersteigt, und wir bei beßtem Willen zu leisten nicht im Stande wären. In all diesen Fällen würde, wie auf der Hand liegt, derjenige betrogen und also auch mehr oder weniger beschädiget, der sich mit einem Solchen in einen Vertrag einließe. Dieß sollen insbesonders diejenigen Handwerker oder auch Dienstboten erwägen, die sich zu Arbeiten und Geschäften verpflichten, wozu sie die Fertigkeit nicht besitzen. Dann wollen wir aber auch jene warnen, die sich in Aemter eindrängen, ungeachtet sie wissen, daß sie den ihnen dabei obliegenden Pflichten nicht gewachsen sind, weil es ihnen entweder an geistigen oder leiblichen Kräften fehlt. Wie viel Schaden vorzüglich die letztern dadurch nicht bloß einzelnen Personen, sondern ganzen Genossenschaften an den edelsten Gütern zufügen, weiß alle Welt. Darum frage sich ein Jeder, der einen

Vertrag einzugehen die Absicht hat mit allem Ernste, ob das, wozu er sich anheischig machen will, erlaubt sei, und ob er auch im Stande sei, das Versprochene zu leisten. Der Christ muß

2) die Verträge mit Redlichkeit vollziehen. Jedermann weiß, was redlich seyn heißt, und wäre nur die Uebung dieser Pflicht eben so allgemein, als sie allenthalben bekannt ist. Aber der handelt nicht redlich mit seinem Nächsten, der bei den Verträgen, die er mit ihm schließt, nur die geheime Absicht hat, seine sinnliche Begierde zu befriedigen, oder mit des Andern Schaden sich unerlaubte Vortheile zuzuwenden, oder der in den Künsten der Falschheit geübt, von jedem Mittel, wäre es auch das schändlichste, Gebrauch macht, um seinen Endzweck zu erreichen. Redlich handelt nicht der Verführer, der einer unerfahrnen, leichtgläubigen Person unter den heiligsten Schwüren die Ehe verspricht, die er doch mit ihr einzugehen keineswegs Willens ist; redlich handelt derjenige nicht, der beim Tausch oder Verkauf die geheimen Fehler seiner Waare geflissentlich verbirgt und sie leugnet; wer der Unwissenheit seines Bruders sich bedient, ihn zu betrügen; ein Versprechen ihm ablockt, das er nimmermehr gemacht haben würde, wenn er das Geschäft, wovon die Rede ist, in seiner wahren Gestalt durchschauet hätte; der den Vergleich, welchen er mit seinem Nächsten eingehen will, nur immer in der für ihn anziehenden Seite zeigt, das für ihn Nachtheilige aber auf alle Weise seinen Blicken entzieht; der mit seinen Ausdrücken nicht jenen Sinn verbindet, welchen der Andere nach den gewöhnlichen Sprachregeln darin findet: der also, wie man zu sagen pflegt, seine Worte auf Schrauben stellt, in der Absicht, daß ihm Ausflüchte übrig bleiben, sein Versprechen nicht erfüllen zu dürfen. Doch wer kann all die Kunstgriffe aufzählen, wodurch eigennützige Menschen die Redlichkeit bei ihren Verträgen verletzen. Vor allem dem hütet sich der wahre Christ. Er bedenkt vielmehr, daß er bei seinen Verträgen mit einem Bruder zu handeln habe; er erinnert sich des allsehenden Auges Gottes. Und darum ist er mit Abscheu erfüllt gegen alle Ränke und Betrügereien. — Die Verträge müssen endlich

3) Mit Gewissenhaftigkeit erfüllt werden. Die Kinder dieser Welt sind oft sehr freigebig mit ihren Versprechungen, ohne sich nachher weiter darum zu bekümmern, was ihr Nächster

nunmehr von ihnen zu erwarten berechtiget ist. Sie leihen und borgen, und denken zur bestimmten Zeit der Wiederbezahlung nicht daran, ihrer Verbindlichkeit Genüge zu leisten. Sie nehmen von Andern Dienstleistungen an; aber wenn sie aufgefordert werden, auch ihrer Seits die verheißene Pflicht zu erfüllen, haben sie hunderterlei Ausflüchte. Nicht so der wahre Christ. Ist einmal ein Vergleich abgeschlossen, so beschäftiget ihn nichts mehr und angelegenheitlicher als seinem Versprechen im ganzen Umfange auf das genaueste nachzukommen. Weit entfernt, Unmöglichkeiten zu verursachen oder fälschlich vorzugeben, thut er vielmehr Alles, was in seinen Kräften ist, die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten möglich zu machen und in Thaten zu verwandeln.

Möchten alle in dieser Weise handeln und bei Schließung ihrer Verträge von diesem Geiste durchdrungen seyn, dann würde bald das gegenseitige Vertrauen wieder zunehmen und mehr Gerechtigkeit auf Erden wohnen.

33. Einige der gewöhnlichsten Arten von Verträgen, durch welche, wenn die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen nicht genau eingehalten werden, der Nächste in seinem Eigenthume beeinträchtiget wird.

a) Von der Schankung.

Durch die Schankung trägt Jemand sein ihm eigenes Recht an einen Andern über, ohne dafür etwas Anderes zu empfangen.

Wer einmal etwas geschenkt hat, ist verpflichtet, das geschenkte Gut auch dem, welchem er es geschenkt hat, auszuliefern, widrigen Falles würde er unrecht handeln, und gleichsam fremdes Gut zurückhalten. Deßwegen hat auch der, welcher das Geschenk angenommen, das Recht, die geschenkte Sache zu fordern.

Was einmal verschenkt ist, kann der Schenker einem Dritten nicht mehr zuwenden; denn fremde Dinge lassen sich nicht verschenken. Jenes ist aber durch die erste Schenkung bereits in das Eigenthum eines Andern übergegangen.

Mündel und Unmündige können keine Schankungen machen, ausgenommen zu frommen Zwecken; deßgleichen nicht Gemeindeverwalter als solche und Verschuldete. Wer von solchen Personen Schankungen annimmt, ist zur Rückerstattung verpflichtet.

Uebrigens kann eine Schankung auch widerrufen werden, und zwar a) wegen ungewöhnlich großer Undankbarkeit des Schanknehmers; b) wenn der Schankgeber Nachkommenschaft erhält; c) wenn durch die Schankung das den Kindern gesetzmäßig zukommende Erbtheil geschmälert würde. Dieß ist aber nur zu verstehen von den Schankungen unter Lebendigen; denn alle Schankungen, die erst mit dem Tode des Schankgebers in Wirksamkeit treten sollen, sind immer widerruflich.

Aus diesem erhellet, daß auch bei Schankungen gar manche Ungerechtigkeit mit unterläuft. Daß insbesonders jene Geschenke, welche sogenannte verliebte Personen sich machen, aus einer sehr schmutzigen Quelle hervorgehen, und daher um so weniger mit gutem Gewissen angenommen und behalten werden können, da sie oft nur Ketten sind, wodurch man an die Sünde geschmiedet wird, liegt am Tage. Diese Geschenke sind noch eine um so größere Ungerechtigkeit, wenn darüber Jemand Schaden leidet, was der Fall ist, wenn z. B. ein Sohn seinen Eltern Manches entzieht, um seiner ihm anhängenden Person sogenannte Andenken zu geben, oder wenn gar ein Ehemann und Familienvater solch geheimen Anhang hat.

b) Vom Leihen. (commodatum.)

Borgen und Leihen ist im Grunde nicht das nämliche; daher bezeichnet man im Lateinischen jenes mit Mutuum, dieses mit Commodatum. Borgen heißt nämlich Jemanden eine Sache als eigen überlassen, mit der Verbindlichkeit, daß er eine Sache von der nämlichen Art und Güte zur bestimmten Zeit dafür wieder zurückgebe; durch das Leihen aber überträgt man Jemanden bloß ein Nutzungsrecht einer Sache oder Person (z. B. seines Knechtes) auf eine bestimmte Zeit und Art, jedoch mit Vorbehalt der Substanz derselben. Daher können nur jene Dinge geliehen werden, welche durch den Gebrauch sich nicht verzehren. Dabei gelten folgende Grundsätze:

1) Der, dem geliehen wird, darf das Geliehene nicht anders, noch länger gebrauchen, als es ihm vom Herrn der Sache gestattet ist. Demnach darfst du ein Pferd, das dir zum Reiten auf eine Stunde geliehen ist, nicht zwei Stunden herumjagen; auch ist es dir nicht erlaubt, dasselbe an einen Wagen zu spannen.

2) Man darf das Geliehene nur so weit abnutzen, als es zum bewilligten Gebrauche nöthig ist. Verdirbt man mehr aus eigener Schuld, so verletzt man das Recht des Leihenden, und muß ihm den Schaden ersetzen. Für einen bloßen Zufall jedoch braucht man nicht einzustehen: doch muß man die Kosten tragen, ohne welche der Nutzungsgebrauch nicht möglich ist, z. B. man muß das geliehene Pferd futtern.

3) Wenn das Geliehene so schadhaft ist, daß dem, welchem es geliehen wird, statt des Nutzens vielmehr Schaden entstehet, so ist derjenige Urheber davon, und auch schuldig den Schaden zu ersetzen, welcher wissentlich Solches ausleihet, z. B. Jemand leihet Jemanden ein so unbändiges Roß zum Reiten, von dem der Eigenthümer voraus weiß oder doch wissen kann, daß es durchgehet und den Reiter abwirft. Den daraus hervorgehenden Schaden, z. B. die Kurkosten für den Verunglückten, hat nun der Eigenthümer zu bezahlen.

Wer sieht aus diesem nicht, daß man auch beim Leihen gar oft den Nächsten beeinträchtet, und ihm an seinem Eigenthume Schaden zufügt?

c) Vom hinterlegten Gute.

Wenn Jemand es eingeht, unentgeltlich ein fremdes Eigenthum aufzubewahren, so verpflichtet er sich:

1) Dieses anvertraute Gut mit dem nämlichen Fleiße zu verwahren, als wäre es seine eigene Sache.

2) Er ist nicht berechtigt, das ihm anvertraute Gut zu gebrauchen, ausgenommen der Eigenthümer hat es ihm erlaubt. Du darfst also das Kleid, welches du von deinem Nächsten aufbewahrst, nicht anziehen.

3) Er muß die nothwendigen Kosten inzwischen aufwenden, um die anvertraute Sache zu erhalten; er muß z. B. das Pferd futtern. Indeß hat solche Auslagen der Eigenthümer wieder zu ersetzen.

4) Verdirbt die Sache durch seine Schuld, oder geht sie gar zu Grunde, so muß er Ersatz leisten; trägt er aber am Untergang der Sache keine Schuld, so wird ihm der Ersatz nicht aufgebürdet.

5) Für den Zufall muß der Eigenthümer einstehen, ausge-

nommen der, welcher die Sache in Verwahr nahm, hat seine Befugniß überschritten, so z. B. es wird ihm die Uhr aus dem Sacke gestohlen, da er doch keine Erlaubniß hatte, sie zu gebrauchen.

6) Der, welchem ein Gut zum Aufbewahren anvertraut ist, hat die Pflicht, es dem Eigenthümer wieder zurückzustellen, eine Ausnahme findet nur statt:

a) Wenn er gewiß weiß, daß die Sache gestohlen ist;

b) Wenn er selbst eine ausgemachte Forderung an den Eigenthümer hat. In diesem Falle dürfte er sich durch das anvertraute Gut entschädigen.

c) Wenn er gerechte Besorgniß hätte, der Eigenthümer möchte die wieder erlangte Sache gegen die Gerechtigkeit mißbrauchen, z. B. das Schwert, um den Feind zu tödten.

d) Von der Vollmacht.

Wenn ich aus Vertrauen auf eines Andern Geschicklichkeit und Freundschaft diesem die Befugniß ertheile, entweder über mein Recht zu disponiren, oder eine mir obliegende Pflicht in meinem Namen zu vollziehen, und jener sich es zu thun verpflichtet, so ist dieß eine Vollmacht. Die Uebertragung einer solchen Vollmacht heißt eine Commission; das, was man zu thun kommittirt, heißt ein Geschäft; der, welchem es kommittirt wird, heißt Kommissär oder Bevollmächtigter; der es kommittirt, heißt Kommittent oder Principal.

Beide, sowohl der Kommittent als der Kommissär, können sich der Ungerechtigkeit schuldig machen, wenn sie ihre Pflichten verletzen. Es liegt aber

I. Dem Kommissär ob:

1) Er darf nicht willkührlich, noch zu seinem Nutzen, sondern muß bloß nach dem Wunsche und zum Nutzen des Kommittenten sich der erhaltenen Vollmacht mit größtem Fleiße bedienen.

2) Er darf und kann auch giltig nichts unternehmen, als wozu und wie ihm die Vollmacht gegeben ist.

3) Er darf ohne Einwilligung des Principals seine Vollmacht nicht auf einen Dritten übertragen, sondern muß das Geschäft selbst besorgen, weil der Kommittent sich im Kommittiren auf seine persönliche Geschicklichkeit und Freundschaft verließ.

4) In Erfüllung seiner Kommission verbindet er nicht sich, sondern seinen Principal, und auch Andere verbindet er nur gegen diesen, weil er Alles im Namen und mit der Vollmacht desselben thut.

5) Ueberschreitet er seine Vollmacht, so thut er Alles auf seine Gefahr, und verbindet nur sich, nicht seinen Principal.

6) Zuletzt muß der Kommissär seinem Principal Rechenschaft geben, wie er Alles gethan habe.

II. Der Kommittent ist verbunden:

1) Seinem Kommissär alle Kosten zu erstatten, welche er aus erheischender Noth und zu dessen Nutzen in der Entrichtung seines Geschäftes ausgelegt hat.

2) Auch den Schaden muß er ihm ersetzen, welchen er ihm durch seine Kommission verursacht hat; denn der Kommissär verband sich nur zu persönlichen Diensten.

3) Eine Ehrenvergeltung (Honorar) für geleistete Dienste ist man zwar nicht strenge schuldig; es geziemt sich aber für Vollbringung wichtiger Geschäfte eine solche zu geben, wenn man anders dazu wohlhabend genug ist.

e) Vom Kauf und Verkauf.

Eine Menge von Ungerechtigkeiten geschehen im Kauf und Verkauf. Daher muß man die hiebei stattfindenden rechtlichen und moralischen Vorschriften genau kennen und einhalten. Es gelten aber hiebei folgende Grundsätze:

Der Kaufvertrag ist abgeschlossen mit der Einwilligung; aber das Eigenthum über die angekaufte Sache überträgt man erst bei der Uebergabe derselben, oder wenn der Ankäufer ein Unterpfand, oder sein Wort gibt, zu bezahlen. Obschon aber die Sache dem Käufer noch nicht übertragen ist, so gehet doch ihn die Gefahr einer gekauften Sache schon an. Daher gehet ihn der Schaden an, der inzwischen die gekaufte Sache trifft; aber auch der Vortheil gehört seyn. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn man ausdrücklich das Gegentheil bestimmt hat, oder wenn der Verkäufer die Auslieferung der Sache verzögerte, oder auch wenn der Verkäufer Schuld ist, daß der verkauften Sache ein Schaden zuging. Uebrigens kann sich der Verkäufer die Früchte bevorbehalten, bis der Kaufpreis erlegt ist.

Kauft Jemand mit fremdem Gelde in seinem Namen, so wird das Gekaufte nichts desto weniger sein Eigenthum. Eine Ausnahme fände nur statt, wenn das Geld Kirchen, Unmündigen oder Soldaten gehörte.

Soll ein Kaufvertrag giltig seyn, so muß er sowohl den Kaufpreis, als die gekaufte Sache wenigstens dem Maße nach angeben.

Gibt Jemand einen Pfandschilling, so kann der Käufer, wenn er sein Pfandgeld verlieren will, auf den Contrakt verzichten. Anders aber verhielt es sich, wenn der Pfandschilling zur größern Sicherheit des abgeschlossenen Vertrages gegeben wäre.

Ist von der Obrigkeit eine Verkaufstaxe festgesetzt, so müssen sich Alle daran halten. Gibt es keine Taxe, so soll nach billiger Schätzung verfahren werden, wobei zu bemerken ist, daß es bei außergewöhnlichen Gegenständen eine größere Freiheit gibt in Bestimmung des Preises als bei gewöhnlichen, allgemein nöthigen Dingen. Ist durch den Kaufpreis ein Theil um mehr als die Hälfte übervortheilt, so kann er den Kauf gerichtlich annulliren lassen; ist er hingegen um weniger als die Hälfte übervortheilt, so kann der Kauf zwar nicht gerichtlich annullirt werden: aber der Andere Theil ist im Gewissen verpflichtet, dem Uebervortheilten billigen Ersatz zu leisten. Uebrigens darf der Käufer eine Waare, welche ihm freiwillig zu einem geringern als dem niedrigsten Preise angeboten wird, und zwar bis zum Dritttheil des niedrigsten Preises, ankaufen. Dagegen darf der Verkäufer nicht zu einem höhern als dem rechtmäßigen Preise verkaufen, sollte auch der Ankäufer die Waare, wegen seines großen Verlangens, sie zu besitzen, gerne so theuer bezahlen. Eine Ausnahme findet aber statt, wenn der Verkäufer wegen seiner Anhänglichkeit an diesen Gegenstand sich ungerne davon trennt.

Wird eine Sache gerichtlich verkauft, versteigert oder zum Verkaufe herumgetragen, so kann man sie um jeden Preise kaufen. Dabei muß jedoch jeder Betrug ferne seyn, sowohl von Seite des Verkäufers, wenn er z. B. Personen bestellen würde, die nur zum Scheine mitschlagen; als des Käufers, wenn dieser z. B. durch Bitten, Drohungen oder auf andere unrechte Weise die Uebrigen vom Mitbieten abhalten würde.

Es ist unerlaubt, daß Jemand eine Sache unter der ausdrück-

lichen oder stillschweigenden Bedingung verkaufe, dieselbe soll ihm zu einem geringern Preise wieder verkauft werden. Diesen Vertrag pflegen die Moralisten Mohatra zu nennen. Ungerecht ist es ferner, wenn Jemand die Einbringung anderer Waaren verhindert, damit die seinigen desto theuerer verkauft werden; deßgleichen auch, wenn eine Person oder wenn mehre zusammen alle Waaren aufkaufen, und gegenseitig übereinkommen, sie um theuerern Preis, als wozu die Waaren ohne Monopol gekommen wären, zu verkaufen.

Verkauft man beschädigte Waaren, und der Schaden ist in der Substanz, so ist der Kauf nichtig, oder der Verkäufer muß dem Käufer wenigstens den Schaden ersetzen. Besteht der Schaden in der Quantität, so muß er ebenfalls gut gemacht werden; besteht endlich der Schaden in der Qualität und ist er nicht sichtbar, so muß der Verkäufer darauf aufmerksam machen, außer er erklärte, daß er die Sache verkaufe, wie sie wäre, gleichwie Solches auf Jahrmärkten zu geschehen pflegt. Ist hingegen der Fehler leicht zu erkennen, so braucht man nicht darauf aufmerksam zu machen, man müßte denn von der Unwissenheit oder dem Irrthume des Ankäufers sicher seyn.

Die Commissionäre, welche für Andere Dinge verkaufen, dürfen den erhaltenen Mehrbetrag nicht für sich behalten, sollte der Eigenthümer auch den Preis bestimmt haben, um den er die Sache ablassen wolle; sie dürfen nur den Lohn für ihre Mühewaltung für sich nehmen. Nur der Fall macht eine Ausnahme, wo die Umstände leicht schließen lassen, der Eigenthümer schenke ihnen den ganzen gemachten Gewinn. Dasselbe gilt auch für die, welche für Andere Ankäufe machen.

Wenn eine Sache an zwei verkauft worden ist, so erlangt derjenige das Eigenthum, dem sie nach der Bezahlung des Kaufpreises übergeben worden ist. Hat aber ein Solcher in schlimmer Absicht gekauft, d. h. ist ihm bekannt, daß diese Sache schon ein Anderer gekauft habe, so muß er sie ihm ausliefern. (cf. Der Beichtvater v. hl. Liguori.)

f) Vom Pachten oder Miethen.

Pachten oder Miethen heißt so viel, als mit Einem übereinkommen, daß er ein bestimmtes Nutzungsrecht seiner Sache oder

seiner Kräfte für einen bestimmten Preis (Pachtschilling) einem Andern übertrage.

Damit sich hier kein Theil einer Ungerechtigkeit schuldig mache, müssen folgende Grundsätze beobachtet werden:

1) Der Vermiether erfüllt seine Pflicht, wenn er dem Pächter es nur möglich macht, die gemiethete Sache zu gebrauchen, wie ausgedungen war; wenn dieser davon keinen Gebrauch macht, so ist es seine Schuld, er hat nichts desto weniger den Pachtschilling zu erlegen. So ist es z. B. kein Grund, den Pachtschilling zurückhalten zu wollen, weil man das gemiethete Feld hat brach liegen lassen. Es muß aber der Vermiether Sorge treffen, daß die vermiethete Sache dem Pächter jenen Nutzen, der die Hauptabsicht des Vertrages war, möglicher Weise bringen könne. Daher muß er die Sache während der Dauer des Pachtes in nutzbarem Stande erhalten, z. B. die Baufälle eines vermietheten Hauses wenden; denn wird die vermiethete Sache zum Gebrauche untauglich, so braucht der Pächter keinen Pachtschilling mehr zu entrichten. Auch den Schaden, der aus bloßem Zufall an einer Sache entsteht, muß der Vermiether tragen; denn die vermiethete Sache bleibt immer sein Eigenthum. Gehet daher die vermiethete Sache zu Grunde, so ist der Pächter zu Nichts verpflichtet, außer er ist Schuld am Untergang der Sache. Auch ist zu bemerken, daß der Vermiether dem Pächter die Mängel seiner vermietheten Sache anzuzeigen habe, falls diese von der Art sind, daß dem Pächter daraus ein Schaden zugehen könnte. Endlich muß der Eigenthümer alle außerordentlichen nützlichen Auslagen, welche der Pächter auf die gemiethete Sache verwendet hat, wieder ersetzen.

2) Der Pächter darf keinen andern Gebrauch vom Pachtrechte machen, als bedungen worden ist; er kann es aber an einen Andern wieder vermiethen; denn es ist sein Eigenthum. Er muß die Substanz der Sache unverletzt lassen, und sie nach Ablauf der bedungenen Zeit wieder zurückerstatten. Wenn ein Zufall die Nutzung vereitelt, z. B. wenn man ihm die Aepfel von dem gemietheten Baume stiehlt, oder der Hagel die Frucht zerstört, so fällt dem Pächter der Schaden anheim. Indeß ist es billig, daß der Eigenthümer dem Pächter bei außerordentlichen Unglücksfällen Ermäßigung des Pachtschillings eintreten läßt.

3) Der Pacht gehet mit der ausbedungenen Zeit zu Ende. Außerdem aber hört der Pacht auf.

a) Wenn der Pächter den Pachtschilling innerhalb zwei Jahren nicht bezahlt.

b) Wenn der Vermiethende durch eine äußerste Noth gezwungen wäre, seine Sache zurückzunehmen.

c) Wenn die vermiethete Sache verkauft wird.

d) Wenn der Pächter die gemiethete Sache auf sündhafte Weise mißbraucht.

Nach diesem kömmt noch die Frage in Erwägung, ob eine Herrschaft dem Dienstboten, welchen sie gedungen, der aber krank geworden ist, den vollen Lohn zu geben schuldig ist. Die Theologen nehmen allgemein an, daß dazu keine Verbindlichkeit vorhanden sei; auch die Kurkosten zu tragen, ist die Herrschaft nicht schuldig, außer der Dienstbote befindet sich in einer großen Noth.

g) Vom Wechselgeschäfte.

Das Wechselgeschäft (cambium) findet statt, wenn ein Wechsler um einen Gewinn einem Andern Geld umsetzt. Es kann dieß auf mehrfache Weise geschehen.

a) Man wechselt kleinere Münzen gegen größere ein, oder umgekehrt (cambium minutum).

b) Man stellt Wechselbriefe aus (cambium per litteras), wenn der Wechsler an einem Orte baares Geld erhält, um es an einem andern wieder auszuzahlen.

c) Der Wechsler zahlt einem Andern an seinem Wohnorte Geld aus, um es an einem andern Orte wieder zu erhalten.

Alle diese Arten Wechsel sind erlaubt; hingegen der sogenannte trockene oder erdichtete (siccum seu fictum), der darin besteht, daß man den Ort, wo das Geld empfangen werden soll, erdichtet, und dennoch den Gewinn fordert, ist ungerecht.

Hiebei ist noch zu bemerken, daß, wer zufällig ein in seiner Substanz falsches Geldstück, z. B. Zinn statt Silber, eingenommen hat, es nicht wieder ausgeben darf; hat er es aber bereits gethan, so ist er zum Ersatze verpflichtet.

h) Vom Erbpacht und Lehen.

Der Erbpacht (Emphyteusis) ist ein Vertrag, durch welchen man das Nutznießungsrecht von einer unbeweglichen Sache Jemanden entweder für beständig oder doch auf zehn Jahre mit der Verbindlichkeit übergibt, dieselbe in gutem Zustande zu erhalten und dem Grundhern zu gewissen Zeiten eine bestimmte Reallieferung dafür zu leisten. Die so übergebene Sache heißt man das Erbrechtsgut oder Erbzinsgut; derjenige, welchem sie übergeben worden ist, heißt Grundhold oder Erbzinsmann, und der sie ihm übergibt, Grundherr oder Erbleiheherr. Das, was der Grundhold seinem Grundherrn zur bestimmten Zeit leisten muß, wird der Erbzins genannt; was dem Grundherrn aber nur bei jeder Veräußerung des Nutznießungsrechtes oder der Uebertragung auf einen neuen Grundhold gegeben werden muß, heißt Handlohn.

Bei dem Erbpacht ist es freilich größtentheils nur auf dem Nutzen des Grundherrn abgesehen; aber er darf doch nie über den Preis der reinen Nutznießung hinausgehen: der Grundhold muß überhaupts noch sein gutes Auskommen haben.

Der Grundhold ist schuldig, den bestimmten Erbzins abzutragen. Entrichtet er diesen drei Jahre, oder wenn es Kirchengut ist, zwei Jahre nicht, so kann der Grundherr das Gut wieder an sich nehmen. Diesen Erbzins ist der Grundhold auch dann noch schuldig zu entrichten, wenn das Gut theilweise zu Grunde ginge (anders verhielte es sich bei gänzlichem Untergange desselben), oder wenn er einen beträchtlichen Verlust an den Früchten erleiden würde, wenn anders der Erbzins überhaupts ein mäßiger ist.

Mit dem Erbpacht ist das Lehen verwand, welches dadurch entstehet, wenn der Landesherr Jemanden ein Gut unter der Verpflichtung persönlicher Hörigkeit für den Lehensträger (Vasallen) übergibt.

i) Von der Wette und dem Spiel.

Eine Wette findet statt, wenn zwei über eine Thatsache streiten, und übereinkommen, daß der, welcher Unrecht hat, dem Andern etwas Gewisses bezahle. Soll eine Wette etwas Erlaubtes seyn, so darf von keiner Seite ein Betrug statt finden; es muß insbesondere sowohl die zu bezahlende Summe als die Ungewißheit

des Ausganges für beide Theile gleich seyn. Ist demnach der eine Theil von der Wahrheit bereits überzeugt, so darf er die in der Wette bestimmte Summe nicht behalten. Auch darf man nicht unter sündhaften Bedingungen wetten, z. B. wenn zwei eine Wette eingingen, wer aus ihnen am meisten trinken könnte.

Spiele, die nur des Vergnügens wegen oder aus Gefälligkeit gegen Andere um nicht zu hohen Preis gemacht werden, sind nicht verboten. Dabei aber ist zu merken, daß man das, was man einem Kinde abgewinnt, wieder zurückgeben muß. Wer sich im Spiele des Betruges oder unerlaubter Kunstgriffe bedient, muß ebenfalls den Gewinn wieder zurückerstatten. Die Glücks = oder Hazardspiele sind insgesammt verboten. Indeß braucht derjenige, welcher in solchen Spielen etwas gewonnen hat, den Gewinnst nicht zurückzustatten, bis der Richter ihn dazu verurtheilt hat. Auch ist der verlierende Theil zum Zahlen nicht verpflichtet, er müßte sich denn durch einen Eid dazu verbunden haben.

k) Von der Gesellschaft.

Eine Gesellschaft entsteht, wenn zwei oder mehre Personen ihr Geld oder ihre Thätigkeit zusammenthun, um den am Ende gemachten Gewinn gemeinschaftlich zu theilen. Dabei ist zu bemerken:

1) Man darf sich nur zu einem erlaubten Zweck verbinden.

2) Die für das Geschäft gemachten Auslagen und der dabei erlittene Schaden wird gemeinschaftlich getragen; die Gefahr aber, welche das beigeschossene Gut läuft, fällt ganz dem Eigenthümer zur Last.

3) Bei der Theilung erhält der Eigenthümer zuerst sein Kapital, und hierauf wird der Gewinn getheilt, und zwar nach dem Verhältnisse der von dem Einen aufgewendeten Mühe und nach dem Betrage des Vortheils, welchen das Kapital gewährt hat, das der Andere beigeschossen.

4) Die Gesellschaft löst sich wieder auf: a) wenn das Geschäft geendet oder die Zeit abgelaufen ist; b) durch gegenseitige Einwilligung; c) wenn ein Glied stirbt, weil die Gesellschaft nicht auf die Erben übergehet; d) durch die Verbannung, oder den Eintritt in ein Kloster; e) wenn ein Genosse wegen Krankheit oder wegen sonst einer triftigen Ursache seiner Pflicht nicht mehr

nachkommen kann; f) wenn das beigeschossene Geld verloren gehet; g) wenn die Umstände sich so ändern, daß die Gesellschaft ihren Zweck nicht mehr erreichen kann.

l) Vom Pfande und von der Hypothek.

Pfand nennt man den beweglichen Gegenstand, welchen der Schuldner dem Gläubiger zur Sicherstellung der Bezahlung übergibt; ist dieser Gegenstand ein unbewegliches Gut, so heißt es Hypothek. Dabei ist zu bemerken, daß der Gläubiger ohne Einwilligung des Schuldners das Pfand nicht gebrauchen darf; wenn aber der Gebrauch dem Eigenthümer nichts schadet, so wird die Einwilligung präsumirt.

m) Vom Testamente.

Was die Testamente betrifft, geben wir hier nur folgende Grundsätze an:

1) Hinsichtlich frommer Stiftungen ist der Erbe den erkannten Willen des Erblasses zu erfüllen schuldig, wenn auch keine äußern Beweise vorhanden sind.

2) Die Erblasser sind im Gewissen verpflichtet, nicht nur den Notherben, wie Söhnen, Eltern, Großeltern den gesetzlichen Theil, sondern auch den armen Geschwisterten so viel zu hinterlassen, als nöthig ist, um sie größter oder großer Noth zu entreißen. Es gibt jedoch Fälle, wo der Vater seine Kinder enterben kann, nämlich wenn sie ihm nach dem Leben gestrebt, oder ihn am Testiren gehindert, oder sonst sich eines groben Unrechtes an ihm sich schuldig gemacht hätten.

34. Moralische Grundsätze hinsichtlich der Erbschaften.

(Nach Hirscher.)

Ein Jeder weiß, daß er sterben wird. Wenn er nun auf sein irdisches Besitzthum hinschaut, so kann er nicht umhin, die Frage zu stellen: was soll nach meinem Tode mit all dem geschehen? Das Gesetz gewährt ihm die Verfügung über dasselbe. Und nun, was soll er thun? Er sehe es als ein wichtiges Recht an, über sein Besitzthum verfügen zu dürfen, und als eine hohe Angelegenheit, ihm eine gottgefällige Bestimmung zu geben. Er erwäge also die

Sache mit redlichem Herzen vor Gott, und thue es zu guter Zeit. Man bedarf hierzu eines Geistes, der nicht von leiblichen Schmerzen niedergedrückt ist. Wer sich freut, über sein Besitzthum für alle Fälle auf Gott gefällige Weise gesorgt zu haben, wird mit seiner letztwilligen Verfügung, wenn er anders nicht Alles rein den gesetzlichen Bestimmungen überlassen will, nicht zögern. Nur der Neid, der Geiz, die Todesfurcht verschieben diese Angelegenheit. Was die letztwillige Verfügung selbst betrifft, so treffe er sie so, wie er sie nach seinem Tode getroffen zu haben wünschen wird. Es ist nichts Anders, als ob er nun eben sein ganzes Eigenthum auszutheilen hätte. Die Frage ist: wie soll er es verwenden? Vor Allen sind vielleicht Angehörige da, deren Fürsorge von Gott ihm anvertraut ist. Natürlich muß er auch für den Fall seines Todes für diese sorgen. Unter diese Angehörige sind namentlich auch die zu zählen, die einen größeren Theil ihres Lebens hindurch mit ihren Diensten sich ihm geopfert haben. — Nächst den Angehörigen gibt es Bedürftige, denen er gerne geben mag. Nächst diesen ist es die öffentliche Wohlfahrt z. B. die Beförderung von Erziehung und Unterricht, die er ins Auge faßt u. s. w.

Nach welchem Grundsatze nun soll er die verschiedenen Personen und Zwecke, die sich seiner Berücksichtigung darstellen, bedenken? — Das ist bei Jedem anders und eigen. Bei dem Einen z. B., der bei seinem geringen Vermögen Kinder hat, bleibt wenig oder gar nichts, was er seinen treuen Dienstboten hinterlassen könnte; bei dem Anderen, der reicher ist, etwas; bei dem Dritten, der reich und kinderlos ist, mehr — vielleicht viel. Dem Einen stellen sich dringende Lokal-Bedürfnisse dar, dem Anderen mehr Rücksichten der allgemeinen Wohlfahrt u. s. w. Die allgemeinen Grundsätze der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit müssen unter Rücksichtnahme auf die besondern Verhältnisse die leitenden Grundsätze seyn. —

Endlich, und damit der wohlerwogenen letztwilligen Verfügung keine Böswilligkeit hindernd in den Weg treten könne, ist genaue Beobachtung der gesetzlich festgesetzten Formen nothwendig. Wer wollte durch Nachlässigkeit hierin vielleicht bitteren Streit, und Vernichtung der beabsichtigten Zwecke wagen! —

Was die Erben betrifft, so hält sich der Christ vor Allem

von Erbschleicherei fern. Wie? er sollte durch List, durch Verleumdung, durch Schmeichelei, durch Furcht, durch Versprechen ꝛc. ein fremdes Gut an sich reißen, und dasselbe einem Dritten, dem Natur und Bedürfniß nähere Ansprüche geben, rauben? Erbschleicherei ist Raub: um so schändlicher, je häßlicher die Künste sind, die angewendet werden, am schändlichsten, wenn man sich der Religion als Deckmantel bedient. Matth. 23, 14. Aber nicht nur, daß sich der Christ von Erbschleicherei fern hält, auch wo ihm ohne sein Zuthun eine Erbschaft zufällt, bei welcher der Erblasser wieder Gerechtigkeit oder Billigkeit gehandelt hat, weigert er sich, solche anzunehmen. Er vergütet durch seine Verzichtleistung die Sünde des Erblassers. Verstößt die Erbschaft nicht zwar überhaupt gegen Gerechtigkeit und Billigkeit, sind aber vom Erblasser Personen unberücksichtigt geblieben, welche nach Gerechtigkeit oder Billigkeit auch hätten bedacht werden sollen, so gibt er den Uebergangenen aus freiem Antrieb, wie es ihm recht und billig zu seyn dünkt. — Ist der Christ für seine Person von dem Erblasser übergangen, oder weniger, als er erwartet, berücksichtigt worden, so hütet er sich wohl, den Erblasser mit den Augen des Eigennutzes zu beurtheilen, und die Begünstigten zu hassen und zu lästern. Er vergießt nicht, daß im Allgemeinen der Sterbende sein Eigenthum nach richtigeren Grundsätzen vertheilt, als der Lebende, welcher, um gerecht und billig zu seyn, seine Habsucht verleugnen müßte. Vornehmlich ist es der Titel der Verwandtschaft, welcher oft (bei dem völligen Abgang aller sonstigen Berücksichtigungsgründe) höchst ungebührlich geltend gemacht wird. — Was der Christ als Erbtheil empfängt, nimmt er mit Dank gegen den Erblasser hin. Wer nicht Dank gegen den Verstorbenen fühlt, ist des Erbes nicht werth. Aber insgemein sind die Anspruchsvollsten und Ungenügsamsten auch die Undankbarsten. Natürlich. Die Selbstsucht kann nicht lieben; und so ist das Zurückgelassene in ihren Augen weiter nichts, als was der Todte nicht mitnehmen konnte; und was ihm (dem Hinterbliebenen) von Rechts wegen gebührt.

35. Was die Rückerstattung ist, und was dazu verpflichtet.

Die Rückerstattung ist nach dem hl. Liguori ein Akt wechselseitiger Gerechtigkeit, wodurch der dem Nächsten ungerechter Weise zugefügte Schaden wieder ersetzt wird. Der Schadenersatz ist also:

a) Ein Akt der Gerechtigkeit, weil nicht alle Verletzung, welche dem Nächsten zugefügt wird, die Pflicht des Ersatzes auflegt, sondern nur jene, wo ein Recht verletzt wird, welches der Nächste in Bezug einer Sache hat.

b) Ein Akt wechselseitiger (commutativa) Gerechtigkeit, weil man keine Pflicht des Ersatzes hat, wenn man die gesetzliche (legalis) Gerechtigkeit verletzt, die sich auf die Rechte und Strafen nach den Gesetzen bezieht, oder die zu theilende (distributiva), die auf die Verdienste der Personen sieht, sondern nur, wenn man die wechselseitige verletzt, die den Werth der einem jeden angehörenden Dinge berücksichtiget.

c) Die Gutmachung eines dem Nächsten unrechtmäßiger Weise zugefügten Schadens; denn um unter einer schweren Sünde zur Rückerstattung verpflichtet zu seyn, wird erfordert: daß man einen bedeutenden positiven und äußern Einfluß auf den Schaden des Nächsten ausgeübt, und daß man eine große Ungerechtigkeit gegen den Besitzer begangen habe.

Die Pflicht des Wiederersatzes entspringt aus zwei Ursachen:

1) Aus der ungerechten Wegnahme, wozu auch die ungerechte Beschädigung gerechnet wird;

2) Aus dem ungerechten Behalten, wozu man auch die Verpflichtung aus dem Contrakte zählt.

Dabei ist noch zu unterscheiden die sogenannte theologische Schuld, welche sich auf das Gewissen bezieht und eigentlich die Sünde ausmacht, und die juridische, welche sich auf die Gesetze bezieht, und die wiederum in die weite (lata), die geringe (levis) und die geringste (levissima) Verschuldung zerfällt.

Darnach sagen die Gottesgelehrten, daß wegen der bloß juridischen Schuld Niemand im Gewissen unter einer schweren Sünde zum Ersatz verpflichtet ist, wenn nicht auch eine schwere theologische Schuld vorhanden ist; denn soll eine Verbindlichkeit

auf dem Gewissen lasten, so muß das Vergehen mit Bewußtseyn begangen worden seyn, und soll dem Gewissen eine schwere Verbindlichkeit obliegen, so muß auch eine schwere Sünde begangen worden seyn. Wer daher seinen Nächsten zu beschädigen nicht beabsichtet und den Schaden nicht voraussieht, ist zu Nichts verpflichtet.

Bei einer läßlichen Sünden muß man unterscheiden:

a) Ist sie läßlich wegen Geringfügigkeit der Sache, so ist man unter einer läßlichen Sünde zur Rückerstattung verpflichtet.

b) Ist sie läßlich aus Mangel an voller Aufmerksamkeit oder aus Mangel an vollkommner Einwilligung, so besteht nach der wahrscheinlichern Meinung die Verpflichtung der Rückerstattung nicht, sollte auch die Bedeutenheit der Sache vorhanden gewesen seyn. (Der hl. Liguori.)

36. Woher es kömmt, daß so wenige Christen das ungerechte Gut wieder ersetzen, da sie es doch zu ersetzen im Stande wären, und auch ihre Pflicht dazu kennen.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum die Wiedererstattung so selten geübt wird, ist unstreitig die Neigung zur Ueppigkeit und Verschwendung. Menschen, die einmal hierin ihre Glückseligkeit suchen, kennen keinen andern Grundsatz mehr, als diesen: Lasset uns essen und trinken 1. Cor. 15, 32. Man ist mit der einfachen Kost und Kleidung, bei der sich unsere Vorfahrer so wohl befanden, nicht mehr zufrieden, sondern kleidet sich kostbar und führt einen guten Tisch. Man will alle Tage in Freuden leben, alle Lustbarkeiten mitmachen, keine Gesellschaft ausschlagen und in den Augen anderer Menschen durch Aufwand glänzen. Der Arme will es dem Reichen nachthun, oft ihn sogar noch übertreffen. Diese Lebensweise ist in unsern Tagen gleichsam zur andern Natur geworden. Wollte man nun das ungerechte Gut zurückstatten, so müßte man seine Gastereien einstellen, von den Lustbarkeiten ferne bleiben: kurz eine ganz andere Lebensart wählen. Das kostete Ueberwindung und Selbstverleugnung; das will man aber nicht, und so kömmt es auch zu keiner Zurückgabe des fremden Eigenthumes; im Gegentheile, man zieht fortwährend so viel als möglich desselben an sich. Würden doch solche Menschen nur die

Augen öffnen und auf die Zukunft sehen! Meint ihr denn, daß dieses Schwelgen immer fortdauern wird? Wird nicht endlich euer Credit ganz und gar verloren gehen? Werden nicht euere Gläubiger endlich aufwachen, und mit Gewalt das Ihrige fordern? Werdet ihr ruhig dabei seyn, wenn ihr kaum mehr so viel behaltet, um euch und euere Kinder zu ernähren? Ist es denn vernünftig, um kurzer Genüße willen sich in einen langwierigen Kummer zu stürzen? Doch gesetzt, ihr hättet den Nächsten auf eine solche Art um das Seinige gebracht, daß euch die weltlichen Gesetze zu keiner Entschädigung zwingen können, seid ihr denn nicht Christen, die nicht nur die bürgerlichen, sondern auch die göttlichen Gesetze, die an Vollständigkeit jene weit übertreffen, zu halten verbunden sind? Seid ihr nicht Christen, die aus der hl. Schrift wissen, daß eine Zeit kommt, wo ein Jeder empfangen wird, je nachdem er gehandelt hat im Leben, es sei Gutes oder Böses? Wollet ihr eines flüchtigen Wohllebens wegen mit dem reichen Schwelger in jenen ewigen Peinen unausstehliche Qualen leiden? Höret, was der hl. Geist über Jenen sagt, der fremdes Gut an sich bringt: Sein Brod wandelt sich inwendig in seinem Leibe in Natterngalle; die Reichthümer, die er verschlungen, wird er ausspeien, und aus seinem Bauche wird Gott sie herausziehen; er wird aus Natternköpfen saugen, und der Natter Zunge wird ihn tödten; Alles, was er gethan, muß er büßen, und wird gleichwohl nicht vertilgt; denn er hat zertreten und entblößt die Armen, Häuser geraubt, die er nicht gebaut. Hiob. 20.

Eine andere Quelle, woraus die Vernachläßigung der Wiedererstattung fließt, ist eine unmäßige Begierde nach Reichthum. Auch in dieser Hinsicht erfüllet sich das Wort des Apostels: die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen. 1. Tim. 6, 9. Ein Mensch, der sich einmal unter das Joch des Geizes hat bringen lassen, ist Tag und Nacht darauf bedacht, wie er Geld und Gut an sich bringen kann, ohne zu fragen, was Gott, sein Gewissen und andere Menschen dazu sagen werden. Begierig sieht er um sich her und reißt fremdes Gut an sich, gleich einem Raubvogel. Schon dieß würde dem Geizigen viel kosten, wenn er nur

aufhören soll, seine Schätze zu häufen; was würde er sich also für eine Gewalt anthun müssen, wenn er sogar die mit Unrecht gesammelten Güter wieder herausgeben müßte? — Aber, Geizhals, bedenke doch einmal, warum wir von Gott erschaffen sind. Haben wir denn nicht einen unsterblichen Geist, der zu seiner Sättigung ganz andere Dinge braucht, als die Reichthümer dieser Welt? Soll über dem Streben nach vergänglichen Schätzen das nach Tugend und Verdiensten gänzlich versäumt werden? Wollen wir unter Jene gehören, von denen die Schrift sagt: Wohlan, ihr Reichen! weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird; euer Reichthum verfaulet, euere Kleider sind mottenfräßig, euer Gold und Silber ist verrostet, und der Rost desselben wird ein Zeugniß wider euch seyn, und wird euer Fleisch fressen wie Feuer. Ihr habt euch Schätze des Zornes gesammelt für die letzte Zeit. Jac. 5, 1—4. Und ist denn der mit Sünden an sich gebrachte Reichthum eine so unentbehrliche Sache, daß man sich durchaus nicht entschließen will, denselben herauszugeben? Ein gutes Auskommen ist zwar ein großes Glück auf unserer irdischen Wanderschaft, weil man sich dadurch seine Reise bequemer machen kann; aber welcher vernünftige Wandersmann wird wohl dadurch, daß er unnöthiger Weise große Lasten auf sich nimmt, das Fortkommen sich erschweren, oder bei den Annehmlichkeiten einer schönen Gegend den Weg vergessen, der ihn noch in ein weit besseres Land bringt? Warum wollt ihr euch daher mit Dingen abgeben, die euere Reise erschweren, und euch hindern, das gesetzte Ziel zu erreichen? Gebt entweder die Hoffnung zu euerm ewigen Vaterlande zu gelangen, gänzlich auf, oder stellet die Güter wieder zurück, die ihr mit Unrecht besitzet. Es ist ein großer Gewinn, gottselig zu seyn mit Genügsamkeit; denn wir haben nichts in diese Welt gebracht, und können ohne Zweifel auch nichts mitnehmen. Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so laßt uns damit zufrieden seyn. 1. Timoth. 6—9.

Allzu große Liebe zu den Seinigen ist eine neue Ursache, die so Manchen abhält, sich des ungerechten Gutes zu entledigen. Was würde ich den Meinigen hinterlassen, heißt es, wenn ich all das wieder erstatten soll, was ich ungerechter Weise an mich gebracht habe? Was würden meine Kinder nach meinem Tode

anfangen, wenn ich sie durch meine Gewissenhaftigkeit in Armuth brächte? — Für die Unsrigen zu sorgen, daß sie nach unserm Ableben etwas finden, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, in der Welt fortzukommen, ist recht und billig. So unbesonnen nun diejenigen handeln, welche den Ihrigen gar nichts hinterlassen, da sie doch durch eine kluge Sparsamkeit etwas hätten erübrigen können, eben so sündhaft handeln auf der andern Seite die, welche aus übertriebener Sorgfalt das ungerechte Gut bei sich behalten, damit nur den Hinterlassenen eine recht große Erbschaft zufallen möge. Solche mögen Bedenken, daß man durch ungerechtes Gut seine Kinder vielmehr arm macht, als daß man sie bereichert. Denn sind nicht die Erben des ungerechten Gutes auch verbunden, dasselbe, in so weit es ihnen bekannt ist, dem rechtmäßigen Herrn zurückzustellen? Kommen sie nun ihrer Pflicht nach: was hilft ihnen dann die ungerechte Verlassenschaft? Versäumen sie aber dieselbe, so setzen sie gleichsam den Diebstahl fort, und die Folge wird seyn, daß der Fluch auch über ihren Häuptern ist, den der Herr auf den Gewinn der Ungerechtigkeit gelegt hat. Von einer solchen Erbschaft läßt sich sagen: „Sie wird seyn wie Stoppeln vor dem Winde, und wie Spreu, die der Sturm wegführt. Wehe dem, der sein Besitzthum mehret mit fremden Gute: wie lange wird es währen?“ Hab. 3, 6. Ihr könnt es manchmal nicht begreifen, wie es zugeht, daß dieß oder jenes blühende Haus so weit herunterkommt: o gehet nur zurück und erinnert euch an die Mittel, wodurch es empor kam. Sehr oft werdet ihr im Andenken an das Vergangene den Schlüssel zum gegenwärtigen Geheimnisse finden. Ach, Väter und Mütter! liebet ihr euere Kinder wahrhaft und wollt ihr sie nach euerm Tode nicht unglücklich wissen, so lasset ihnen ja kein verfluchtes Vermögen zurück, das wie leichter Staub in die Luft flieget. Auf ungerechtem Gute ruht aber immer der Fluch.

Endlich ist der Müßiggang nicht selten Ursache, daß die Wiedererstattung unterbleibt. Ein Mensch, der seinem Berufe treu obliegt, würde es mit dem Segen Gottes nach und nach dahin bringen, das zu erwerben, was ihm zur Befriedigung seiner Gläubiger nöthig ist. Aber dazu will man sich nicht entschließen. Viele kennen keinen andern Grundsatz als den des ungerechten Haus-

hälters, der da sagte: Graben mag ich nicht. Luc. 16, 3. Auch sie wollen nicht graben, d. h. nicht arbeiten. Woher sollten sie also etwas nehmen, um fremdes Gut zurückzustellen, da sie kaum im Stande sind, sich und die Ihrigen zu ernähren? Solche mögen bedenken, wie sehr sie sich durch ihren Müßiggang gegen den gütigen Schöpfer versündigen. Wißt ihr denn nicht, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen soll? Gilt das schon im Allgemeinen, um wie viel mehr für euch, die ihr fremdes Gut zu ersetzen habt. Darum ermannet euch, gebraucht euere Kräfte. Wozu hat euch den Gott so viel Fähigkeiten in die Seele gelegt, wenn ihr euch einer müßigen und trägen Ruhe überlassen wollet? Wozu hat er euch diese scharfen Augen, diese starken Hände, diese gesunden Füße verliehen, wenn ihr sie nicht zu den Geschäften euers Berufes anwenden wollet? Regt sich doch Alles im Reiche der Natur, und nur ihr wollet euere Hände träg in den Schooß legen? Komme also Jeder seiner Pflicht nach, und er wird im Stande seyn, sich auch ehrlich fortzubringen, und selbst das, was er etwa von fremdem Gute besitzen soll, wieder an seinem Herrn zurückzubringen.

37. Die Pflicht, Schadenersatz zu leisten, ist gewöhnlich viel schwerer, als man glaubt.

Es ist eine schwierige Aufgabe, für das beschädigte Gut pflichtschuldigen Ersatz zu leisten. Wie oft weiß man gar nicht mehr, wie hoch der Schaden sich beläuft! Welche Schwierigkeiten stellen sich in Berechnung desselben dar! Welche verwickelte Fälle gibt es, wo sich zwischen Mein und Dein kaum mehr eine nur etwas sichere Grenzlinie ziehen läßt! Wer dieses bedenkt, wird gerne zugeben, daß der Ersatz meistens nur unvollkommen ist; ein vollkommner ist in gar vielen Fällen geradezu unmöglich; denn wer ersetzt das Leben, die Gesundheit, die verlornen Kräfte, die geraden Glieder, den ausgestandenen Schrecken, die verursachten Schmerzen? Wer bringt die Urtheile so vieler schadenfroher Menschen bei Verbreitung einer Verleumdung wieder ins rechte Geleis? Wer ersetzt den Schaden der Unterlassungssünden? Wer kann die Folgen eines Meineides, einer Unzucht, eines Ehebruches ꝛc. genau berechnen und vollkommen vergüten? Für wen soll im Falle einer

Verführung zur Unzucht die Geldstrafe von einigen Gulden als Ersatz dienen? Und was zum Unterhalte der Mutter und des Kindes ausgesprochen wird, wie unzulänglich ist es gewöhnlich! Welche Ungerechtigkeiten werden oft an der unschuldigen Frucht solcher verbotener Liebe begangen? Wie oft wird der unmenschliche Versuch gemacht, sich derselben noch vor der Geburt zu entledigen? Wie oft ihr vor und nachher der Tod gewünscht, ihr dieses armselige Leben nicht gegönnt! Und wenn der Frevel mehrmals wiederholt, vielleicht auch mit mehrern Personen begangen wird, und dadurch eine Menge solcher Kinder ins Leben gesetzt werden, die ihren Vater nicht kennen, und die dann auf allgemeine Kosten der Gemeinde erzogen, und deren geschändete Mutter noch obendrein von derselben erhalten werden muß: wie läßt sich hier an Ersatz von Seite des Schuldigen denken? Wie sieht es mit der Gesundheit aus, wenn solch schändliche Kreaturen ihr unzüchtiges Leben fortsetzen? Pflanzen sie nicht oft das Gift ihres Lasterlebens auf Kinder und Familien fort? Und im Falle eines Ehebruches: wer entschädiget Alles, was beschädiget worden ist? Den unschuldigen Ehetheil, die rechtmäßigen Kinder, die übrige Familie u. s. w.? Wie weit um sich greifend sind die Folgen eines Meineides? Wer ist im Stande, hier dem Beschädigten, der oft in Folge einer lügenhaften Aussage mehre Jahre eingekerkert worden, sein Gewerbe verloren, seine Gesundheit ꝛc. eingebüßt hat, entsprechenden Ersatz zu leisten? Ist der Ersatz in allen diesen Fällen mit solchen Schwierigkeiten verbunden, so sind die Hindernisse der vollkommenen Wiedererstattung bei verletzter Ehre und bei Verleumdungen noch größer. Selbst durch das demüthigste Geständniß, daß man gelogen; durch die reuevollste Abbitte, durch den größten Eifer, allenthalben andere Gerüchte zu verbreiten, gelingt es kaum, der Welt eine andere Meinung beizubringen. In den seltensten Fällen versteht man sich aber zu solchen Erniedrigungen; um so weniger ist eine Gutmachung des angerichteten Schadens denkbar. Denn wie schwer ist es, redselige Zungen zum Schweigen zu bringen, da man selbst so schlecht geschwiegen hat? Armer Mensch, wie willst du den Schaden ersetzen, wenn du deinem Nächsten das Leben verkürzest, ihm die Gesundheit raubest? — Wer sieht aus diesem Allen nicht, daß der Schadenersatz meistens sehr schwierig

ist, selbst in den Fällen, wo man den Willen hat es zu thun? Und doch soll Alles wieder gut gemacht werden. Darum hüte sich ein jeder von Vornherein, einen Schaden in welch immer für einer Weise anzurichten!

38. Wem muß man die Restitution leisten?

Man muß hier zunächst die gewissen Güter von den ungewissen unterscheiden. Unter letztern versteht man jene, deren Eigenthümer nicht bekannt ist.

Güter, deren Eigenthümer man kennt, muß man diesen zurückerstatten, wenn man sie nicht von andern gerechten Besitzern, z. B. vom Pächter u. s. w. empfangen hat; denn im letztern Falle hat die Restitution an sie zu geschehen, ausgenommen sie würden wahrscheinlicher Weise diese Sache zum Nachtheile des Herrn mißbrauchen. Ist der Eigenthümer weit entfernt, so muß die Kosten des Transportes, wenn man die Sache in gutem Glauben (bona fide) genommen hat, jener bezahlen; eignete man sich aber die Sache mit Erkenntniß des Unrechts (mala fide) zu, so trifft die Auslage den Dieb, und sollte auch diese zweimal größer seyn, als der Werth der gestohlenen Sache ist. Würden jedoch die Transportkosten auch dieses Maaß noch übersteigen, so darf nach der allgemeinen Meinung die Restitution an die Armen geschehen; wobei noch zu bemerken kömmt, daß man keine Hoffnung habe, zu einer andern Zeit die Sache selbst oder doch den Werth derselben dem Eigenthümer ersetzen zu können. Ist eine solche Hoffnung vorhanden, so wäre der Zeitpunkt abzuwarten; denn man darf eine Restitution auch verschieben, welche man mit zu großem Schaden machen müßte, nur darf dem Eigenthümer darüber kein Schaden zugehen; denn es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß dem Herrn ein jeder Schaden vom Diebe vergütet werden müße.

Es entsteht hier die Frage, wie es sich mit der Restitution verhalte, wenn man im guten Glauben von einem Diebe etwas gekauft und an einen Dritten wieder verkauft hat. Hierauf ist zu sagen: Wenn der Eigenthümer von dir, dem Käufer, seine Sache zurückfordert, so bist du schuldig den Kaufpreis dem Dritten zurückzugeben, wenn du auch mit ihm übereingekommen wärest, für die Eviktion nicht zu haften; denn es ist unbillig, daß der

Verkäufer zum Nachtheile des Käufers gewinne. In drei Fällen kann jedoch der Käufer den Kaufpreis nicht zurückverlangen: a) wenn es deutlich bedungen worden wäre, für Nichts zu haften und zwar auch für keine Zurückstellung der Kaufsumme; b) wenn der Verkäufer um Nichts wäre reicher geworden, indem er z. B. den Erlös auf einen frommen Zweck verwendet hätte; c) wenn der Käufer mala fide gekauft hätte, indem er gewußt, daß die Sache gestohlen sei.

Bei ungewissen Gütern muß man wieder unterscheiden den Besitzer mala fide und bona fide. Weiß man im erstern Falle den Eigenthümer nicht, so müssen die fremden Güter auf fromme Zwecke verwendet werden; doch hat man zuvor alle Mühe darauf zu verwenden, den Eigenthümer zu entdecken; denn unterläßt man es, so hat man den Eigenthümer, wenn er sich etwa später noch entdeckt, nichts desto weniger zu entschädigen. Anders verhält es sich, wenn man das Gut bona fide besitzt, z. B. es gefunden hat. So lange nämlich Hoffnung vorhanden ist, daß sich der Eigenthümer noch finde, muß es für diesen aufbewahrt werden; läßt sich aber dieser wahrscheinlicher Weise nicht mehr entdecken, so kann man die Sache behalten, weil man sie in diesem Falle als herrenloses Gut ansieht, welches nach dem Völkerrechte dem ersten Besitzergreifer gehört.

Was den gefundenen Schatz und das Wild betrifft, so weichen die Bestimmungen der verschiedenen Länder vom gemeinen Rechte ab; wir können uns hier auf jene Partikulargesetze nicht einlassen.

39. Wann und wie hat die Restitution zu geschehen?

Was die Zeit betrifft, so muß der Dieb restituiren, sobald, als es ihm möglich ist, sonst würde er in einem beständigen Zustande der Sünde fortleben. Ist eine gerechte Ursache vorhanden, die Rückerstattung zu verschieben, so muß er doch den Schaden besonders ersetzen, welchen der Eigenthümer durch diesen Aufschub erleidet. In der Regel muß die Restitution vor Erlangung der Absolution geschehen seyn; denn weil die Rückerstattung eben nicht leicht ist, so würde derjenige, welcher die Absolution bereits erhalten hat, sich schwer mehr dazu verstehen.

Hinsichtlich der Art und Weise der Rückerstattung gilt: Wer

ohne Verlust seines guten Namens nicht in eigener Person zurückerstatten kann, soll es durch seinen Beichtvater oder sonst eine vertraute Person thun. Würde nun der Beichtvater oder jene dritte Person das Empfangene nicht übergeben, sondern für sich zurückbehalten, so behaupten mehre Theologen und unter diesen auch der hl. Liguori, daß der Dieb zu einer neuen Restitution verbunden sei, weil dieser für allen Schaden zu haften hat, der dem Eigenthümer in Folge seines Unrechtes zugehet. Dasselbe gilt, wenn der Beichtvater, ungeachtet der Eigenthümer bekannt wäre, das zu erstattende Geld auf Lesung von heiligen Messen hätte verwendet.

40. In welcher Ordnung die Restitution geschehen muß.

Kann der Schuldner Allen das Genommene ersetzen, so muß er es auch ungesäumt thun; ist ihm dieses nicht möglich, so gelten nachstehende Regeln:

1) Ist die Sache selbst noch vorhanden, so muß sie ihrem Eigenthümer zurückgegeben, oder wenn man ihn nicht kennt, an die Armen vertheilt werden.

2) Die Pflichtschulden (d. h. die wirklich gemachten) müssen vor den freiwilligen (den durch ein gegebenes Versprechen entstandenen) getilgt werden.

3) Sind alle Pflichtschulden, so müssen zuerst die Gläubiger mit ausdrücklichen Hypotheken befriedigt werden; hierauf die eine stillschweigende Hypothek haben, und unter ihnen gehen die Frauen mit ihrer Aussteuer vor; hierauf folgen die Unmündigen, dann die frommen Stiftungen und zuletzt die persönlichen Gläubiger. Allen diesen Gläubigern muß aber immer derjenige vorgezogen werden, der das Geld hergegeben hat, um eine Sache auszubessern, oder das Feld zu bebauen.

Hiezu noch folgende Bemerkungen:

a) Einige behaupten, die Schulden, welche durch ein Verbrechen entstanden, müßten vor denen aus einem Vertrag herrührenden abgetragen werden; nach der wahrscheinlichern Meinung aber müssen sie, ohne Rücksicht auf diesen Unterschied, pro rata getilgt werden.

b) Manche meinen, die Schulden, deren Eigenthümer bekannt

wären, hätten einen Vorzug vor denen, deren Eigenthümer man nicht kenne, und wo die Restitution an die Armen zu geschehen habe; aber auch hier verlangt der hl. Liguori mit mehrern andern Theologen eine Restitutio pro rata.

c) Unter den Hypothekargläubigern gehen die ältern immer vor; dasselbe ist auch die wahrscheinlichere Meinung hinsichtlich der persönlichen Gläubiger.

d) Nach dem hl. Thomas und Andern haben die Aermern unter den persönlichen Gläubigern den Vorzug; nach dem hl. Liguori aber fände dieses nicht statt.

e) Wenn auch ein Gläubiger seine ganze Schuld eintreibt, ist er dennoch nicht verpflichtet, Andere daran Theil nehmen zu lassen; denn die Gesetze begünstigen die, welche in Eintreibung ihrer Forderungen fleißiger sind. Treibt aber Keiner seine Forderung ein, so darf der Schuldner, wenn er nicht Alle befriedigen kann, Keinem sein ganzes Guthaben bezahlen; thut er es aber dennoch, so darf jener das Ganze nicht behalten.

f) Auf die Frage, ob ein Dienstbote, der nicht absolut nothwendig ist, von seinem verschuldeten Herrn einen Lohn empfangen darf, antworten die Theologen: Er kann es, wenn er in gutem Glauben handelt; wenn er aber die Lage seines Herrn kennen lernt, soll er von ihm gehen, ohne daß er das bereits Empfangene zurückzugeben braucht. Anders verhält es sich hinsichtlich der Gattinen und Kinder; sie können erlaubter Weise von ihrem, wenn auch verschuldetem Gatten oder Vater den nöthigen Lebensunterhalt sich reichen lassen, wenn sie nur sonst nicht anders leben könnten; denn sie können aus einem Rechtstitel den Unterhalt verlangen.

41. Welche vermöge ihrer Theilnahme an der Beschädigung des fremden Gutes zum Ersatze verpflichtet sind.

Nicht bloß die, welche stehlen oder sonst ein fremdes Gut beschädigen, sind zum Schadenersatze verpflichtet, sondern auch alle diejenigen, welche dazu mitwirken, und auch die, welche aus Gerechtigkeit verpflichtet sind, fremden Schaden abzuhalten, und es nicht thun. Man faßt sie in folgenden zwei Versen zusammen.

Jussio, consilium, consensus, palpo, recursus, Participans, mutus, non obstans, non manifestans.

Hiezu ist Folgendes zu bemerken:

I. Jussio. Man versteht darunter denjenigen, der einem Andern befiehlt, Schaden anzurichten. Derjenige nun, welcher ausdrücklich oder stillschweigend einen solchen Befehl ertheilt hat, ist zum Ersatz verpflichtet; nicht aber der, welcher eine schon vollbrachte Beschädigung billigte, auch nicht der, welcher seinen Befehl widerrufen und diesen Widerruf dem bekannt macht, welchen er den Befehl gegeben; doch muß die Bekanntmachung geschehen seyn, ehe der Schaden angerichtet worden ist.

II. Consilium. Man versteht darunter den, der zur Beschädigung anräth. Er ist zur Rückerstattung verpflichtet; denn die gegentheilige Behauptung hat Innocenz XI. verworfen. Der dazu Rathende ist aber zu Nichts verbunden, wenn der, welcher den Schaden angerichtet, bereits dazu entschlossen war, wie die Theologen mit dem hl. Thomas lehren, der sagt, daß, um zur Restitution zu verpflichten, nicht nur Jemanden ein Unrecht, sondern auch ein wirklicher Schaden zugefügt werden müsse. Im Zweifel, ob durch den Rath der Schaden wirklich angerichtet worden ist oder nicht, ist die wahrscheinlichere Meinung, daß man zu keinem Ersatze verpflichtet sei. Als Grund wird angegeben, weil man Niemanden die Pflicht des Ersatzes auflegen kann, wenn nicht gewiß ist, daß er den Schaden verursacht hat. Es frägt sich aber, wie es mit der Restitution zu halten sei, wenn Jemand schon entschlossen ist, Schaden anzurichten, und ein Anderer zeigt ihm nur die Weise, denselben zu Stande zu bringen, oder dieß in kürzerer Zeit zu thun ꝛc. Einige Theologen sagen, daß auch in diesem Falle Ersatz zu leisten ist, weil die Ausführung ohne den Rath des Dritten ungewiß ist, da jener ohne fremde Eingebung seinen Willen hätte ändern können; Andere verneinen diese Pflicht, weil in einem solchen Falle der gegebene Rath nicht die wirkliche Ursache zur Zufügung des Schadens ist. Der hl Liguori aber sagt: Der, welcher auf die genannte Weise einen Rath gibt, ist so oft zum Schadenersatz verpflichtet, als es ungewiß ist, daß der Vollbringer seinen Willen geändert hätte, oder daß der Schaden nicht auf die nämliche Weise wäre zugefügt worden; anders verhält sich die

Sache, wenn es ausgemacht ist, daß der Schaden auch ohne seinen Rath sich gerade so gut ereignet hätte. — Die Frage, ob man dem, der Jemanden einen größern Schaden zufügen will, zu einem geringern rathen dürfe, bejahen die Theologen; nur muß der Schaden ein und dieselbe Person betreffen. Auf die Frage, ob derjenige, welcher zum Schaden räth, wenn er vor Anrichtung desselben seinen Rath zurücknimmt, dadurch von der Restitution entbunden werde, antworten die Theologen: Wenn Jemand nur einfach gerathen hat, ist es genug, wenn er den Rath widerruft; nicht aber, wenn er auch die Art zur Ausführung oder den Grund zur Beschädigung angegeben, weil im letztern Falle, wenn auch der Rath zurückgenommen wird, doch die bezeichnete Art der Ausführung noch immer reizt. Doch meinen Andere, man habe auch im letztern Falle keine Pflicht zum Ersatze, wenn man den Schaden möglichst mißräth, und dabei besonders auf die Ewigkeit hinweiset. Wenn endlich Jemand aus schuldbarem Irrthume zur Beschädigung eines Dritten räth, muß man unterscheiden, ob der, welcher den Rath gibt, gemäß seines Amtes es thut, wie ein Beichtvater, Advokat u. s. w., oder ob es sonst ein unwissender Mensch ist. Im erstern Falle ist man zum Ersatz verpflichtet, nicht so im zweiten, weil hier der entstandene Schaden mehr auf die Rechnung dessen fällt, der den Rath gefolgt hat, nur darf der Rathgeber dabei keine böse Absicht gehabt haben.

III. **Consensus.** Dessen macht man sich schuldig, wenn Jemand ungerechter Weise für etwas seine Stimme gibt, und dadurch Schaden verursacht. In diesem Falle hat er die Pflicht des Ersatzes. Sind ihrer Mehre, welche zur Beschädigung ihre Stimme geben, so muß jeder für seinen Theil Ersatz leisten; und wenn die Uebrigen ihre Pflicht versäumen, muß er allein einstehen.

IV. **Palpo.** Darunter versteht man den Schmeichler, der Jemanden zur Beschädigung eines Dritten anreizt.

V. **Recursus.** Dieß bezieht sich auf denjenigen, der den Dieb selbst oder die gestohlene Sache verbirgt. Ein Solcher ist immer zur Rückerstattung verpflichtet, wenn er die Ursache zu Diebstählen ist; nicht aber, wenn er den Dieb oder die gestohlene Sache in sein Haus aufnimmt, weil er dessen Freund ist oder Gastwirthschaft hält, nur darf er dadurch den Diebstahl nicht befördern.

Hier ist der Ort, von der schwierigen Frage zu reden, ob der Käufer (bona fide) einer gestohlenen Sache diese dem Dieb zurückerstatten könne, um seinen Kaufpreis wieder zu erhalten. Einige verneinen es zwar; aber die Meisten bejahen es, und dieß ist auch die wahrscheinlichere Meinung; denn er hat das Recht, den Contrakt aufzulösen, weil ihm der Dieb ein fremdes Gut verkauft hat; dieß kann er aber nicht, ohne dem Verkäufer die gekaufte Sache zurückzustellen. Dasselbe gilt auch von dem, der mala fide gekauft hat, weil auch er das Recht hat, nach der Auflösung des Contrakts seine Sache zurückzufordern.

VI. Participans. Die Theilnahme ist doppelt: man nimmt nämlich entweder Theil a) an der gestohlenen Sache, und in diesem Falle ist man zur Rückerstattung des erhaltenen Theiles verpflichtet, außer man ist die Ursache des dem Nächsten zugefügten Schaden, in welchem Falle man zum Ersatz des Ganzen verpflichtet wäre; — oder b) an der Begehung des Diebstahls. In diesem letztern Fall entstehen verschiedene Fragen:

1) Ist ein Jeder der Theilnehmer am verursachten Schaden verpflichtet, denselben solidarisch, d. h. ganz ein Jeder für sich, wieder gut zu machen? Hier hat man zwei Fälle zu unterscheiden, nämlich ob die Sache theilbar oder untheilbar sei. Ist die Sache theilbar, wie z. B. ein Haufen Getreide, so ist der Haupturheber zum Ersatz des Ganzen verpflichtet; die Uebrigen nur gemäß ihres erhaltenen Theiles, sollte auch der Diebstahl nach gemeinsamen Uebereinkommen ausgeführt worden seyn; indeß darf Einer den Andern dazu nicht ermuntert haben. Haben sie aber den Diebstahl nach gemeinsamen Uebereinkommen und durch gegenseitige Ermunterung ausgeführt, so ist ein Jeder verbunden, den ganzen Schaden allein zu ersetzen, wofern es die Andern nicht thun würden. Ist aber die Sache untheilbar, z. B. Mehre zünden ein Haus an, so behaupten zwar mehre Theologen, ein Jeder der Mitwirkenden sei solidarisch zum Ersatz verpflichtet, jedoch Andere sagen mit eben so großer Wahrscheinlichkeit, daß ein Jeder nur nach Maßgabe seines Antheiles oder seines Einflußes bei der That zum Ersatz verpflichtet sei. Dieß gilt jedoch nur für den Fall, wo der Schaden auch ohne seine Mitwirkung erfolgt wäre; denn hätte er aus Mangel eines Mitwirkenden nicht statt gefunden, so ist, mag das

Gut theilbar oder untheilbar seyn, ein Jeder zum Ersatz des Ganzen verbunden.

2) Ist derjenige, der aus Furcht vor eigenem großen Schaden zur Beschädigung eines Andern mitwirkt, von der Sünde und dem Ersatze frei? Hier sind die Meinungen der Theologen sehr verschieden, und es ist nicht leicht zur klaren Ansicht zu kommen. Der hl. Liguori sagt in seiner Moral: Was die Rückerstattung betrifft, so ist der Mitwirkende davon frei, wenn der ihn bedrohende Schaden größer wäre, als der seines Nebenmenschen. Um z. B. dem Tode oder der Ehrlosigkeit zu entgehen, kann ich zum Schaden an dem Gute eines Andern mitwirken, und alsdann bin ich nicht zur Rückerstattung verpflichtet, weil im äußersten Nothfalle der Nächste verpflichtet ist, seine Güter zu opfern, um mir das Leben oder den guten Namen zu retten. Was die Sünde betrifft, die nach dem Verhältnisse meiner Mitwirkung zum Vergehen des Diebes statt finden kann, so darf ich körperlich zum Diebstahl mitwirken, wenn ich einen gerechten und wichtigen Grund dazu habe, wie wenn der Dieb mir mit dem Tode drohete, wofern ich ihm nicht die gestohlene Sache forttragen helfe. Ich darf indessen aus noch so großer Furcht nie eine Handlung begehen, die den bösen Willen des Diebes vermehren oder bestärken könnte, z. B. Wache stehen oder ihm die gelegene Zeit anzeigen u. s. w., weil diese Handlungen formaliter und innerlich schlecht sind.

3) Ist Einer zum Schadenersatz verpflichtet, der sich jenem widersetzt, welcher von seinem Nächsten den Schaden abhalten will? Hier muß man unterscheiden: widersetzt sich Jemand mit Gewalt oder List, so hat er die Pflicht des Ersatzes; thut er es aber nur anrathend oder bittweise, so ist er davon frei, weil er hier nur gegen die Liebe, nicht aber gegen die Gerechtigkeit sündigt. Doch ist noch zu bemerken, daß jener Andere nicht aus Gerechtigkeit schuldig war, den Schaden zu verhindern.

VII. Mutus, non obstans, non manifestans. Man versteht darunter diejenigen, welche, da sie doch die Beschädigung des Nächsten hindern könnten, wobei oft ein bloßes Wort oder das Angeben des Schuldigen hinreichen würde, es vernachläßigen, obschon sie wegen eines Vertrages oder von Amts wegen die Pflicht dazu hätten. Dahin gehören die Obrigkeiten, die Feldherrn, die Vor-

münder, die Kirchenverwalter u. s. w. Solche sind sämmtlich gehalten, den ganzen Schaden zu ersetzen. Die Dienstboten sind bei Strafe des Ersatzes verpflichtet, den Schaden, welchen Fremde anrichten, zu verhüten, nicht aber den, welchen das übrige Hausgesinde verursacht, ausgenommen sie sind als Aufseher von ihrem Herrn bestellt.

Noch ist hinsichtlich der Theilnehmer an der Beschädigung des Nächsten zu bemerken:

1) Vor Allem ist zum Ersatze verpflichtet, wer das fremde Gut hat.

2) Ist das gestohlene Gut nicht mehr vorhanden, so muß es derjenige ersetzen, welcher die Beschädigung, den Diebstahl, befohlen hat.

3) Alsdann derjenige, welcher die Beschädigung vollführt hat.

4) Hierauf treten diejenigen ein, welche sie thätlich verursacht haben (causae positivae), wie z. B. Rathgeber u. s. w.

5) Endlich diejenigen, welche sie zu verhindern unterlassen haben (causae negativae).

Erläßt der Gläubiger demjenigen, der ihn vorzüglich beschädigt hat, die Pflicht der Rückerstattung, so werden auch alle Andern davon entbunden. Ferners kann der Gläubiger auch einen einzelnen der Haupttheilnehmer von der Pflicht des Ersatzes befreien.

Zum Ersatze sind auch diejenigen verpflichtet, welche den Nächsten an der Erlangung irgend eines Gutes hindern. Dabei muß man aber unterscheiden: Kommt dem Nächsten das Gut von Rechtswegen zu, so muß man Ersatz leisten, auf welche Art man ihn immer beschädigte; widrigen Falles hat man die Pflicht zum Ersatze nur dann, wenn man ihm durch Betrug oder Gewalt hinderlich war. Dasselbe ist nach den Theologen von Salamanka der Fall, wenn man ihn durch ungestümes Bitten oder durch den Einfluß seines Ansehens hinderte. Die Rückerstattung muß hier nach dem Verhältniß zur Hoffnung erfolgen, welche Jemand zur Erwerbung eines Gutes hatte; denn ein Jeder hat das Recht, zu fordern, daß ihn Niemand durch Ränke an der Erwerbung eines rechtmäßigen Gutes hindere.

In dem Falle, daß Jemand seinen Nächsten nicht durch Ränke, sondern nur aus Haß an der Erreichung eines Gutes hindert,

was ihm übrigens nicht von Rechtswegen zukömmt, ist man nach der wahrscheinlichern Meinung zu keinem Ersatze verpflichtet; denn zur Pflicht der Rückerstattung reicht der böse Wille nicht hin, sondern es wird eine äußere, bedeutend ungerechte Handlung erfordert.

42. Was muß der redliche, und was der unredliche Besitzer zurückerstatten?

Der hl. Liguori erklärt sich hierüber in seinem Buche, genannt Beichtvater, also: Der redliche Besitzer, d. h. derjenige, welcher das Gut eines Andern in Besitz hat, aber ohne formale Ungerechtigkeit (formal heißt mit Schuld, material ohne Schuld), ist nur zur Rückerstattung dessen verpflichtet, was noch vorhanden ist, sobald er erfährt, daß die Sache einem Andern gehört; ist aber nichts mehr davon vorhanden, so muß er dasjenige erstatten, um was er reicher geworden ist. Hat er also in gutem Glauben das Ganze verzehrt, und ist er dadurch um Nichts reicher geworden, so ist er auch zu Nichts verbunden. Uebrigens ist der Besitzer eines fremden Gutes, mag sein Besitzstand nun in gutem Glauben statt gefunden haben oder nicht, gehalten, auch die Früchte desselben zu ersetzen. Es ist aber nöthig, vier Arten der Früchte zu unterscheiden: die natürlichen, die bürgerlichen, die gemischten und die industriellen (industriales). a) Die natürlichen sind diejenigen, welche die Natur allein hervorbringt, wie Kräuter, Eicheln, die Jungen der Thiere und dergleichen. b) Bürgerliche sind die, welche man von der Verpachtung der Häuser, der Thiere, der Möbel oder Kleider bezieht. c) Gemischte sind die, welche man zum Theile von der Natur, zum Theil durch eigene Thätigkeit erwirbt, wie Oel, Wein, Käse und dergleichen. d) Industrielle sind endlich die, welche allein durch die Thätigkeit des Besitzers erworben werden, wie der Gewinn des im Handel gebrauchten Geldes, oder die an dem Gute vorgenommenen Verbesserungen. Demnach sagen wir, daß selbst der nicht in gutem Glauben Besitzende die industriellen Früchte nicht zurückzuerstatten braucht; denn sie gehören ihm ganz. Das gilt indessen nur für den Fall, wo der Eigenthümer, wenn er im Besitze seines Gutes verblieben wäre, dasselbe unbenützt gelassen hätte; denn wenn auch er solchen Vortheil durch seinen Fleiß daraus würde gezogen haben, so muß

auch dieser ihm zurückerstattet werden, um des Nachtheils willen, den er durch den Diebstahl erlitten hat; und darf man alsdann blos die Summe in Abzug bringen, die der rechtmäßige Eigenthümer würde bezahlt haben, um der Mühe, die damit verbunden ist, enthoben zu seyn. Dagegen müssen die natürlichen und bürgerlichen Einkünfte (nach Abzug der eigenen Auslagen) vollständig ersetzt werden, sowohl vom redlichen wie vom unredlichen Besitzer. Dabei findet jedoch der Unterschied statt, daß der redliche Besitzer nicht zur Rückerstattung der Früchte verpflichtet ist, welche er nicht empfangen, oder die er verzehrt hat, ohne reicher geworden zu seyn, oder die durch dreijährigen Besitz verjährt sind, wenn er sie unter rechtmäßigem Titel besessen hat. Der unredliche Besitzer muß dagegen auch die nicht empfangenen Früchte zurückerstatten, wenn der Eigenthümer sie empfangen hätte, wofern er im Besitze des Gutes geblieben wäre. Endlich sagen viele Theologen, die gemischten Einkünfte müßten dem Eigenthümer nach ihrem natürlichen Werthe ersetzt werden, weil der durch die Betriebsamkeit des Besitzers erworbene Werth diesem allein gehört. Das gilt indessen nur für die redlichen Besitzer; der unredliche aber muß, wie ich oben, wo von den industriellen Früchten die Rede war, gesagt habe, dem Eigenthümer den ganzen Betrag der Früchte zurückerstatten, den der Eigenthümer selbst, wofern er im Besitze geblieben wäre, daraus gezogen hätte, nur mit Abzug der Summe, die er wahrscheinlich gegeben haben würde, um sich der zur Erzielung derselben nöthigen Mühe zu überheben.

Es frägt sich aber hier?

a) Muß man dem Eigenthümer das Geld oder Aehnliches zurückgeben, welches man von einem Diebe empfangen, nachdem dieser es mit seinem eigenen vermischt hat? Hierauf antwortet der hl. Liguori: Man hat hiezu keine Pflicht, wenn der Dieb noch im Stande ist, Ersatz zu leisten, weil das, was man empfangen hat, bereits in das Eigenthum des Diebes übergegangen ist; Ersatz hat man aber zu leisten, wenn der Dieb selbst nicht mehr dieses thun könnte, weil man in diesem Falle Ursache an dem Schaden des Eigenthümers ist.

b) Was muß derjenige thun, der freiwillig ein ihm nicht gehöriges Juwel ins Meer wirft, meinend, es sei zehn Thaler

werth, während es doch einen Werth von hundert hat? — Einige Theologen sagen, er sei zum Ersatze von 100 Thalern verpflichtet, indem sie vorgeben, wer ungerechter Weise dem Nächsten einen Schaden unter schwerer Schuld zufügt, hafte für den ganzen Schaden, wenn er auch diesen nicht kennt. Indeß Andere, und ihre Meinung ist wahrscheinlicher, behaupten, ein Solcher sei nur verpflichtet, zehn Thaler zu ersetzen, der Grund ist, weil die Restitutionspflicht mit der Schuld zusammenhängt, und diese mit dem Unrecht, welches man dem Nächsten zuzufügen beabsichtet: wenn daher die Schuld geringer ist, so ist es auch die Restitutionspflicht.

Hinsichtlich des unredlichen Besitzers ist ferners zu bemerken, daß er nicht bloß die vorhandene Sache und Alles, um was er reicher geworden ist, zurückgeben muß, sondern auch zum Ersatze des ganzen Schadens und des ganzen in Folge des Diebstahls verlornen Gewinnes, welcher den Eigenthümer betroffen, verpflichtet ist, wenn anders der Schaden wenigstens dunkel vorher gesehen werden konnte.

Auch ist in Erinnerung zu bringen: Wächst das gestohlene Gut zur Zeit, während es ungerechter Weise zurückgehalten wird, an Werth, so wächst es immer für den Eigenthümer. Dieses findet auch dann statt, wenn es der Eigenthümer, ehe es im Werthe gestiegen wäre, verzehrt haben würde. Stiehlst du daher ein Schäffel Waizen zur Zeit, wo es zehn Gulden kostet, und verzehrst du es zur Zeit, wo es zwanzig Gulden werth ist, so bist du zum Ersatz der letztern Summe verpflichtet. Ein anderer Fall wäre, wenn ein gestohlenes Lamm zuvor im Werthe bis zu 10 fl. steigen, dann aber wieder bis auf 5 fl. fallen würde. Auch hier scheint der Ersatz von 5 fl. nicht zu genügen, weil dem Eigenthümer, da der Dieb das Lamm zurückbehielt, während es einen Werth von 10 fl. hatte, nicht ein Schaden von fünf, sondern von zehn Gulden zugefügt worden ist. Hingegen wenn Jemand einem Andern ein Lamm tödtet, da es 5 fl. werth ist, genügt der Ersatz von 5 fl., wenn auch das Lamm gleich darauf einen Werth von 10 fl. erreicht hätte: es genügt jener Ersatz, wenn anders damit der Eigenthümer sich ohne Nachtheil wieder ein anders Lamm hätte kaufen können. Was diejenigen betrifft, die sich arm stellen, ohne es zu seyn, sagen die Theologen, daß sie schuldig seien, das empfangene Almosen, wenn

es anders beträchtlich ist, entweder dem Eigenthümer zurückzustellen oder andern Armen zu geben. Es entstehen aber noch einige andere Fragen:

1) Ist der Dieb zum Schadenersatze eines zu Grunde gegangenen Gutes auch dann verpflichtet, wenn es beim Eigenthümer ebenfalls zu Grunde gegangen wäre? Hiebei muß man unterscheiden: Wäre die Sache ohne Schuld des Diebes auf dieselbe Weise z. B. durch Feuersbrunst auch bei dem Eigenthümer zu Grunde gegangen, so ist man keinen Ersatz schuldig; wohl aber, wenn im Besitze des Eigenthümers die Sache nicht zu Grunde gegangen wäre. Erhält sich eine Sache in der ersten, mit dem Eigenthümer gemeinschaftlichen Gefahr, und geräth sie dann in eine zweite, in welcher sie zu Grunde gegangen, so sagen die Theologen, sei der Dieb zum Ersatz verpflichtet, weil er in der Restitution säumig gewesen; wäre aber auch die zweite Gefahr wieder gemeinschaftlich, so wollen einige ihn von der Ersatzpflicht wieder befreien.

2) Was ist zu thun, wenn Jemand etwas kauft, zweifelnd, ob es des Verkäufers Eigenthum sei, und später bei allem Fleiße die Wahrheit nicht entdecken kann? Nach Einigen müßte er die Sache dem zurückgeben, welchem, wie er meint, sie gehören könnte, oder doch an die Armen verschenken; wahrscheinlicher und allgemeiner aber ist die Meinung, welche sich nach dem Maaße des Zweifels für eine Theilung erklärt; denn einerseits kann der, welcher den Zweifel hat, das Ganze nicht behalten, da ein im Zweifel begonnener Besitz keiner ist; anderseits kann man ihn nicht zur Zurückgabe des Ganzen verpflichten, da es ungewiß ist, ob jene Sache einem Andern oder sein gehört.

3) Was hat der zu thun, welcher den Staat um die Eingangssteuer betrügt? — Am gewöhnlichsten wird angenommen, daß Solche Restitution schuldig seien, weil, wie der König verpflichtet ist, für das Wohl der Völker zu sorgen, so diese verbunden seien, ihm das Nothwendige zu reichen. Röm. 13, 7. Andere sind anderer Meinung.

43. Nicht bloß den Schaden, welchen man dem Nächsten an seinen leiblichen Besitzthümern, sondern auch den, welchen man ihm an seinen geistigen Gütern zugefügt hat, muß man ersetzen.

Unter leiblichen Besitzthümern versteht man die Güter des Leibes und des Glückes, als Leben, Gesundheit, Reichthümer u. s. w. Wer seinem Nächsten in dieser Beziehung beeinträchtiget hat, muß ihn möglichst zu entschädigen suchen.

Unter geistlichen Gütern versteht man jene, welche der Seele entweder von Natur aus, wie Verstand, Gedächtniß, oder aus übernatürlicher Gnade eigen sind, als Tugend, Unschuld ꝛc. Den geistlichen Gütern kann man mit Recht auch die Ehre und den guten Namen beizählen. Daß im Falle der Beschädigung auch für solche Güter Ersatz geleistet werden muß, liegt am Tage. Denn welch eine schwere Wunde wird nicht dem redlichen Manne geschlagen, wenn seine Ehre angetastet ist? Ist der gute Name nicht eines der vortrefflichsten Güter? Soll also der, welcher hierin durch das Gift seiner Verleumdung schadet, nicht zum Ersatze verpflichtet seyn? Was soll ich erst von jenen Räubern sagen, welche ihrem Herrn und Gott gleichsam eine Seele abgestohlen haben, indem sie diese durch Wort und Beispiel zur Sünde verführten? Wie werden diese den fast unendlichen Schaden, welchen sie dem Himmel zugefügt haben, ersetzen? Ich sage den fast unendlichen Schaden; denn wer kann wohl den Werth einer Seele schätzen, die Gottes Ebenbild an sich trägt, die durch das kostbare Blut Jesu Christi losgekauft, und durch die Gnade des hl. Geistes geadelt und geheiliget worden ist? Wer wird demnach den Verlust einer einzigen Seele ersetzen? Und doch wird solche von euch gefordert, ihr Seelenverführer! die ihr nach dem Ausspruche des Psalmisten auf dem Stuhle der Pestilenz sitzet, die ihr Prediger und Ausgesandte der Hölle seid, die ihr euerm Nächsten die Unschuld und Tugend raubt. Wie ist euch zu Muthe, ihr Väter und Mütter! ihr Erwürger euerer Kinder der Seele nach, die ihr dem Leibe nach gezeugt habt? Scheint es nicht, ihr habt denselben nur deßwegen das Leben des Leibes gegeben, um ihre Seelen tödten zu können? Und ihr geistliche und weltliche Vorgesetzte,

deren Leben eine Richtschnur und ein Leitfaden der Sitten euerer Untergebenen seyn soll, die ihr aber durch euer lasterhaftes Leben, welches desto mehr auffällt, je höher ihr stehet, das Gift der Verführung ausstreuet, wodurch eine allgemeine Seelenniederlage entstehet: wisset, von euern Händen wird einstens das unschuldige Blut zurückgefordert werden. Endlich ihr Alle, die ihr während der Zeit euers Lebens so manche Unschuld zum Falle gebracht habt: wie werdet ihr einstens im Gerichte bestehen, wenn die durch euch verführten Seelen wider euch aufstehen, Rache über euch herabrufen und die Schuld ihrer Verdammniß auf euch werfen werden? Ein Mittel ist euch noch übrig, dieser schrecklichen Anklage zuvorzukommen. Fallet dem Herrn, da ihr noch auf dem Wege seid und die Sünde noch Vergebung hoffen darf, fallet, sage ich, dem Herrn, euerm Richter, in Demuth zu Füßen, bereuet euere Sünden, verfluchet euere Ungerechtigkeiten; sprecht mit zerknirschtem Herzen: Herr, habe Geduld mit uns, wir wollen dir Alles wieder geben und den Verlust der Seelen möglichst ersetzen. Verleihe uns die Gnade, unser lasterhaftes Leben zu bessern, unsere ärgerlichen Sitten zu ändern und unsern Wandel so einzurichten, daß wir Jedem zur Erbauung und Jenen, denen wir zum Falle waren, nunmehr zur Auferstehung seyn mögen. Leget sofort sogleich Hand an die Vollziehung dieser gefaßten Entschlüße; richtet durch heilsame Ermahnungen auf, die ihr durch lasterhafte Zuredungen niedergeworfen habt; machet durch den Wohlgeruch euerer Tugenden geistlicher Weise jene lebendig, welche ihr durch das Gift euerer schlechten Sitten getödtet habt; macht aus all euern Gliedern, die zuvor zur Ausübung euerer Bosheit gedient haben, Werkzeuge der Heiligkeit; prediget durch euere Werke Allen Tugend und Frömmigkeit. Auf solche Weise könnet ihr den so manchen Seelen zugefügten Schaden ersetzen, und bei Gott einstens mit euerer Rechnung bestehen.

44. Was hat der Mörder zu ersetzen?

Er muß allen Schaden ersetzen, den er dem Getödteten oder Verwundeten zugefügt hat, die ärzliche Hilfe zahlen, welche auf seine Heilung verwendet worden ist, aber nicht die Leichenkosten: er muß ihn auch dafür schadlos halten, was zu verdienen oder

zu gewinnen er ihn durch seine ungerechte Handlung gehindert hat. Dabei ist zu bemerken, daß der Thäter nichts schuldig sei, wenn er von dem Beschädigten, ehe er starb, noch Nachlaß erlangt hat. Die Theologen sagen auch, daß der Vater des Ermordeten dem Mörder den Schadenersatz sogar mit Benachtheiligung seiner Kinder erlassen kann. Uebrigens ist noch zu unterscheiden: Der Mörder muß nämlich

a) Den entfernten Erben die Kosten der Krankheit des Getödteten und das während derselben ruhende Verdienst ersetzen;

b) Den nächsten Erben aber z. B. den Kindern, Eltern, Ehefrauen ist er verpflichtet, den ganzen Verdienst zu ersetzen, welchen der Verstorbene noch hätte haben und auf die Seinigen verwenden können, wenn er am Leben geblieben wäre. Dieß leidet aber keine Anwendung, wenn die Erben von andern Leuten das Nothwendige beziehen; denn in diesem Falle ist eigentlich keine Beschädigung vorhanden. Auch auf Brüder und Schwestern leidet es keine Anwendung, die der Ermordete, wenn er am Leben geblieben wäre, ernährt haben würde, außer es hat der Mörder die bestimmte Absicht gehabt, ihnen Schaden zuzufügen. Dasselbe gilt auch hinsichtlich der Gläubiger des Ermordeten.

Wenn Jemand angefallen wird und den Angreifer mit Ueberschreitung des Maaßes der Selbstvertheidigung tödtet, so ist ebenfalls die wahrscheinlichere Meinung, daß man Ersatz schuldig sei; denn durch Ueberschreitung des Maaßes der Nothwehr fügt man dem Angreifer ein schweres Unrecht zu, der seines ungerechten Angriffes wegen noch nicht das Recht auf sein Leben verliert.

Die Frage, ob die Erben des Mörders zum Ersatze verpflichtet seien, wenn der Thäter bereits seine Strafe erlitten hat und hingerichtet worden ist, beantworten einige Theologen verneinend, Andere bejahend. Letzteres scheint die wahrscheinlichere Meinung zu seyn, den Fall ausgenommen, wo die Erben des Gemordeten keine Entschädigung fordern.

45. Was ist der Schänder dem gefallenen Opfer schuldig.

Der hl. Liguori sagt: wenn er dem Mädchen kein Versprechen der Ehe machte, sondern dieses sich ihm aus freien Stücken hingab,

so ist der Verführer weder verpflichtet, sie zu heirathen, noch ihr eine Aussteuer zu geben. Hat er sie aber mit Gewalt oder List zum Falle gebracht, so ist er schuldig, sie auszusteuern, oder ihre Aussteuer zu vermehren oder sie auch zu heirathen, wenn der Schaden anders nicht ersetzt werden könnte. Hingegen ist er wieder zu Nichts verpflichtet, wenn das Mädchen schon zu Fall gekommen war; nur darf ihr keine besondere, neue Schande zugehen. Auch dann ist keine Pflicht der Schadloshaltung vorhanden, wenn das deflorirte Mädchen gerade so gut sich verheirathen könnte, als wäre sie noch eine Jungfrau; würde sie aber später um der entdeckten Mackel willen vom Manne übel behandelt, so wäre der Verführer schuldig, ihr einige Entschädigung zu geben. Hat der Verführer ein Mädchen nur einfach durch Bitten oder Geschenke zum Fall gebracht, so nimmt man gewöhnlich an, daß er ihr nichts schuldig sei.

Ist ein Eheversprechen gegeben worden, so ist der Verführer verpflichtet, sie zu heirathen, sollte ihm auch das Versprechen nicht Ernst gewesen seyn. Die Ursache davon ist, weil bei stillschweigenden Verträgen, wenn der Eine seinen Theil gibt, der Andere vermöge des natürlichen Gesetzes den seinigen zu geben verpflichtet ist, sollte auch das Versprechen nicht ernstlich gemeint gewesen seyn; denn sonst müßte aller menschliche Verkehr aufhören. Dieselbe Pflicht hat der Verführer hinsichtlich einer ehebaren Wittwe, die er zum Falle bringt. Diese Regel erleidet jedoch Ausnahmen:

a) Wenn das Mädchen aus den Worten oder andern Umständen den Betrug leicht merken konnte, z. B. wenn der Mann weit vornehmern Standes wäre als sie. In diesem Falle, sagt der hl. Thomas, ist der Verführer nicht einmal zum Schadenersatz verpflichtet; denn es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß das Mädchen nicht betrogen worden ist, sondern daß sie sich nur stellt, als sei sie betrogen.

b) Wenn man eine unglückliche Ehe besorgen müßte.

c) Wenn die Verführte ihren Verführer von der Pflicht sie zu heirathen entbände, was sie auch gegen den Willen ihrer Eltern kann.

d) Wenn der Mann ohne große Schande für seine Familie sie nicht heirathen könnte.

e) Wenn nur Berührungen stattgefunden hätten, wobei noch vorausgesetzt werden muß, daß das Frauenzimmer nicht vom Adel ist, und der Verführer ihr nicht um der bloßen Berührungen wegen die Ehe versprochen hat, in Folge dessen, wenn ihre Vertraulichkeit offenkundig geworden wäre, sie schon ihren guten Ruf verlieren würde.

f) Wenn sie bereits früher schon geschändet gewesen wäre.

g) Wenn das Mädchen, nachdem es um des Eheversprechens willen in ihre Schändung eingewilligt hat, später die Heirath verweigert.

Noch ist beizufügen: Hat derjenige, welcher die Ehe versprochen, früher schon das Gelübde der Keuschheit abgelegt, oder ist er mit der geschändeten Person verwandt, so muß er in den Fällen, wo es möglich ist, sich eine Dispens erwirken, um die Ehe vollziehen zu können; denn wer zum Zwecke verpflichtet ist, ist es auch zu den Mitteln.

46. Von der Ersatzpflicht im Falle eines Ehebruches.

Hier ist die Ehebrecherin vom Ehebrecher zu unterscheiden. Jene ist, im Falle sie in Folge dieses Verbrechens ein Kind gebärt, verpflichtet, wenn sie ihrem Manne und den rechtmäßigen Kindern den Schaden nicht anders ersetzen kann, es aus ihrem eigenen Vermögen zu thun, oder durch Fleiß, oder auch durch Verzichtleistung auf Alles das, was sie vom gemeinschaftlichen Einkommen rechtlich ansprechen könnte. Sie soll auch nach ältern Grundsätzen das im Ehebruch erzeugte Kind bewegen, daß es in ein Kloster trete, und im Falle der Wahrscheinlichkeit, daß es bei ihm Glauben findet und es in Folge dessen auf sein Erbe verzichtet, ihm auch seine Unehelichkeit offenbaren. Freilich hat ein solches Kind keine Pflicht der Mutter zu glauben. Dem Manne aber braucht sie ihr Verbrechen, ganz besondere Fälle ausgenommen, nicht zu offenbaren.

Der Ehebrecher ist verpflichtet, den rechtmäßigen Kindern sowohl die Erbschaft zu ersetzen, welche der Ehemann seinem unehelichen Kinde hinterlassen hat, als auch die Alimentationskosten, welche seit dem Alter von drei Jahren auf dasselbe sind verwendet worden; denn bis dahin muß die Mutter das Kind nähren, wenn sie dazu fähig ist, im entgegengesetzten Falle muß der Ehebrecher auch für die ersten drei Jahre die Zahlung leisten. Im Zweifel,

ob das Kind von ihm oder von dem Manne sei, ist er nach der Meinung der meisten Theologen zu Nichts verbunden. Entsteht aber darüber ein Zweifel, welchem von zwei Ehebrechern das Kind gehöre, so ist der zweite zum ganzen Schadenersatz verpflichtet. Die reichen Ehebrecher, welche ihre Kinder in Waisenhäusern unterbringen, sind der wahrscheinlichen Meinung nach zum Ersatze der Kosten nicht verpflichtet, weil diese Anstalten nicht bloß für Arme, sondern auch dazu errichtet sind, damit uneheliche Kinder dem leiblichen und ewigen Tode entrissen werden. (Der hl. Liguori im citirten Werke.)

47. Ohne Zurückgabe des fremden Eigenthums gibt es keine Sündenvergebung.

Die priesterliche Lösegewalt ist zwar sehr groß und erstreckt sich über die ärgsten Sünden; aber von der Pflicht, das fremde Eigenthum zurückzustellen und den angerichteten Schaden zu ersetzen, kann kein Priester, auch nicht der Bischof, noch selbst der Papst befreien. Sollte auch ein Beichtvater, entweder aus Unwissenheit oder Pflichtvergessenheit, einem Solchen, der das fremde Gut zurückzustellen sich weigert, ungeachtet es ihm möglich wäre, Schadenersatz zu leisten, die Lossprechung ertheilen, so würde dieses Urtheil im Himmel nichts gelten. Würde auch der Mund des Priesters sprechen: „Ich binde dich los“ — so würde doch der göttliche Richter ihm zurufen: Du bist und bleibst gebunden; ich verdamme dich wegen des fremden Gutes, welches du wissentlich besitzest und nicht zurückgeben willst. Es wird die Sünde, sagt der hl. Augustin, nicht nachgelassen, wenn das fremde Gut nicht zurückgestellt wird. Selbst zur Zeit, wo die Kirche ihre unendlichen Gnadenschätze öffnet, wo sie ihren Dienern größere Lösegewalt anvertraut, wo sie die goldenen Pforten des Himmels aufschließt und alle Hindernisse in dieselben einzugehen entfernt, ich meine zur Zeit eines vollkommenen Ablasses oder eines Jubiläums: auch da wird Niemand von der Pflicht des Schadenersatzes losgesprochen. Der Grund hievon ist einleuchtend. Die Kirche kann nämlich Keinem sein Recht vergeben, welches der Beraubte oder Beschädigte zu seinem Gute hat, in wessen Hände es immer seyn mag. Wenn Jemand Gott selbst irgend ein Opfer versprochen hat, so ist er

zwar schuldig, sein Gelöbniß zu erfüllen; jedoch kann die Kirche oft aus wichtigen Ursachen solche Obliegenheiten aufheben oder in andere umwandeln; durch keine priesterliche Gewalt aber kann die Pflicht, das fremde Gut zurückzugeben, aufgehoben werden. Weil nämlich, sagt der hl. Thomas von Aquin, der Priester ein Sachwalter Gottes ist und im Beichtstuhle dessen Stelle vertritt, so kann er hie und da nachlassen, was man Gott schuldig ist; der Priester ist aber kein Verwalter seines Nebenmenschen und vertritt auch seine Stelle nicht: darum kann er Niemanden von der Pflicht Schadenersatz zu leisten, losbinden, sondern er muß dem ungerechten Besitzer zurufen: Gib zurück, was nicht dein ist, und ersetze, was du geschadet hast. Wie nun im Leben keine Befreiung von der Pflicht, Schadenersatz zu leisten, statt findet, so kann eine solche auch am Todbette nicht gewährt werden: auch da ist einem Solchen das Himmelreich verschlossen; denn der Apostel sagt: „Weder Diebe noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen.“ In jener ernsten Stunde, wo alles Zeitliche verschwindet, wird der Ungerechte seine Sünde um so schmerzlicher fühlen; wie eine Zentnerlast wird das fremde Gut auf seiner Seele drücken und ihn in den Abgrund der Verzweiflung hinabziehen. Frage sich daher ein Jeder, ob kein fremdes Gut auf ihm laste, und wenn er ein solches findet, so säume er nicht mit der Zurückgabe. Je länger er zögert, desto mehr wächst die Schuld an und desto schwerer wird ihm die Zurückgabe.

48. Einwendungen, welche man vorbringt, sich von der Pflicht des Schadenersatzes loszusprechen.

1) Ich weiß nicht genau zu berechnen, was ich zu ersetzen habe. — Dieses will ich gerne glauben; aber wenn du den Schaden nicht genau bestimmen kannst, so wirst du ihn doch beiläufig angeben können. Denke nur etwas nach, erwäge die Zeit, wie lange du z. B. betrügest u. s. w., und es wird sich bald eine muthmaßliche Summe ergeben. Ich setze den Fall, du bedienest dich in deinem Handel einer zu kurzen Elle, oder du habest, wenn auch die Elle das gehörige Maaß hat, beim Messen nur immer den zwanzigsten Theil dir zu gut gemessen; du treibest dieses Geschäft etwa seit zwanzig Jahren und habest im Durch-

schnitte vielleicht täglich fünf Gulden eingenommen: so ist die Beschädigung des Nächsten schon über achtzehn hundert Gulden. Daraus kannst du ersehen, wie viel fremdes Gut manche Handelsleute an sich gebracht haben mögen. Uebrigens sollst du bei Berechnung des fremden Schadens dich des Rathes deines Beichtvaters bedienen, und mit seiner Beihilfe bestimmen, wie viel du zu ersetzen hast; denn in seiner eigenen Sache ist man gewöhnlich ein parteiischer Richter.

2. Ich kenne die Leute nicht alle, die ich beschädiget habe. — Ersetze den Schaden wenigstens denen, die du kennest. Durch einiges Nachforschen wirst du auch noch Andere entdecken. Bleiben dir aber Einige trotz aller Mühe, sie zu entdecken, dennoch unbekannt, so gibt es ja Arme in deinem Orte. Gib wenigstens diesen das ungerechte Gut; denn sie sind es, welche unter solchen Umständen Ansprüche darauf haben.

3. Wenn ich Alles zurückgeben wollte, was ich betrogen habe, so bliebe meinen Kindern nichts mehr, ja meine Familie müßte betteln. — Es gibt gar viele Kinder, die von ihren Eltern nichts erben, und dabei oft glücklicher sind, als andere, denen die Eltern große Schätze hinterlassen. Eine gute Erziehung ist jederzeit besser als Reichthum. Wenn du übrigens arbeitsam bist und auf Gott vertraust, so wird dir der Herr das Wenige, was du dir erübrigest, besser segnen, als deine mit Ungerechtigkeit erworbenen Reichthümer, woran vielleicht die Thränen der Wittwen und Waisen hängen.

4. Wie würde es mit meiner Ehre und meinem guten Namen aussehen, wenn ich so ansehnliche Summen zurückstattete? Man würde mit den Fingern auf mich deuten. — Deine Ehre leidet vielmehr, wenn du das fremde Gut behältst, als wenn du es zurück gibst. Das Erkennen seines Unrechts und das Gutmachen desselben ist ja eine löbliche Handlung: und darüber soll man sich schämen? Ueberdieß kann ja der Ersatz auf eine solche Art, z. B. durch den Beichtvater, geschehen, daß Niemand die geringste Kenntniß davon bekömmt, nicht einmal der Eigenthümer.

5. Ich habe schon Vieles ersetzt, da ich reichliches Almosen gegeben und es zur Stunde noch gebe. Das

Almosen ist zwar an und für sich ein gutes Werk, aber es befreit nicht von der Pflicht, den angerichteten Schaden zu ersetzen. Die Pflichten der Gerechtigkeit gehen jener der Liebe vor. Wahrlich, wer das Leder stiehlt, um den Armen Schuhe zu machen, thut kein gutes Werk. Nur wenn sich die Beschädigten nicht mehr finden lassen, kann man durch Almosen der Pflicht des Schadenersatzes genügen.

6. Gott läßt Alles für Alle wachsen; die Reichen bekommen ihr Vermögen zu leicht; thue ich es nicht, so thut es ein Anderer; was ich nehme, fühlt ja ohnehin der Reiche nicht. — Gott läßt nicht nur Alles wachsen, sondern er vertheilt auch nach weisester Absicht seinen Segen. Wie nun ein Bettler dem andern, der von einem gnädigen Herrn mehr als er selbst bekommen, unter dem Vorwande, er selbst hätte weniger bekommen, nichts nehmen darf: so ist es auch dir, der du von Gott weniger empfangen, als dein Nächster, nicht erlaubt, ihn deßwegen zu bestehlen. Darüber aber, ob der Reiche sein Vermögen leicht oder schwer erhält, hast du gar nicht zu fragen. Gibt es Andere, die ebenfalls stehlen, wo sie etwas erlangen können, so rechtfertiget dieß deine Handlungsweise nicht; denn nie darf man das böse Beispiel nachahmen. Auch ist es keine Rechtfertigung zu sagen: der Reiche empfindet nicht, was ich ihm nehme. Es handelt sich hier nicht um das, was der Reiche empfindet, oder nicht, sondern um das göttliche Gesetz, welches allgemein lautet: Du sollst nicht stehlen.

7. Ich habe meine Betrügereien schon oft bereuet und vielfältig beweint; ich habe mich auch schon gebessert und seit vielen Jahren Niemanden mehr Unrecht gethan. — Das ist Alles schön und löblich; allein deine Reue ist keine wahre, so lange du die Folgen deiner Sünden nicht aufheben willst; und dieß geschieht nicht, bis du den angerichteten Schaden ersetzt hast. Auch ist es nicht genug, daß der Dieb zu stehlen aufhört, er muß nothwendig das fremde Gut zurückgeben. So lange dieß nicht geschehen, erhält er keine Verzeihung, und seine Buße ist nur Heuchelei.

8. Gott kann mir in Hinsicht auf meine beschränkten Vermögensumstände den Schadenersatz

erlassen; er ist ja der Herr aller Güter der Welt. — Er könnte es allerdings; aber er will es nicht. Denn nicht Alles, was Gott kann, will er auch: sonst müßten sich aller Leute Wünsche erfüllen. Gott hat für Alle das Gesetz gegeben, daß sie den angerichteten Schaden ersetzen sollen: dieß weißt du mit Gewißheit. Wer versichert dich denn aber, daß er für dich hievon eine Ausnahme machen und dich von seinem Gebote befreien will? Wie kannst du also darauf ein Gewicht setzen und sagen: du braucheſt keinen Ersatz zu leisten; denn Gott könne dir diese Pflicht erlassen. Dieß heißt ungefähr soviel als sagen: Ich darf mich schon vom Hausdache hinabstürzen; denn Gott kann machen, daß ich mich nicht beschädige.

9. Ich will für die Beschädigten beten, auch einige heilige Messen lesen lassen. — Warum willst du immer deinen Willen über den göttlichen setzen? Daß das ungerechte Gut zurückgegeben werde, ist der deutlich ausgesprochene Wille Gottes. Wenn der Betrüger dieß nicht thut, so thut er nicht, was Gott haben will. Alles aber, und wenn wir selbst Wunder wirkten, nützt uns nicht, wenn wir den Willen Gottes nicht thun.

49. Was spricht von der Restitutionspflicht frei?

Die Pflicht der Wiedererstattung hat auch ihre Grenzen, über welche hinaus sie nicht verbindet. Die Gründe nun, welche davon befreien, sind:

1) Wenn man die Schuld an den abgetragen hat, welchem der Gläubiger schuldig wäre.

2) Wenn man vermuthen kann, daß der Gläubiger nichts dagegen hat, daß man ihm etwas genommen oder dasselbe zurückbehalte; denn der ist kein Dieb, welcher eine Sache mit dem Willen seines Herrn zu nehmen glaubt.

3) Wenn sich voraussehen ließe, daß der Gläubiger das durch Restitution erlangte Gut zu seinem oder seines Nächsten Verderben mißbrauchen würde.

4) Wenn der Thäter bei der Beschädigung keine schwere Sünde begangen hat.

5) Wenn er keine Restitution leisten könnte, ohne sich selbst einen weit größern Schaden zuzufügen; nur darf man zu diesem

Schaden den Gewinn nicht rechnen, der für den Schuldner etwa durch Rückerstattung verloren gehet.

6) Wenn er ohne Lebensgefahr oder ohne Verlust seines guten Namens nicht wiedererstatten kann, und der Schaden nicht der Art ist, daß derselbe seinen guten Namen überwiegt.

7) Wenn man gesetzloser Weise auf seine Güter verzichtet, und sich bloß den nöthigen Unterhalt vorbehält; nur darf man später nicht in bessere Verhältnisse versetzt werden.

8) Auch die Armuth entschuldiget, wenn man nämlich durch die Rückerstattung sich selbst oder seine Verwandten in so große Noth stürzen würde, daß man nicht mehr anständig leben könnte. Dieß gilt aber nicht, wenn der Gläubiger sich selbst bereits in gleicher Noth befände. Auch ist Jemand zur Restitution verpflichtet selbst im Falle, daß er in einen tiefern Stand herabsinken würde, wenn er ungerechter Weise sich in einen höhern emporgeschwungen hat. Ueberhaupts soll man sich, wenn die Armuth die Restitution nicht gestattet, einschränken, um wenigstens so viel als möglich abtragen zu können.

Auf die Frage, ob der Schuldner, der, ohne an die Schuld zu denken, seinem Gläubiger ein Geschenk macht, dessen ungeachtet zur Zahlung noch verpflichtet sei, — antworten zwar Einige bejahend; allein es ist die entgegengesetzte Meinung viel wahrscheinlicher, wenigstens in allen Fällen, wo die sichere Vermuthung vorhanden ist, daß der Schuldner, im Falle er sich der Schuld erinnert hätte, sich eher seiner rechtlichen Verbindlichkeit würde entlediget, als diese Handlung der Großmuth ausgeübt haben. (Der hl. Liguori.)

Artikel XXXV.

Dienstboten.

1. Begriff.

Dienstboten heißt man diejenigen, welche sich vertragsmäßig und um eines Lohnes willen fremdem Dienste freiwillig unterziehen. In Folge der eingegangenen Verpflichtung werden ihre Dienstleistungen eine Pflicht der Gerechtigkeit. Das Evangelium hat sich, wie um alle Stände, so insbesonders auch um den der Dienstboten liebreich angenommen und ihr ehemaliges Verhältniß zu den Herren sehr gemildert.

2. Stellen aus der hl. Schrift.

a) Die Dienstboten sind ihren Herrschaften Ehrerbietung schuldig. — Den Knechten schärfe ein, daß sie ihren Herrn unterthänig seien, in allen Dingen sich ihnen gefällig erzeigen und nicht widersprechen. Tit. 2, 9. — Ihr Knechte, gehorchet euern Herren mit aller Ehrerbietung. Ephes. 6, 5.

b) Deßgleichen willigen Gehorsam. Ihr Knechte, seid euern weltlichen Herren in allen Stücken gehorsam, nicht mit Augendienst, als den Menschen zu gefallen, sondern aus aufrichtigem Herzen. Kol. 3, 22. — Gehorchet euern Vorstehern und folget ihnen. Hebr. 13, 17. — Der Hauptmann zu Kapharnaum sprach: Ich darf nur zu dem einen meiner Soldaten sagen: Geh, so geht er, und zu dem andern: Komm, so kömmt er; und zu meinem Knechte: Thu das, so thut er es. Matth. 8.

c) Die Dienstboten dürfen nicht gehorchen, wenn die Herrschaften eine Sünde befehlen. König Saul befahl den Läufern, die um ihn standen: Auf, tödtet die Priester des Herrn. Aber die Diener des Königs wollten keine Hand

anlegen, die Priester des Herrn zu tödten. 1. König. 22, 17. — Petrus und die übrigen Apostel sagten: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Apostelgesch. 5, 29.

d) Die Dienstboten müssen mit Fleiß und Aufmerksamkeit der Arbeit obliegen. — Suchet euere Ehre darin, daß ihr stille seid, das Eurige thut und der Arbeit oblieget. 1. Thessal. 4, 11. — In dem, was ihr zu thun habt, seid nicht träge. Röm. 12, 11. — Ihr sollt Dienern gleichen, welche ihren Herrn erwarten, wann er vom Gastmahle zurückkömmt, damit sie, wann er kömmt und anklopft, ihm sogleich aufmachen mögen. Glückselig sind die Knechte, welche der Herr bei seiner Ankunft wachend antrifft. Luk. 12.

e) Dienstboten müssen treu seyn. Den Knechten schärfe ein, daß sie ihren Herren nichts veruntreuen, sondern sich in allen Stücken treu und rechtschaffen bezeigen. Tit. 2, 10.

f) Wenn Dienstboten bei dem, was sie haben, genügsam sind, so können sie auch in ihrem Stande ruhig und zufrieden leben. Besser ein Armer, der gesund und bei Kräften ist, als ein Reicher, dessen Leib der Krankheit Geißel fühlt. Gesundheit und Wohlseyn ist besser als alles Geld, und ein starker Körper ist besser, als ein unermäßlicher Schatz. Kein Reichthum gehet über die Freude des Herzens. Sirach 30, 14—17. Ein großer Gewinn ist die Gottseligkeit mit Genügsamkeit; denn wir haben nichts in die Welt hereingebracht; es ist offenbar, wir können auch nichts mit hinausbringen. Haben wir also Nahrung und Kleidung, so laßt uns damit zufrieden seyn; denn die reich werden wollen, gerathen in die Fallstricke des Teufels und in viele thörichte und schädliche Begierden. 1. Tim. 6, 6—10.

g) Wollen die Dienstboten zufrieden leben, so dürfen sie sich nicht selbst durch Zank oder Verleumdung ihrer Nebendienstboten das Leben verbittern. Seid unter einander einträchtig; vergeltet Niemanden Böses mit Bösem; denket darauf, euch bei Jedermann gefällig zu machen. So weit es möglich ist und an euch liegt, lebt mit Jedermann im Frieden; rächet euch nicht selbst, sondern überlaßt die Bestrafung Gott. Röm. 12, 16—20. — Ein Diener des Herrn soll nicht zänkisch, sondern gegen Jedermann freundlich, belehrbar und gelassen

seyn. 2. Tim. 2, 24. — Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Gal. 6, 2. — Verleumde einen Knecht bei seinem Herrn nicht, damit er dir nicht fluche, und du dich nicht verschuldest. Sprüchw. 30, 10.

h) Dienstboten sollen sich einander nicht beneiden. Unter Dienstboten findet oft statt, was im Evangelium erzählt wird: Ein Hausvater ging früh morgens aus, Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Er verstand sich mit ihnen um einen Groschen Taglohn für den Tag, und schickte sie sogleich in seinen Weinberg. Um neun Uhr ging er wieder aus, und fand Andere auf dem Markte müssig, ohne Arbeit, stehen. Und er sprach zu ihnen: Gehet auch ihr hin in meinen Weinberg, und ich will euch geben, was recht seyn wird. Und sie gingen hin. Um zwölf und drei Uhr ging er abermals aus und that deßgleichen. Endlich ging er Abends um fünf Uhr aus, und fand noch Einige ohne Arbeit, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr da den ganzen Tag müssig? Sie sagten zu ihm: Es hat uns Niemand gedungen. Gehet auch ihr hin, sprach er, in meinen Weinberg, ihr sollt was billig seyn wird, empfangen. Da es nun Abend geworden war, gab der Herr des Weinberges seinem Schaffner Befehl: Berufe die Arbeiter zusammen, gib ihnen ihren Lohn, und fange von den Ersten an bis zu den Letzten. Als nun die kamen, welche um fünf Uhr gedungen wurden, empfingen sie jeder einen Groschen. Dieß bewog diejenigen, die am frühesten gedungen wurden, zu glauben, sie würden mehr bekommen; allein sie empfingen nicht mehr als einen Groschen. Deßwegen murrten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese letztern haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben, gleich gehalten! Allein, er antwortete Einem unter ihnen: Mein Freund! ich thue dir kein Unrecht, bist du nicht um einen Groschen mit mir eins geworden? Nimm was dein ist, und geh hin; ich will aber diesen Letzten auch so viel geben, als dir. Oder steht es mir nicht frei, das Meinige nach Gutdünken auszutheilen? Es ist wohl nur Neid bei dir, daß ich so gütig bin! Matth. 20, 1—16.

i) Dienstboten sollen auch gegen solche Herrschaften ihre Pflichten erfüllen, welche ihre Treue und ihren Fleiß mißkennen und sie hart behandeln. — Wenn dein

Herr wider dich in Zorn geräth, so gib nicht gleich deinen Dienst auf, laß nicht von deinen Pflichten ab: durch dieses gelassene Betragen wird vielen gräulichen Sünden vorgebeugt. Predig. 10, 4. Ihr Knechte, seid euern Herren mit aller Ehrerbietung gehorsam, nicht bloß den gütigen und billigen, sondern auch den harten; denn das ist Gott angenehm, wenn Jemand aus Gewissenhaftigkeit um Gottes willen Widriges erträgt und Unrecht geduldig leidet. Denn was wäre dieß für ein Ruhm, wenn ihr wegen Verbrechen Züchtigung dulden müßtet? Aber wenn ihr recht thuet, und dabei geduldig leidet, das ist Gnade vor Gott; dazu seid ihr berufen. 1. Petr. 2, 18—21.

k) Der treue und fleißige Dienstbote erwirbt sich nicht bloß die Liebe seiner Herrschaft, sondern auch das Wohlgefallen Gottes. Ein verständiger Diener hat seines Herrn Gnade, der schändlich Handelnde fühlt seinen Zorn. Sprüchw. 14, 35. — Der Feigenbaum belohnet den, der ihn wohl gepflegt hat, mit seinen Früchten; der Knecht, der seinem Herrn treulich dienet, wird von ihm belohnet werden. Sprüchw. 27, 18. — Ihr wisset, daß ein Jeder für das, was er Gutes thun wird, er sei ein Knecht oder ein Freier, von dem Herrn seine Vergeltung empfangen wird. Ephes. 6, 8. — Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du im Wenigen getreu gewesen bist, so will ich dich über viel setzen: gehe ein in die Freude deines Herrn. Matth. 25, 21—23. — Alles, ihr Knechte! was ihr thuet, das thut gerne, als dem Herrn und nicht dem Menschen; ihr wißt ja, daß ihr zur Vergeltung von dem Herrn die Erbschaft empfangen werdet. Koloss. 3, 23. 24.

3. Stellen aus den hl. Vätern.

Besser ist der Stand desjenigen, der einem Menschen, als der einer Leidenschaft dient. St. Augustin.

Wenn du auch einem Menschen dienest, so gehorchest du doch immer dem göttlichen Willen, und von Gott erwarte deinen Lohn. Daher denke bei jedem Geschäfte an ihn, suche vor Allem sein Wohlgefallen und vergiß es nicht, daß du ihm Rechenschaft schuldig bist. Derselbe.

Wenn du deinem Herrn wohl dieneſt, ſo wirſt du von Gott ewige Freiheit erlangen. Derſelbe.

Viele dienen vielmehr aus Zwang als aus Liebe: dieſen iſt gleich Alles zu hart; ſie ſind immer unzufrieden und murren gerne. Thomas von Kempis.

Der Gute iſt frei, wenn er auch dienet; der Böſe aber iſt dennoch ein Knecht, wenn er auch herrſchet: und zwar iſt er nicht nur ein Knecht eines einzigen Menſchen, ſondern was viel ſchwerer iſt, ſo vieler Herren, als er Leidenſchaften an ſich hat. Der hl. Auguſtin.

Chriſtus ſpricht zu dir, nicht darum biſt du ein Chriſt geworden, daß du es unter deiner Würde halten ſollſt zu dienen; ich habe aus den Knechten keine Freigelaſſenen, ſondern aus den ſchlechten Knechten gute machen wollen. Derſelbe in Pſ. 83.

Der Dienſt der Knechte trägt viel dazu bei, ein Haus wohl zu ordnen und zu verwalten. Chryſoſt. hom. 22. in epist. ad Ephes. Joſeph war in der Knechtſchaft, aber dennoch war er freier als alle Menſchen. Derſelbe.

4. Sprüche für Dienſtboten.

Der Dienſtbote ſoll:

Seine Herrſchaft ehren:

Wer ſeine Herrſchaft liebt und ehrt,
Macht ihr und Gott dadurch ſich werth.

Höflich ſeyn:

Wer rohe Sitten zeigt,
Dem iſt kein Menſch geneigt.

Arbeitſam ſeyn:

Kunſt und Fleiß liebt Jedermann,
Haſt du Arbeit, friſch daran!

Treu ſeyn:

Betrug und Unrecht mußt du ſcheu'n,
Sonſt warten Scham und Reue dein.

Mäßig und genügſam ſeyn:

Der Menſch ißt;
Das Thier frißt.

Reinlich und ordentlich im Anzuge sich zeigen:
Die zerlumpt und schmutzig gehen,
Mag Niemand gerne sehen.
Dankbar seyn:
Dankbarkeit gefällt,
Undank haßt die ganze Welt.
Nachgibig seyn:
Wer oft nachgibt, ist gescheit,
Erspart sich manches Leid.
Die Bösen fliehen:
Ein böser Gesell
Führt Andere in die Höll.
Schweigsam seyn:
Wo Plaudern schaden kann,
Da schweigt der brave Mann.
Sparsam seyn:
Die in der Jugend das Sparen scheuen,
Es im Alter bitter bereuen.

5. Lehrreiche Geschichten für Dienstboten.

Die heilige Dula.

Sie war zu Nikomedien, einer Stadt in Kleinasien, geboren. Da ihre Eltern sehr arm waren, dachte sie frühzeitig daran, in einen Dienst zu treten, um Gelegenheit zu haben, ihre Eltern unterstützen zu können. Der heiligen Dula ging es im Dienste recht gut, denn sie hatte immer Gott vor Augen und war voll Eifer in Erfüllung ihrer Pflichten. Um ihren armen Eltern desto mehr von ihrem Lohne mittheilen zu können, war sie sehr sparsam und vorzüglich auch einfach in ihrer Kleidung. Auch von ihrem Essen kargte sie sich Manches vom eignen Munde ab, und brachte es ihren Eltern. Weil sie jedoch fürchtete, die Herrschaft möchte es ungern sehen, so bat sie diese zuvor um Erlaubniß, es thun zu dürfen. Die Herrschaft nahm das Geständniß sehr wohlgefällig auf, und schickte nun den armen Eltern ihrer Dienstmagd gar oft vom eignen Tische etwas. Möchten alle Dienstboten so offen und aufrichtig gegen ihre Vorgesetzten handeln! Es ist schön und überaus Gott wohlgefällig, wenn der Dienstbote seine armen Eltern

oder Geschwisterte unterstützt; aber dabei darf er seiner Herrschaft nichts entwenden. Gerathen ist es, daß der Dienstbote in solchen Fällen seine Handlungsweise der Herrschaft bekannt mache, damit kein Argwohn entstehe. Eine gute Herrschaft wird eine solche Offenheit immer wohlgefällig aufnehmen, und den Angehörigen eines solchen Dienstboten gerne selbst Manches als Almosen zukommen lassen.

Die hl. Dula mußte indeß auch die Feuerprobe der Versuchung bestehen. Ihr Dienstherr, der ein Offizier war, faßte eine verbotene Neigung zu ihr und machte ihr schändliche Anträge. Dula hatte keine Veranlassung dazu gegeben; aber viele Dienstboten unserer Zeit sind leider nur zu oft selbst Schuld, wenn ihnen Aehnliches begegnet. Sie reizen durch ein zu freies Betragen oder auf andere Weise dazu. Der Offizier machte unsrer frommen Dula glänzende Verheißungen und trug ihr Geschenke an. Aber sie achtete das Alles nicht. Ihr Reichthum war Jesus, und wie hätte sie diesen unendlichen Schatz verlieren können? Sie konnte wohl denken, sie könne die angebotenen Geschenke gar gut zur Unterstützung ihrer Eltern gebrauchen. Aber sie wußte auch, daß sie mit dem Sold der Sünde ihre Eltern nicht unterstützen dürfe.

Dula erklärte ihrem Herrn, sie werde auf der Stelle aus seinem Dienst treten, wenn er sie noch ein einziges Mal auf solche Weise beunruhige. Sie hätte in der That ihre Drohung jetzt schon ausgeführt, wenn sie nicht noch aus Schonung gegen ihren Herrn geblieben wäre; denn ihr plötzlicher Austritt würde Verdacht erregt haben.

Eines Tages, als ihre Gebieterin nicht zu Hause war, kam der Offizier mit den nämlichen Anträgen zur hl. Dula und drohte ihr, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie nicht einwillige. Die hl. Jungfrau hatte Kraft genug, auch jetzt zu widerstehen. Der Offizier ergrimmte über die Standhaftigkeit der hl. Jungfrau, und durchstach sie mit seinem Degen.

Möchte dieses Beispiel alle Dienstboten zur Bewahrung der Unschuld aufmuntern, und sie ermannen, ohne Scheu vor was immer für einen Menschen die Lilie dieser Tugend standhaft zu behaupten!

Der heilige Arnulph.

(Man darf den Herrschaften nicht folgen, wenn sie etwas Böses befehlen.)

Der hl. Arnulph war Bedienter bei einem adeligen Ritter. Sein kriegerischer Herr, ein geiziger, gegen seine Unterthanen sehr harter Mann, befahl ihm zuweilen, von diesen Unterthanen Getreide und andere Dinge zu erpressen und hinwegzunehmen. Arnulph, der seinem Herrn sonst in allen Dingen gehorsam war, konnte sich zum Gehorsam gegen diesen ungerechten Befehl nicht verstehen; denn er achtete das Gebot Gottes, welches verbietet, den Andern das Ihrige zu rauben, mehr, als den Willen seines Herrn, folglich wollte er nicht daran. Ob sein Herr darüber zornig wurde, oder nicht, ihn rauh und hart anließ, oder sanft und gelinde behandelte; Alles war ihm gleichgiltig, wenn er nur Nichts gegen den Willen Gottes thäte. Doch ersann er endlich einen Ausweg, die Beleidigung Gottes zu meiden, und zugleich dem Scheine nach seinem Herrn zu genügen. So oft er ausgeschickt wurde, den Unterthanen mit Gewalt etwas zu nehmen, brachte er statt dessen immer Getreide von den Scheunen und Kornspeichern seines eigenen Herrn zurück, als wenn er es auf seinen Befehl den Unterthanen abgenommen hätte. Diese Finte glückte ihm eine Zeit lang ganz gut, bis seine mißgünstigen Mitknechte der Sache auf die Spur kamen, und ihn beim Herrn verklagten, daß nunmehr so viel Getreide fehle, und kaum genug vorhanden sei, die Bedürfnisse des Hauses zu befriedigen. Arnulph wurde deßhalb übel angelassen und zur Strafe gezogen; da man aber die Kornspeicher wieder untersuchte, waren dieselben wie zuvor mit Getreide angefüllt, zu einem augenscheinlichen Beweise, daß Gott immer in's Mittel tritt, wenn man ihm zur Liebe und aus Ehrfurcht vor seinen Geboten die unzulässigen Befehle seiner zeitlichen Herrschaft nicht achtet.

Die heilige Matrona.

(Man darf im Dienste der Andersgläubigen sich in Religionssachen nicht nach der Herrschaft richten.)

Diese Heilige hatte in der Stadt Thessalonika eine gewisse Plautilla, eine harte Jüdin, zur Frau. Es ist zwar nicht rathsam,

daß sich ein katholischer Christ ohne besondere Noth bei den Widersachern unseres Glaubens in Dienst nehmen lasse; allein weil damals in besagter Stadt wegen einer schweren Verfolgung der heidnischen Kaiser wenige christliche Familien zu finden waren, so hatte Matrona bei dieser Jüdin Dienste suchen müssen. Sie verehrte insgeheim Christus und schlich sich, wo sie nach verrichteter Arbeit nur irgend eine Zeit fand, unvermerkt in das Gotteshaus der Christgläubigen, um ihrer Andacht zu warten. Wollte Gott, daß alle Diener auf das Heil ihrer Seele so eifrig Bedacht nähmen, und nach vollendeter Arbeit bei ihrer Herrschaft die übrige Zeit Gott, dem Herrn, schenkten! Aber Matrona konnte die Sache nicht so verborgen halten, daß es Plautilla nicht gewahr wurde, besonders einmal, da sie ihre Frau in die jüdische Synagoge begleiten mußte, wo sie sich dann, sobald sie mit Plautilla an die Thüre der Synagoge gekommen war, in der Stille davon machte, und der Kirche der Christen zueilte. Diese böse Hausfrau setzte der heiligen Magd gar viel und heftig zu, um sie vom Dienste Christi abzuhalten, anfangs zwar mit gelinden Worten, dann aber mit schärferen, und weil auch diese nichts bezweckten, brach das Wetter in vollem Zorn aus, so daß sie die Magd auf eine Bank ausgestreckt anband, aus allen Kräften jämmerlich zergeißelte und zerschlug, und sie, so gebunden, in einem Winkel des Hauses vier ganze Tage lang ohne Speise und Trank liegen ließ. Dann zog man sie wieder hervor; da sie aber nichts desto weniger stets sich weigerte, dem Willen ihrer Frau nachzukommen, wurde sie auf's Neue mit Prügeln entsetzlich geschlagen. Diese Marter dauerte so lange, bis endlich Matrona ihren siegprangenden Geist aufgab.

Wunderbare Rettung eines unschuldig verleumdeten Dienstboten.

Die heilige Elisabeth, Königin von Portugal, war gegen die Armen so gutthätig, daß sie, ungeachtet sie ihrem Almosengeber befohlen hatte, keinem Menschen je ein Almosen zu versagen, selbst noch mit eigenen Händen oder durch die Hände ihres Gefolges unausgesetzt Almosen gab. Da sie nun zu diesem Zwecke gewöhnlich Jemand von ihrer Dienerschaft, an dem sie eine sonderliche Frömmigkeit bemerkte, verwendete, so ereignete es sich, daß ein

Anderer diesen Bedienten, entweder aus Neid gegen ihn, oder um beim Könige den Eiferer zu spielen, eines sündhaften Einverständnisses mit der Königin beschuldigte. Der König maß zwar dieser Aussage nicht vollen Glauben bei; da er aber ohnehin auf die Königin nicht gut zu sprechen war, und immer starken Argwohn hatte, so beschloß er, diesen Bedienten insgeheim aus dem Wege zu räumen. Und siehe da, was er hiezu für einen Weg einschlug. Als er desselbigen Tages bei einem Kalkofen vorbeiging, ließ er die Leute, welche das Feuer zu unterhalten hatten, vor sich kommen und sprach zu ihnen: morgen früh werde er Jemand schicken, sie zu fragen, ob sie seine Befehle vollzogen hätten; diesen Boten sollten sie dann unverzüglich in's Feuer werfen. Hierauf kehrte der König nach Hause und befahl dem Bedienten der Königin, diesen Auftrag morgen bei Zeiten zu erfüllen. Er gehorchte; Gott aber, der immer für die Seinigen wacht, ließ zu, daß er in einer Kirche, wo ihn eben der Weg vorbeiführte, zur Messe läuten hörte. Er geht hinein, hört diese Messe und noch zwei andere, die gleich nach einander gelesen wurden. Indeß war der König voll Neugierde zu erfahren, ob man ihm wohl gehorcht habe; und da er von ungefähr den Bedienten sah, der die Königin angeschuldigt hatte, so befahl er ihm, die Leute beim Kalkofen genau zu fragen, ob sie seine Befehle vollzogen hätten. Kaum war dieser beim Kalkofen angelangt, und hatte seines Herrn Befehl gemeldet, so ergriffen ihn die Arbeiter, in der Meinung, er wäre der Mann, von dem ihnen der König gesagt hatte, und warfen ihn lebendig ins Feuer. Unterdessen hatte der Andere seiner Andacht abgewartet, und ging nun hin, um seine Botschaft auszurichten, und da man ihm sagte, daß man die königlichen Befehle vollzogen habe, kehrte er zurück, dem Könige hierüber die Antwort zu bringen. Der König, voll Erstaunens und Wuth, da er seine Absicht so ganz vereitelt sah, fragte ihn, wo er sich denn so lange verhalten habe. Der Bediente gab dem Könige zur Antwort und sprach, er habe in der Kirche, an der er vorbeigegangen wäre, zur Messe läuten hören, und dieß habe ihn veranlaßt, hineinzugehen; da sei er dann bis zum Ende der Messe verblieben, und habe darnach noch zwei andere gehört, die gleich nach einander gelesen worden seien. Denn, setzte er bei, sein Vater, da er ihm sterbend noch seinen Segen gegeben hatte,

habe ihm ganz besonders an's Herz gelegt, alle heilige Messen, die er anfangen sehen würde, bis zum Ende anzuhören. Der König ging nun in sich, und sah den ganzen Hergang der Sache für nichts Anders als für eine gerechte Zulassung Gottes an, der dadurch die Unschuld der Königin offenbaren, die Sünde des boshaften Bedienten strafen, und die Tugend des Andern, dessen Treue man ungerechter Weise verdächtigte, belohnen wollte.

Der heilige Isidor.

Der hl. Isidor wurde von zwar armen, aber gottesfürchtigen Eltern zu Madrid, der Hauptstadt Spaniens, geboren. Die Armuth erlaubte den Eltern nicht, ihrem Sohne viel lernen zu lassen; aber um so eifriger waren sie bemüht, ihn gottesfürchtig zu erziehen. Der kleine Isidor lohnte auch die Mühe seiner Eltern auf alle Weise. Er benützte jede Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören, und befolgte fleißig die Ermahnungen und Lehren, die er in den Predigten und Christenlehren hörte. Mit christlicher Geduld ertrug er alle Unbilden, die ihm wegen seiner Frömmigkeit oder auch sonst zugefügt wurden; er war sanft gegen Alle, die ihn hart anfuhren, dienstfertig gegen Jedermann und bewies jenen, die ihm zu gebieten hatten, den pünktlichsten Gehorsam.

Als Isidor erwachsen war, trat er bei einem adeligen Herrn in der Stadt Madrid in den Dienst, um dessen Felder anzubauen und zu besorgen; in diesem Dienste und unter diesem Herrn setzte er sein angefangenes, heiliges Leben fort. Nie wechselte er mit seinem Dienste, nie wich er von seiner gewöhnlichen frommen Lebensart ab. Bei früher Morgenstunde stand er mit dem Gedanken an Gott auf. Sogleich ging er unter heiligen Herzenserhebungen mit Fleiß an die Arbeit, um seiner Pflicht genug zu thun und um Zeit zu gewinnen, der heiligen Messe beiwohnen zu können. Nachdem er seine frommen Uebungen vollbracht hatte, arbeitete er wieder unter dem Beistande Gottes und zur Ehre Gottes den ganzen Tag hindurch, wie es ihm seine Pflicht auflegte, und wie es sein Herr von ihm verlangte.

Wegen dieser Treue und seiner Frömmigkeit ward er bald von den übrigen Dienstboten beneidet und gehaßt. Er mußte manchen Spott von ihnen erdulden, und wurde sogar bei seinem

Herrn verleumdet, daß er nämlich durch sein Kirchengehen seine Arbeit versäume. Da aber sein Herr nach genauer Beobachtung sah, daß Isidor auf seinem Ackerfelde unter Fleiß, Gebet und Gottes Beistande mehr als einer der übrigen Dienstboten zu Stande brächte, und Gottes Segen besonders auf ihm ruhete, erlaubte er ihm sehr gerne täglich dem Gottesdienste beizuwohnen, und ging von nun an mit ihm freundlich und liebevoll, wie mit seinem Bruder um.

Isidor machte alle seine Arbeit zu einem beständigen Gottesdienste; denn Gott zu Liebe und aus Gehorsam zu ihm, that er sie freudig und willig. Wollte es ihm zuweilen gar zu schwer ankommen, so erhob er mit neuem Eifer sein Herz zu Gott, stellte sich Jesus am Kreuze vor, und erwog tief, wie dieser, der Heiligste und Unschuldigste, uns zu Liebe, um nämlich die Schuld und ewige Strafe unserer Sünden zu büßen, es sich doch so sauer habe werden lassen. Dann übte er sich von Neuem in der Geduld, vereinigte seine Beschwerden mit dem Leiden Jesu, und that und erduldete Alles, so schwer es auch seyn mochte, mit freudigem Willen, um Jesum wieder zu lieben, seine Sündenstrafen desto mehr zu tilgen und sich Verdienste für den Himmel zu sammeln. Während seine Hand den Pflug führte, unterhielt sich sein Herz mit Gott. Bald beweinte er seine und anderer Menschen Sünden, bald betrachtete er die große Güte, Liebe, Barmherzigkeit, Allmacht und Herrlichkeit Gottes, und bald seufzte er sehnlich nach dem Himmel, um vollkommen mit Gott vereiniget zu werden. Da er nach dem Beispiele Jesu ein vorzüglicher Freund der Armen war, und sie als Brüder liebte, linderte er, so viel er konnte, ihre Noth, und gab ihnen immer einen Theil seines Lohnes. Welch herrliches Beispiel ist nicht Isidor für die Dienstboten! Möchten ihm Viele nachahmen!

Die heilige Zita.

Zita wurde geboren im Jahre 1212 im Dorfe Montesepradi bei Lucca in Italien, und von einer armen, aber frommen Mutter sehr gottselig erzogen. Wenn diese dem lieben Kinde sagte: „Dieses mißfällt Gott, oder dieses gefällt ihm," so gehorchte es augenblicklich. Schon mit 12 Jahren trat das eingezogene, fleißige

Mädchen in Dienst bei dem Bürger Fatinelli, dessen Haus nahe an der Kirche des hl. Frigidian lag, und blieb da volle 48 Jahre bis zu ihrem seligen Ende. Hier war Zita das nachahmungswürdigste Muster für Alle ihres Geschlechtes und besonders für die Dienstboten; sie zeigte diesen, wie sie ihren beschwerlichen Stand heiligen können, wenn sie die Sünde meiden, und in Einfalt des Herzens aus Liebe zu Gott ihre Pflichten erfüllen. Sie opferte sich am Morgen Gott ganz auf; wohnte täglich der hl. Messe bei, weßhalb sie schon vor der bestimmten Stunde aufstand, um dazu Zeit zu gewinnen; empfing möglichst oft die hl. Sakramente; mied sorgfältigst alle gefährlichen Lustbarkeiten; las in freien Stunden gerne in geistlichen Büchern, stellte eifrig über die wichtigsten gehörten oder gelesenen Heilswahrheiten Betrachtungen an; wandelte immer in Gottes Gegenwart; bediente sich bei der Arbeit flammender Stoßgebetlein, dieser unschätzbaren Nahrung des geistigen Lebens; verrichtete ihre Geschäfte auf das Beßte; kam den Befehlen der Herrschaft pünktlich nach; ertrug die Verfolgungen, Leiden und Beschwerden, woran es den Frommen nie fehlet, mit Stillschweigen und Geduld, und übte sehr strenge Bußwerke. Sie fastete beinahe das ganze Jahr hindurch, und oft bei Wasser und Brod; stand immer vom Tische auf, ohne ganz gesättigt zu seyn, und trank äußerst selten etwas anderes als Wasser. Für die Erhaltung der englischen Tugend der Reinigkeit überaus besorgt, duldete sie in ihrer Gegenwart auch kein ungeziemendes Wort. Ihre Liebe zu den Armen und Kranken war so groß, daß sie Alles, was sie sich von der ihr bestimmten Nahrung bei einer streng-bußfertigen Lebensweise erübrigte, mit Erlaubniß der Herrschaft unter dieselben vertheilte, ja sogar fast allen Liedlohn auf die Unterstützung der Nothleidenden verwandte. Vorzüglich ließ sie sich auch angelegen seyn, bei Anderen, besonders bei ihren Mitdienstboten, Sünden zu verhüten oder Verirrte wieder auf den Weg der Tugend zu bringen, und ihre Ermahnungen begleitete ein ungemeiner Segen Gottes; selten verfehlten sie ihren Zweck. Sie betete aber auch täglich recht innig für das Heil der Nebenmenschen und wurde so die größte Wohlthäterin von sehr Vielen. Wegen ihres edlen Benehmens gegen Jedermann wurde sie zuletzt, als man sich von ihrer ächten Frömmigkeit überzeugt hatte, wie

eine Tochter des Hauses betrachtet und von Gott mit vielen Gnaden und selbst mit der Wundergabe verherrlicht. Sie starb nach einer kurzen Krankheit und dem Empfang der hl. Sakramente sanft und getrost am 27. April 1272, und wurde im Jahre 1696 von Innocenz XII. heilig gesprochen.

Der heilige Paschalis Baylon.

Paschalis mit dem Zunamen Baylon ward 1540 in einem Dorfe des Königreiches Aragonien in Spanien von ganz armen Eltern geboren. Nachdem er etwas herangewachsen war, trat er mit Bewilligung seiner Eltern bei einem Herrn als Hirte in den Dienst. Dieser Stand war ihm vorzüglich lieb, weil er darin vor andern mehr Gelegenheit fand, sich mit Gott zu unterhalten, und in guten Büchern lesen zu können. Stets trug er auf dem Felde bei seiner Heerde ein Buch bei sich, um sich darin von Gott und dem Wege, der zur Seligkeit führt, zu belehren. Nie aber las er schlechte, Sinnlichkeit und Neugierde erregende Bücher. Die liebsten waren ihm jene, welche ihn an das Leben Jesu und der Heiligen, die seinem Beispiele gefolgt waren, erinnerten. Bald las er in einem solchen Buche, bald betrachtete er die Schönheit der Natur und lobte Gott, ihren Schöpfer. Oft sah man ihn, während seine Heerde auf den Bergen weidete, unter einem Baume auf seinen Knieen liegen und ganz entzückt beten. Durch diese Unterhaltung mit Gott und durch sein demüthiges Forschen in genannten hl. Büchern erwarb er sich solche vollkommene Kenntniß und Erfahrung in den Wegen Gottes und des Heiles, die man auch an den Gelehrten bewundert. Er redete von Gott und der Tugend mit jener Salbung, Erleuchtung und Inbrunst, die nur der hl. Geist mittheilen kann. — Nie hörte man ein schlechtes Wort aus seinem Munde. Fluchen, Lügen, Zank, unkeusche, zweideutige Reden und Lieder verabscheute er auf das Aeußerste. Gegen seinen Herrn war er vorzüglich demüthig und auf das Pünktlichste gehorsam. Obwohl sehr arm, so theilte er doch noch dem Dürftigsten von den ihm auf das Feld gebrachten Speisen mit. Stets trug er große Sorgfalt, daß durch seine Heerde Niemandem Schaden auf den Feldern oder Wiesen zugefügt werde.

Da er nachher, auch durch sein dringendstes Ermahnen, nicht

mehr verhindern konnte, daß andere Hirten, die auf dem Felde oft zu ihm kamen, fluchten, schlechte Worte sprachen, sich einander zankten und schlugen, faßte er den Entschluß, seinen Dienst daselbst zu verlassen, um an fremden Sünden keinen Theil zu haben, und nicht mehr sehen zu müssen, daß Gott beleidiget werde, was ihm über Alles in der Seele wehe that. Er nahm daher Abschied von seinem Herrn, und reiste nach Valencia, wo er in der Nähe eines Franziskanerklosters, das in der Wüste lag, bei Pächtern als Hirt wieder in den Dienst trat, um ihre Heerden zu weiden. Oft besuchte Paschal hier die frommen Ordensmänner, um sich auf dem Wege des Heiles noch mehr belehren zu lassen und zu bekräftigen. Bald stieg er in der Vollkommenheit so hoch, daß er in der ganzen Umgegend allgemein bewundert wurde, und man ihn den frommen Hirten nannte. — Er betete oft mit solcher Inbrunst, daß man ihn außer sich fand. Für die Reinigkeit seines Gewissens trug er alle mögliche Sorge. Jede Sünde verabscheute er auf das Aeußerste, besonders die gegen die Keuschheit. — Auch die läßlichen Sünden vermied er sorgfältig. Da einst eine höhere Standesperson, mit der er in einem Hause wohnte, von ihm verlangte, er möge, wenn Jemand käme und nach ihm fragte, sagen, sie sei nicht zu Hause, da sie dringende Geschäfte habe, erwiederte Paschal: „Ich will lieber sagen, Sie seien verhindert.“ Nein, sagte Jene, richte aus, wie ich es dir sage. „Das kann und will ich nicht thun,“ versetzte Paschal demüthig und mit einem Tone der Wehmuth, „denn es wäre eine Unwahrheit, eine Sünde, wovor mich Gott behüte.“ —

Bei allen Gelegenheiten zeigte er eine brennende Liebe für das Seelenheil seiner Nebenmenschen. Er ermahnte Alle zur Haltung der Gebote Gottes und der Kirche, zum öfteren Empfange der hl. Sakramente der Buße und des Altars, zur Entsagung der Laster und Besserung des Lebens, zur brünstigen Liebe Gottes und des Nächsten, zur Keuschheit, Geduld und zu andern Tugenden.

6. Was soll der Dienstbote thun, ehe er das elterliche Haus verläßt.

Jüngling, Jungfrau! wenn du hingehest, unter fremden Leuten dein Brod zu verdienen, so denke, ehe du das elterliche Haus ver-

läßest, noch einmal an das viele Gute, welches du in demselben genossen hast. Statte deinen Eltern, Erziehern und andern Wohlthätern dafür den wärmsten Dank ab. Gehe an keinen Ort, wovon dich deine Eltern oder die, welche diese Stelle an dir vertreten, abmahnen. Verlaß auch nicht das Haus, ohne ihren Segen empfangen zu haben. Gehe noch einmal in die Kirche und empfehle dich dem Schutze Gottes; denn du trittst jetzt in ein neues Leben ein, das für dich unzählige Gefahren hat.

Damit dir das Scheiden vom elterlichen Hause nicht zu schwer werde, so bedenke, daß es die Lage deiner Eltern nothwendig macht, zu dienen, und daß es eben deßwegen auch der Wille Gottes ist; bedenke, daß es andere Leute dir und deinen Eltern verargen würden, wenn du immer müßig zu Hause bliebest, und deinen armen Eltern und übrigen noch unmündigen Geschwisterten das Brod wegessen würdest. Du trennest dich auch nicht auf immer von den Deinigen; ihr bleibt im Geiste miteinander verbunden und könnt euch gegenseitig Mittheilungen von euerm Befinden machen. Ein treuer Dienstbote ist ein nothwendiges und achtungswerthes Glied der menschlichen Gesellschaft. Das Dienen hat schon für Viele, die sich gut aufführten, großen Nutzen gebracht. Man lernt unter fremden Leuten gar mancherlei, und kann sich dann, wenn man einmal selbst in den Hausstand kömmt, leichter in jede Lage des Lebens schicken; gar Manche haben sich auch durch ihr musterhaftes Betragen den Weg zu einem Glücke gebahnt, das ihnen außer Dienst nie zu Theil geworden wäre. Ruf dir auch die tröstende Wahrheit in das Gedächtniß, daß der Mensch überall unter den Augen Gottes lebt und Gott keinen verläßt, der ihm vertraut. Darum befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Ps. 37, 5.

Ehe du in einen Dienst gehest, prüfe dich genau, ob du dem Dienste, welchen du antreten willst, auch gewachsen bist. Du würdest sonst zu spät einsehen, daß du dir zu viel zugetraut hast, und entweder nur Unehre davon haben, oder das Dienen möchte dir durch diesen ersten Versuch so verleidet werden, daß du ihm für immer den Abschied gibst und ein müßiges Leben führst; oder es könnte auch geschehen, daß darüber deine Gesundheit zerrittet würde, und du für dein ganzes Leben die traurigen Folgen davon

empfinden müßtest. Auch ginge für deine Herrschaft hieraus Nachtheil hervor, und es könnte leicht geschehen, daß du deßwegen oft den Zorn und Unwillen derselben zu fühlen hättest. Darum gilt auch hier besonders das Sprüchwort: Erst besinne, und dann beginne.

Wenn du in einen Dienst trittst, so laß dir den Lohn nicht die Hauptsache seyn. Bei vielen Dienstboten, die nur einzig und allein auf den Lohn sahen, ist schon eingetroffen, was die Schrift sagt: Viele kommen zum Fall um des Geldes willen. Ekkl. 31, 6. Vor allem sieh darauf, ob in einem Hause auf Gottesfurcht und Christenthum etwas gehalten wird, und ob es der Herrschaft nicht einerlei ist, was die Dienstboten für einen Lebenswandel führen mögen. Auch darauf sieh, ob du bei einer Herrschaft etwas lernen kannst, und ob sie Dienstboten, die ihre Pflicht erfüllen, auch zu behandeln weiß.

Trittst du einen Dienst an, so bedenke, daß du einen für deine Tugend und dein ganzes Lebensglück gefährlichen Weg betrittst. Du gehest gerade in den Jahren aus dem elterlichen Hause, in welchen Begierden erwachen, die dein Herz vorher nicht kannte. Du kommst in Gemeinschaft mit ältern Dienstboten, die vielleicht schon verdorben sind, dir ein böses Beispiel geben und dich auf verschiedene Weise in ihr Garn zu locken suchen; die bald deiner Frömmigkeit spotten, bald die Wege, welche sie wandeln, dir als die angenehmsten und als solche schildern, welche man in der Jugend wandeln müßte, wenn man froh und lustig durch die Welt kommen und sein Leben genießen wolle. Oft sind selbst die eigenen Herrschaften den Dienstboten gefährlich. Wie gefährlich war für Joseph die eigene Dienstfrau, Putiphars Gattin! Um allen diesen Gefahren siegreich die Spitze bieten zu können, muß man fest in der Tugend begründet seyn. Wiederhole dir daher recht oft die Lehren, welche dir zu Hause und in der Schule eingeprägt worden sind.

7. Besondere Mahnungen für Dienstboten, welche das Land verlassen, um in größern Städten einen Dienst zu suchen.

Wer das Land verläßt, um sich in größern Städten zu verdingen, gehet mancherlei Gefahren entgegen. Auf dem Lande

herrscht gewöhnlich im allgemeinen noch mehr religiöser Sinn, als in den Städten; die Zucht ist in der Regel schärfer; man muß sich auch schon deßwegen vor Unordnungen in Acht nehmen, weil man leicht entdeckt wird, und daher auch um so eher der Strafe verfällt; von der Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes an den vorgeschriebenen Tagen, vom Empfang der hl. Sakramente und von andern religiösen Uebungen will man sich um so weniger ausschließen, als das Gegentheil Zurechtweisungen und Verdruß nach sich ziehen würde; eigentliche Ungläubige finden sich auf dem Lande weniger, und wenn auch Ein oder der Andere diese Grundsätze bereits eingesogen hat, trägt er doch gewöhnlich eine Scheu, sie überall von sich zu geben, ja er hält bei aller innern Ungläubigkeit wenigstens äußerlich noch an dem Schein der Religion, und ist so Niemanden anstößig. Ganz anders in Städten, da treiben sich ganze Horden von Solchen herum, die öffentlich und ungescheut über alle Religion spotten, und ohne Verhehl sagen, der Glaube sei eine Albernheit, die Tugend eine Träumerei, und einfältig seien jene Leute, welche sich von solchen Gängelbändern fesseln ließen. Das oftmalige Zusammentreffen mit solchen Menschen und die wiederholte Anhörung ihrer Religionsspöttereien kann leicht dem Unerfahrnen gefährlich werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß sich der Mensch an das, was er oft sieht und hört, leicht gewöhnt. Das Beispiel der Verführung wird um so verderblicher, wenn die, welche Solches thun, im Ansehen sind und vornehmen Ständen angehören. Oft gehört die eigene Herrschaft unter diese Freigeister. In einem solchen Dienste wirst du nicht bloß zur Erfüllung deiner religiösen Pflichten nicht angetrieben, sondern vielmehr, wenn du diesen gern auch aus eigenem Antrieb nachkommen wolltest, lächerlich und spöttisch gemacht, und auf alle Weise davon abgehalten. Manche Herrschaften haben oft eine teuflische Absicht, weßwegen sie ihren Dienstboten Glauben und Gottesfurcht aus dem Herzen hinwegstehlen; sie sind nämlich der Meinung, solche Menschen leichter für ihre sündhaften Zwecke mißbrauchen zu können. Sie gehen dabei mit vieler Klugheit zu Werk. Anfangs lassen sie ihrer Frömmigkeit noch scheinbar Gerechtigkeit widerfahren, setzen aber bei jeder Gelegenheit hinzu, daß man solche Menschen nicht viel brauchen könne; sie lassen es ihnen wiederholt merken,

daß man es in der Welt so genau nicht zu nehmen brauche; sie führen ihnen manche andere Dienstboten vor die Augen, von denen sie sagen, sie wären anfangs auch so gewesen, hätten aber gar bald eingesehen, daß sie anders werden müßten, um fortzukommen; dabei sprechen sie die Hoffnung aus, daß man sich auch noch schon richten werde. Viele arglose Dienstboten lassen sich auf solche Weise leicht wankelmüthig machen. Bemerkt dieß die Herrschaft, so läßt sie es an Nachhilfe nicht fehlen, sie macht die Frömmigkeit zur Zielscheibe ihres boshaften Scherzes und Spottes, indem sie wohl weiß, daß schüchterne Personen, wie ihre Dienstboten sind, es nicht wagen zu widersprechen oder gar Triftiges entgegenzusetzen. So geschieht es, daß manche Dienstboten, um nur dem Scherz und Spotte auszuweichen, sich anfangs stellen, als hielten sie selbst nicht mehr viel auf Tugend und Frömmigkeit, durch die Länge der Zeit aber machen sie sich das anfangs nur zum Schein Angenommene eigenthümlich und werden in der That Ungläubige.

Gar häufig werden die Dienstboten in vornehmen Häusern als Geschöpfe niederer Ordnung angesehen; die gnädigen Herren und Frauen sehen in ihnen nur die Werkzeuge zur Befriedigung ihrer Launen, die keine Ansprüche auf Ehre und Achtung hätten, die immer mit gebieterischem und demüthigendem Tone behandelt werden müßten. Durch solche wegwerfende Behandlung, welche mancher Dienstbot erfährt; durch die erniedrigenden und schlechten Zumuthungen, die ihm gemacht werden; durch tobende Zurechtweisung und Beschimpfung bei dem geringsten Fehltritt, wird das Bewußtseyn seiner Menschenwürde und Ebenbildlichkeit Gottes in ihm getrübt; das Gefühl für Ehre und Recht wird in ihm abgestumpft; er verliert das Ziel seiner Bestimmung aus dem Auge, wird mürrisch, unzufrieden und leicht für jedes Laster empfänglich.

Große Gefahren drohen insbesonders der weiblichen Jugend, wenn sie den Dienst auf dem Lande mit einem in der Stadt vertauscht. Unerfahren mit den Künsten der Verführung, voll Glaube und Zutrauen an die Wahrheit der Worte, die man zu ihr spricht, tritt oft ein Mädchen vom Lande in der Stadt in Dienste. Bald aber kömmt ein nichtswürdiger Schmeichler zu ihr, mißbraucht ihre schwache Seite, die er bald ausgekundschaftet hat, und die in Eitelkeit, in der Liebe zu schönen Kleidern, im Hange zu Ver-

gnügungen besteht, und weiß nun durch Ueberredungskünste, oder durch niedrige und treulose Versprechungen sie zu reizen, wankend in ihren Grundsätzen und nachgibig für seine Zwecke zu machen. Das unerfahrne Kind immer noch glaubend, daß es der Nichtswürdige redlich mit ihr meine, freut sich, daß es nun auch einigermaßen vornehmer wird und andern Mädchen gleich sich schöner kleiden kann, und geht nun immer mehr in die künstlich gelegte Schlinge ein. Dieß um so sicherer, weil vielleicht andere Mädchen, die sich für gute Freundinen ausgeben, zu solchem Umgange rathen. So ist dem Wollüstling der Sieg gewiß, und die Leichtgläubige befindet sich auf der breiten Heeresstrasse des Verderbens, wo sie fortfährt, bis Schande ihr Lohn ist, und ihr Mund dem Verführer flucht. Das ist das Schicksal vieler Mädchen, welche arglos das Land verlassen, um in Städten zu dienen: sie legen dadurch nur zu oft den Grund zu ihrem Verderben. Geschändet, ihrer Gemüthsruhe beraubt, im Herzen verdorben, kehren sie dann arm und mit elenden Lumpen bedeckt, oft noch auch mit einem Gute auf dem Rücken, auf welchem eigener und fremder Fluch haftet, entweder in die Mitte der Ihrigen zurück, welche sie mit blutendem Herzen aufnehmen oder durch schnöde Behandlung ihr Unglück noch vermehren, oder sie treten in den Ehestand, wo sie Jammer und Elend erwartet. — O Jünglinge und Jungfrauen! die ihr das stille Landleben verlasset, und es mit dem gefährlichen Stadtleben vertauschet, in der Meinung, dort euer Glück zu machen: erwäget wohl alle diese Gefahren, und laßt euch diejenigen euers Standes, die hierin leichtsinnig handelten, dafür aber auch Unschuld, Tugend, Ehre und Gesundheit verloren, und nachdem sie nicht mehr zu mißbrauchen waren, verstossen und ihrem eigenen Schicksale überlassen, im Alter ein bedauerungswürdiges Leben führten, als warnende und abschreckende Beispiele dienen.

8. Verhaltungsregeln für Dienstboten.

a) Gegen Gott.

Sei zufrieden mit deinem Stande, beklage dich nicht wider Gott; durch Fleiß und Arbeitsamkeit wirst du den Himmel erlangen: vielleicht sieht Gott vorher, daß du in einem andern Stande, besonders im Reichthume, zu Grunde gehen würdest.

Vergiß nie, daß Gott überall bei dir ist, und daß es keinen so finstern Ort gibt, an welchem dich sein Auge nicht sieht. Er, der Herzenskundige, wird einstens offenbaren, was du den Menschen verbergen willst.

Wenn du erwachest, soll dein erster Gedanke an Gott seyn; ihm sollst du im Voraus durch eine gute Meinung die Arbeiten des Tages weihen. Erschrecklich wäre es aber, wenn du eher den Teufel als Gott nennen und schon den frühen Morgen des Tages mit Fluchen und Schelten entweihen würdest.

Gehe nie an deine Arbeit, ohne das Morgengebet verrichtet zu haben: den ganzen Tag über gelingt dir Alles viel besser, wenn du mit Gebet begonnen hast. Darum pflegte ein frommer Diener Gottes zu sagen, er wisse schon am Morgen, wie er den Tag hindurch seine Geschäfte thue: habe er nämlich das Morgengebet gut verrichtet, so gehe ihm Alles auf das Beßte von Statten, widrigen Falles aber mißlinge ihm ein jedes Werk. —

Wenn du dich ankleidest, so thue es mit aller Schamhaftigkeit und erinnere dich dabei an die Verderbtheit unserer Natur durch den Sündenfall, wodurch die Kleider nöthig geworden sind. Bitte zugleich Gott, er möge deine Seele mit dem Gewande der Unschuld bekleiden.

Vielleicht könntest du alle Tage der hl. Messe beiwohnen, wenn du deinen Schlaf ein wenig abkürzen möchtest. Laß dir das Bett nicht lieber seyn als die Kirche. Ist deine Herrschaft so christlich, daß sie selbst dich zum täglichen Kirchenbesuche anhält, so verwende ja die Zeit auf nichts Anders, etwa auf Spaziergänge oder andere Dinge.

Gehest du an deine Arbeit, so nimm das Andenken an Gott mit dahin, und laß dein Herz recht oft zu ihm während derselben aufsteigen, insbesonders wo dir ein Geschäft recht schwer wird, erleichtere dir es durch das lebendige Andenken an Gott. Unterzieh dich gerne auch den niedrigsten und verächtlichsten Arbeiten, weil auch dein Heiland während seines irdischen Lebens aus Liebe zu dir zu den niedrigsten Knechtsdiensten sich herabgelassen hat.

Wird dir dein Tagewerk recht sauer, so erinnere dich, daß der Mensch seit der Sünde dazu verurtheilt ist, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, und daß er eben dadurch das

verlorne Paradies wieder erlangen kann. Denke dabei vorzüglich auch deines göttlichen Erlösers, und der Mühseligkeiten, die er unsertwillen auf sich genommen hat.

Murre nie, und werde nicht unzufrieden, wenn auch ein Geschäft nicht gelingen will; noch viel weniger laß dich zum Fluchen verleiten. Bewahre in allen Verhältnissen die Geduld. In der Geduld, sagt Jesus Christus, werdet ihr euere Seelen besitzen. Die Geduld ist ein wunderbares Kräutlein, welches jede Last geringer macht; durch Unwillen und Zorn wird aber Alles noch schwerer gemacht. Komm dem Rufe deines Erlösers nach, wenn er sagt: Lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und demüthig vom Herzen. Denke wie wahr jener Ausspruch ist:

Durch Geduld in Kreuz und Leiden,
Bereit' man sich des Himmels Freuden.

Sei nie stolz. Merke es dir wohl, und vergiß es nie in deinem Leben: alle geistlichen und leiblichen Vorzüge, die du etwa an dir hast, sind Gaben Gottes, und du hast nie Ursache, darauf stolz zu seyn. Was hast du denn, sagt der hl. Paulus, das du nicht von Gott empfangen hättest? Hast du es aber empfangen, warum rühmest du dich desselben? Ohne Demuth verliert auch die größte Tugend die Wohlgefälligkeit Gottes.

Alles, was du thust, verrichte so als wenn du Gott zum Zuschauer hättest; denn dieß ist ein vortreffliches Mittel, große Fortschritte in der Tugend zu machen. Suche auch in deinen Werken vor allem das Wohlgefallen Gottes, dann wird dir die Zufriedenheit und der Beifall der Menschen von selbst nachfolgen. Merke dir den Spruch:

Ein guter Christ sucht Gott vor allen
Durch sein Betragen zu gefallen.

Alles, was du den Tag hindurch thuest oder bemerkest, sei dir eine Veranlassung zu gottseligen Betrachtungen. Machest du das Bett, so sage zu dir selbst: Noch viel mehr muß meine Seele jeden Augenblick bereit und gerichtet seyn, weil ich nicht weiß, wann der Herr kömmt, mich abzuholen. Reinigest du das Zimmer oder die Gefäße, so frage dich, ob es in deinem Herzen nichts zu reinigen und zu verbessern gibt. Gehest du aus, so denke an deinen Austritt aus dieser Welt. Bringst du vom Markte die Lebens-

mittel nach Hause, die zur Mahlzeit gehören, so seufze: O möchte ich einstens, wenn ich vom großen Markte dieser Welt abtrete und in die Ewigkeit übergehe, so mit Tugenden geziert seyn, daß ich würdig wäre, zur ewigen Mahlzeit im Himmel gelassen zu werden! Bereitest du die Speisen, so erinnere dich, daß vor allem deine Seele mit dem Fleische des Sohnes Gottes genährt werden müße. Pocht ein Bettler und bittet um ein Almosen, so vergiß es nicht, daß auch du ein Bettler an der Thüre des himmlischen Vaters bist und zur rechten Zeit zu ihm deine Zuflucht nehmen mußt. Siehst du das Vieh zur Schlachtbank schleppen, so erwäge, wie dein Heiland sich wie ein Lamm um unsertwillen zum Tode führen ließ, ohne seinen Mund zur Klage zu öffnen, und ermuntere dich zur Geduld. Höreſt du die Vöglein singen, so laß es dir eine Mahnung seyn, ebenfalls deinen Gott zu loben und zu preisen. Zahleſt du irgend etwas aus, so denke daran, daß du durch deine Sünden große Schulden bei Gott angehäuft haſt, und dir es obliegt, diese durch die Buße wieder gut zu machen. Sieheſt du den Landmann das Feld oder den Gärtner seinen Garten bearbeiten, so frage dich, ob das Ackerfeld deines Herzens schon hinlänglich bearbeitet ist, ob es hier kein Unkraut mehr auszujäten gibt. Siehst du das Küchlein unter die Flügel der Henne fliehen, oder das Kind in den Schooß seiner Mutter eilen, so lerne daraus, daß du eben so jederzeit unter den Schutz Gottes dich stellen müſſeſt. Sondert man die Spreu vom Waizen oder überhaupts das Unkraut von der edlen Frucht, so erinnere dich an den Gerichtstag, wo die Gottlosen von den Frommen geschieden werden.

Gehe nie zu essen, ohne gebetet, und gehe vom Tische nicht hinweg, ohne Gott dem Herrn gedankt zu haben. Während des Essens selbst führe keine sündhaften Gespräche; denn es ist der größte Undank gegen Gott, selbst im Augenblicke, wo man seine Wohlthaten genießt, ihn zu beleidigen.

Haſt du dein Tagewerk vollendet, so blick noch einmal auf den verlebten Tag zurück. Es wäre gut, würdeſt du alle Abende eine kurze Gewissenserforschung anstellen. Jedesmal aber verrichte dein Abendgebet, und zwar noch außer dem Bette. Haſt du aber das eigentliche Nachtgebet verrichtet, so magst du, während du schon im Bette liegst, noch einige fromme Gebete oder Gedanken

hinzufügen, und es macht nichts, wenn du darüber einschlafest. Sei züchtig und ehrbar beim Ausziehen, besonders wenn du mit andern Personen gemeinschaftlich in einer Kammer schlafest. Wenn du zur Ruhe gegangen bist, so bringe die Zeit nicht mit eitlem Geschwätze hin, sondern überlaß dich dem Schlafe, um deinen Leib für die Arbeiten des folgenden Tages wieder zu stärken. Es wäre gut, wenn du allein in einem Bette schlafen würdest; wo aber dieses nicht möglich ist, da sei wenigstens recht sittsam und eingezogen, und erlaube dir nie etwas wider die Ehrbarkeit, noch gestatte es Andern.

An Sonn = und Feiertagen wohne außer der hl. Messe möglichst auch der Predigt bei. Solltest du manchmal Beides durchaus nicht vereinigen können, so unterlaß doch nie die Anhörung der hl. Messe. Ich bitte dich bei Gott und allen Heiligen, ahme nie die sündhafte Gewohnheit mancher Dienstboten nach, die, statt in die Kirche zu gehen, oft lieber einen sündhaften Spaziergang machen. Auch des Nachmittags wohne nach Möglichkeit dem Gottesdienste bei, oder lies doch zu Hause in einem geistlichen Buche. Ueberhaupts lies manchmal in einem guten Buche, aber vor der Lektüre schlechter Schriften warne ich dich mit allem Nachdrucke.

Ein gutes Buch hilft dir, o Jugend!
Zur wahren Frömmigkeit und Tugend;
Ein böses Buch wirf aus der Hand,
Ist Gift für's Herz und den Verstand.

Schieb den Empfang der heiligen Sakramente nie zu lang hinaus. Ich rathe dir, wo möglich, alle Monate zu beichten und zu kommuniziren. Gut ist es, sich einen eigenen Beichtvater zu wählen.

b) Gegen sich selbst.

Dem Dienstboten soll Alles daran gelegen seyn, daß er über dem Zeitlichen das Ewige nicht verliere. Hast du daher einen guten Dienst, einen großen Lohn, auch eine gute Behandlung, so sind dieß zwar wünschenswerthe Dinge: aber du wärest dennoch sehr zu beklagen, wenn du darüber an deiner Seele Schaden littest. Diene demnach so deiner Herrschaft, daß du den Dienst Gottes darüber nicht vernachläßigest.

Thu nichts, wodurch dein guter Name in Gefahr käme: ist deine Ehre befleckt, so hast du den größten Verlurst erlitten.

Arbeite fleißig in deinem Dienste, aber doch nicht über deine Kräfte.

Hüte dich vor Allem, was deine Gesundheit zerstören könnte, insbesonders vor Unmäßigkeit im Genuß der Speisen oder des Trankes, vor Tänzen und ähnlichen Dingen. Auch trink nicht in die Hitze hinein ꝛc. Bist du aber dennoch krank geworden, so verheimliche es nicht lange, in der Hoffnnng, es werde schon wieder vergehen; denn sehr oft zieht man sich dadurch schwere und langwierige Krankheiten zu. Kann oder will dich deine Herrschaft im kranken Zustande nicht behalten, so laß dich zeitig in das allgemeine Krankenhaus bringen. Hab vor diesem Orte keinen Abscheu; denn solche Häuser sind für die leidende Menschheit eine große Wohlthat. Es ist Undank und Unverstand zugleich, wenn du dieses nicht einstehst.

Verschwende deinen Lohn oder dein sonstiges Vermögen nicht leichtsinnig zur Kleiderpracht, zum Spielen, Trinken, Tanzen oder zu Liebeshändeln. Denke, Gottes Wille ist es, daß du es besser verwendest, und daß du einstens Rechenschaft darüber abzulegen hast. Erwäge, daß du selbst einmal eine Haushaltung gründen sollst. Denke an das Alter, an Krankheiten, die dich befallen können, und wo du nicht mehr arbeiten, nichts mehr verdienen kannst, und doch Vieles für deine Bedürfnisse nöthig haben wirst. Sei also sparsam, und lege, was du erübrigen kannst, für den Nothfall zurück. O wie wohl wird dir da ein Sparpfenning thun!

Hast du nach Verrichtung deiner schuldigen Dienste eine freie Zeit, so wende diese wohl an; arbeite etwas Nützliches für dich oder lies in einem geistlichen Buche.

Sei reinlich und liebe die Ordnung: diese ist eine halb geschehene Arbeit.

Die Augen, Ohren und Zunge gebrauche mäßig: denn vorwitzig Alles sehen wollen, stürzt oft in große Gefahr; Alles hören wollen, macht tausend Unruhe; zuviel Reden aber zieht nicht selten bittere Reue nach sich.

9. Pflichten der Dienstboten gegen die Herrschaften.

Die Dienstboten sind ihren Herrschaften schuldig:

1) Gehorsam. Dieß ist die erste Pflicht des Dienstboten. Er muß Gehorsam leisten nicht bloß in Allem, was ohnehin sein Dienst mit sich bringt, sondern auch in allen übrigen erlaubten und billigen Dingen, die ihm etwa sonst noch die Herrschaft auflegt. Diese hat das Recht, dem Dienstboten zu befehlen; denn fürs Erste gibt sie ihm Kost und Lohn; dann kommt ihr dieses auch zu vermöge ihrer Stellung und einer gewissen Hausgewalt, welche ein jeder Vorgesetzte über seine Untergebenen hat. Es wird aber zugleich ein willfähriger und geduldiger Gehorsam gefordert Der Dienstbote muß mit solcher Bereitwilligkeit und Schnelligkeit gehorchen, als ob ihm Gott selbst befehlen würde. Dieß befiehlt der hl. Paulus in den Worten: Knechte, gehorchet euern Herren mit Furcht und Zittern in der Einfalt euers Herzens, gleichwie Christus; nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes thun vom Herzen, und mit gutem Willen dienen gleichsam dem Herrn und nicht den Menschen. Ephes. 6, 5—8. Hiemit gibt der Apostel nicht bloß an, wie der Gehorsam der Dienstboten beschaffen seyn muß, sondern bezeichnet zugleich die Würde ihres Standes. Die Dienstbarkeit wird von den Menschen meistens für mühselig und verächtlich gehalten, und die, welche dienen müssen, meinen oft, sie seien die unglückseligsten Leute. Diesem Vorurtheil begegnet der hl. Paulus, indem er die Dienstboten als Knechte und Aufwärter Gottes bezeichnet. Es ist als sagete er: So oft ihr euern Herren und Frauen auf Erden mit willfähriger Unterthänigkeit und aufrichtigen Gesinnungen gehorchet, sieht Gott euern Gehorsam so an, als ob ihr denselben ihm selbst geleistet hättet, und verspricht euch neben dem Lohne, den ihr von euerer Herrschaft empfangt, noch eine eigene Belohnung in der Ewigkeit. Dieß muß gewiß jeden veranlassen, willig und freudig zu gehorchen; denn was läßt sich für einen armen Dienstboten noch Rühmlicheres denken, als wenn er mit dem hl. Paulus sagen kann: Ich bin ein Diener Jesu Christi? Röm. 1, 1.

2) Liebe und Ehrerbietung. Mit Liebe und Achtung

muß man jedem Menschen begegnen, um so mehr jenen, zu welchen man in einem Abhängigkeitsverhältnisse steht. Wer den Vorgesetzten die schuldige Ehrfurcht versagt, widersetzt sich gegen Gottes Anordnung; denn er selbst erhöhet die Einen und verdemüthiget die Andern; er will auch, daß die geehrt werden, welche er erhöhet hat; darum sagt der hl. Geist: Ehre, wem Ehre gebührt. Leider vergessen hier viele Dienstboten ihre Pflicht. Sie gleichen der Agar, jener Dienstmagd der Sara. Abraham hatte sie aus Gnaden in sein Haus aufgenommen; aber nach einiger Zeit wurde sie so unbändig, daß sie sich unterstand, mit Hohn auf ihre Frau zu blicken und sie sogar zu verachten. In der ersten Zeit ihres Dienstes nahm sie sich nicht soviel heraus, sie dachte noch ihrer vorigen Niedrigkeit; aber nachdem sie die Gunst ihres Herrn gewonnen hatte, erfüllte sich, was die Schrift sagt: Wer seinen Knecht verzärtelt, wird ihn zuletzt widerspenstig finden. Sprüchw. 29, 21. Gleichen dieser Agar nicht viele Dienstboten? Haben sie sich einmal in einem Hause festgesetzt, besitzen sie die Gunst ihrer Herrschaft; merken sie, daß man sie brauchen kann: da glauben sie selbst die Herren und Frauen zu seyn und Niemand mehr über sich zu haben.

3) Treue. Die Dienstboten dürfen die Güter ihrer Herrschaft nicht als Eigenthum ansehen, sie dürfen davon nichts verschenken, nichts sich zueignen, überhaupts keinen andern Gebrauch davon machen, als ihnen die Herrschaft erlaubt. Die Treue macht nach den Worten der hl. Schrift, daß der Vorgesetzte seinen Diener wie einen Bruder liebt und wie seine eigene Seele schätzt. In der That, welche Erleichterung ist es für einen Vorgesetzten, der von allen Seiten mit Geschäften und Sorgen umrungen ist, wenn er einen treuen Diener hat; wenn er ihm ohne Besorgniß, betrogen zu werden, seine Geschäfte in die Hände legen kann; wenn er der verdrießlichen Last überhoben ist, selbst überall nachsehen und gegenwärtig seyn zu müssen, daß keine Unterschleife geschehen! Wo sind aber in unsern Tagen die treuen Dienstboten? Jener Mundbäcker in der hl. Schrift, welchem der ägyptische Joseph den Traum auslegte, sah im Schlaf eine Menge Raubvögel aus dem Korbe fressen, welchen er auf dem Kopfe trug. Kann man nicht sagen, daß die Dienstboten oft solche Raubvögel sind, die

auf alle Weise an dem Eigenthume ihrer Herrschaft zwacken? Ein untreuer Dienstbote ist oft mehr zu fürchten, als ein offenbarer Dieb; vor diesem kann man das Haus verschließen, aber nicht vor jenem. Er ist aber auch strafbarer, weil er das ihm geschenkte Vertrauen so schändlich mißbraucht. Solche Veruntreuungen rächen sich oft später auf traurige Weise. Abgesehen davon, daß man mit solchen Dingen kein Glück und keinen Segen hat, und gar oft erfährt, daß ein ungerechter Heller hundert andere verzehrt, erwachen darüber später die bittersten Vorwürfe des Gewissens. Um wie viel besser ist derjenige daran, der da sagen kann: Alles, was ich besitze, ist rechtlich erworbenes Gut, und kein ungerechter Heller ist dabei. Ein Solcher sieht Jedem unverzagt in das Gesicht, ißt mit Ruhe, schläft ohne Furcht und gehet beherzt seiner Zukunft entgegen.

4) Fleiß und Arbeitsamkeit. Die Dienstboten werden deßwegen in das Haus aufgenommen und erhalten dafür Lohn, daß sie die nöthigen Dienste leisten. Sie müssen daher ihrem Vertrage gemäß, fleißig seyn, ihre Geschäfte ordentlich verrichten und in Allem auf das Wohl und den Nutzen der Herrschaft sehen. Einen solchen Diener hatte Laban an Jakob. Daher konnte er bei seinem Austritt zu jenem sagen: Du weißt es selbst, wie ich dir gedient habe; du hattest wenig, als ich in deine Dienste trat, und jetzt bist du reich. Gen. 30, 29. Ich weiß nicht, ob in unsern Zeiten viele Herren die Worte nicht umkehren und sagen müssen: Als du in meine Dienste getreten bist, war ich reich; aber jetzt bin ich durch deine Saumseligkeit verarmt. — Als Dienstbote mußt du fleißig arbeiten. Es ist deine Pflicht zum Beßten deiner Herrschaft so viel zu thun, als in deinen Kräften steht. Sind dir einmal deine Geschäfte angewiesen, sollst du nicht warten, bis man dir deine Arbeit befiehlt, sondern aus freiem Antriebe an dein Tagwerk gehen. Du sollst nicht bloß vor den Augen der Menschen, sondern auch ungesehen deiner Pflicht nachkommen, und jede Zeit nützlich ausfüllen. Du mußt aber auch ein guter Arbeiter seyn, d. h. dir Mühe geben, deine Geschäfte so gut als möglich zu verrichten. Glaube also nicht, deiner Pflicht schon nachgekommen zu seyn, wenn du nur oberflächlich Alles thust. Arbeite lieber weniger, aber gut, statt viel und schlecht. Schlechte Arbeit ist Verlust an

Zeit und Geld, und du leidest dadurch auch an deiner Ehre. Dabei sei unverdrossen; denn wie unleidlich ist der Mensch, der bei seiner Arbeit so leicht mürrisch wird, wenn sie ihm entweder hart ankömmt oder zu lange währt, oder auch nicht nach seinem Kopfe geht. Mache also keinen Unterschied zwischen den leichten uud schweren, zwischen den angenehmen und unangenehmen Diensten. Es kann nicht alle Tage einerlei Arbeit geben. Man muß sich in Allem üben, und zeigen, daß man keine Mühe und Anstrengung scheut. Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. Denke an den Ausspruch des hl. Geistes: Wenn es dir auch sauer wird mit deiner Arbeit, so laß es dich doch nicht verdrießen; denn Gott hat es so geschaffen. Sirach 7, 16. Und wiederum: Am guten Tage sei guter Dinge, und den bösen nimm auch für gut. Den diesen schafft Gott wie jenen. Pred. Salom. 7, 15. Nach allen diesem sei in deiner Arbeit auch bescheiden. Viele Dienstboten vergessen diese Pflicht. Wenn sie an einem Tage mehr gethan haben, als sie schuldig gewesen, oder wenn sie eine schwere, nicht bedungene Arbeit vollbracht haben, so rühmen sie sich unaufhörlich, prahlen damit, reden es ihrer Herrschaft immer zu Gehör, und erwarten dafür eine besondere Belohnung; erfolgt aber diese nicht schnell genug, oder bleibt sie gar aus, so werden sie oft grob und boshaft. Diese Handlungsweise von Seite eines Dienstboten ist nicht bloß unrecht, sondern auch unklug. Denn wie leicht kann es geschehen, daß auch er einige freie Stunden an einem Arbeitstage nothwendig hat, um für sich ein Geschäft zu vollbringen, oder sonst eine Gefälligkeit von seiner Herrschaft, eine Pflege in der Krankheit u. s. w. braucht. Mit einem fleißigen Dienstboten wird es auch die Herrschaft in solchen Fällen nicht so genau nehmen.

5) Mäßigkeit und Genügsamkeit. Wie es nicht alle Tage einerlei zu thun gibt, so trifft es sich auch zuweilen, daß an einem Tage die Kost viel schmäler, oder weniger gut ist, als an einem andern. Ein einsichtsvoller Dienstbote denkt, daß es ein anderes Mal wieder besser ist; er rechnet, wie man zu sagen pflegt, Eines in das Andere. Murre daher nicht wegen der Kost. Ein genügsamer, mäßiger Mensch wird leicht satt; ein gefräßiger aber bekömmt nie genug. Hier gilt das Wort des Herrn: Esset, was man euch vorsetzt, d. h. Dienstboten, seid zufrieden mit dem,

was euch euere Herrschaft zu essen gibt, und verlanget nicht nach besondern schmackhaften Speisen. Die Zeiten sind ohnehin hart, und manche Herrschaften wissen kaum zu erschwingen, was ihnen das Gesinde ißt. Wenn aber auch Ueberfluß vorhanden ist oder zuweilen auch etwas Beßeres zu haben ist, so machet es nicht, wie so viele Andere, die bei solchen Gelegenheiten sich oft krank essen oder trinken. Wie abscheulich ist es, kein Maaß und Ziel zu kennen und sich unter das unvernünftige Thier herabzuwürdigen!

6) Weise Verschwiegenheit. In einem jeden Hause fällt zuweilen etwas vor, das man nicht gerne unter die Leute kommen läßt, und das daher der Dienstbote nicht ausposaunen darf. Ein schwatzhafter Dienstbote ist ein gefährlicher Mensch, und wird durch seine Plauderhaftigkeit oft der größte Feind des Hauses. Ein kluger Dienstbote aber macht es sich zum Gesetze, nichts auszuplaudern, was ihm anvertraut worden ist, oder was er zufällig gehört hat, um weder seiner Herrschaft zu schaden, noch sich selbst in Unannehmlichkeiten zu verwickeln. Es ist ihm überhaupts darum nicht zu thun, Heimlichkeiten zu erfahren. Er horcht daher auch nicht in geheim vor den Thüren; es ist ihm viel lieber, wenn er von gewissen Dingen gar nichts weiß. Der hl. Geist sagt: Schäme dich, was du gehört hast, weiter zu sagen, und Geheimnisse zu offenbaren. Sirach 42, 1.

7) Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Wer sich an keine Ordnung gewöhnt, wird niemals mit seiner Arbeit fertig; bis er nur oft seine verlegten Geräthschaften findet, hätte er schon manches Geschäft vollbracht. Dieß macht ihn mürrisch; die Herrschaft aber wird darüber unzufrieden. Eine gute Ordnung ist eine halb geschehene Arbeit. Die Reinlichkeit aber empfiehlt, während der Schmutz zurückstößt und Eckel erregt. Ueberdieß schließt man von dem Aeußern auf das Innere; wer an seinem Leibe und an seinen Kleidern immer voll Schmutz ist, dessen Seele ist wahrlich auch nicht rein. Darum

Lerne Ordnung und Liebe sie,
Sie erspart dir Zeit und Müh.

Und eben so wahr ist folgender Spruch:

Reinlichkeit gefällt,
Schmutz aber haßt die ganze Welt.

10. Wie versündigen sich Dienstboten gegen den Gehorsam, welchen sie den Herrschaften schuldig sind?

Es gibt zweierlei Arten von Dienstboten, welche sich gegen den Gehorsam versündigen. Die einen gehorchen zu wenig, die andern zu viel. Die erstern sind diejenigen, denen eine Sache dreimal befohlen werden muß, ehe sie dieselbe einmal verrichten, und dadurch ihren Herrschaften zum Zorne, oft auch zum Lästern und Fluchen Anlaß geben; dahin gehören auch die, welche die aufgetragene Arbeit, wenn sie eben keine Lust dazu haben, mit heimlichem Unwillen oder mit Murren verrichten; auch die, welche ihren Herrschaften mit trotzigen Reden begegnen. Bedächten doch solche Dienstboten, daß sie in der Person ihrer Herrschaften Christum selbst verletzen. 1. Tim. 6, 1. Was ist das für ein Gehorsam, wenn man nur gehorcht, wo das befohlen wird, was man gerne thut? Was sind das für Dienstboten, die fast immer gebeten werden müssen, daß sie ihre Pflicht erfüllen? Ist es anständig, daß sich die Herrschaft immer nach den Launen der Dienstboten richten muß, um den Frieden nicht zu stören? Nein, es muß in allen billigen und erlaubten Fällen gehorcht werden, wie es die Herrschaft will, wenn es auch dem eigenen Willen, der Gemächlichkeit und Sinnlichkeit zuwiderläuft, auch da, wo Beschwerden und Demüthigung hinzukommen.

Einige Dienstboten gehorchen zu viel. Das sind diejenigen, welche aus Menschenfurcht, oder um ihrer Herrschaft einen Gefallen zu erweisen, Alles thun, auch wenn es etwas Unerlaubtes ist, und wider die Gebote Gottes und der Kirche läuft. Wenn sich Knechte und Mägde an gebotenen Sonn- und Feiertagen zu knechtlichen Arbeiten gebrauchen lassen; wenn sie auf das Geheiß ihrer Herrschaften lügen, Andere betrügen, zur Unterhaltung einer unreinen Liebe Briefe hin und her tragen, oder auf sonst eine Weise dazu behilflich sind; wenn sie ihren Herrschaften beistehen, um an einem Feinde Rache zu nehmen, oder ihm durch Verleumdungen seine Ehre abzuschneiden; wenn sie sich mißbrauchen lassen zu unehrbaren oder doch seelengefährlichen Diensten, so wird z. B. in den Wirthshäusern oft nur deßwegen freches Gesinde unterhalten, um durch ihre Leichtfertigkeit mehr Gäste anzulocken: in all diesen

Dingen, und viele andere ließen sich noch hinzusetzen, ist der Gehorsam von Seite der Dienstboten eine Sünde. Es sündigen zwar doppelt die Herrschaften, welche ihren Dienstboten etwas Unerlaubtes befehlen, oder auch nur rathen. Nichts desto weniger versündigen sich aber auch die Untergebenen, wenn sie solch gottlosem Befehl oder Rathe folgen und so die Menschen Gott vorziehen. Da mag die Herrschaft immer sagen: Ich nimm es auf mich, ich trage die Verantwortung. Ihr habt beide euere Sünde, und werdet auch beide bestraft werden. Fromme Dienstboten lassen sich von ihrer Herrschaft nie zu etwas Unerlaubtem mißbrauchen, sie sagen mit Unerschrockenheit wie die Apostel: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Apostelg. 5, 29. Sie geben eher ihren Lohn daran, sie lassen sich lieber schlecht behandeln, aus dem Hause stossen und andern Schaden ungerechter Weise zufügen, als daß sie ihr Gewissen verletzen.

11. Wie Dienstboten sich gegen die den Herrschaften schuldige Treue versündigen.

Die Dienstboten verletzen die den Herrschaften schuldige Treue nicht bloß durch wirkliches Stehlen, sondern auch noch vielseitig auf andere Weise. Gegen diese Pflicht läuft Alles, wodurch die Herrschaften durch die Schuld der Dienstboten an ihrem Eigenthume beeinträchtiget werden. Dieses geschieht auch, wenn Dienstboten die ihnen aufgetragenen Arbeiten und Geschäfte nachläßig verrichten; wenn sie die an ihrem Mitgesinde wahrgenommenen Veruntreuungen der Herrschaft nicht nur nicht anzeigen, sondern sie sogar begünstigen; oder wenn sie von der Herrschaft irgend einen Schaden abwenden könnten, und es nicht thun. Eine solche Vernachläßigung pflegt meistens daher zu kommen, weil die Dienstboten den Nutzen ihrer Herrschaft als den eines Fremden ansehen. Was geht es mich an, sagen sie oft; ich habe davon nichts. Allein dabei vergießt man, daß man als Dienstbote vor Gott und der Welt schuldig ist, den Nutzen seiner Herrschaft auf jede erlaubte und billige Weise zu befördern, und daß die Vernachläßigung dieser Pflicht von Seite der Dienstboten eine Ungerechtigkeit gegen die Herrschaft ist.

Noch gröber versündigen sich diejenigen Dienstboten, welche

Hausgeräthe, Eßwaaren und andere Dinge heimlich verschleppen; welche ohne Erlaubniß der Herrschaft ihren Verwandten, Freunden oder sonstigen Bekannten unter dem Vorwande, ihre Herrschaft wäre reich genug, sie empfinde es also nicht, Jene aber hätten es nothwendiger, etwas mittheilen; oder welche sich selbst Manches beilegen, ohne Bedürfniß, oft nur aus Genäschigkeit, von besser zubereiteten Speisen für sich nehmen. Dieß sind lauter Ungerechtigkeiten, welche oft ärger sind, als die, welche von den Dieben begangen werden. Denn vor Dieben, wie wir oben sagten, kann man sich verwahren, nicht aber so leicht vor den eigenen Hausgenossen. Mein Herr, sagst du, hat ohnedieß genug. Aber hat er denn deßwegen etwas, daß er durch dich um seine Sache kömmt? Wenn deine Grundsätze gelten würden, so könnten alle Armen die Reichen bestehlen und dabei denken: O der bleibt doch noch reich genug; ich aber habe es nothwendiger. Auch eine andere Ausrede: Es ist ja nur eine Kleinigkeit, was ich mir nehme oder verschenke; ich arbeite dafür zum Vortheil meiner Herrschaft wieder um so fleißiger, — ist grundlos. Denn frage dich einmal, ob deine Herrschaft diese Heimlichkeiten wissen dürfte, und ob sie es dir dann erlauben würde. Mußt du dir hierauf mit gutem Grunde eine verneinende Antwort geben, so kannst du deine bisherige Handlungsweise ohne Sünde nicht fortsetzen. Was aber deinen Fleiß betrifft, so hat ja deine Herrschaft ohnehin auf diesen gerechte Ansprüche. Bringst du aber noch vor, es sei nur eine Kleinigkeit, so bemerke ich dir, daß viele Heller zuletzt einen Gulden ausmachen. Ich sage dir auch noch: Wenn du auch nur etwas Weniges nimmst; dieses aber in der Absicht thust, auf solche Weise nach und nach etwas Bedeutendes zusammenzubringen, so begehst du jedes Mal, so oft du etwas Weniges veruntreuest, eine schwere Sünde. Dieß ist die allgemeine Ansicht der Gottesgelehrten. Und der Grund hievon ist auch einleuchtend: Du begehest nämlich jedes Mal in deinen Gedanken einen größern Diebstahl, und nur die Furcht, du möchtest entdeckt werden, hält dich zurück, ihn auch in der That zu vollbringen: du vertheilst ihn also aus falscher Klugheit auf mehre Male.

Gegen die den Herrschaften schuldige Treue sündigen ferners jene Dienstboten, welche sich oft heimlicher Weise bezahlt machen, entweder weil sie meinen, der Lohn, den sie bekommen, wäre im

Verhältniß zu der Menge und Schwere der Arbeit, welche sie täglich verrichten müssen, zu gering, oder weil andere Dienstboten an andern Orten für geringere Mühe einen größern Lohn erhalten, oder, weil sie irgendwo der Herrschaft einen Dienst geleistet, wozu sie nach dem Vertrage nicht verpflichtet gewesen wären, oder auch, weil ihnen einer Saumseligkeit wegen, deren sie sich schuldig gemacht, etwas vom jährlichen Lohne abgezogen worden ist. Um dieser oder dergleichen Ursachen willen suchen sie sich heimlich bezahlt zu machen. Aber auch diese Handlungsweise läßt sich nicht rechtfertigen; denn Niemand darf Richter in seiner eigenen Sache seyn. Welche Unordnungen würde es in der Welt geben, wenn einem Jeden gestattet wäre, auf solche Weise sich selbst schadlos zu halten? Du meinest, der Lohn wäre zu gering im Verhältniß zu der aufgelegten Arbeit, oder Andere werden besser bezahlt. Aber warum bist du denn um einen solchen Lohn mit deiner Herrschaft übereingekommen? Oder wenn du die Menge und Schwere der Arbeiten nicht vorausgesehen hattest, so beschwere dich jetzt bei deinem Herrn und fordere eine bessere Bezahlung. Hast du manchmal mehr geleistet, als deine Pflicht gefordert hätte, so bedenke, daß du bei andern Gelegenheiten hinter deiner Schuldigkeit zurückgeblieben bist. Wird dir ungerechter Weise etwas vom bedungenen Lohn abgezogen, so ist dieß von Seite derjenigen, die es thun, eine himmelschreiende Sünde; indeß hast du das Recht, bei der Obrigkeit Schutz gegen solchen Druck zu fordern. Hast du aber selbst die Veranlassung dazu gegeben, indem du etwas vernachläßigtest und dadurch deiner Herrschaft Schaden verursachtest, so mußt du dir auch selbst die Schuld zuschreiben, daß du im Lohne verkürzt wirst. Eigenmächtige Entschädigung ist in der Regel unzuläßig, und nur unter folgenden Umständen ließ sie sich rechtfertigen: Die Schuld, welche ich an einen Andern zu fordern habe, muß gewiß und unbezweifelt seyn; der Andere, an welchen ich die Forderung habe, muß mich nicht bezahlen wollen, obgleich ich ihn schon mehrmals daran gemahnt habe, oder ich muß gewiß voraussehen, daß meine Mahnung nichts fruchten werde; endlich muß ich nach angewandten, gerechten Mitteln keine Aussicht haben, auf andere Weise mein Guthaben erhalten zu können.

Gegen die den Herrschaften schuldige Treue sündigen auch

jene Dienstboten, welche ohne Wissen oder gar wider Willen der Herrschaft von ihrem Eigenthume Almosen geben. Aber das ist ja, sagt vielleicht Ein oder der Andere, ein Werk der Barmherzigkeit; sollte ich denn nicht einmal das Recht haben, Gutes zu thun? Mein Freund! es ist kein gutes Werk, Almosen zu geben, wenn das Verschenkte nicht dein gehört; du hast kein Recht, fremdes Eigenthum ohne Vorwissen der Betheiligten zu verschenken. Man darf das Leder nicht stehlen, und die daraus gemachten Schuhe den Armen geben. Aber merke wohl, ich sage ohne Wissen und gegen den Willen der Herrschaft darfst du von ihrem Eigenthume nichts verschenken. In allen jenen Fällen also, wo du dir bestimmt sagen kannst, daß die Herrschaft deine Handlungsweise billigen würde, darfst du den zusprechenden Armen auch in der Abwesenheit der Herrschaft das Gewöhnliche geben. Ich würde dir aber rathen, es derselben bei ihrer Zurückkunft sogleich anzuzeigen. Auch in jenen Fällen, wo die Herrschaft weiß, daß du gewisse, übrig gebliebene Dinge vertheilteſt, und es dir nicht eigens wehrt, ist dieses Stillschweigen gleichsam eine Erlaubniß, und du darfst fortfahren, jenes zu verschenken. Wenn aber die Herrschaft Solches verbietet, ist es schon um der Erhaltung des Friedens willen gerathen, davon abzustehen, wenn es auch auf der Hand liegt, daß es von Seite der Herrschaft nur Härte und Unbarmherzigkeit ist.

12. Pflichten der Dienstboten gegen die übrigen Personen im Hause.

In vielen Häusern gibt es außer der Herrschaft noch manche andere Personen, wie Kinder, Nebendienstboten u. s. w., gegen die sich ein Dienstbote pflichtgemäß benehmen soll. In dieser Beziehung gelten folgende Regeln:

1) Gegen die Kinder der Herrschaft betrage sich der Dienstbote liebevoll und artig. An den Kindern hängt oft das ganze Herz der Eltern: wer daher von ihrem Hausgesinde gegen die Kinder sich liebreich erweiset, der wird von den Eltern selbst geliebt und gut behandelt. Es ist also dein eigener Vortheil, wenn du hierin deine Pflicht erfülleſt. Begegne daher den Kindern des Hauses immer freundlich; erweise ihnen gerne erlaubte Gefälligkeiten; halte sie auf eine liebreiche Weise vom Bösen zurück; laß

dich nie im Zorne hinreißen, ihnen schmähliche Namen zu geben, oder sie gar zu schlagen. Dadurch würdest du alle Neigung der Eltern verlieren. Sind dir die Kinder zur besondern Aufsicht anvertraut, so bedenke, daß die Eltern ihren theuersten Schatz in deine Hände gelegt haben. Große Verantwortlichkeit lastet auf dir, wenn du hierin deine Pflichten vernachläßigest. Du trägst einen großen Theil der Schuld, wenn aus einem solchen Kinde ein ruchloser Mensch wird; denn gar oft wächst der böse Same, welchen Kindsmägde ausstreuen, später zur verderblichen Frucht heran. Bist du aber auch nicht eigens zu Kindern gedungen, so darfst du sie doch nichts weniger als vernachläßigen. Reizen sie dich bisweilen durch Unarten und Grobheiten, so laß dich in keinen Streit mit ihnen ein, sondern hinterbring die Sache mit Bescheidenheit und der Wahrheit gemäß den Eltern. Würdest du dir selbst Recht verschaffen wollen, so würdest du die Sache nur verschlimmern, und die Kinder zugleich mit den Eltern dir gehäßig machen. Sei auch vorsichtig und behutsam in deinen Reden und Aeußerungen in Gegenwart der Kinder. Du würdest dich schwer versündigen, wenn du durch deine Reden und Erzählungen den Keim des Bösen in die Herzen der Kinder streuen würdest. Leider geschieht es nur zu oft von gewissenlosen Dienstboten. Diese gleichen so recht jenem Feinde im Evangelium, der unter den guten Samen Unkraut gestreuet hat. An diesen wird sich aber auch die Drohung des Herrn erfüllen: Es wäre ihnen besser, wenn sie mit einem Mühlstein an dem Hals in die Tiefe des Meeres versenkt würden, als daß sie diese Kleinen ärgerten. Den Dienstboten gelten vorzüglich die Worte des Apostels: Sehet zu, daß ihr vorsichtig wandelt. Ephes. 5, 15. Und Ebend. V. 29. „Kein böses Wort gehe aus euerm Munde, sondern was gut ist zur Erbauung im Glauben, damit es heilsam sei den Hörenden.“ Nachtheilig für das Zartgefühl der Kinder ist es auch, wenn oft die Dienstboten in schändlicher Entblößung herumgehen. Nur zu leicht werden dadurch in den noch jugendlichen Herzen schlummernde Gefühle geweckt, die zu abscheulichen Dingen verleiten. Insbesondere hüte sich der Dienstbote, die Kinder für sich gegen die Eltern zu gewinnen und sie zu geheimen Betrügereien an den Eltern zu seinem Beßten, oder zu andern bösen Dingen zu verleiten.

2) Gegen die alten Personen im Hause soll der Dienstbote freundlich und gefällig seyn. Das Alter, sagt der hl. Geist, muß man ehren. Nichts fällt auch dem Alter schmerzlicher, als wenn es sich zurückgesetzt sieht; und diese Meinung hegt es bei der geringsten Vernachläßigung; denn das Alter ist gewöhnlich sehr empfindlich. Darum begegne den alten Leuten überhaupts, und insbesonders denen, welche in deinem Hause sind oder zur Familie deiner Herrschaft gehören, nie grob, mürrisch und aufbrausend; spotte nie der Gebrechen und Schwachheiten ihres Alters; verachte nicht die Ermahnungen und Belehrungen, welche sie dir geben, sondern nimm sie vielmehr zu Herzen und befolge sie. Selbst denen, von welchen du weißt, daß sie ihr graues Haupt nicht mit Ehren tragen, begegne nicht verächtlich; denn du bist nicht ihr Richter. Oft geschieht es, daß alte Personen sehr wunderlich sind, und die Einrichtung, welche die jüngern im Hause machen, immer tadeln; oft fallen auch Verdrießlichkeiten und Zwiste zwischen jungen und alten Personen vor. Als ein kluger und rechtschaffener Dienstbote gehe in solchen Fällen deine Wege, höre über keinen Theil eine Klage an, noch viel weniger halte dich an einen Theil, und trag Keinem zu, was du vom Andern weißt; denn einmal gehen dich solche Familienzwiste nichts an, ferners hast du keine genaue Einsicht in diese Verhältnisse und schaueſt nur die äußern Erscheinungen, kannst also auch nicht mit Gewißheit ermessen, wer im Rechte ist; endlich ist es immer schändlich, einen sogenannten Achselträger zu machen.

3) Gegen die Mitdienstboten. Die erste Pflicht gegen das Mitgesinde ist Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Du sollst deine Nebendienstboten als Mitarbeiter an dem Eigenthum deiner Herrschaft achten und sollst in Uebereinstimmung mit ihnen arbeiten; du darfst sie auf keine Weise bei deiner Herrschaft verkleinern, um dadurch bei ihr dich einzuschmeicheln. Du würdest dadurch ein großes Unrecht begehen und dir mit Recht den Zorn deiner Mitdienstboten aufladen. Habe auf Niemanden einen Neid, wenn er bei der Herrschaft mehr gilt, als du, sondern erfülle deine Pflichten um so genauer, daß man auch mit dir zufrieden ist. Der rechtschaffene Dienstbote ist gegen das übrige Gesinde des Hauses auch friedfertig. Er will nicht immer recht haben, oder mehr seyn, als

die Uebrigen; er geräth nicht über jede Kleinigkeit in Hitze und fängt nie Streit an, sondern leidet lieber Unrecht und gibt nach, wo es ohne Sünde geschehen kann. Aber auch vorsichtig mußt du gegen deinen Nebendienstboten seyn. Laß dich daher nicht mit Jedem sogleich in vertrauliche Freundschaft ein. Man muß den Menschen zuvor lange prüfen, ehe man weiß, ob man sich mit ihm in Freundschaft einlassen darf. Zu schnell geschlossene Freundschaft hat schon oft bittere Feindschaft nach sich gezogen. Mache nie gemeine Sache mit den Nebendienstboten gegen die Herrschaft; stimm nicht mit ihnen, wenn sie über dieselbe Böses sagen; sie stellen dich oft nur auf die Probe, verrathen dich, oder schieben bei vorkommendem Streite die Schuld auf dich Noch viel weniger hetze sie je einmal wider die Herrschaft auf. Thun sie etwas zum Nachtheil der Herrschaft oder handeln sie sonst unrecht, so warne sie zuerst und stelle ihnen ihre Sünde mit Liebe vor Augen. Merken sie nicht auf deine Ermahnungen, so zeige es der Herrschaft selbst an, aber nicht aus Schadenfreude, sondern in der Absicht, sie zu bessern. Ist einer deiner Mitdienstboten ausschweifend und zügellos, so halte dich ferne von ihm. Wirst du darüber auch der Gegenstand seines Gespöttes und die Zielscheibe seines Hohnes: laß dich nicht irre machen. Von schlechten Menschen verspottet werden, bringt Ehre. Ein großes Verdienst würdest du dir erwerben, wenn du insbesonders als älterer Dienstbote den jüngern in Wort und That mit gutem Beispiele vorleuchten würdest.

4) Gegen die Miethsleute und sonstige Personen im Hause betrage dich als Dienstbote immer freundlich, gefällig und artig. Geschieht es, daß zwischen ihnen und deiner Herrschaft Uneinigkeiten entstehen, so mische dich nicht in diese Verhältnisse. Verhalte dich im Allgemeinen gegen sie mehr zurückhaltend, daß du bei deiner Herrschaft in keinen Verdacht der Untreue geräthst. Befinden sich in deinem Hause auch körperlich oder geistig leidende Personen, so hüte dich ja, sie lieblos zu behandeln oder ihnen gar ihre Verbrechen vorzuwerfen, oder sie zu verachten. Bemitleide sie vielmehr, und habe Geduld und Nachsicht mit ihnen. **Spotte des Betrübten nicht, sagt der hl. Geist; denn es ist Einer, der beide erniedrigen und erhöhen kann. Sirach 7, 12.**

13. Pflichtmäßiges Verhalten der Dienstboten gegen die Menschen außer dem Hause.

Liebe, Freundlichkeit und Verträglichkeit sind allgemeine Pflichten, die ein Jeder gegen seinen Nächsten zu beobachten hat, um so mehr der Dienstbote, weil er nicht weiß, ob er nicht bald seinen gegenwärtigen Dienst mit einem andern vertauschen muß, und es ihm dann wohl zu statten kömmt, wenn er sich durch sein Betragen bereits auch Andere zu Freunden gemacht hat. Insbesonders erweise der Dienstbote den Obrigkeiten, Geistlichen und Lehrern den schuldigen Gehorsam und die gebührende Achtung. Widersetze dich nie ihren Anordnungen; schmäh und lästere nicht auf sie. Nimm die Ermahnungen und Lehren, welche dir deine Seelenhirten oder ehemaligen Lehrer auch jetzt noch geben, wohl zu Herzen. Sage nie: Dieser geht mich jetzt nichts mehr an, ich bin kein Schulkind mehr; ich brauche mir von ihm nichts mehr sagen zu lassen. Dieß ist nur die Sprache roher, undankbarer Menschen, die gewöhnlich schon auf Erden nicht viel Glück finden.

Ein rechtschaffener Dienstbote ist nicht bloß gegen seiner Herrschaft, sondern gegen Jedermands Ehre und Eigenthum gerecht. Die Ehre ist eines der kostbarsten Güter, und manche Menschen mögen lieber nicht leben, als ehrlos seyn. Ein Ehrenräuber ist daher der schändlichste Mensch; und ein solcher würdest du, wenn du unberufener Weise durch deine Reden und Urtheile dazu beitragen würdest, daß der Nächste an der Achtung bei Andern verliere, oder wenn du dem Verleumder wohlgefällig dein Ohr leihen würdest. — Gerecht gegen fremdes Eigenthum bist du, wenn du Niemanden etwas entwendest, verdirbst, zerstörst oder zurückhältst ꝛc. Entwende daher nie etwas, sei es, was es wolle. Wer stiehlt, der gehört in keine gesittete Gesellschaft, sondern unter Völker, welche die Heiligkeit der menschlichen Rechte nicht kennen. Bist du in Noth, so gibt es ehrliche Mittel genug, dich aus derselben zu helfen, oder sie dir wenigstens zu erleichtern. Sage nicht: Es ist ja nur eine Kleinigkeit, und der Nächste empfindet es nicht. Mit Kleinem fängt man an, und mit Großem hört man auf. Mancher wäre nicht an den Galgen gekommen, hätte er sich gehütet, einen Heller zu stehlen. Oft haben die Dienstboten die

sündhafte Gewohnheit an sich, den Nachbarsleuten die Sache zu verderben oder zu zerstören. Dieß ist um so strafwürdiger, als es gewöhnlich nur aus Muthwillen geschieht, und der, welcher Solches thut, davon nichts Anders hat, als die teuflische Freude, dem Nächsten geschadet zu haben. Recht sehr hat sich der Dienstbote, insbesonders auf dem Lande, auch von Gartendiebereien zu hüten. Laß dich nie dazu verleiten. Schon viele sind darüber zu Schanden worden, und haben sich dadurch das Stehlen angewöhnt. Wie kann dir denn ein Bißen schmecken, der gestohlen ist, und mit dem du dir den Fluch hineinissest?

Es gibt allenthalben schlechte Menschen, welche sich Mühe geben, die Dienstboten an sich zu ziehen, um von ihnen zu erfahren, was in einem zweiten Hause vorgeht. Solche Häuser mußt du fliehen, wie eine Pest; denn in ihnen wohnen ehrlose und niederträchtige Menschen, die viel Unheil anrichten, indem sie Feindschaften stiften und diejenigen selbst oft in große Verlegenheit bringen, die einfältig genug waren, sich von ihnen mißbrauchen zu lassen. Hast du auch deiner Geschäfte wegen manchmal in solche Häuser zu gehen, so befleiße dich einer besonderen Vorsicht in deinen Reden.

Es gibt aber auch solche Leute, welche die Dienstboten an sich zu bringen suchen, um auf unerlaubte Weise Nutzen von ihnen zu ziehen. Es gibt Familien, die sich oft von dem, was nichtswürdige Dienstboten ihren Herrschaften entwenden und ihnen zutragen, fast ganz ernähren. Würdige solche Leute, wenn dir an deiner Ehre gelegen ist, nie deiner Freundschaft und deines Vertrauens. Ihr gottloses Thun und Treiben thut nur eine Zeit lang gut, über kurz oder lang kömmt es an den Tag, und bringt über sie und Alle, die es mit ihnen hielten, Schande und Verderben.

14. Wie sich der Dienstbote gegen jene Herrschaften betragen soll, aus deren Dienst er getreten ist.

Wenn du einen Dienst verläßest, so gehe nicht trotzig und auf eine Weise hinweg, die zeigt, daß du jetzt auf diese Herrschaft nicht mehr merkest. Sei dankbar für alles Gute, was dir wäh-

rend deiner Dienstzeit von der Herrschaft oder andern Leuten im Hause erwiesen worden ist.

Es gibt viele Herrschaften, die ihre Dienstboten, wenn sie bei ihnen ausgestanden sind, wieder an sich zu ziehen suchen, entweder um sie auszuforschen über das, was im Hause ihrer neuen Herrschaft vorgehet, oder um sie gegen ihre neue Herrschaft aufzuhetzen. Bist du ein ordentlicher Dienstbote, so lassest du dich dazu nicht gebrauchen. Es ist dir zwar nicht verboten, deine vorige Herrschaft manchmal zu besuchen; aber sündhaft würdest du handeln, wenn du gegen sie etwas Nachtheiliges über deine neue Herrschaft reden, oder das, was dir an ihnen und in ihrem Hause nicht gefällt, entdecken würdest. Solche Plaudereien sind nur geeignet, Feindschaften anzuzetteln, und dir das Vertrauen eines redlichen Dienstboten zu rauben. Du weist auch gleich anfangs nicht, ob es dir nicht noch besser in deinem neuen Dienste gefallen werde. Oft beruht Alles nur auf Mißverständnisse; wenn daher deine Herrschaft dich und du deine Herrschaft besser kennest, wird sich Manches leichter machen. Darum sei in deinen Aeusserungen gegen Jedermann vorsichtig, damit dich später deine Plauderei nicht reue. Nicht selten geschieht es, daß böse Leute dir üble Reden über deine Herrschaft zu entlocken suchen, um ihnen diese dann mit Vergrößerung zu hinterbringen und dich bei ihnen ins schiefe Licht oder dich gar aus deinem Dienst zu bringen.

Ein redlicher Dienstbote hütet sich vorzüglich auch vor dem in unsern Tagen so gewöhnlichen Fehler, seine vorige Herrschaft zu verleumden. Einfältige und schlechte Dienstboten glauben wunder was für Thaten sie ausrichten, wenn sie über ihre vorige Herrschaft recht losziehen. Das thun sie entweder aus Rachgierde und Niederträchtigkeit oder auch aus Dummheit. Allein ein solches Betragen ist eben so verwerflich als schädlich: es ist gewöhnlich nur das Zeichen eines verdorbenen Herzens und gereicht dem, der solches thut, am Ende selbst zum Nachtheil. Man hört ihm zwar zu, verachtet ihn aber in der Stille seines Herzens. Man betrachtet einen solchen Menschen gewöhnlich nur mit Mißtrauen und mag ihn nicht lange in seinem Hause haben. Eine rechtschaffene Herrschaft ist eine Feindin aller Klatschereien. Solltest du aber je einmal von einer Herrschaft aufgefordert werden, über

deine vorige Uebles zu reden, so sage nur mit aller Bescheidenheit: du glaubest, es würde ihr auch nicht lieb seyn, wenn du sie einmal verleumden würdest; sie möchte also von dir nicht verlangen, daß du deine vorige Herrschaft in üblen Ruf bringest; wie du jetzt ihr Brod essest, so hättest du zuvor das Brod jener gegessen. Durch eine solche Rede wirst du an Achtung und Zutrauen gewinnen.

Solltest du das Unglück haben, von deiner Herrschaft im Verdruße weg zu kommen, so trage wenigstens von deiner Seite nichts zur Vermehrung desselben bei. Erbittere dich nicht über eine solche Herrschaft, und lauere auf keine Gelegenheit, ihr zu schaden. Vergiß das dir zugefügte Unrecht; entschuldige sie bei dir selbst, und denke, du hast auch oft deine Pflicht verletzet; es sei nur eine gerechte Strafe für diese oder jene Versäumniß.

15. Die Dienstboten müßen sich an weise Sparsamkeit gewöhnen.

Sparsam mit dem Seinigen umzugehen, ist für alle Menschen Pflicht, insbesonders der Dienstbote soll diese Tugend an sich haben. Es verräth großen Leichtsinn, das, was man oft mit sauerer Mühe und nur in langer Zeit erworben hat, in wenigen Stunden auf die unsinnigste Weise gleichsam wieder wegzuwerfen.

Der Dienstbote muß immer auf seine Zukunft sehen, und in guten Tagen einen Nothpfenning zurücklegen. Man wird oft krank. Wie gut ist es da, wenn man sich Einiges erspart hat, und nun davon leben kann! Man ist manchmal auch dienstlos; es treten auch andere außerordentliche Fälle ein: wie hart ist es, wenn man sich da nichts erspart hat!

Es fehlt auch nicht an Beispielen, daß Solche, die früher durch Dienen sich fortbrachten, jetzt nachdem sie gebrechlich geworden und einem Dienste nicht mehr vorstehen können, in der größten Armuth sind und das Bettelbrod essen müßen. Sie hatten ehedem gute Plätze; es hat ihnen viel getragen; sie hätten sich manchen Gulden zurücklegen können. Aber sie waren zu leichtsinnig: da mußte Alles durchgebracht werden; man mußte alle Vergnügungen mitmachen, sich immer nach der Mode kleiden. So verschwendeten sie auf die thörichteste Weise ihr Geld. Jetzt bereuen sie wohl

ihren Leichtsinn; aber es nützt nichts mehr. Dasselbe kann auch dir begegnen. Du bist vielleicht verurtheilt, dein Leben lang dienen zu müßen. Wenn du nun einmal älter und kraftlos wirst, wie schlimm steht es mit dir, im Fall du dir nichts erspart hast? Du wirst keinen Dienst mehr finden und dadurch in die schlimmsten Verhältnisse kommen. Man wird noch überdieß kein Mitleiden mit dir haben, sondern sagen, es sei dir recht geschehen, weil du in besseren Tagen alles leichtsinnig durchgebracht hast.

Darum, ihr Dienstboten! denkt an euere Zukunft, und werdet durch fremden Schaden klug. Gleichet der Ameise, die im Sommer sammelt, um im Winter davon leben zu können. Auch für euch kommt einmal ein gar schlimmer Winter. Dieser Winter ist für die Dienstboten die Zeit der Krankheit, oder Dienstlosigkeit und am meisten das Alter. So lange ihr dienen könnet, bei guter Gesundheit und vollen Kräften seid, habt ihr Sommer. Wehe euch, wenn ihr da nicht sammelt, d. h. euch nichts erspart.

Was ist es nöthig, daß ihr als Diestboten große Herren spielet, alles mitmachet, euch in Seide und Gold kleidet; im Gegentheil, man verargt euch solches, und es steht euch eine einfache Kleidung weit besser an. Was ist es nöthig, daß ihr mit euerer Kost nicht zufrieden seid, sondern euch verschiedene Leckerbissen kauft, oder in den Zechstuben die Zahl der Gäste vermehrt? Wenn sich der Aufwand, den ihr da machet, des Tages nur auf einige Kreuzer beläuft, so kömmt doch in mehreren Jahren eine beträchtliche Summe heraus, die, wenn ihr sie zurückgelegt hättet, für euer Alter ein erwünschter Nothpfennig gewesen wäre. Was ist es nöthig, daß ihr im Schauspielhause, auf dem Tanzboden, beim Spieltisch so viel Geld versplittert? Wählt Erholungen, wie sie euerm Stande geziemen, und wobei euer Leib und euere Seele gesund bleibt. Ihr werdet einstens mit Wehmuth auf die Verschwendungen euerer Jugend zurückblicken. Darum laßt euch jetzt schon davon abschrecken, führet ein nüchternes Leben und gewöhnet euch in allen Dingen an weise Sparsamkeit; denn die Zeiten sind böse, und wir wissen nicht, ob sie nicht noch schlimmer werden.

16. Tadelnswerthes Betragen mancher Dienstboten gegen die Thiere, öffentliche Denkmäler, Gärten, Bäume u. s. w.

Viele Dienstboten sind ganz und gar unbarmherzig gegen das liebe Vieh. Sie martern dasselbe oft unnöthiger Weise, und es scheint ihnen eine boshafte Freude zu machen, ihm recht viel Schmerz zu verursachen. Seht ihr nicht oft Knechte, welche unmäßig viel aufladen, und dann, wenn das arme Vieh die Last nicht mehr ziehen kann, unter Lästerungen und Verfluchungen so auf dasselbe losschlagen, als wollten sie es auf der Stelle todt machen. Wie verabscheuungswürdig ist diese Handlungsweise! Solche verdienten, daß ihnen begegnete, was unlängst in einer gewissen Stadt geschehen ist. Ein Fuhrmann, dessen entkräftete Pferde die unmäßige Last nicht mehr ziehen konnten, schlug unter gräulichen Flüchen fürchterlich in die armen Thiere hinein, so daß die Leute stehen blieben und die mißhandelten Thiere bemitleideten. Einer von den Umstehenden aber ging plötzlich auf den rohen Knecht los, und indem er sagte: „Du verstehest deine Roße nicht zu behandeln, ich kann es besser," — riß er ihm die Peitsche aus der Hand; statt aber die Pferde mit neuen Schlägen anzutreiben, kehrte er sich gegen den Fuhrmann, und führte gegen diesen seine Streiche, so daß er jämmerlich zu schreien anfing. Hierauf warf er ihm die Peitsche wieder hin, und sprach: Eben so, wie dir, hat es auch deinen Pferden wehe gethan. — Die Thiere zu mißhandeln, zeigt von großer Rohheit und Gefühllosigkeit. Der Gerechte, sagt der heil. Geist, erbarmt sich auch des Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig. Sprüchw. 12, 10.

Wer die Thiere schonungslos mißhandeln kann, wird bald auch zur Gefühllosigkeit gegen die Menschen und überhaupts zu den größten Verbrechen verleitet werden. Dieß zeigt folgendes Ereigniß. Im Jahre 1846 wurde zu Zweibrücken von den Assisen ein gewisser Peter Untersteller, erst 15 Jahre alt, wegen Mordes verurtheilt. Er mordete nämlich die vierjährige Nachtwächters-Tochter Barbara Lang, brachte ihr vier Stiche in den Hals, eine Wunde in die Brust und einen Schnitt zwischen den Fingern bei, und da sie noch nicht ganz todt war, bedeckte er das ver-

wundete Kind, dem er die Kleider vom Leibe nahm, mit Stroh in einer Scheune, wo es im Hemde noch von Morgens bis Abends unter schrecklichen Qualen lebte, bis es entdeckt wurde, worauf bald der Tod eintrat. Um Barbara Lang gleich einem Schweine abzustechen, hängte er sie an einem Hacken des Stallseiles auf, verband ihr die Augen, verstopfte ihr den Mund und schlachtete sie nach langer Marter. Die tödtliche Wunde hatte nach dem ärztlichen Gutachten Aehnlichkeit mit dem Stich der Schweine, wo zuerst ein Hautschnitt gemacht, dann der Schnitt in die Tiefe geführt wird. Und der fünfzehnjährige Mörder war bei vollem Bewußtseyn und voller Unterscheidungskraft; er verübte die That mit kalter Ueberlegung, war nach der Hand ganz gleichgiltig und aß mit gesundem Appetit. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung zeigte er das Benehmen eines verstockten und verschmitzten Menschen. Bloße Mordsucht, und kein anderes Motiv hatte ihn zur schrecklichen That verleitet. Wie ist nun dieser Mensch zu einem solchen Verbrechen gekommen? Ganz gewiß trug seine boshafte Freude, die armen Thiere quälen zu können, viel dazu bei. Wo er nur konnte, schlug und mißhandelte er das Vieh, und je schmerzlicher es brüllte, eine desto angenehmere Musik war es ihm. Einmal trieb er das Vieh auf die Weide, wo ihm ein Ochs etwas dick vorkam. Um ihn wieder dünn zu machen, wie er sagte, zog er ihm die Zunge aus dem Maul und zerrte ihn lange Zeit so auf der Wiese herum. Ein anderes Mal sollte der Haushund seiner Mutter abgeschafft werden. Kaum vernahm er es, als er mit Entsetzen erregender Lust das Schindergeschäft zum Gräuel anderer Leute ausübte. Er schlug den Hund mit einem Holze auf den Kopf, hing ihn lebend an den geschlitzten Hinterfüßen, an einen Stock gespießt, auf; dann schlug er ihn todt, zog ihm mit einem alten Barbirmesser die Haut ab, und weidete ihn aus, als würde er ein Kalb schlachten. Durch solche Grausamkeiten erstarb in diesem Menschen nach und nach alles Mitleidsgefühl, und so war es kein Wunder mehr, wenn er seine Grausamkeit auch auf die Menschen übertrug. Hütet euch daher, Dienstboten! vor Thierquälerei: es ist dieses gar oft der Weg zu manch andern Lastern.

Nicht minder ist es abscheulich und strafbar, wenn rohe

Dienstboten oft im Zorne oder aus Muthwillen öffentliche Denkmäler, Stundensäulen, Ruheplätze auf offenen Wegen, Gärten oder andere Dinge beschädigen. Dieß ist immer ein Zeichen großer Rohheit, und überdieß wird dem Nächsten oder dem allgemeinen Beßten dadurch oft großer Schaden zugefügt. Es ist insbesonders auch abscheulich, wenn ohne Ursache, bloß aus Muthwillen, Getreidefelder oder Wiesen zusammengetreten werden; wenn man nicht bloß das Obst, und dieses oft noch unreif, daß es fast nicht zu genießen ist, von den Bäumen stiehlt, sondern dabei diese selbst ruinirt. Wie strafbar solche Menschen handeln, mögen sie aus folgendem Gleichnisse ersehen: Ein großer Herr, eben so mächtig und reich als gütig, legte sich einstens einen schönen Garten an und besetzte ihn mit kostbaren Blumen und Fruchtbäumen. Der gnädige Herr erlaubte einmal vielen Kindern, um ihnen eine Freude zu machen, darin herumzugehen, hie und da sich ein Blümchen zu pflücken, von den herrlichen Früchten zu genießen und sich unschuldig darin zu freuen. Aber die Kinder waren böse, rissen die Blumen aus und zertraten sie muthwillig, zerbrachen die zarten Bäumchen, wühlten die Bette um, zerstörten die Pflanzungen, und quälten auch die Thiere, welche in diesem Garten sich aufhielten. Da kam der Herr des Gartens, sah die Verwüstung, welche die bösen Kinder darin angerichtet hatten, und rief in gerechtem Zorne darüber aus: O ihr Undankbaren! habe ich euch deßwegen meinen schönen Garten eingeräumt, daß ihr mit Bosheit zerstört, was ich darin mit Liebe gepflanzt habe? Ihr verdient nicht, noch länger in meinem Garten zu seyn: darum packt euch hinaus. Mit diesen Worten jagte er sie hinaus, und verschloß ihnen den Eingang. — Dieser Garten ist die Natur; der Herr des Gartens ist Gott, und die bösen Kinder, welche muthwillig alles verderben, sind viele Menschen. Leider gehören auch gar viele Dienstboten darunter. Diese verdienten es nun, daß sie Gott aus dem Garten hinausjagen, d. h. sie von der Welt abrufen würde.

17. Einwendungen, womit die Dienstboten ihre Unarten und Sünden zu rechtfertigen suchen.

Die Dienstboten bringen allerlei Einwendungen vor, theils ihre Fehler zu beschönigen, theils ihre Unzufriedenheit zu rechtfertigen.

1. Wenn man ihnen Vorstellungen ihrer übertriebenen Kleiderpracht wegen macht, sagen sie gewöhnlich: Die Herrschaft will es haben, ich muß mich so kleiden. — Die Herrschaft hat allerdings das Recht zu fordern, daß der Dienstbote ordentlich gekleidet einhergehe. Kann aber die Ordnung und Säuberlichkeit nicht auch bei geringen Kleidern bestehen, die dem Stande der Dienstboten angemessen sind? Damit wird auch die Herrschaft zufrieden seyn; sollte sie aber weiter gehen, und von ihren Dienstboten einen übertriebenen Putz fordern, so ginge sie offenbar zu weit, verleitete ihre Untergebenen zur Eitelkeit und zur Verschwendung, mit einem Worte zur Sünde. Hierin darf man nicht folgen, ja die Klugheit räth schon dem Dienstboten, dagegen anzukämpfen; denn er weiß nicht, wie lange ihn diese Herrschaft behalten wird; seine übertriebene Kleiderpracht wird ihm sodann ein Hinderniß seyn, einen neuen Platz zu finden. Auch wird dadurch viel Geld verschwendet, welches man als Sparpfenning für die Zeit der Noth zurücklegen könnte.

2. Der Lohn ist zu gering. Die Folge davon ist, daß der Dienstbote meint, er dürfe sich eigenmächtig hie und da etwas beilegen. Allein ist dieser Lohn nicht unter deinen Augen festgesetzt worden? Hast du nicht eingewilligt und ihn als genügend anerkannt? Wie kannst du also darauf denken, ihn heimlich zu erhöhen? Sei sparsam, so wird dir das Bedungene reichen; wenn du aber so viele unnütze Ausgaben machest, und insbesondere deine übertriebene Kleiderpracht nicht beschränkest, wird dir auch der größte Lohn nicht genug seyn.

3. Andere Dienstboten haben weniger Arbeit und einen größern Lohn. Warum schaust du immer auf Andere? Es sind ja auch die Herrschaften nicht alle in gleichem Grade vermöglich. Was jene leicht geben können, wäre vielleicht für deine Herrschaft eine schwere Last. Nicht alles kömmt auf den Lohn an, sondern vielmehr auf die Behandlung. Andere Dienstboten mögen um ein paar Gulden mehr Lohn haben: sie müßen sich diese aber sauer verdienen, indem ihre Herrschaft höchst wunderlich ist, und sie von den Launen derselben ungemein viel zu ertragen haben. Du hast hingegen eine gute Herrschaft, und bist vielleicht wie das Kind im Hause gehalten. Was aber die Arbeit

betrifft, so denke, daß es überall zu thun gibt; denn zum feiern stellt man Niemanden ein. Vielleicht haben jene Dienstboten, von denen du meinst, sie hätten einen leichtern Dienst, in der That mehr zu thun, als du; aber sie sind schnell in ihren Verrichtungen, es kömmt sie nicht Alles gleich hart an. Du aber bist in allen Dingen langsam, und an keine Arbeit gewöhnt: daher fällt dir Alles schwer, und kömmst du nirgends zu Ende. Die Herrschaft hätte also vielmehr Ursache, sich über dich zu beklagen.

4. Ich kann meiner Herrschaft nichts recht machen; sie weiß nur immer zu tadeln und zu zanken. — Es gibt allerdings zanksüchtige Leute, mit denen sehr schwer umzugehen ist, und die ihren Unwillen am liebsten immer an ihren Untergebenen auslassen. Indeß in abhängigen Verhältnissen muß man sich wohl überall etwas gefallen lassen, am allermeisten im Dienstbotenstande. Würde es nur nie an Geduld fehlen, so wären die Launen der Herrschaften leicht zu ertragen. Aber man ist gleich unwillig und verzagt; die Herrschaft soll oft die Dienstboten auf den Händen tragen. Eine übertriebene Empfindlichkeit macht jede Kleinigkeit zu etwas Großem. Wisset, ihr Dienstboten, daß ihr euch nach euern Herrschaften zu richten habt; ihr wollt aber oft das Gegentheil. Alles soll nach euerm Wunsche gehen. Geschieht euch aber auch manchmal unrecht, so sollt ihr aus Liebe zu Gott dieses geduldig übertragen; lieber schweigen, als durch vieles Reden euch rechtfertigen. Ueberlaßt Gott euere Rechtfertigung; er hat Mittel genug, euere Unschuld an den Tag zu bringen. Und thut er es nicht, so freuet euch mißkannt zu werden und unverdienter Weise leiden zu können; ihr werdet dadurch theilhaftig des Loses eueres göttlichen Erlösers. Und was könnt ihr euch noch Besseres wünschen?

5. Wenn ich fleißig arbeite und überhaupt meinem Dienste treu vorstehe, so hat sich meine Herrschaft um mein übriges Verhalten nicht zu bekümmern. — Bist du denn als Dienstbote kein Hausgenosse? Weißt du nun, was der heilige Paulus sagt? Der Hausvater, der für seine Hausgenossen keine Sorge trägt und sie ungeahndet ausschweifen läßt, wird für einen Ungläubigen und noch Aergeres erklärt. Wie kannst du also sagen: Die Herrschaft hat sich um meinen Wandel

nicht zu bekümmern? Werden denn deine Sünden nicht auch verhältnißmäßig auf ihre Wagschale gelegt? Wie willst du verlangen, deine Herrschaft solle deinetwegen in die Hölle hinabsteigen?

6. Das Dienen ist hart. Es ist allerdings beschwerlich, sein Brod bei fremden Leuten zu genießen, sich in den Willen Anderer zu fügen, wovon Viele sehr eigensinnig und launenhaft sind; es ist hart, oft von einem Hause ins andere zu wandeln: allein Gott will es, und er hat euch in diesen Stand gesetzt. Wollt ihr also gegen ihn euch auflehnen? Seid vielmehr zufrieden mit euern Verhältnissen, erfüllet euere Pflichten. Hienieden dauert alles nur eine kurze Zeit. Schnell ist das Leben vorüber, und wer in der Prüfung besteht, wird einstens herrlichen Lohn einärnten.

18. Was soll der Dienstbote thun, um sich die Pflichten seines Standes zu erleichtern?

Der Stand der Dienstboten ist zwar an und für sich ein mühseliger; denn es ist hart, sich fremden Launen, deren manche Herrschaften so viele haben, zu fügen; immer von andern Leuten abzuhängen und nie einen eigenen Heerd zu haben. Der Dienstbote ist überdieß häufig in einer Lage der Verdemüthigung, selbst der Verachtung; überall wird man zurückgesetzt; selbst das Verdienst mißkennt man an ihm. Mit dem Stande der Dienstboten ist gewöhnlich auch Armuth verbunden; in Folge dessen sieht man sich vieler Vergnügungen beraubt, die der Herr im Ueberflusse hat. Um bei so vielen Mühseligkeiten den Muth nicht zu verlieren, sollen die Dienstboten bedenken:

1. Daß auch ihr Stand in den Planen der ewigen Weisheit eben so sehr, wie jener der Reichen liege, und daß er vor Gott so viel gilt, als ein jeder anderer. Vor Gott gelten weder die Reichthümer noch die Ehrenstellen; nur das eigene Verdienst und die Tugend macht bei ihm groß, und gerade der Dienstbotenstand ist mehr ein Beförderungsmittel als ein Hinderniß der Tugend; denn abgesehen von den mancherlei Widerwärtigkeiten und unschuldigen Leiden, welche man in demselben ertragen muß, kann man in demselben am leichtesten Jesu Christo gleichförmig werden. Sein Stand war ein Stand der Erniedrigung: der Heiland ist, wie er selbst sagt, nicht gekommen, sich bedienen zu

lassen, sondern Andern zu dienen. Je niedriger überhaupts die Stufe ist, auf welcher der Mensch auf dieser Erde stehet, desto weniger hat er einen Fall zu befürchten. Der Reiche ist tausend Gefahren ausgesetzt, welche der Dienstbote nicht kennt; der Reiche hat tausend Mittel in den Händen, welche Werkzeuge der Sünde sind, die der Diener nicht in seiner Gewalt hat. Je vornehmer und größer man ist, desto mehr hat man auch Verantwortlichkeit. Der Dienstbote, wenn er anders sonst seine Pflichten erfüllt, kann im Gerichte leicht bestehen, denn er hat wenig zu verantworten; groß aber ist die Rechenschaft der Herrschaften. Endlich ist das, was die Herrschaften genießen, oft nur Blendwerk und eitel Ding, das am Ende mehr bitter ist, als es am Anfange süß war. Die Dienstboten sind vieler Sorgen und Kümmernisse überhoben, welche ihre Herrschaften drücken; tausend Unfälle betrüben die Tage des Herrn, die dem Diener nie begegnen, und wenn auch die, welche dienen, manchmal durch harte Behandlung gedrückt werden, so sollen sie nur bedenken, daß die Herrschaften nicht selten von andern Seiten her nicht weniger zu leiden haben, so daß ihre üblen Launen gerade eine Folge des Unangenehmen sind, was ihnen von Andern begegnet ist. Gegen die Dienstboten ist die göttliche Vorsehung nicht ungerecht gewesen; sie hat ihnen eben so viele und noch weit mehr frohe Stunden zugetheilt, als den Herrschaften. Es steht nur bei ihnen, diese Stunden zu genießen, und in einer ruhigen Gemüthsstille, welche die Ergebung in den göttlichen Willen mit sich bringt, nach jener Glückseligkeit zu streben, welche ihrer jenseits des Grabes wartet. — Die Dienstboten mögen

2. der Worte des Apostels sich erinnern: „Seid eingedenk, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen.“ Wenn ihr nun, Dienstboten, durch die Dienste, welche ihr euerm Nebenmenschen leistet, gleichsam Gott selbst dienet: ist das für euch nicht ein großer Trost? Muß euch dieses Bewußtseyn nicht zugleich ermuntern, treu und eifrig zu dienen? Denn könnte wohl euer Dienst Gott angenehm seyn, wenn ihr untreu, ungehorsam, mürrisch und wiederspenstig gegen euere Herrschaft wäret? Könnte ihm ein solcher Dienst wohlgefällig seyn? Weil Gott so gnädig ist, und den Dienst, welchen ihr den Menschen leistet, so ansehen will, als wäre er ihm selbst erwiesen, so dürfet ihr

3. für die den Menschen geleisteten Dienste von Gott eine Belohnung erwarten. Und gewiß, er wird euch euere Treue und euern Gehorsam im Menschendienst schon hienieden belohnen mit manchem zeitlichen Vortheil: ihr werdet euch eines guten Namens erfreuen; die Herrschaft wird euch lieben und freundlich behandeln, es wird euch Alles gut von Statten gehen; ihr werdet bei Allem Segen haben und die Beschwerden des Dienens weniger fühlen. Noch ein viel herrlicher Lohn wird jenseits auf euch warten; ihr werdet jene beseligende Worte vernehmen: „Du frommer und getreuer Knecht, weil du über Wenig getreu gewesen bist, so will ich dich über Vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn." Gibt es noch etwas Vorzüglicheres? Sollte der Dienstbote im Hinblick auf diesen Lohn nicht gerne alle Beschwerden seines Standes willig und geduldig ertragen?

19. Vor welchen Lastern sich ein ordentlicher Dienstbote in unsern Tagen besonders zu hüten hat.

Die Laster, wodurch in unsern Tagen so viele Menschen und insbesonders auch viele Dienstboten zu Grunde gerichtet werden, sind vorzüglich:

1. Die Verschwendung. Sie ist bereits in allen Ständen auf das höchste gestiegen, und insbesonders auch bei der dienenden Klasse. Man ist verschwenderisch im Genusse der Vergnügungen, in der Kleidung, in allen Dingen. Man muß bei allen Lustbarkeiten seyn, bei allen Saufgelagen, Kirchweihtänzen u. s. w. erscheinen. Die traurigen Folgen hievon zeigen sich allenthalben. Der Dienstbote sieht beim Verdingen nicht mehr darauf, in ein christliches Haus zu kommen. Alles kommt ihm darauf an, recht viel Lohn zu erhalten, und in seiner Zügellosigkeit nicht beschränkt zu werden. Aber auch der größte Lohn reicht nicht hin; um sich daher in seiner Vergnügungssucht und Kleiderpracht nicht beschränken zu müßen, greift man zu unerlaubten Mitteln. Die Einen veruntreuen und betrügen ihre Herrschaft, wo sie nur immer können; die andern, vorzüglich weibliche Personen, werfen sich einem schlechten Lebenswandel in die Arme, und schmücken mit dem Sold der Sünde ihre entehrten und geschändeten Leiber. Um diesen traurigen Uebeln zu entgehen, so

gewöhne dich nicht an entbehrliche Bedürfnisse. Wer die wenigsten Bedürfnisse hat, ist der Glücklichste. Glaube nicht, du müßest Alles mitmachen; du bist nicht zum Genießen, sondern zur Arbeit auf der Welt. Bei deiner Kleidung aber sieh zuerst auf das Nothwendige, und dann erst, wenn es ohne Verletzung deiner Pflicht geschehen kann, auf Schönheit. Nicht das Kleid, sondern der Wandel ziert den Menschen; auch ist ein Gulden in der Tasche mehr werth, als ein Dukaten am Halse. Wer sich über seinen Stand kleiden will, hat viel Sorge und Kummer, und zieht sich Neid zu, so wie er hinwiederum Andere beneidet, wenn er sich von ihnen übertroffen glaubt. Die Liebe zu Putz und Pracht trägt auch viel zur Weckung fleischlicher Begierden bei. Viele Mädchen würden ihre Unschuld, ihre Ehre und ihr Lebensglück nicht verloren haben, wenn sie ihren Köper nicht mit verschwenderischem Aufwand geziert, und so die Blicke wollüstiger Menschen auf sie gezogen hätten.

In Nichts wird mehr und strafbarer verschwendet, als durch die Spielsucht. Es jammert jeden guten Menschen, wenn er zuweilen den Kegel- oder Kartenspielern zusieht, und bemerkt, wie unsinnig man sich hier der Leidenschaft und dem blinden Ungefähr überläßt; wenn er sieht, mit welcher Begierde der Eine nach dem Gewinn hascht, und welche boshafte Freude ihn erfüllt, wenn er dem Mitknechte seine paar Groschen abgejagt hat, die vielleicht schon ihre Bestimmung zur Deckung irgend eines Bedürfnisses gehabt hätten; oder wenn er die garstigen Flüche hört, die der Andere ausstößt, der das Seine verliert. Noch mehr schadet die Lotteriesucht. Kann man auf irgend eine recht unvernünftige Weise verschwenden, so geschieht es dadurch, daß man sich die Lotterie zur Leidenschaft macht. Statt ein Vergnügen davon zu haben, kauft man sich um sein theueres Geld viele trübe Stunden, bittere Reue, Seufzer, Verwünschungen und Flüche. Mit Recht nennt man das Lotto eine Besteuerung der Dummheit und Einfalt. Aber dieß ist noch nicht die einzige traurige Folge, daß der Mensch durch die Lotteriesucht leicht an den Bettelstab kömmt, und das, was er in Händen hat, auf Hoffnung eines ganz unsichern Gewinnes hinauswirft; er leidet auch an seiner Seele Schaden. Ein solcher Mensch denkt, wo er geht und steht, bei

der Arbeit und beim Essen, in seiner einsamen Kammer und in der Kirche, bei Tag und Nacht beinahe an Nichts mehr, als an die Lotterie. Die Zahlen nehmen seinen ganzen Kopf ein, selbst im Traume geht er mit ihnen um. Je länger nun seine Hoffnungen und Wünsche unerfüllt bleiben, je öfter seine Pläne vereitelt werden, desto begieriger wird er, desto mehr sinnt und denkt er darauf, ob sich das Glück nicht könne erzwingen lassen. Dabei geräth er auf die unsinnigsten Gedanken, und wird selbst oft eine Beute hinterlistiger Betrüger, die ihn entweder zum Besten haben, oder so lange von ihm ziehen, als er noch für seine Albernheit steuern kann, am Ende ihn aber mit seiner Armuth und dem nagenden Wurm seines Gewissens allein lassen. — Hüte sich ein jeder Dienstbote vor der Spielsucht; denn gar Viele haben schon die Wahrheit jenes Spruches erfahren: Ein junger Spieler, ein alter Bettler. Gewöhne er sich vielmehr schon frühe an eine weise Sparsamkeit; denn Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ist die beste Lotterie.

2. Trunkenheit. Dieses Laster ist ein trauriges Grab, in welchem viele, besonders männliche Dienstboten zu Grunde gehen. Und sieh, wie abscheulich ist diese Sünde, und welch traurige Folgen zieht sie nach sich! Dadurch verliert der Mensch seine Würde, und sinkt zum unvernünftigen Thiere herab, indem er sich seiner Sinne beraubt, und sich in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzt; dadurch ist aber auch der Weg zu einer Menge von andern Sünden gebahnt. Wie leicht begeht ein Trunkenbold die schwersten Sünden mit seiner Zunge durch albernes, unfläthiges und gottloses Geschwätz! Wie oft richtet er Hader und Streit an! Wie natürlich ist es, daß bei einem Trunkenbolde die Begierden der Wollust und Unzucht sich regen, und diese ihn im Zustande seiner Bewußtlosigkeit über die Schranken der Zucht und Ehrbarkeit führen, zu einer leichten Beute nichtswürdiger Dirnen machen und in Schande und Elend stürzen. Durch die Trunkenheit zerstört man überdieß seine Gesundheit, trägt einen siechen Körper davon und bereitet sich oft ein frühes Grab. Auch ist das Laster der Trunkenheit eines der entehrendsten; denn ein solcher Mensch versäuft seine Vernunft und seinen Verstand; er verschwendet auf thörichte Weise bei einer Gelegen-

heit mehr, als er in vielen Tagen nöthig hätte; er bereitet sich selbst und oft auch vielen Andern das traurigste Leben. Welcher rechtschaffene Dienstbote kann sich diesem entehrenden Laster in die Arme werfen? Um aber nie demselben zu verfallen, so fliehe es wie eine Pest, und gib dich auch nicht ein einziges Mal demselben hin; denn es gewöhnt sich leicht an, läßt sich aber sehr schwer mehr ablegen.

3. Wollust. Auch dieses Laster breitet sich in immer weiterm Kreise aus. Kaum wird es mehr für eine Schande gehalten, die Straße der Unzucht zu wandeln; im Gegentheil halten es Viele für unrühmlich, nicht ebenfalls mit den Künsten der Verführung prahlen zu können. Jungfräuliche Ehre, Keuschheit, Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, Güter, welche sonst mit Nichts in der Welt zu ersetzen waren, sind jetzt für jeden auch noch so geringen Preis feil. Redliche Dienstboten hüten sich um so mehr vor diesem Laster, je traurige Folgen es nach sich zieht. Viele haben die Gemeinschaft mit diesem Laster durch ein eheloses, unversorgtes Leben gebüßt; Andere schaffen sich einen traurigen Ehestand, weil sie die frühern Ausschweifungen hindern, nach der Neigung ihres Herzens und auf eine für ihre Verhältnisse angemessene Art zu wählen; mit einem stechen Leben rächt es sich beim Dritten. Mit den Flüchen der Eltern und der durch Unzucht erzeugten und nachher verwahrlosten Kinder, wie mit Verwünschungen ganzer Gemeinden, welchen die schwer Last auferlegt wird, die Früchte ihrer Wollust zu erziehen — beladen gehen Vierte umher. Und welche Sprache vermöchte all die Beschimpfungen, Demüthigungen und Hintansetzungen, all die Qualen der Reue und der Gewissensbisse zu schildern, wodurch das Leben der Wollüstigen, bei Einem früher, bei einem Andern später, verbittert wird? Darum fliehet, Dienstboten, wenn euch euer Wohl am Herzen liegt, dieses Laster. Meidet den Umgang mit unzüchtigen Menschen. Fliehet jene Orte, wo Gelegenheit gegeben ist, mit diesem Laster vertraut zu werden. Jene Tanzplätze, jene heimlichen Spaziergänge, jene nächtlichen Zusammenkünfte sind die Orte, wo der Teufel auf euere Seelen lauert. Unterhaltet nie einen zu vertrauten Umgang mit Personen des andern Geschlechts; hütet euch auch vor schlüpfrigen Worten, leichtfertigen Scherzen, muthwilligen

Blicken und ähnlichen Dingen; denn dieß sind lauter Gifthauche, die euch tödtlich verwunden.

20. Ueber den Mangel an Zucht und Ordnung unter den Dienstboten.

Allgemein sind die Klagen über die Dienstboten, nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten, und mit jedem Jahre scheinen sie lauter zu werden. Man kann den Dienstboten kein Vertrauen mehr schenken; sie haben keine Anhänglichkeit an ihre Herrschaft; sie sind treulos, lügenhaft und verläumderisch; es ist ihnen nichts gut genug; sie sind unverschämt in ihren Forderungen; sie sind grob und widerspenstig; sie scheuen die Arbeit, alles ist ihnen gleich zu hart; sie thun alles nur gezwungen, und daher nachlässig; sie können nicht sparen, sie hängen alles an die Kleider; sie wollen immer auslaufen und den Vergnügungen nachgehen.

Diese und hundert andere Klagen hört man täglich wider die Dienstboten, und leider sind sie nur zu begründet. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß unter den Dienstboten eine große Verschlimmerung eingerissen ist. Wir wollen im Folgenden über diese traurige Erscheinung nachdenken; vielleicht gelingt es uns einige Ursachen dieses Uebels anzugeben.

Beim Lichte beschaut, soll es eigentlich gar nicht auffallen, daß die Dienstboten jenen Anforderungen nicht entsprechen, welche man billiger Weise an sie stellen kann; ja es würde uns vielmehr wundern, wenn es anders wäre. Fast alle Stände sind in unsern Tagen aus der Ordnung getreten, die ihnen Gott angewiesen hat. Ueberall zeigt sich der Geist des Stolzes, der Selbstsucht, des Widerspruches, der Genußsucht, des Hanges nach einem freien, zügellosen Leben. Es wäre wirklich ein Wunder, wenn sich dieses Gift in seiner Art nicht auch in die untersten Volksschichten hinab verbreitete und von der Herrschaft nicht auch auf den Dienstboten überginge. Wie läßt sich erwarten, daß der Diener treu und gehorsam ist und in seiner Unterordnung verharrt, wenn er seinen Herrn selbst der größten Veruntreuungen sich schuldig machen sieht; wenn er bemerkt, daß auch dieser den über ihn Gesetzten nur widerwillig gehorcht und jede Gelegenheit

begierig ergreift, seine Abhängigkeitsverhältnisse zu lockern? Wie soll der Diener mäßig und eingezogen leben, wenn er fortwährend Augenzeuge von den Schwelgereien seines eigenen Herrn ist? Wie soll er seiner Herrschaft die schuldige Ehrfurcht und Achtung bewahren, wenn er diese selbst immer mit der größten Geringschätzung von andern, höher Stehenden, reden hört? Wie soll die Magd demüthig und bescheiden in ihrem Anzuge bleiben, da sie an ihrer Frau unausgesetzt das lebendige Modejournal vor Augen hat? Wie soll sie die Reinheit der Sitten erhalten, da in der eigenen Familie die Wölfe sind, die ihr nachstellen und ihre Unschuld als Beute zu erjagen suchen? Wie kann sie Liebe gegen ihre Herrschaft haben und derselben mit Freude und Eifer dienen, da sie bei jeder Gelegenheit von ihr feindselig behandelt und oft unverdienter Weise mit einer Fluth der niedrigsten Schmähungen übergossen wird? Die Herrschaften klagen freilich immer, daß die Dienstboten ihre Pflichten nicht erfüllen; aber darauf, ob sie selbst ihren Obliegenheiten nachkommen, schauen sie nicht. Und doch sagt Gott, daß einem eingemessen wird, wie man ausgemessen hat. Wären manche Herrschaften nicht verblendet, so würden sie in dem Betragen ihrer Dienstboten gegen sie ihr eigenes Verhalten gegen ihre Vorgesetzten, insbesonders gegen Gott erkennen; sie würden auch einsehen, daß sie selbst einen großen Theil der Schuld von den Unordnungen und Ausschweifungen ihrer Dienstboten tragen, ja, daß sie oft den Grund zu denselben gelegt haben. Es ist Thatsache, daß mancher Jüngling und manche Jungfrau noch rein und mit den besten Grundsätzen ausgerüstet, das elterliche Haus verlassen, im Dienste aber erst verdorben werden. Sollen die Dienstboten fromm und gottesfürchtig seyn und ihre Pflichten erfüllen, so muß vor allem die Herrschaft mit gutem Beispiele vorangehen. Wo das Gegentheil stattfindet, wird der beste Dienstbote bald die Fehler seiner Vorgesetzten sich aneignen. Denn abgesehen davon, daß wir von Natur aus einen größern Hang zum Bösen als zum Guten haben, kommen hier noch besondere Umstände hinzu, welche bei den Dienstboten die Aneignung der Fehler der Vorgesetzten befördern. Indem der Untergebene die Laster seiner Vorgesetzten annimmt, glaubt er sich ihr Wohlgefallen zu erwerben. Und welcher Dienstbote mag nicht

gerne bei der Herrschaft in Gunst stehen? Gewöhnlich hält man auch alles für schön und nachahmungswürdig, was man an den Vorgesetzten sieht; ja man geht in der Verblendung so weit, zu glauben, daß man selbst groß wird und ein gewisses Ansehen erlangt, wenn man die Laster der Vorgesetzten nachahmt. — Es ist aber das gute Beispiel von Seite der Herrschaften noch nicht genug, sie müssen auch unmittelbar auf den Wandel ihrer Untergebenen einwirken und die moralische Ordnung bei ihnen aufrecht erhalten. Gar häufig fehlen die Herrschaften dagegen. Sie sind zufrieden gestellt, wenn nur an Werktagen ihre Arbeiten geschehen; was aber die Dienstboten an den Feiertagen thun, ist ihnen völlig gleichgültig. Und doch sagt der heilige Geist: Wer keine Sorge trägt für seine Hausgenossen, ist ärger, als hätte er den Glauben verläugnet. Ein christlicher Hausvater wird seinen Untergebenen scharf einprägen, daß sie an den gottgeweihten Tagen ihre religiösen Pflichten erfüllen und sie mit allem Ernste vor Ausschweifungen und Unordnungen, wozu die Feiertage so häufig mißbraucht werden, zurückhalten. Dieß können freilich jene Herrschaften nicht thun, die nicht nur selbst an den Tagen des Herrn keine ihrer religiösen Pflichten erfüllen, sondern auch ihre Dienstboten oft so sehr mit Arbeiten überladen, daß es ihnen gar nicht möglich ist, an eine Kirche oder an das Gebet nur zu denken. Die natürliche Folge ist, daß solche Dienstboten, welche ihre religiösen Pflichten vernachläßigen; die nicht mehr beten, in die Kirche nicht gehen, keiner Predigt beiwohnen, — immer mehr verwildern, allen Glauben verlieren und zuletzt vor keiner That, mag sie auch noch so ruchlos seyn, mehr zurückschaudern. O wie viel Schuld haben nicht oft die eigenen Herrschaften an dem Verderben ihrer Dienstboten! Wie viel Schuld haben sie, daß sie von ihnen belogen, bestohlen und auf alle Weise hintergangen werden!

Viele Dienstboten werden auch durch das böse Beispiel und die verführerischen Einflüsterungen ihrer Nebendienstboten verdorben. „Du wärest nicht klug," heißt es oft, „wenn du dir deinen Dienst so angelegen seyn ließest; spar dir deine Kräfte, denn du mußt noch länger dienen; du mußt klug seyn und auf dich selbst denken; die Herrschaft merkt eine Kleinigkeit nicht; man gibt dir ohnehin weniger, als du verdienst; du mußt dir

soviel nicht einreden lassen; man muß auch eine Freude haben und kann nicht immer zu Hause sitzen; man muß an eine Versorgung denken, und sich daher bei Zeiten um eine Bekanntschaft umsehen, wenn man älter geworden ist, macht man keine Eroberung mehr." Solche und ähnliche Reden kann man vielfältig hören. Wo schlagen sie aber leichter Wurzel, als in einem jugendlichen Herzen, das ohnehin leicht geneigt ist, zu glauben, es geschehe ihm zu wehe und man halte es zu streng? Darum sollen die Herrschaften, welche mehrere Dienstboten zu halten gezwungen sind, recht sehr auf ihrer Hut seyn, daß unter ihnen kein verführerischer, mit Gott und sich selbst zerfallener, und daher immer unzufriedene Mensch sich befinde. Ein einzig solch' faules Glied steckt schnell alle übrigen an; denn seine aufstachelnden Reden, von denen sein Mund immer überströmt, sind ein geheimes Gift, welches in alle Herzen überfließt, und dieselben verpestet.

Oft ist aber das Verderben tiefer zu suchen; viele Dienstboten taugen von Haus aus nichts. Hier hat es an der Erziehung gemangelt. Wer nun weiß, wie es in den untersten Volksschichten, aus denen die Dienstboten gewöhnlich genommen werden, mit der Erziehung aussieht, der wundert sich nicht mehr, wenn es schlechte Dienstboten gibt. Wie viele Kinder gibt es, die ihren Vater nie kennen lernen, und von ihrer Mutter nur ins Daseyn gesetzt werden, und sich dann von ihr wieder verlassen sehen! Wer erschreckt nicht vor der Zahl der unehelichen Kinder, durch welche alle Jahre die Menschheit vermehrt und verschlechtert wird? Wie werden aber solche uneheliche Kinder in den meisten Fällen erzogen? Man gibt sie in Kost, häufig in solche Hände, denen vielmehr an den paar Gulden, welche sie monatlich für die Verpflegung erhalten, als an dem leiblichen und geistigen Wohle der ihnen anvertrauten Säuglinge gelegen ist. Wie sollen diese Kinder brauchbare und wohlgesittete Menschen werden, da sie ohne Zucht und Gottesfurcht aufwachsen? Daß auch in ehelich zusammenlebenden Familien die Erziehung häufig vernachläßigt wird, vermehrt nur noch das Verderben. Dabei müssen wir eines besondern Umstandes erwähnen. Wenn eine Person, die einmal zum Fall gekommen ist und ein oder gar mehrere Kinder in der Kost hat, noch durch Dienen ihr Fortkommen suchen muß, so ist

sie häufig in ihren Arbeiten nachläßig und zerstreut; sie dient nur gezwungen mehr, ihre Gedanken sind immer bei den Kindern u. s. w. Dieß ist aber noch nicht genug: weil ihr Lohn kaum hinreicht für sie und die Verpflegungskosten ihrer Kinder, betrügt und bestiehlt sie ihre Herrschaft, wie es immer seyn kann; sie trägt aus dem Hause, was sie nur immer bekommen kann, und schleppt es ihren Kindern oder den Pflegeltern zu.

Ein hauptsächlich beklagenswerthes Uebel der Dienstboten, besonders auf dem Lande, ist ihre so häufig beurkundete Neigung zu nächtlichen Schwärmereien, verbotenen Spielen, heimlichen Zusammenkünften, sündhaften Bekanntschaften u. s. w. Immer lauter werden die Klagen der Herrschaften, daß sie ihr Gesinde beinahe an keinem Sonntage mehr zu Hause erhalten können, daß sie fast alle Jahrmärkte und Kirchweihfeste besuchen, alle Tänze und Saufgelage mitmachen, und daß nur wenige Dienstboten mit Ausbezahlung ihres Lohnes bis zum gewöhnlichen Ziele warten können. Ebenso allgemein und verderblich sind die sündhaften Bekanntschaften. Dieß ist für den Landmann, vorzüglich in Rücksicht der weiblichen Dienstboten, ein sehr drückender Umstand, indem dadurch die Zahl der zur Arbeit brauchbaren Mägde immer geringer wird; denn die, welche zu Fall kommen — und ihre Zahl ist Legion — müssen sich wenigstens auf eine Zeit lang in die Ruhe setzen und erschweren sich noch für die Zukunft das Dienen. Zur Hebung dieser traurigen Uebel sollten nicht bloß Dienstherrschaften, Eltern, Lehrer und Seelsorger, sondern insbesonders auch die weltlichen Obrigkeiten Alles aufbieten. Leider scheint man von letzterer Seite nicht überall mit gehöriger Kraft einzuschreiten. Natürlich, wer in früheren Jahren selbst locker lebte und vielleicht noch nicht anders ist, findet die nothwendige Einschränkung zu pedantisch, sclavisch, schulmeisterisch und nicht verträglich mit der heutigen liberalen Lebensart. Man sieht nicht selten bei den offenbarsten Unordnungen nicht nur durch die Finger, sondern es scheint bei mancher Polizeibehörde sogar System zu seyn, in vorkommenden Fällen immer die Partei der beschuldigten Dienstboten gegen die klagende Herrschaft zu nehmen. Durch die hätschelnde Behandlung der Dienstboten, wie es häufig, wenigstens auf dem Lande geschieht, werden diese immer trotziger.

Klagt nun der Landmann über nachläßige Arbeit, so muß er besorgen, man wird noch träger; verweiset er das späte Nachhausegehen an den Feiertagen, so kömmt man nächstens noch später. An Tanz- und Kirchweihtagen, wo das lustige Gesinde stundenweit zusammenläuft, darf der Bauer selbst am Abend das Vieh füttern und den ausschweifenden Dienstboten ihren schweren Lohn verdienen helfen. Kommen dann die lustigen Vögel nach Hause, so darf sich der Hausvater noch glücklich schätzen, wenn er von seinem Knechte oder seiner Dirn auf seine Rüge zur Antwort erhält: Laß es nur dieß Mal gut seyn, es wird nächstens nicht mehr geschehen. Dieß ist aber die Sprache eines Dienstboten, der noch nicht ganz verwildert und im ausschweifenden Leben erst ein Anfänger ist; die, welche hierin schon geübter sind, reden auf eine Weise, daß der Hausvater bei den das nächste Mal wieder vorfallenden Unordnungen gerne den Mund schließt, um sich nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen. — Vielleicht wendet hier Jemand ein: Es sind ja auf dem Lande die Gemeindevorsteher als Polizeibeamte aufgestellt: warum handeln sie nicht nach ihrer Pflicht? Eben hierin mag auch ein Grund des Uebels liegen. Was sollen denn die Bauern bei ihrem geringen Ansehen, bei der Entblößung von allen wirksamen Hilfsmitteln, bei ihren vielen Verbindungen, die sie mit einander haben, in Handhabung der Polizei ausrichten? Kann man es einem Gemeindevorsteher auf dem Lande verargen, wenn er, anstatt sich Hohn und Grobheiten auszusetzen oder noch Aergeres sich zuzuziehen, Fuggers Hund spielt, und nach der Polizeistunde mit der lustigen Gesellschaft selbst noch eine Maß trinkt und dann mit polizeilicher Gravität nach Hause wackelt, ohne dem Wirth, der vielleicht ohnehin sein Gevatter ist, die Zeche verdorben zu haben?

Gehen wir vom Lande in die Städte und schauen wir, als ein Beispiel aller übrigen, insbesonders auf unsere Bayerische Hauptstadt. Hier befinden sich wenigstens über 10,000 weibliche Dienstboten. Unter diesen sind wieder vielleicht 4000, die alle Vierteljahr ihren Platz wechseln, und gegen 1500, die in einem Vierteljahr den Platz zwei-, drei-, viermal und noch öfter

ändern.[1]) Und diese sind es hauptsächlich, welche die Dienstboten im Allgemeinen in schlechten Ruf bringen. Dieß sind Leute, welche sich von Haus zu Haus herumtreiben, und nirgends das finden, was sie suchen, nämlich Ungebundenheit und Fügung der Herrschaft in ihre Launen. Sie setzen indeß ihre Wanderung fort, bis sie endlich doch Leute finden, bei denen sie ihr zügelloses Leben führen können. Man ist vielleicht geneigt zu glauben, daß solche Herrschaften nicht zu finden wären. Allein man irrt sich. Es gibt Dienstverhältnisse, wo die Frau den Ofen heizt, den Kaffe macht und ihn der sogenannten Magd vor das Bett hinbringt und sie überhaupt nach Wunsch und Befehl bedient. Daß dieses Scheindienste sind, ist leicht zu errathen; daß aber wirklich solche bestehen, ist leider nur zu wahr. Es wird nicht übertrieben seyn, wenn man annimmt, daß sich wenigstens tausend Weibspersonen in München befinden (und in andern Städten mag es verhältnißmäßig gerade so seyn), welche bloß einen Scheindienst haben, d. h. bei Leuten sich aufhalten, die sie als Mägde einschreiben lassen, in der That aber sie nur in der Wohnung haben, und diese sogenannten Mägde ganz nach Belieben leben lassen. Solche Dienstherrschaften bestehen gewöhnlich aus Leuten, welche selbst keine solide Beschäftigung haben, ja die häufig Geschäfte fingiren, von denen sie nur Namen führen. Es ist wenigstens in unserer Hauptstadt schon vorgekommen, daß Personen sich auf der Polizei für Milchleute ausgaben, die nicht einmal einen Stall, viel weniger eine Kuh besaßen, wohl aber Mägde hatten, die seidene Mäntel, goldene Ketten und Federhüte trugen. Ferners gibt es eine große Masse von Leuten, die gerne für vornehm angesehen seyn und auf großem Fuße leben möchten, während ihr Einkommen kaum hinreicht, kümmerlich in einem Dachstübchen zu wohnen. Solche müssen natürlich Mägde haben, damit sie die Frauen „gnädige Frauen“ heißen, ihnen den Korb auf den Markt nachtragen und überhaupt ihren Familienverhältnissen den gehörigen Glanz geben. Dafür erhalten die Mägde den Vortheil des Einschreibens, auch oft monatlich noch einen Gulden

1) Vergl. „Beleuchtung der so häufig vorkommenden Klagen über die Verdorbenheit der Dienstboten,“ von W. Köbler.

Honorar; essen und wohnen können solche Mägde, wo sie wollen, der Hauptsache nach auch thun, was ihnen beliebt. So spielen sie eigentlich selbst wieder Frauen, und nicht selten ist der Fall, daß solche Zwittergestalten zu ihrer Bedienung selbst wieder besondere Weibspersonen halten. Wenn Personen, welche zu einem solchen Unabhängigkeitsleben Neigung besitzen, einmal einen ihnen entsprechenden Platz haben, so verlassen sie ihn sogleich nicht wieder, und es dürfte in der Folge nicht unmöglich seyn, daß diese Scheindienstboten ihrer nachgewiesenen langen und treuen Dienste wegen sogar noch mit Denkmünzen belohnt werden. Wenn sie aber auch einmal wechseln, so erhalten sie natürlich von ihren gnädigen Herrschaften, deren Glanz sie auf eine so wohlfeile Art beförderten, höchst vortheilhafte Zeugnisse. Nach unserer Ueberzeugung sollen hier die einschlägigen Behörden mit der größten Umsicht zu Werke gehen, und Familien, die sich selbst kaum zu nähren wissen, durchaus keine Mägde gestatten. Dieses um so mehr, da auch Mädchen, die noch unverdorben vom Lande in die Stadt kommen, wenn sie nicht schnell genug einen anständigen Platz finden, sich einem solch trägen, höchst gefährlichen Leben hingeben und Scheindienste nehmen. Haben sie aber das Unglück gehabt, einmal in dieses verfängliche Netz gerathen zu seyn, so lassen sie von ihrem Leben um so weniger mehr, je angenehmer und reizender es ihnen erscheint; daß darüber die Unschuld, die Ehre, und oft auch die Gesundheit und andere edle Güter verloren gehen, darauf wird nicht gemerkt. Möchten doch die Eltern, Vormünder und Erzieher dieß tief beherzigen, möchten sie ihre Kinder, Mündel und Zöglinge nicht so sorglos in die weite Welt hinausschicken, die so voll von Gefahren für die Jugend ist! Möchten sie häufig Erkundigung über dieselben einziehen, und sie nie in den Städten weilen lassen, ohne daß sie einen ordentlichen Dienst haben!

Ein weiterer Grund des Verderbens der Dienstboten in größern Städten dürfte auch der Umstand seyn, daß bei Ausübung mancher Gewerbe so große Unterschleife geschehen, und es oft vorkömmt, daß Gewerbe durch ledige, selbst bloß als Dienstboten eingeschriebene Personen ausgeübt und von ihnen wieder Dienstboten gehalten werden. Gewöhnlich sind die Gewerbe, welche solchen ledigen Dienstboten zur Ausübung überlassen wer-

den, von der Art, daß ein redliches Auskommen darauf nicht möglich ist, oder sie sind von ihren Besitzern schon dergestalt vernachläßigt, daß sie ohne besonderes Glück nicht mehr, und am allerwenigsten durch Dienstboten, die sich ohnehin meistens unerfüllbare Bedingnisse gefallen lassen müssen, empor zu bringen sind. Die Folge ist dann, daß die Dienstboten während der Dauer eines solch verkehrten Dienstverhältnisses, das, was sie sich früher ersparten oder sonst besaßen, zusetzen und obendrein noch Schulden machen, die zu bezahlen sie nicht mehr im Stande sind, nebstdem die Lust zur Arbeit und zum Gehorchen mit jener zur Bequemlichkeit und Unabhängigkeit vertauschen, und so aus braven Dienstboten, was sie früher waren, elende Taugenichts werden. Um nun wieder einen Dienst zu bekommen, oder um vielmehr sich wieder an anderer Leute Tisch zu setzen und ihren Hunger zu stillen, erweiset ihnen der fingirte Dienstherr die letzte Gefälligkeit und schreibt ihnen gute Zeugnisse in ihre Dienstbücher, wodurch auch noch Andere betrogen werden, die, statt treue und arbeitsame Menschen, wie doch das Dienstbuch lautet, vielmehr Müssiggeher in ihr Haus aufgenommen haben.

Auf die übrigen Dienstboten, welche bei solchen Scheinherrschaften wirklich dienen, erstreckt sich das Verderben ebenfalls; denn es muß ihnen von diesen gar Vieles nachgesehen werden, was in einem ordentlichen Dienste nicht geduldet würde. Daß ihnen aber bei ihrem Austreten trotz aller Vernachläßigungen und Veruntreuungen dennoch die besten Zeugnisse ausgestellt werden, ist schon dadurch bedungen, weil solche Scheinherrschaften Gefahr laufen würden, bei Erhebung einer Klage wider sie, ihre Verhältnisse entdeckt und sich der Strafe verfallen zu sehen.

Der Fabrikinhaber trägt zum Verderben der weiblichen Dienstboten ebenfalls sein Scherflein bei, indem er zu den geringfügigsten und unbedeutendsten Arbeiten, die er leicht durch andere zum Dienen untaugliche Leute verrichten lassen könnte, starke und rüstige weibliche Personen aufnimmt, solche dadurch ihrer wahren Bestimmung entrückt, sie ausschließlich an das Spinnrad, an die Kardätsche und den Haspel oder ein anderes Werkzeug bindet, und ihnen, wenn sie auch während der Arbeitsstunden hinlänglich beschäftigt sind, doch außer denselben die Ge-

legenheit einräumt, ein freies Leben zu führen, und ohne Aufsicht ihren Neigungen folgen zu können.

Die Dienstbotenbücher, welche ein Mittel seyn sollen, den rechtschaffenen Dienstboten vom unordentlichen zu unterscheiden, wirken gerade oft das Gegentheil. Es ist sehr zu beklagen, und trägt nicht wenig zur Verschlimmerung der Dienstboten bei, daß die Herrschaften hierin so gewissenlos handeln. Mancher Dienstbote trägt eine ganze Reihe vortheilhafter Zeugnisse in seinem Dienstbuche, wovon er sich auch nicht ein einziges rechtlich erworben, sondern sich dieselben sämmtlich erschlichen hat. Ja auch während des Zeitraumes, wo er als Vagabund herumgezogen ist, und zur Täuschung der Polizeibehörde bei Jemanden zum Scheindienste eingeschrieben war, weiset sein Dienstbuch das beste Zeugniß aus. Viele Herrschaften geben ihren Dienstboten, wenn sie sich auch schlecht betragen haben, dennoch ein empfehlendes Zeugniß, um ihrer auf gute Art los zu werden, und von ihrer Rache nichts befürchten zu müssen.

Dazu kömmt ferners, daß Dienstboten, welche auf dem Lande eben nicht im besten Rufe stehen, um sie nur aus den Gemeinden wegzubringen, mit Dienstbotenbüchern versehen und in größere Städte, als gleichsam an die Orte, wo sie die Bahn des Leichtsinnes bequemer verfolgen und sich leichter dem liederlichen Leben hingeben können, geschickt werden. Auch dieser Fall ereignet sich, daß Behörden auf dem Lande solchen Dienstboten, welche mit schlechten Zeugnissen aus der Stadt hinweggewiesen worden sind, ihre Dienstbotenbücher mit neuen vertauschen und sie in die Stadt zurückschicken, um ihren schlechten Wandel von Neuem zu beginnen.

Der Luxus, der in unserer Zeit alle Stände ergriffen hat, hat sich auch der Dienstboten bemächtigt und leitet viele auf mannigfaltige Irrwege. Man kennt fast gar keinen Unterschied mehr unter den verschiedenen Ständen, und es fällt kaum mehr auf, wenn die sparsame Hausfrau im einfachen Kleide vom gewöhnlichen Stoffe einhergeht, während sich die Magd in Seide kleidet und mit goldenen Ketten und Ringen schmückt. Wohl dringt sich einem dabei die Frage auf: woher sie die Mittel nehmen mögen, sich solche Kostbarkeiten anzuschaffen? Mit den

Handwerksgesellen, Bedienten, Knechten ꝛc. verhält es sich eben so. Es ist nichts Seltenes, daß der Meister im einfachen Rocke von ordinärem Tuche und gewöhnlichem Schnitte gesehen wird, der Gesell aber Kleider von dem feinsten Stoff und der neuesten Mode trägt, nebenbei auch noch eine Brille auf die gesunden Augen steckt, und eine Reitgerte in der Hand führt. Durch diese mit ihrem Stande nicht in Einklang stehende Kleiderpracht hat sich auch noch sowohl bei Handwerksgesellen als bei den übrigen Dienstboten beiderlei Geschlechts die Anmaßung eines vornehmen Wesens eingeschlichen, und viele scheinen es ganz und gar nicht mehr zu wissen, daß sie nur Gesellen oder Dienstboten sind.

Hiermit glauben wir die vorzüglichsten Quellen des Verderbens der Dienstboten namhaft gemacht zu haben; denen nun, welche die Macht dazu in Händen haben, kömmt es zu, sie zu verstopfen.

21. Wie läßt sich eine Besserung des Dienstbotenstandes erwarten?

Alles Heil des Menschen im diesseitigen und jenseitigen Leben beruht auf der religiösen Grundlage, und nichts ist im Stande, ihn in allen Verhältnissen innerhalb den Schranken der gesetzmäßigen Ordnung zu erhalten, als nur die Gottesfurcht. Wer seinem Gotte eifrig dient, läßt sich auch in seinen zeitlichen Diensten keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, weil er eben dadurch nicht nur das Mißfallen seiner irdischen Herrschaft, sondern auch die Ungnade Gottes sich zuziehen würde. Das beste Mittel zur Besserung der Dienstboten ist also die religiöse Grundlage. Macht sie gottesfürchtig, und ihr habt sie auch treu und arbeitsam. Damit muß aber schon in der Jugend begonnen werden; die Erziehung muß eine christliche seyn. Indeß darf die Herrschaft nicht meinen, als bleibe ihr in dieser Beziehung nichts mehr zu thun übrig. Die Jugend ist leicht beweglich und für äußere Eindrücke schnell empfänglich. Daher ist es Pflicht der Herrschaften, ihre Dienstboten um so eifriger zu überwachen, je mächtiger und allgemeiner das Beispiel der Verführung ist. Da muß gar manches lehrreiche Wort gesprochen, gar manche Warnung ertheilt werden. Vorzüglich aber muß das eigene Beispiel der Herrschaft

in Allem an der Spitze stehen. Die Worte des heil. Paulus: Vor allen Dingen stelle dich in rechtschaffenen Handlungen zum Beispiel dar. Tit. 2, 7., gelten allen Herrschaften. Auf diese Weise ließen sich gar manche Dienstboten, insbesonders, wenn auch sonst die Herrschaft ihnen mit Liebe begegnen würde, in den Schranken der Ordnung erhalten. Reichen die Mittel an Milde nicht mehr hin, so hat die Herrschaft zu strengen Verweisen und ernsten Drohungen überzugehen; bleibt aber auch dieses fruchtlos, dann sind die Mittel zur Besserung der Dienstboten nicht mehr in den Händen der Herrschaften; es muß jetzt eine andere Gewalt einschreiten, und ihren Ausschweifungen Grenzen setzen, nämlich die der Polizeibehörde; denn der Herrschaft kömmt es nicht zu, körperliche Züchtigung oder andere Maßregeln der Gewalt gegen die Dienstboten anzuwenden. Auch würde dadurch nichts Anders erzielt, als Vergrößerung der Skandale. Wir mißbilligen es in hohem Grade, wenn eine Herrschaft im Zorne gegen ihre Dienstboten bis zu Schlägen sich hinreißen läßt. Dieses bessert keinen Dienstboten, sondern erbittert ihn nur, und umgibt ihn am Ende, wenn er auch noch so schuldig ist, mit dem Schein der Unschuld.

Im Allgemeinen ist also auch hier nach der Vorschrift des Evangeliums zu handeln: Hat dein Bruder wider dich gesündiget, so gehe hin und stelle ihm seinen Fehler zwischen dir und ihm allein vor. Gibt er dir kein Gehör, so nimm noch einen oder zwei Zeugen zu dir, daß durch das Ansehen von zwei oder drei Zeugen die ganze Sache bekräftiget werde; gibt er auch diesen kein Gehör, so sag es der Kirche. Matth. 18, 15—18. Daraus erhellt, daß es unrecht sei, die noch verborgenen Fehler seiner Dienstboten sogleich öffentlich zu machen. Dadurch schadet man nicht bloß ihrem guten Namen und beeinträchtigt sie in ihrem zeitlichen Fortkommen, sondern hindert auch ihre Besserung. Die Ermahnung und Zurechtweisung soll zuerst zwischen vier Augen stattfinden. Wenn aber der Schuldige darauf nicht merkt, sagt der Heiland, so nimm noch einen oder zwei Zeugen dazu, d. h. entdecke den Fehler ein oder dem andern Familienglied oder sonst Personen, welche einen Einfluß auf ihn haben. Bleibt auch dieses Mittel ohne Erfolg, so mag man weiter gehen, und die Sache

der Kirche anzeigen. Darunter versteht man hier überhaupt die Obrigkeit; diese mag den Halsstarrigen züchtigen.

Die Obrigkeit, respektive Polizeibehörde, hat allerdings mancherlei Mittel in Händen, um Besserungsversuche an ausgearteten Menschen zu machen, und in größern Städten dürfte es insbesonders von wohlthätigen Folgen seyn, wenn schlechten Dienstboten der Aufenthalt möglichst erschwert wird. Hier treten aber, auch im Falle, daß die Behörde ihrer Pflicht nachkommen will, die sogenannten Scheindienste als ein großes Hinderniß in den Weg; denn die Polizeibehörde vermag oft in die innern Verhältnisse solcher Familien, welche nicht zu den ohnehin schon berüchtigten gehören, ohne besondere Veranlassung nicht zu blicken. Hier ist um so mehr die Mitwirkung des gutgesinnten Publikums nothwendig, als das Laster nur zu oft unberufene Vertheidiger findet. Ja nicht selten geschieht es, daß man die von der Behörde getroffenen Maßregeln zu vereiteln sucht. Man nimmt die mit der Ausweisung bedachten Personen in seinen Schutz sucht ihr Betragen zu beschönigen, bezeichnet die gegen sie angebrachten Klagen als Verläumdungen, regt für sie das Mitleiden und rettet sie, wie man zu sagen pflegt, von der Schande der Ausweisung, ungeachtet dieß im Verhältniß zu den übrigen Schlechtigkeiten, deren sie sich schuldig gemacht haben, nur eine Kleinigkeit ist. Durch solch unzeitiges Mitleiden werden zwar die Fälligen der verdienten Ahndung und Bestrafung entrückt, aber nichts weniger als gebessert, sondern vielmehr in ihrem Leichtsinne bestärkt.

Ein Uebelstand in den Städten ist es auch, daß gar manche unbemittelte Familien Wohnungen miethen, die mit ihren Einkünften in keinem Verhältnisse stehen. Bei diesen, denen es um die Bestreitung ihres Miethzinses zu thun ist, finden auch liederliche Leute gar leicht eine Aufnahme und eben so leicht die Bewilligung zu allen möglichen Unordnungen. Gar häufig halten sich Dienstboten bei solchen Familien auf, um sich einem freien Leben hingeben zu können. Es soll hierauf wirklich ein wachsameres Augenmerk gerichtet, und nicht Jedermann es freigegeben seyn, beliebig Monatzimmer abgeben zu dürfen.

Von den Behörden selbst dürfte in Handhabung der Ver-

ordnungen über das Dienstbotenwesen gar Manches noch zu wünschen seyn. Die polizeiliche Aufsicht auf die Dienstboten beschränkt sich meistens nur auf genaue Führung von Registern über Dienstes-Ein- und Austritt, Ertheilung von Aufenthaltskarten, Vormerkung der Wohnungen der Bediensteten, Schlichtung der Streitigkeiten zwischen ihnen und den Herrschaften, Wegweisung dienst- und arbeitsloser Personen, Ahndung und Bestrafung fällig gewordener Dienstboten. Hiemit ist aber noch lange nicht Alles geschehen; es würde eine viel genauere Ueberwachung der Dienstboten erfordert. Es ist nöthig, daß für diesen Zweck in größern Städten ein eigener Beamte mit den nöthigen Gehilfen aufgestellt werde, der nicht maschinenartig, wie es gar häufig, theils aus Ueberdruß an der Sache, theils auch wegen der Ueberladung mit anderweitigen Arbeiten, seine Listen und Bücher führt und auf die etwa geschehenen Anzeigen und Beschwerden, um sich die Last möglichst schnell vom Halse zu schaffen, kaum oberflächlich eingehet, sondern der mit einem gesunden und praktisch-richtigen Blick in die Verhältnisse des gemeinen Lebens begabt und mit gehöriger Lokal- und Personalkenntniß versehen, sowohl die guten als schlechten Individuen zu unterscheiden weiß, und zugleich mit Energie und mit Liebe ein Jedes nach Verdienst behandelt.

Aeltere Dienstboten-Ordnungen bestimmen für gewisse Fälle sehr empfindliche und beschämende Strafen. Wir geben gerne zu, daß sich manche dieser Bestimmungen überlebt haben und für unsere Zeit nicht mehr anwendbar sind; daß aber unsere gepriesenen Humanitätsgesetze auch nicht überall anwendbar sind, lehrt die Erfahrung. Je humaner und gelinder gewisse Menschen behandelt werden, desto roher und zügelloser werden sie. Gar Viele in den untersten Ständen werden nur durch Furcht in Ordnung erhalten: diese wird aber nicht durch bloße Worte, auch noch nicht durch Drohungen, sondern durch Thaten eingeflößt. Straft also den Muthwillen und die Zügellosigkeit, wie sie es verdient, und ihr werdet für Andere, welche vielleicht dieselben Wege wandeln würden, abschreckende Beispiele aufstellen. Dieß ist besonders auf dem Lande nothwendig, wenn anders den Ausschweifungen und rohen, oft thierischen Genüssen, denen sich manche Dienstboten

hingeben, eine Schranke gesetzt werden soll. Groß ist die Verantwortung jener Beamten, die hier aus falsch verstandener Humanität, oft nur auch aus Gemächlichkeit, Laune oder um sich das Lob eines gütigen Herrn zu verdienen, nicht einschreiten; auf ihre Rechnung kommt ein großer Theil der Schuld von dem täglich sich steigernden Sittenverderbniß.

Eine Quelle des Verderbens für weibliche Personen dürfte auch verstopft werden, wenn man in Ertheilung der sogenannten Licenzen sparsamer seyn würde. Köbler führt an, daß in einer Stadt während des Zeitraumes von drei Jahren nicht weniger als 97 weibliche Personen aus der Klasse der Dienstboten Licenzen zur Ausübung des Putzgeschäftes, Blumenmachens u. s. w. erhielten. Solche belizentirte Personen führen häufig nicht bloß selbst ein lockeres Leben, sondern geben auch andern Gelegenheit dazu, die sie als Gehilfinen aufnehmen; der Putzladen ist gar oft ein Lustladen, und das Wort Licenz erhält einen sehr zweideutigen Nebenbegriff.

Köbler schlägt in seiner „Beleuchtung der Klagen über die Verdorbenheit der Dienstboten" nach den Geschlechtern geschiedene Dienstbotenherbergen vor. In größern Städten dürfte die Sache nicht ohne Nutzen seyn. In diesem Falle müßten alle Dienstboten, welche dienstlos, oder nicht in der Wohnung ihrer Dienstherrschaften oder ihrer Beschäftigungsgeber wohnen können, unweigerlich gehalten seyn, auf der Herberge zu wohnen; Ausnahmen dürften nur stattfinden, wenn zur Genüge nachgewiesen wäre, daß eine Person bei ordentlichen Bekannten oder Verwandten wohnen kann. Jene, welche fremd zugereiset kommen, müßten in der Regel ebenfalls auf die Herberge gewiesen werden. Hier fänden sie für ein ganz mäßiges Schlafgeld Fach und Dach. Die Dauer der Bewilligung des Aufenthaltes solcher Leute würde dem Ermessen der Polizeibehörde anheimgestellt, und die Herbergsinhaber wären gehalten, ohne diese Bewilligung, und länger, als sie dauert, Niemanden zu beherbergen. Zu Herbergsinhabern müßten rechtliche und unbescholtene Leute gewählt werden, und es dürfte ihnen die Ausübung keines öffentlichen Gewerbes, z. B. Bier zu schenken, gewährt werden: dagegen müßte auf eine andere Weise für ihre Sustentation gesorgt seyn, daß ihr Sinn

für Recht und Ordnung nicht durch Nahrungssorgen der Versuchung ausgesetzt wäre. Die Herbergsinhaber würden sich auch mit den Herrschaften in Verkehr setzen und Dienstboten bei ihnen zu unterbringen suchen, deßgleichen auch über das Betragen solcher verdungenen Dienstboten, besonders wenn sie von zweideutigem Rufe wären, bei den Herrschaften öfters Erkundigung einziehen. Eine solche Anstalt hätte offenbar viele Vortheile. Personen, welche dienstlos werden oder fremd zugereist kommen, wären nicht bemüßiget, ängstlich um ein Nachtquartier umherzusuchen, sich den nächsten besten Leuten anzuvertrauen, der Verführung sich preiszugeben, und oft dasjenige, was sie mit Dienen sauer erworben oder von ihren Eltern erhalten haben, in wenigen Tagen zwecklos verschleudern zu müssen. Es würde dadurch auch einem großen Unfuge gesteuert, nämlich jene Weibspersonen, welche sich so oft unberufener Weise mit dem Verdingen der Dienstboten befassen, aber mehr Dienstbotenverführerinen als Verdingerinen genannt werden müssen, weil sie die Dienstboten heute in einen Dienst bringen und morgen wieder aus demselben locken, um sie nur recht oft zu verdingen und ihnen und den Herrschaften das Geld abzulocken, wären von selbst gezwungen, ihr betrügerisches Geschäft aufzugeben. Die Herrschaften würden in den Stand gesetzt seyn, im Falle einer Erkrankung ihrer Dienstboten oder bei sonst außerordentlichen Vorfällen, wenn z. B. eine Aushilfe nöthig ist, sich schnell mit geeigneten Leuten zu versehen. Endlich würde die genaue Handhabung einer solchen Ordnung auf das Dienstgesinde selbst den wohlthätigsten Einfluß ausüben; denn eine jede solche Herberge wäre ein Hilfsmittel der polizeilichen Dienstbotenkontrole. Die Dienste ohne Schlafstelle, die Scheindienste unter verschiedenen Vorgaben, welcher man sich bedient, um dadurch ein verbotswidriges Zusammenleben oder eine andere ungeregelte Lebensweise zu begünstigen oder dem Müssiggange fröhnen zu können, würden größtentheils aufhören.

Noch bemerken wir, daß die katholische Kirche im Orden der Frauen vom guten Hirten ein wohlthätiges Institut hat, verkommene weibliche Dienstboten wieder auf die rechte Bahn zurück zu bringen und wohl auch noch unverdorbene, aber der Gefahr ausgesetzte, von Abwegen zu bewahren. Möchte dieser

Orden seine segensvolle Wirksamkeit in so großem Maße ausdehnen, als es das Sittenverderbniß unserer Tage, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, nothwendig machen würde, und möchten immer mehre Gemeinden des Vortheiles theilhaftig werden, verdorbene Individuen des weiblichen Geschlechtes aus diesen stillen Mauern gebessert zurück zu erhalten!

22. Auszug aus der bayer. Dienstboten-Ordnung.

Das Dingen und Verdingen der Dienstboten ist ein Vertrag, wodurch die Dienstherrschaft den Dienstboten gegen einen gewissen Lohn und andere Reichnisse, zur Verrichtung der in ihrem Hauswesen vorkommenden Arbeiten und Geschäfte, auf eine bestimmte Zeit miethet, und letzterer sich diesen Arbeiten und Verrichtungen gegen die gemachten Bedingnisse unterzieht.

Dieser Vertrag wird Dienstvertrag genannt, und wird als giltig angenommen, sobald die gemachten Bedingungen gegenseitig eingegangen und übernommen worden sind.

Das Darangeld, welches von der Dienstherrschaft dem gedungenen Dienstboten, zum Zeichen vollkommnen Einverständnisses gewöhnlich gegeben wird, ist zwar zur Begründung der Giltigkeit des Vertrages kein wesentliches Erforderniß, wenn derselbe auf andere Weise erwiesen werden kann; es ist aber doch um so rathsamer dasselbe zu geben, als nach der bestehenden Observanz der Dienstvertrag als wirklich abgeschlossen angesehen wird, sobald das Darangeld gegeben und angenommen worden ist.

Das Darangeld darf nach der Dienstboten-Ordnung vom 2. Mai 1781 nicht mehr als den zwanzigsten Theil des bedungenen Lohnes betragen.

Bei Abschließung des Dienstvertrages ist es für Dienstherrschaften und Dienstboten gleich rathsam, sich wohl vorzusehen, daß sie die gemachten Bedingnisse nöthigenfalls auch erweisen können, sowie sie auch vorerst alles wohl überlegen, und sich mit den gegenseitigen Verhältnissen möglichst bekannt zu machen suchen sollen, damit sie nicht, wie es häufig geschieht, Verträge eingehen, denen die Reue auf dem Fuß folgt; denn es darf von dem Vertrag einseitig nicht mehr abgegangen, noch darf das einmal angenommene oder gegebene Darangeld einseitig zurückgegeben,

zurückgefordert oder auch in der Meinung sich dadurch der eingegangenen Verbindlichkeit zu entheben, zurückgelassen werden, wenn dieses nicht ebenfalls bedungen worden ist; sondern es muß der Dienstbote unweigerlich in den Dienst einstehen, und die Dienstherrschaft muß ihn annehmen, wenn nicht ein- oder andererseits erhebliche Ursachen vorwalten, welche die Aufhebung des Vertrags von Seite der kompetenten Gerichtsbehörde zur Folge haben, oder der eine oder der andere Theil von seinen Rechten und Ansprüchen freiwillig absteht. Die Ausrede, daß der Dienstbote wieder in seinem alten Dienste bleibe, wird nicht berücksichtiget, wenn nicht die neue Herrschaft solche selbst bewilliget; wenn er sich aber verdungen hat, ohne dieser gehörig aufgekündet zu haben, so wird er mit gebührender Strafe belegt, und muß, wie sich von selbst versteht, in dem alten Dienst bleiben, weßhalb es rathsam ist, daß die neue Dienstherrschaft die alte von der Dingung des Dienstboten womöglich in Kenntniß setzt. Verdingt sich ein Dienstbote für ein und dasselbe Ziel an mehrere Herrschaften, so ist er bei jener, welche ihn am ersten gedungen hat, einzustehen schuldig; er muß aber allen übrigen, nicht nur allein das empfangene Darangeld zurückgeben, sondern auch den allenfalls verursachten Schaden ersetzen, und wird auch noch besonders bestraft.

Hat der Dienstbote den Dienst einmal angetreten, so kann weder er denselben anders als nach vorhergegangener, rechtzeitiger Aufkündung wieder verlassen, noch kann derselbe von der Dienstherrschaft ohne erhebliche Ursache entlassen werden; wenn aber ein Dienstbote sich seiner Schuldigkeit gemäß nicht ehrlich, gehorsam, treu und fleißig aufführt, gegen den Willen der Dienstherrschaft öfter aus dem Hause läuft, oder gar zur Nachtszeit sich aus demselben entfernt, auf Tanzplätze begibt oder andern Ungebührlichkeiten nachhängt, und überhaupt sich in eine gute, auf rechtliche und religiöse Grundsätze gestützte Familienordnung nicht fügen will; dann ist jeder Hauswirth befugt, ihn aus dem Dienst zu schicken, und wenn ihm dadurch ein Schaden zugegangen ist, auf Ersatz desselben anzutragen. Ein Dienstbote kann nur dann seine Entlassung unter der Zeit nachsuchen, wenn er von seiner Dienstherrschaft wider Recht und Billigkeit bedrückt, oder ihm der

gebührende Lohn oder Unterhalt versagt wird, in welchen Fällen auch ihm die amtliche Hilfe gewiß nicht vorenthalten bleibt. Ferner wenn er in eine langwierige Krankheit verfällt, wenn er eine anständige Heirath bekommt oder das Anwesen seiner Eltern übernehmen, und dieses durch gerichtliche Zeugnisse nachweisen kann; in beiden letzten Fällen ist er aber schuldig, einen andern tauglichen Dienstboten zu stellen. Endlich bei einer Wohnortsveränderung der Dienstherrschaft, wenn der neue Bestimmungsort derselben gar zu weit entlegen wäre, oder die Dienstherrrschaft die mit der Rückreise verbundenen Kosten nicht übernehmen wollte. Die früher bestandene und von Vielen noch als giltig angesehene Observanz, daß die Dienstherrschaft den Dienstboten in den ersten vierzehn Tagen nach dem Eintritte entlassen, oder dieser austreten könne, ist durch die oben allegirte Dienstboten-Ordnung §. 4. ausdrücklich aufgehoben und abgeschafft.

Die gegenseitige Aufkündung des Dienstes muß wenigstens vier Wochen vor dem treffenden Termine geschehen; eine spätere bleibt ohne rechtliche Wirkung!

Nach der mehrmals angezogenen Dienstbotenordnung sollen die Dienstboten, welche zu Feld- und landwirthschaftlichen Arbeiten gebraucht werden, — es mögen solche in Städten, Märkten oder auf dem Lande dienen — wenigstens auf ein Jahr sich verdingen; die Ein- und Austritts-Termine für diese sind Lichtmeß und Michaeli; und die Aufkündigungszeit ist sechs Wochen vor jedem dieser Ziele.

Wenn Dienstboten aus Nothwendigkeit unter der Zeit, das heißt, ausser der festgesetzten Termine aufgenommen werden, so wird die Dienstzeit nicht von dem Tag des Eintritts, sondern von dem nächsten Einstandstermin an gerechnet und beschließt sich, wenn nicht anders bedungen worden ist, auch mit demselben. Jedoch hat der Dienstbote den bedungenen Liedlohn von der Zeit an, da er eingestanden, zu empfangen.

Bei Domestiquen, welche monatlich gedungen sind, wird sich lediglich nach der zwischen diesen und den Dienstherrschaften getroffenen Uebereinkunft gerichtet; sollte aber über die Aufkündigung nichts besonders bedungen seyn, so nimmt man an, daß diese einen vollen Monat vor dem Austritt geschehen solle.

Wenn billige Ursachen vorhanden sind, kann in allen diesen Fällen zu jeder Zeit zwischen der Dienstherrschaft und den Dienstboten eine Dienstes-Veränderung vorgenommen werden, jedoch immer nur mit beiderseitiger Uebereinkunft; denn wenn sich Differenzen ergeben, so sind solche der kompetenten Gerichtsstelle anzuzeigen, welche sodann das Geeignete verfügt.

Ueberhaupt ist es sowohl den Dienstherrschaften, als den Dienstboten sehr anzurathen, sich in allen vorkommenden derlei Fällen vorerst bei Gericht anzufragen, und nicht voreilig und eigenmächtig zu handeln, weil ihnen dadurch leicht ein Nachtheil erwachsen könnte; vorzüglich soll ein Dienstbote — wenn er auch von seiner Herrschaft fortgeschafft worden wäre — nie gänzlich aus dem Dienst treten, bevor er nicht bei Gericht Anzeige gemacht, und von diesem die Erlaubniß zum Austritt erhalten hat; denn ein seiner Dienstherrschaft entlaufener Dienstbote wird allenthalben aufgegriffen, in seinen vorigen Dienst zurückgebracht, nach Umständen bestraft, und kann, wenn er der Dienstherrschaft durch seine Entweichung einen Schaden zugefügt hat, auch noch zum Ersatz desselben angehalten werden. Wenn aber die Dienstherrschaft den Dienstboten, ohne erhebliche Ursache, so zu sagen fortjagt, oder so bedrückt, daß er gehen muß, wobei aber die Dienstboten wohl zu merken haben, daß eine verdiente und der Herrschaft zustehende leidentliche Correction nicht als eine solche Bedrückung angesehen werden kann: dann wird allerdings auch die Herrschaft zu seiner Entschädigung angehalten.

Jeder Dienstbote muß mit einem Dienstbotenbuche versehen seyn; sollte er aber das erste Mal in einen Dienst treten, und ein solches nicht besitzen, so ist bei der k. Polizeidirektion die Anzeige zu machen, damit es ihm von dieser ertheilt, oder nöthigenfalls von seiner Domizilsbehörde erholt werden kann.

Das Dienstbotenbuch bleibt während der Dienstzeit in den Händen der Dienstherrschaft, und der Dienstbote darf sich nicht weigern, es an dieselbe abzugeben; wenn aber der Dienstbote seine Dienstzeit vollendet hat, dann darf ihm solches nicht mehr vorenthalten, sondern es soll ihm nebst dem verdienten, der reinen Wahrheit gemäß eingeschriebenem Zeugniß behändiget werden. Zeugnisse, welche nicht auf Wahrheit gegründet sind, oder Dinge

enthalten, welche nicht zur Sache gehören, haben nur zur Folge, daß sie nach instruirter Sache, entweder von der Dienstherrschaft selbst abgeändert werden müssen, oder von der entscheidenden Behörde geändert werden.

Artikel XXXVI.

Dienstfertigkeit.

1. Begriff.

Die Dienstfertigkeit besteht in der Bereitwilligkeit, seinem Nächsten jeden möglichen und erlaubten Liebesdienst und jede Art von Gefälligkeit in der Absicht zu erweisen, um demselben sein zeitliches Fortkommen zu erleichtern, oder ihm sein Leben angenehmer zu machen.

2. Stellen aus der heil. Schrift.

Rebekka ist gegen Abrahams Diener, noch ehe sie ihn kannte, sehr dienstfertig gewesen. 2. Mos. 24. Vergl. 2. Mos. 2.

Als David gegen Mahanaim gekommen war, da brachten Sobi, Machir und Berzillai Bettwerk, Becken, irdene Geschirre, Weitzen, Gerste, Mehl, Bohnen, Linsen, Grütze, Honig, Butter, Schafe und Rinderkäse; denn sie dachten, das Volk werde hungrig, müde und durstig seyn in der Wüste. 2. Kön. 17.

Die Helden Jesbaam, Eleazar und Semma haben sich mitten ins feindliche Lager gewagt, um für den durstigen König Trinkwasser zu holen. 2. Kön. 23.

Ungemein dienstfertig war Nebusaradan gegen den Jeremias, den er nicht nur aus dem Gefängnisse entließ, sondern auch noch mit Zehrung auf die Reise und andern Geschenken unterstützte. Jerem. 40.

Tobias war überaus dienstfertig. Tob. 1.

So auch das Volk auf der Insel Melite gegen den Apostel Paulus und dessen Gefährten. Ap.-G. 28.

3. Väterstellen.

Es fehlt nie an Gelegenheit zur Dienstfertigkeit, wenn es nicht an gutem Willen mangelt. S. Greg. l. 19. Mos.

Durch Nichts wird der Mensch Gott so ähnlich, als wenn er sich um Andere durch Dienstleistungen verdient macht. Lactant. l. de ira Dei.

Die Liebe wünscht Ueberfluß zu haben, um Allen dienen zu können. S. Bernard.

Der liebt seinen Nächsten nicht wahrhaft, der nicht bereit ist, in der Noth ihm auch mit dem zu dienen, was er selbst nothwendig hat. S. August.

Wenn du nicht Allen dienen kannst, so sieh darauf, welchem du verhältnißmäßig mehr zu helfen verpflichtet bist. S. Prosp.

4. Bilder und Gleichnisse.

Wenn am menschlichen Leibe ein Glied leidet, so fühlen alle übrigen mit, und ein jedes ist bereit dem leidenden Gliede zu Hilfe zu kommen. Wenn z. B. der Fuß sich einen Dorn eintritt, so sucht das Auge die wunde Stelle, die Hand aber zieht den Dorn wieder heraus. So machen auch die Menschen gleichsam nur Einen Leib aus, und ein jeder Einzelne ist ein Glied an diesem großen Leibe. Leidet nun Einer, so soll Jeder schnell bereit seyn, ihm zu helfen.

In diesem Leben trägt ein jeder Mensch seine Bürde; die Dienstfertigkeit verlangt nun, dem Andern die Bürde nicht bloß nicht zu erschweren, sondern sie ihm zu erleichtern, wie Christus sagt: Es trage ein Jeder die Bürde des Andern, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Galat. 6, 2.

Wie der Samaritan im Evangelium, so handelt der dienstfertige Christ gegen seinen Mitmenschen. Er hilft unaufgefordert auch seinem Feinde, ohne eigennützige Absicht, ja vielmehr mit Großmuth.

5. Geschichtliche Beispiele.

Der heil. Vincenz von Paulus fand trotz seiner vielen Geschäfte, welche ihm die Predigt des Evangeliums, die Gründung vieler Krankenhäuser, Erziehungsanstalten ꝛc. machten, dennoch

Zeit sich bei jeder Gelegenheit dienstfertig zu erweisen. Einstens schrieb ihm ein Kleidermacher auf dem Lande, ihm zu Paris einige Nähnadeln zu kaufen und zu schicken. Auch diesen Dienst erwies der große, heilige Mann jenem Schneider, und schickte ihm ungesäumt die verlangten Nadeln.

Als Papst Pius VII. einmal in den Straßen Roms dahin fuhr, bemerkte er einen Knaben, der mit einem Briefe neben dem Wagen einherlief. Sogleich ließ er anhalten, nahm dem Knaben sein Papier ab, und nachdem er es gelesen und erfahren hatte, daß der Knabe elternlos sei und ihn um Unterstützung bitte, nahm er ihn zu sich in die Kutsche hinein, brachte ihn in seinen Palast und ließ ihn erziehen.

Ein Dominikaner-Bruder erhielt von seinem Superior die Erlaubniß, in die Stadt zu gehen, und zum Begleiter einen Mönch zu nehmen, der ihm begegnen würde. Er begegnete dem heil. Thomas, den er noch nicht kannte, hielt ihn an, daß er ihn begleite; und der Heilige that es augenblicklich. Da sich einer der Vorübergehenden wunderte, daß ein so großer Mann zum Begleiter dieses Bruders sich herabgelassen habe, antwortete ihm Thomas: „Wie sich Gott zu den Menschen aus Liebe zum Menschen herabgelassen hat, also muß sich der Mensch dem Menschen untergeben aus Liebe zu Gott."

Wenn Fenelon, Erzbischof von Cambray, auf dem Wege Bauersleuten begegnete, so setzte er sich oft mit ihnen in's Gras nieder, fragte sie wie ein Vater um ihre Familien und gab ihnen eben so Rath zur Einrichtung des Haushalts, wie Anweisungen zu einem christlichen Leben. Oefter ging er auch mit in ihre Hütten, und wenn man ihm nach bäuerischer Art einige Erfrischungen anbot, genoß er sie mit aller Vergnügsamkeit und zeigte durch die in all' seinen Zügen sich aussprechende Freudigkeit, daß es ihm in ihrer Mitte wohl sei. — Er begegnete eines Tages auf dem Lande einem armen Gütler, der beinahe in Verzweiflung war. Er ging auf ihn zu, redete ihn freundlich an und fragte um die Ursache seiner Betrübniß. „Ach, gnädiger Herr, rief der Bauer, ich bin der unglücklichste Mensch. Ich hatte eine einzige Kuh, welche die Nahrungsquelle meiner Familie war; ich habe sie auf die Weide gelassen, sie ist verloren gegangen, und ich finde

sie nirgends wieder. Was ist doch aus ihr geworden, was soll aus mir werden!“ „Ich will sie dir suchen helfen, mein Sohn, antwortete der Erzbischof; ich hoffe, Gott wird sie uns finden lassen. Ueberlegen wir einmal vorerst, wohin sie etwa hat entkommen können; untersuchen wir, ob wir nicht einige ihrer Fußtritte entdecken, und noch einmal, laß uns vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche unsere Mühe unterstützen wird.“ Sogleich machte er sich mit dem armen Bauern auf den Weg, lief sich den ganzen Tag mit ihm ab, und kehrte nicht eher um, bis er die Kuh gefunden und in ihren Stall zurückgeführt hatte. Es ist schwer, die Güte und Herablassung weiter zu treiben; darum sprachen auch die Bauern, welche das Glück gehabt, Fenelon in ihren Hütten zu sehen, lange Zeit nach seinem Tode noch mit Rührung und Freude von ihm.

6. Die Dienstfertigkeit ist eine wesentliche Pflicht des Christenthums.

Dienstfertig zu seyn, verpflichtet uns das allgemeine Gesetz des Evangeliums: Was du willst, daß dir die Menschen thun, das erweise auch ihnen. Wer ist nun unter uns, der es nicht gerne sieht, daß Andere sich ihm dienstfertig erzeigen? Wie oft warst du schon im Falle, daß du bald diesen, bald jenen Liebesdienst von Andern nothwendig hattest? Und wenn du Jemand fandest, der sich hilfreich gegen dich erwies: freute es dich nicht in der Seele? Hingegen wenn sich Einer, der dir leicht einen Gefallen hätte erweisen können, feindselig benahm und dir liebloser Weise alle Dienstgefälligkeit abschlug: that dir dieß nicht in der Seele wehe? Wie nun du von Andern Liebesdienste erwartest, so erwarten sie auch Andere wieder von dir, und wie es dich kränkt, wenn sie dir verweigert werden, wo sie doch so leicht geleistet werden könnten, so schmerzt es auch Andere.

Gegenseitige Dienstfertigkeit verlangt schon die gesunde Vernunft. Diese sagt uns, daß die menschliche Gesellschaft auf Erden ohne gegenseitige Dienstfertigkeit gar nicht recht bestehen kann. Denn es ist Alles so eingerichtet und Alles so unter einander vereinigt, daß immer ein Mensch des Andern bedarf. Keiner kann die Hilfe Anderer völlig entbehren; Keiner kann sagen: Ich war noch nie in dem Fall und werde auch nie in einen solchen

kommen, wo ich die Liebesdienste Anderer nöthig hätte. Wie würde es mit uns stehen, wenn wir auf die Dienstfertigkeit unserer Mitmenschen nicht rechnen dürften? Wie viel Vortheil und Bequemlichkeit müßten wir entbehren? Wie viele Bedürfnisse würden unbefriedigt bleiben? Wie viel Arbeiten und Geschäfte müßten wir aus Mangel an Zeit und Kräften hintansetzen? Wie viel Gewinn würden wir einbüßen?

Daraus geht hervor, wie nothwendig es sei, daß ein Mensch den andern durch Dienstfertigkeit unterstütze. Darum lasse sich ein Jeder diese Pflicht angelegen seyn.

7. Dienstfertig kann ein jeder Mensch seyn, wenn er auch noch so arm ist.

Die Pflicht der Dienstfertigkeit kannst du ausüben, mögen deine Verhältnisse welch immer seyn; denn um dienstfertig zu seyn, braucht man weder viel Geld noch einen großen Verstand. Wenn dein Herz so gestimmt ist, daß du bereit bist, deinem Nächsten bei jeder Gelegenheit dich gefällig zu erweisen, so verdienst du den Namen eines Dienstfertigen. An solchen Gelegenheiten fehlt es aber nie. Einmal kannst du für Jemand ein kleines Geschäft verrichten, das er selbst zu thun nicht Zeit hat; ein anders Mal kannst du ihn in einer Arbeit unterstützen, die er allein aus Mangel an Kräften zu vollenden nicht im Stande ist. Hier kannst du ihm mit gutem Rath an die Hand gehen, wie er dieß oder jenes in seinem Hauswesen besser machen könne; dort kannst du ihm ein Mittel vorschlagen, durch dessen Gebrauch er diesen oder jenen Schaden abwenden kann. Bald kannst du ihn belehren, bald ihn trösten, bald ihm einen Zweifel lösen, bald ihm einen andern Gefallen erweisen. Wenn du also auch Niemand mit Geld und Gut zu unterstützen im Stande bist, so steht es doch in deinen Kräften dienstfertig zu seyn. Und dieß ist vor Gott eben so viel, als wenn der Reiche Geldunterstützungen gibt. Denn Gott verlangt von dir nicht mehr, als in deinen Kräften ist.

8. Die Dienstfertigkeit muß auf eine liebreiche Weise geleistet werden.

Wenn deine Dienstfertigkeit liebreich seyn soll, so lasseſt du dich von deinem Nächsten, der deiner Hilfe bedürftig ist, nicht

lange bitten, sondern du kömmst vielmehr seinen Bitten zuvor: ehe er dich noch ersucht hat, eilest du schon zur Hilfe herbei. Was erst durch viele Bitten erlangt wird, ist kein Dienst mehr, sondern der Lohn des Flehens. Ueberdieß sind manche Menschen zu schüchtern und furchtsam, als daß sie es wagten, fremde Hilfe anzusprechen. Man muß daher nicht warten, bis man angegangen wird, sondern sogleich, wo sich ein Bedürfniß zeigt, zur Hilfe bereit seyn. Man darf auch bei seinen Dienstleistungen keinen Unwillen und keinen Stolz zeigen, sondern muß sie mit aller Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit leisten. Dem wir Dienste leisten, soll nicht fühlen, daß er von uns abhängt, und er uns jetzt zum Danke verpflichtet ist. Es soll vielmehr scheinen, es sei uns eine Gefälligkeit geschehen, daß er uns erlaubte, ihm dienen zu können. Auch soll der Nächste, der unsere Dienste empfängt, sehen, daß wir sie ihm mit aller Freude leisten. Wer dabei ein mürrisches, finsteres Gesicht macht, der kränkt vielleicht seinen Mitbruder vielmehr, als daß er ihm dient. Wer dem Nächsten seine Dienste auf liebevolle Weise leistet, der hütet sich, ihm die erwiesenen Gefälligkeiten, wie es so oft geschieht, vorzuwerfen; er rühmt sich auch derselben nicht, und noch viel weniger maßt er sich das Recht an, den Nächsten der ihm geleisteten Dienste wegen als seinen Untergebenen zu betrachten, mit dem er nach Willkühr verfahren könnte. All dieses würde unserer Dienstfertigkeit ihren Werth nehmen, und dieselbe unserm Nächsten vielmehr lästig als erwünscht machen. Wir müßen dem Nebenmenschen unsere Dienste so leisten, wie wir wünschen, daß sie auch uns von Andern geleistet werden: also nicht bloß uneigennützig, sondern auch auf eine liebevolle, bescheidene Weise. Dann ist unsere Dienstfertigkeit Gott angenehm, dem Nächsten erwünscht und für uns selbst lohnreich in der Ewigkeit.

9. Wahre Dienstfertigkeit ist lauter und uneigennützig.

Viele geben sich das Ansehen der Dienstfertigkeit; sie dienen aber mit all ihren scheinbaren Bemühungen für das Wohl ihrer Mitmenschen mehr sich selbst als Andern: sie suchen mit ihren Diensten und Gefälligkeiten ihren Vortheil. Sie erweisen daher auch nur jenen ihre Dienste, von welchen sie ihnen wieder ver-

golten werden. Wo ihnen diese Hoffnung nicht blüht, da setzen sie nicht einen Fuß in Bewegung. Andere suchen bei ihrer Dienstfertigkeit das allgemeine Lob und den Beifall der Menge. Sie leisten daher ihre Dienste nur öffentlich und wo es eine Gelegenheit gibt, sich bemerkbar zu machen. Wieder Andere sind dienstfertig, weil sie ihre heimtückischen Absichten und verderblichen Anschläge, dem Nächsten zu schaden am beßten verbergen können, wenn sie den Mantel der Gefälligkeit und Freundschaft umhängen.

Wenn die Dienstfertigkeit von diesen Triebfedern in Bewegung gesetzt wird, so hat sie nicht den geringsten Werth, ja ist sogar tadelswürdig. Denn ist es nicht schändlich, unter der Hülle scheinbar dienstfertiger Gesinnung unwürdigen Leidenschaften zu fröhnen, und diejenigen wohl gar unglücklich zu machen, deren Beßtes zu befördern man äußerlich vorgibt? Verdient es nicht die Verachtung aller guten Menschen, sich in seinen Handlungen öffentlich als Menschenfreund zu zeigen, um im Verborgnen die Thaten eines Menschenfeindes zu üben? Nicht so die christliche, ächte Dienstfertigkeit. Es ist meine Pflicht, denkt die christliche Dienstfertigkeit, daß ich meinen Brüdern diene, so oft und so viel ich kann. Dieß ist der unveränderliche, ewig heilige Wille meines Gottes, den er mir durch seine Offenbarung und durch die Gaben, die er mir geboten, durch die Kräfte, die er mir geschenkt, und durch die Umstände, in welche er mich gesetzt hat, zu erkennen gegeben. Durch das Vermögen, dienstfertig seyn zu können, hat er mich aufgefordert, auch wirklich dienstfertig zu seyn, und dadurch zum Beßten der Menschheit beizutragen: und ich sollte mich weigern, dieser Pflicht Genüge zu leisten? Gott hat mir Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, zum Muster und Vorbild aufgestellt, hat mir in seinem Wirken, Leiden und Sterben zum Beßten der Menschheit einen Beweis gegeben, welcher Anstrengungen und Aufopferungen für Andere die menschliche Natur fähig ist; und ich, der ich mich einen Schüler Jesu nenne, sollte mich weigern, diesem großen Vorgänger auf der Bahn der Dienstfertigkeit und aufopfernden Liebe nachzufolgen? Ich, der ich mich doch zur Religion der Liebe bekennen will, sollte mich weigern, so weit es in meiner Gewalt steht, den Nöthen meiner Mitmenschen abzuhelfen? — Diese und ähnliche Gründe sind für eine

gläubige Seele die Triebfedern ihrer Dienstfertigkeit. Sie dient ihrem Nächsten nicht aus Eigennutz und in der Hoffnung auf reiche Vergeltung, sondern deßwegen, weil es der Wille Gottes und sie dazu verpflichtet ist. Und nur eine solche uneigennützige Dienstbarkeit, die nicht auf ihren Vortheil, sondern blos auf die Noth des Nebenmenschen sieht, ist wahrhaft verdienstlich und Gott wohlgefällig.

10. Wahre Dienstfertigkeit ist allgemein.

Die ächte Tugend der christlichen Dienstfertigkeit blickt nicht ängstlich umher, und wählt sich etwa nur gewisse Lieblinge, denen sie sich zuwendet. Nein, sondern wie Gott seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, so verbreitet auch sie ihre Hilfeleistung über Arme wie Reiche, über Fremde wie Einheimische, über Freunde wie Feinde. Zwar kann sie aus Mangel an Kräften für Alle und allenthalben nicht so thätig wirken, wie sie es gerne möchte; auch verkennt sie es nicht, daß Verwandte, Wohlthäter und Nachbarn das nächste Recht auf ihre Wirksamkeit haben. Darum hütet sie sich in der Ferne wirken zu wollen, wo sie in der Nähe noch wirken kann, oder soll. Darum strebt sie nicht schon das Allgemeine zu umspannen, ehe sie das Einzelne umfaßt hat, arbeitet noch nicht an dem Wohle des Ganzen, ehe das Wohl des ihr eigens zugemessenen Wirkungskreises gehörig besorgt ist. Mag sie aber immerhin nicht vermögend seyn, allen Menschen wirkliche Gefälligkeiten zu erweisen, so hat sie wenigstens den Willen dazu, und ist bereit und geneigt, diesen auch zu bethätigen, so oft ihr dazu Gelegenheit gegeben wird.

11. Der Dienstfertigkeit muß Vorsicht und Bescheidenheit zur Seite stehen.

Die christliche Dienstfertigkeit gehet bei ihren Hilfeleistungen mit Vorsicht zu Werke; denn sie will nur nützen, und nicht schaden. Sie würde aber in vielen Fällen schädlich werden, wenn sie stets zu Allem bereit wäre, was Unvernunft und Bosheit nur immer verlangen. So gerne sie daher wirklichen Bedürfnissen abhilft, so standhaft weigert sie sich, solche Verlegenheiten wegzuräumen, welche derjenige, der sich in ihnen befindet, durch eigene Anstreng-

ung wegschaffen kann: sie würde ja sonst nur Trägheit und Müßiggang und alle Laster befördern, welche sich bei einem geschäftslosen Leben einzustellen pflegen. So freudig sie zu nützlichen Unternehmungen die Hand bietet, so entschlossen versagt sie allen denen ihren Beistand, welche verwerfliche Vorsätze gefaßt haben und sie durchsetzen wollen; sie würde ja sonst die Sünde befördern, welche sie doch verabscheuet.

Auch mit Bescheidenheit geht die christliche Dienstfertigkeit zu Werke. Sie dringt sich Niemanden auf, von dem sie besorgen muß, daß er ihre Dienste ungerne annimmt. Sie sucht auch ihre Gefälligkeiten immer so zu leisten, daß das Ehrgefühl Anderer darüber nicht gekränkt wird. Sie macht ihre Vorzüge, wodurch sie über Andere hervorragt und womit sie ihnen dient, so wenig als möglich fühlbar. Wenn sie Rath ertheilt, so scheint es, als hätte sie diesen in der Seele dessen, dem er gegeben wird, gefunden und bloß darauf aufmerksam gemacht. Wenn sie Jemanden belehrt, so hat es das Ansehen, als ob sie ihn nur an längst bekannte Wahrheiten erinnerte, oder sich nur mit ihm von denselben hätte unterhalten wollen. So sucht sie bei ihrer Hilfeleistung Alles zu entfernen, was den Nächsten im Mindesten unangenehm berühren könnte.

12. Wie viel die Dienstfertigkeit zur Verschönerung des menschlichen Lebens und zur Belebung des gegenseitigen Vertrauens beiträgt.

Welche Wohlfahrt und Glückseligkeit sich überall ausbreiten und wie sehr sich unser Leben verschönern würde, wenn Jedermann nach Pflicht und Vermögen dienstfertig wäre, davon kann man sich nicht deutlicher überzeugen, als wenn man sich eine Gesellschaft von Menschen denkt, in welcher ein jedes Mitglied aufrichtig bemüht wäre, den gegenseitigen Bedürfnissen und Nöthen mit der aufopferndsten Liebe abzuhelfen. Hier sieht ein Jeder nicht nur auf das, was sein, sondern auch auf das, was des Andern ist. Jedes Ungemach wird hier gemeinschaftlich ertragen, und dadurch ungemein erleichtert; jede Freude wird hier gemeinschaftlich genossen, und dadurch nicht wenig erhöht und versüßt. Hier thut und unterläßt man nicht bloß, was man zu thun oder

zu unterlassen streng verpflichtet ist; man übernimmt auch solche Beschwerden und vermindert auch solche Uebel, deren Uebernehmung und Verminderung eben nicht strenges Gebot ist. Wer sieht nicht ein, daß durch diesen dienstfertigen, menschenfreundlichen Sinn, wenn er einem Jedem eigen wäre, die menschliche Glückseligkeit ungemein befördert würde?

Aber nicht bloß das leibliche Wohlseyn unserer Mitmenschen wird durch Dienstfertigkeit erhöhet; auch ihr Glaube an die Menschheit selbst wird dadurch neu belebt und mächtig gestärkt. Wir klagen oft, und wahrlich nicht ohne Ursache, daß das wechselseitige Zutrauen der Menschen immer mehr unter ihnen abnimmt. Aber wie kann einen dieß Wunder nehmen? Wenn Andere in unsern Reden und Thaten nichts gewahr werden, als eigennütziges, selbstsüchtiges Streben nach eigenem Glücke; wenn sie bei uns jede Spur von Mitgefühl an ihren frohen sowohl als traurigen Ereignissen vermißen; wenn sie nie auf unsere Dienstfertigkeit rechnen können, sie vielmehr sich überzeugen müßen, daß wir ihnen in der Erreichung ihrer gerechtesten Entschlüsse Hindernisse in den Weg legen: wie kann es da anders kommen, als daß sie uns mit Argwohn und peinlicher Zurückhaltung nahen? Sind wir aber liebreich und dienstfertig gegen sie; tragen wir zur Befestigung und Mehrung ihrer Glücksumstände bei, was uns zu thun möglich ist: dann wird sich ihre Abneigung gegen uns schnell in Zuneigung und ihr Unglaube an unsere persönliche Menschenwürde in innige Achtung verwandeln. Und dieses Vertrauen, welches sie uns schenken, werden sie in kurzer Zeit auch gegen Andere an den Tag legen, vorausgesetzt, daß sie sich desselben nicht augenscheinlich unwerth machen. Denn beweisen wir uns ihnen als Menschen, die dieses Namens würdig sind; können sie nicht läugnen, daß unsere Handlungen von einem Herzen voll Wohlwollen und Dienstfertigkeit zeugen, so werden sie auch geneigt seyn, allen denen eine ähnliche Güte der Gesinnung zuzutrauen, von denen nichts bekannt ist, wodurch dieses Zutrauen vermindert oder erstickt werden könnte. So ist die Dienstfertigkeit ein treffliches Mittel, sich die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen zu erwerben, und das gegenseitige Vertrauen zu beleben.

13. Die Dienstfertigkeit setzt uns in den Stand, überall Gutes mit segensreichem Erfolge zu verrichten.

Es ist bekannt, daß man meistens vergeblich für das allgemeine Beßte wirkt, wenn es am Vertrauen fehlt. Haben Andere keine gute Meinung von uns, so mögen wir ihnen die trefflichsten Ermahnungen und Lehren geben; mögen ihnen die heilsamsten Rathschläge zur bessern Erziehung ihrer Kinder oder klügern Ordnung ihres Hauswesens ertheilen; mögen uns mit noch so viel Eifer der allgemeinen Wohlfahrt annehmen: wir werden dennoch wenig ausrichten, und am Ende den Kummer haben, daß unsere Absichten verkannt und unsere Bemühungen zur Erreichung derselben oft bitter getadelt werden. Hat aber Jemand schon im Voraus die Herzen seiner Mitmenschen durch ein liebevolles und dienstfertiges Betragen gewonnen, so wird er in seinen Bestrebungen mit weit geringern Schwierigkeiten zu kämpfen haben; es werden sich mit ihm in kurzer Zeit Mehre vereinigen, die vom gleichen Eifer beseelt, seinen Entwürfen das Wort reden und seine Wirksamkeit gewissenhaft unterstützen werden.

Wer also für die Beförderung des Guten mit segensreichem Erfolge wirken und seinen Brüdern in gemeinsamen Angelegenheiten recht nützlich werden will, der zeige sich dienstfertig gegen Jedermann. Dieß wird gleichsam der Probirstein seiner Uneigennützigkeit seyn; dadurch wird er sich die Herzen gewinnen, und allgemein wird es heißen: Dieser Mann hat schon vielfältig gezeigt, daß er es gut meine; man darf ihm also trauen, darf sich ihm hingeben: denn er will nur das allgemeine Beßte, das Glück Aller. So ist es wahr, daß uns die Dienstfertigkeit in den Stand setzt, viele gemeinnützige Thaten zum Beßten der Menschheit zu verrichten.

14. Man kann auf mancherlei Weise gegen den Nächsten seine Dienstfertigkeit zeigen.

Die Verschiedenheit der Stände und Stellen unter den Menschen; die mannigfaltigen Bedürfnisse und Drangsale der Einzelnen; die verschiedenen Gaben und Güter, die Gott unter sie ausgetheilt; die Mannigfaltigkeit der Art und Weise, wie sich dieselben

zum Beßten des Andern anwenden lassen: sind eben so viele Veranlassungen, Andern zu dienen.

Vor allem gibt die Verschiedenheit der Stände unter den Menschen Gelegenheit, sich einander dienstfertig zu erweisen. Jeder hat seine besondere Stelle in der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft; jeder seine besondern nähern oder entferntern Verbindungen mit allen Gliedern derselben; jeder seine ihm aufgetragenen Geschäfte und Arbeiten. Jeder kann daher das Seinige, und oft sehr viel zur Erhaltung, zur Sicherheit, zur Ordnung und zum Wohlstande des Ganzen, und daher auch zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Einzelnen beitragen. Ein Jeder ist in einem gewissen Sinne unentbehrlich; ein Jeder befördert durch das Gute, das er an seiner Stelle und in seinem Berufe thut, zugleich das Gute, das Andere an ihrer Stelle und in ihrem Berufe thun, und das sie nicht thun könnten, wenn irgend eine Stockung im Umlaufe der gegenseitigen Dienste und Hilfeleistungen entstünde. Wenn die Obrigkeit für die öffentliche Ruhe und Sicherheit wacht; wenn der Richter das Ansehen der Gesetze handhabt nnd das Eigenthum eines Jeden schützt; wenn der Lehrer an der Bildung und Veredlung der Menschheit arbeitet; wenn der Staatsmann auf die Bedürfnisse des Landes merkt und die Angelegenheiten desselben ordnet; wenn der Fürst Alles überblickt und leitet und die Seele des Ganzen ist: so bringt der Landmann Nahrung aus seinen mit Fleiß bebauten Feldern hervor; der Handwerker und Künstler verarbeitet die Produkte des Landes; der Kaufmann bringt sie in Umlauf und vertauscht ihren Ueberfluß gegen andere; tausend andere Hände bewegen sich, sie an alle Orte, wo man ihrer bedarf, zu bringen, und ihnen alle Gestalten zu geben, die sie brauchbar und nützlich machen können; und indem dieß Alles geschieht, so verrichtet der Taglöhner hunderterlei niedrige und beschwerliche Arbeiten, die jene alle nicht verrichten konnten, ohne die ihrigen zu versäumen, und die doch nicht minder entbehrlich sind. Wie viel Gutes kann nun nicht ein Jeder thun, wenn er dieß Alles mit Willigkeit, mit Fleiß und Eifer, mit einem seinen Brüdern wohlwollenden Herzen thut? Wie heißt also wohl der Stand oder die Stelle, wo man nicht täglich hundert Andern dienen und nützlich seyn könnte?

Eine fernere Veranlassung zu den Dienstgefälligkeiten bieten die mancherlei Bedürfnisse und mißlichen Verhältnisse der Menschen dar. Hier sind Bedürfnisse des Körpers: es fehlt an Nahrung, Kleidung, Wohnung; dort Bedürfnisse des Geistes: es bedarf der Belehrung, des Rathes, der Zurechtweisung. Hier sind körperliche Schmerzen, dort Seelenleiden. Hier fehlt es an Rath, dort an Beistand; hier an Mitteln und Werkzeugen des Erwerbes, dort an Kräften zum Erwerb; hier an Verstand, dort an Thätigkeit. Hier ist ein Armer, der kein Brod, aber Kräfte zur Arbeit hat; dort ein Reicher, der Ueberfluß besitzt, aber keiner harten, anhaltenden Arbeit gewachsen ist. Hier ein Schwacher, ein Kranker, der Pflege und Wartung bedarf; dort ein Gesunder und Starker, der weder besondere Pflege noch Wartung, aber mehrere und bessere Nahrung und Kleidung vonnöthen hat. Hier ein Unwissender, aber Wißbegieriger, der Unterricht; dort ein Gelehrter, der Unterstützung für sich und die Seinigen brauchet. Hier ein Glücklicher, der viel hat, aber nichts recht zu gebrauchen weiß; dort ein Unglücklicher, der von Allem entblößt ist, aber jenen in dem Gebrauche und der Anwendung seiner Güter leiten kann. Hier ein Trauriger, der Trost und Vergnügen suchet; dort ein Fröhlicher, der gern seine Freude Andern mittheilen möchte. Hier ein Fleißiger, dem es an der nöthigen Wissenschaft und Geschicklichkeit fehlet; dort ein der Sache oder der Kunst Verständiger, der viel Einsicht und Fertigkeit, aber nicht Fleiß und Arbeitsamkeit genug hat. Und so verhält es sich in unzähligen andern Fällen. Die Bedürfnisse des Einen sind nicht die des Andern; die Leiden des Einen nicht die des Andern. Was jenem fehlt, das hat dieser, und woran jener leidet, davon ist dieser frei. Ein Jeder kann also auf mancherlei Weise Hilfe leisten und dienen. Ein Jeder darf nur das geben, was er hat; das thun, was er kann; das leisten, was er vermag, so wird ein Jeder dem Andern bald diese, bald jene Leiden und Beschwerden erleichtern, ein Jeder bald diesen, bald jenen Bedürfnissen seiner Brüder abhelfen.

Indem Gott die Kräfte und Fähigkeiten auf verschiedene Weise unter den Menschen austheilte, ist ihnen ebenfalls Gelegenheit zu gegenseitiger Dienstfertigkeit gegeben. Der Eine hat Verstand; der Andere Macht und Stärke; ein Dritter Ehre und

Ansehen; ein Vierter Reichthum und Ueberfluß an Gütern, die er seinen Brüdern mittheilen kann. Und wer kann die Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte in ihren Verhältnissen zu einander bestimmen? Der Eine hat Scharfsinn, einen weitreichenden, tiefen Blick zum Erfinden; der Andere Klugheit und Geschicklichkeit zur Ausführung; der Eine Geschwindigkeit zum Geschäfte des gegenwärtigen Augenblickes; der Andere ausharrende Geduld zu schweren und lang dauernden Unternehmungen; der Eine Muth bei der Annäherung der Gefahr, der Andere Vorsichtigkeit zur Vermeidung derselben; der Eine Feuer, Alles um sich her zu beleben, und zu durchdringen; der Andere kaltblütige Entschlossenheit; der Eine hat ein leicht regbares Herz, das an Allem Theil nimmt, was dem Nächsten begegnet; der Andere einen mehr männlichen Muth, der auch dem Schmerze gleichgiltig in das Auge schaut. Und nun wechsle ein Jeder seine Fähigkeiten und Kräfte gegen die des Andern aus; thue ein Jeder das, was er sicherer und leichter thun kann als Andere; verbinde sich der Starke mit dem Schwachen, der Reiche mit dem Armen, der Beherzte mit dem Vorsichtigen; wende ein Jeder das ihm verliehene Talent an, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben ist: welch ein mannigfaltiger Tausch von Dienstleistungen, von Hilfe und Beistand wird nicht Alle überhaupt und einen Jeden insbesondere beglücken! Wie deutlich wird es sich zeigen, daß es Keinem, selbst den Schwächsten und Niedrigsten nicht, an Mitteln fehle, Andern auf mannigfaltige Weise zu dienen.

Gar mannigfaltig und verschieden ist auch die Art und Weise, wie man zum Beßten des Nächsten seine Kräfte anwenden und ihm so dienen kann. Bald dienet man ihm durch Reden, indem man den Traurigen tröstet, den Trägen ermuntert, den Verzagten Muth einspricht, den Irrenden zurechtweiset, die Unschuld und die Wahrheit vertheidiget, die Bosheit entlarvt, den Irrthum bestreitet, das Gefühl des Guten und Schönen in Andern anregt und nährt; bald dienet man ihm durch Schweigen, indem man die anvertrauten Geheimnisse bewahrt, seine Schwachheiten und Fehler geheim bleiben läßt, im Augenblick seiner Leidenschaft den eigenen Unwillen zurückhält. Einmal dient man seinem Nächsten durch Geben, wenn man den Hungrigen speiset, den Nackten kleidet,

dem Heimathslosen Obdach gewährt; ein anderes Mal dadurch, daß man ihm leihet, dem Einen vom Ueberfluß seiner Güter, dem Andern von seinen Kräften, dem Dritten von seiner Geschicklichkeit. Man kann ferners dem Mitmenschen dienen, wenn man an dem, was ihn betrifft, theilnimmt, mit dem Weinenden weint, mit dem Fröhlichen jubelt; den Unglücklichen bedauert, mit dem Glücklichen sich freuet. Dann dienet man ihm, wenn man seine Schwachheiten geduldig erträgt, in seine Launen sich schickt, ihm seine Beleidigungen verzeiht und nicht Böses mit Bösem vergilt; wenn man ihn in seiner Arbeit unterstützt, in der Noth ihn rettet, aus der Gefahr ihn befreit.

Wie mannigfaltig ist also nicht die Art und Weise, wie wir einander dienen und gegenseitig uns gefällig und hilfreich erzeigen können. Darum sage Niemand mehr, und sei er auch noch so schwach, arm und verlassen, es fehle ihm an Gelegenheit, seinen Mitmenschen dienen zu können. Ein Jeder, der guten Willen hat und seine Kräfte und Fähigkeiten anwenden will, wird unzählige Mal in die Lage kommen, in welcher er seinem Nächsten Dienste leisten kann.

Artikel XXXVII.

Dreifaltigkeit.

1. Begriff von der heiligen Dreifaltigkeit.

Obschon Gott einfach und untheilbar in seinem Wesen ist, so gibt es doch in einer andern Beziehung eine Vielfachheit in ihm, nämlich drei von einander verschiedene Personen, die wir Vater, Sohn und heiligen Geist nennen und die das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit ausmachen.

Unter Person in Gott versteht man ein reelles Subjekt, dem alle Adtribute der Gottheit wie Allmacht, unendliche Weisheit, Güte ꝛc. zukommen.

Wenn in der Trinität von drei göttlichen Personen die Rede ist, so darf man weder an eine Emanation aus der göttlichen Substanz, noch an drei verschiedene göttliche Substanzen denken, woraus drei verschiedene Götter entstünden. Auch wäre es der Lehre der göttlichen Offenbarung entgegen, wenn man glaubte, daß die drei göttlichen Personen, in welchen die untheilbare göttliche Substanz vorhanden ist, außer und neben einander existiren, so wie es bei endlichen Wesen der Fall ist, sondern sie existiren auf eine untheilbare Art in einander. Daher sagt Jesus: Ich und der Vater sind Eins. Und ein anderes Mal: Wer mich sieht, der sieht auch den Vater.

Es wäre auch falsch, wenn man die drei Personen in Gott für drei bloße Namen, oder für drei bloße Verhältnisse Gottes zur Welt oder für drei besondere Wirkungsarten ansehen wollte, da sie vielmehr drei besondere Subjekte in Gott sind.

Die Redensarten „Zeugen“ und „Ausgehen“ sollen die uns unbegreifliche Weise bezeichnen, auf welche die zweite Person in Gott durch die erste und die dritte Person in Gott durch die zwei ersten ihr ewiges Daseyn erhält. Weder die eine noch die andere Art dieses Mittheilens des Daseyns ist ein Schaffen; denn

weder der Sohn noch der hl. Geist ist ein Geschöpf, und nicht von ähnlicher, sondern von derselben Natur mit dem Vater. Auch darf ihr Verhältniß zum Vater nicht als ein Verhältniß der Abhängigkeit betrachtet werden. Der Sohn und der hl. Geist haben ein jeder ihr Seyn vom Vater; er ist der Grund ihres Daseyns, aber sie sind gleichwohl nicht geringer als er.

2. Stellen aus der heil. Schrift.

Und es rief Einer dem Andern zu und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr! Gott der Heerschaaren, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit. Is. 6, 3.

Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes. Matth. 28, 19.

Drei sind, die im Himmel Zeugniß geben: der Vater, das Wort und der heil. Geist, und diese drei sind Eines. Joh. 5, 7.

3. Stellen der heil. Väter und Kirchenschriftsteller.

Seid bemüht, euch in den Glaubenssätzen des Herrn und seiner Apostel zu befestigen, daß Alles, was ihr thut, euch gelinge, nämlich im Sohne, im Vater und im heil. Geiste. **S. Ignat. ep. ad Magnes.**

Wer soll sich nicht wundern, uns, die Gott den Vater verkünden, und Gott den Sohn und den heiligen Geist, so daß wir die Kraft ihrer Einheit und die Ordnung ihres Unterschiedes auseinandersetzen, Leute ohne Gott zu nennen? Uns Christen liegt daran, daß wir kennen lernen, welches die Einheit der drei göttlichen Personen, und welches der Unterschied der (drei) Geeinigten sey! Wir behaupten, daß es drei sind in Hinsicht auf die Macht, der Vater, Sohn und hl. Geist; im Wesen aber ist es Einer, der Sohn ist nämlich des Vaters Wort und Weisheit, und von eben demselben geht der hl. Geist wie das Licht vom Feuer aus. **Athenag.**

Wir beten an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den hl. Geist: drei Personen, aber eine Gottheit. **S. Gregor. Naz. orat. 73.**

Wir nehmen einen Gott, aber nicht zwei oder drei an. Drei Götter würde derjenige annehmen, der die Gottheit der Dreieinig-

keit theilet. Wir bekennen den Vater, den Sohn und den hl. Geist, so, daß in der vollkommenen Dreifaltigkeit die Fülle der Gottheit zugleich mit der Einheit der Macht sey. S. Ambros. l. I. de fide c. 1.

Der Glaube an die Dreieinigkeit ist ein Geheimniß, woran der Ungläubige gar nichts begreift; wir selbst fassen es nicht. Eine einzige Substanz, eine einzige Natur in der Dreiheit. Die drei Personen sind in Allem gleich, an Macht, an Wirkung, an Vollkommenheit. Der Sohn und der hl. Geist haben Theil an dem vollen Glanze des Vaters, eine und dieselbe Kraft ist in der Einheit der Dreifaltigkeit. Origenes.

Wir beten an den Schöpfer des Weltalls, an der zweiten Stelle den Sohn, an der dritten den hl. Geist. Justin. in Apol. I. n. 13.

In der Dreieinigkeit, welche Gott ist, ist der Vater Gott, der Sohn Gott und der hl. Geist Gott, und zugleich sind diese drei nur Ein Gott. Ein Gott ist wegen der untheilbaren Gottheit; drei Personen aber sind wegen der Eigenthümlichkeit einer Jeden, und wegen der Vollkommenheit eines Jeden sind sie nicht Theile eines einzigen Gottes, sondern eine jede Person ist Gott. S. Aug. l. II. contr. Max. c. 10.

Die Dreieinigkeit ergrübeln, ist Vermessenheit; an sie glauben, Frömmigkeit; sie bekennen, Leben und ewige Seligkeit. S. Bernard lib. III. de consid. cap. 8.

Wir Unwissende bilden uns manchmal ein, die Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit seien alle drei in einer Person beisammen, wie man sie manchmal in einem Bilde mit drei Antlitzen gemalt steht. Uns aber wurden die Personen unterschieden vorgestellt, und man kann eine jede derselben besonders ansehen und anreden. In allen drei Personen ist nicht mehr als Ein Wille, Eine Macht, Eine Herrschaft, so daß keine etwas ohne die andere thun kann, sondern alle Creaturen haben nicht mehr als nur Einen Schöpfer. Könnte der Sohn nur eine Ameise erschaffen ohne den Vater? Nein; denn die Macht beider, folglich auch die des hl. Geistes, ist nur Eine. Es ist nur Ein Gott, der allmächtig ist, und alle drei Personen sind auch Eine Majestät. Könnte Jemand den Vater lieben, ohne den Sohn oder

den hl. Geist? Nein; sondern wer einer dieser drei Personen gefällt, der gefällt allen dreien, und wer eine beleidiget, beleidiget alle drei. Kann wohl der Vater ohne den Sohn seyn oder ohne den hl. Geist? Nein; denn es ist ein Wesen, und wo Eines ist, da sind alle drei, und sie können nicht zertheilt werden. Die hl. Theresia.

4. Geschichtliche Beispiele.

Der hl. Augustin gab sich unter Anderm auch viel mit Erforschung des Geheimnisses der heiligsten Dreifaltigkeit ab. Er war eben damit beschäftiget, über dieses anbetungswürdige Geheimniß ein eigenes Buch zu schreiben, als er am Ufer des Meeres spazieren gehend ein wunderschönes Knäblein erblickte, das eine Grube machte. Unser Heiliger ging darauf zu und fragte: Kleiner, was machst du hier? Der Knabe antwortete: Eine Grube. Und wenn du damit fertig bist, was dann? Der Knabe entgegnete: Nun, dann will ich das Meer, welches sich vor deinen Augen ausbreitet, hineinschöpfen. Das wirst du, fuhr der hl. Augustin lächelnd fort, in Ewigkeit nicht zu Stande bringen. Und dennoch sprach der Knabe, werde ich noch eher das große Meer in diese kleine Grube hineinbringen, als du das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit in deinen Kopf, d. h. dasselbe erforschest.

Der gottselige Franziskus Folianus war ein großer Verehrer der heiligen Dreifaltigkeit. Alles, was er that, bezog er auf dieses heilige Geheimniß; Alles, was er besaß, war so eingerichtet, daß es ihm ein Bild der heiligen Dreifaltigkeit darstellte. Den Tag hindurch machte er häufig bei seiner Arbeit drei Fußfälle oder betete dreimal nach einander das: „Ehr sei Gott dem Vater und dem Sohne und dem hl. Geiste;“ bei Tisch segnete er sein Brod mit drei Kreuzzeichen, zertheilte es in drei Stücke; seine Zimmer, seine Tische und seine Stühle hatten eine dreieckige Form, auf daß ihn Alles an das hochheilige Geheimniß des dreieinigen Gottes erinnerte.

Zur Zeit des Arianismus fanden sich einmal bei dem Gottesdienste zu Gascogne im Jahre 461 viele Arianer ein. Da fielen, während der Priester der Stadt, Namens Petrus, das heilige Opfer feierte, von dem Plafon des Tempels drei glänzende

Wassertropfen von gleicher Größe auf den Altar herab. Das Volk bemerkte diese wunderbare Erscheinung; der Priester aber fing mit der Patene diese Tropfen auf, und sogleich vereinigten sie sich, wie zu einem einzigen herrlichen Edelstein. Und wie der Priester es dem versammelten Volke zeigte, rief Alles wie aus Einem Munde: Fürwahr ein lautes Zeugniß für die heiligste Dreifaltigkeit. Drei und doch Eines! (Der Katholik in seinem Glauben v. Mehler.)

5. Bilder und Gleichnisse.

Der hl. Dionysius von Alexandrien stellt uns das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit in folgendem Bilde dar: Er vergleicht es nämlich mit dem Wasser einer Quelle, aus welcher ein Bach und dann ein Fluß wird. Hier ist ein und dasselbe Wasser, sagt er, welches drei verschiedene Namen führt.

Tertullian findet in der Sonne ein Bild der heiligsten Dreifaltigkeit. „Es gibt nur Eine Sonne," sagte er, „und in diesem Sterne finden wir ganz deutlich drei Dinge: 1) die Sonne, welche die Lichtstrahlen hervorbringt, 2) die Lichtstrahlen, welche von der Sonne hervorgebracht werden, und 3) die Wärme, die von der Sonne und den Lichtstrahlen ausgeht.

Wir tragen an uns selbst, sagt der hl. Augustin, das Bild der anbetungswürdigsten Dreieinigkeit, eines einzigen Gottes in drei Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist. Es gibt in uns eine einzige Seele und in unserer Seele drei sehr verschiedene Dinge, nämlich: den Verstand, den Gedanken und die Liebe. Der Verstand, welcher den Gedanken hervorbringt, ist das Bild des Vaters; der Gedanke, welcher aus dem Verstande entsteht, ist das Bild des Sohnes, und die Liebe endlich, die gewissermaßen aus dem Verstande und dem Gedanken hervorgeht, ist das Bild des heiligen Geistes.

In verschiedenen Gegenständen der Natur scheint sich uns gleichsam ein Bild der heiligsten Dreifaltigkeit darzustellen. So fand z. B. der hl. Isidor ein solches Bild in der dreifachen Farbe des Amethysts, und er erklärt uns dieß auf folgende wahrhaft niedliche Weise: „Der Amethyst," sagt er, „erglänzt in dreifacher Farbe; wir erblicken darin Purpurroth, Violett und Rosenroth.

Purpur ist die Farbe der Macht, und deutet hin auf den allmächtigen Vater, den Schöpfer und König Himmels und der Erde. Das Veilchen (viola) mit seiner Farbe ist ein Sinnbild der Demuth und bezeichnet uns die Demuth des Menschgewordenen Sohnes. Die Rose endlich mit ihrem herrlichen Roth ist ein Symbol der Liebe und zeigt uns an die Liebe des heiligen Geistes." (Der Katholik in seinem Glauben von Mehler.)

6. Das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit ist im alten Bunde angedeutet.

Wie die Sonne, wenn sie aufgehet, nicht sogleich in voller Kraft leuchtet, sondern erst allmälig zunimmt, so hat auch Gott den Menschen sich nicht auf einmal in voller Enthüllung dargestellt, sondern nur allmälig immer mehre Strahlen seiner Wesenheit entfaltet. Daher sagt der hl. Gregor von Nazianz: Das alte Testament verkündete deutlich den Vater, dunkel aber den Sohn, das neue zeigt uns klar den Sohn, die Gottheit des heiligen Geistes aber noch mehr verhüllt: jetzt aber ist der hl. Geist selbst bei uns, und offenbart sich uns deutlicher. Und der hl. Epiphanius schreibt: Durch Moses wird vorzüglich die Einheit Gottes gepredigt; durch die Propheten wird schon mit Sorgfalt die zweite Person empfohlen und im Evangelium die Dreifaltigkeit selbst gezeigt.

Im alten Testamente kommen also nur Andeutungen von der heiligen Dreifaltigkeit vor. Die Stellen nun, die darauf Bezug haben, sind unter andern folgende:

Schon in der ersten Zeile der Schöpfungsgeschichte, in den Worten nämlich: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde," wollen Einige die Dreifaltigkeit finden. Denn das Wort Gott ist im Hebräischen durch Elohim ausgedrückt, was die vielfache Zahl ist, und somit die Mehrheit der Personen andeutet; dieses Elohim hat aber, ungeachtet es die vielfache Zahl ist, das Zeitwort in der einfachen bei sich, wodurch zugleich wieder die Einheit des Elohim ausgedrückt ist.

Im sechsten Vers der Genesis heißt es: Gott sprach, es werde das Firmament in Mitte der Wasser und es scheide die Wasser von den Wassern; und Gott machte das Firmament und

schied die Wasser. Ferner: Gott sprach: Es werden leuchtende Körper am Firmamente des Himmels; und Gott machte zwei große leuchtende Körper. — Hier ist eine sehr merkwürdige Aufeinanderfolge. Es ist hier ein Gott, der denkt und redet, und ein Gott, der handelt und schafft. Der erste, sagt der hl. Hilarius, ist der, von dem Alles kömmt (ex quo omnia); der zweite, durch den Alles geschaffen wurde (per quem omnia facta sunt).

Besonders in der Schöpfung des Menschen offenbart sich eine Mehrheit der Personen. Gott sprach nämlich: „Laßt uns den Menschen nach unserem Bilde und Gleichnisse schaffen." Diese Worte zeigen uns eine göttliche Unterredung, eine göttliche Berathschlagung. Gott redet zu einem zweiten Ich, und zwar im Augenblicke, wo er das lebendige Bild seiner Trinität schafft. Man sagt zwar dagegen: Gott habe zu sich selbst gesprochen; allein es ist ganz gegen alle Sprachweise; denn kein Künstler, der ein Werk beginnen will, sagt, wenn er allein ist, zu sich selbst: Kommt, laßt uns dieß oder jenes machen. Es setzt die Rede: „Kommt, laßt uns" immer Mehre voraus, und nur wenn der Künstler Gehilfen hätte, könnte er in dieser Weise reden. Eben deßwegen sagen Andere: Gott habe zu den Engeln gesprochen. Dagegen ist zu bemerken, daß Gott in dieser Stelle zu seines Gleichen spricht; die Engel aber, sind sie auch von der höchsten Ordnung, sind nur Diener Gottes, also ihm nicht gleich, sondern untergeordnet. Daß aber Gott zu seines Gleichen spricht, geht aus den Worten hervor: „Nach unserm Bilde und Gleichnisse." Gott hat mit den Engeln nicht gleiches Bild und gleiche Aehnlichkeit. Die hl. Väter finden hier durchgehends die Dreifaltigkeit angedeutet, und schön sagt Fulgentius: „Es ist nicht Sache einer einzigen Person zu sagen: Laßt uns es machen nach unserm Bilde und nach unserm Gleichnisse." Aber auch die Einheit Gottes ist in der Stelle ausgesprochen; denn die vielfache Zahl der Worte: „Laßt uns" und „nach unserm" nämlich Ebenbilde, deutet die Person des Vaters und des Sohnes an; das Wort „Ebenbild" in der einfachen Zahl aber drückt die Einheit Gottes aus. Wenn also Christus ein Geschöpf ist, fährt Fulgentius fort, warum macht ihn Gott bei seinem Werke zu seinem Genossen? Wenn er nicht der Sohn Gottes ist, wie kann er mit dem Vater gleiches

Ebenbild haben? Der angenommene Sohn hat mit dem, der ihn angenommen, nicht gleiches Ebenbild. Hier ist also kein Unterschied des Ebenbildes gesetzt, sondern dem Sohn und dem Vater das gleiche Ebenbild beigelegt; denn Gott sagt nicht: Laßt uns den Menschen machen nach unsern Ebenbildern: in diesem Falle könnte man meinen, er rede zu Solchen, die unter ihm sind, also zu Engeln. Aber wenn er sagt: Nach unserm Ebenbilde, so ist klar ausgedrückt, daß er zu seines Gleichen spricht. Wiederum sagt Fulgentius: Damit Niemand behaupte: Gott habe die Worte: „Laßt uns machen," innerlich zu sich selbst gesprochen, und es sei damit keine Mehrheit der Personen ausgedrückt, so folgt gleich darauf: Gott machte den Menschen, nach seinem Ebenbilde machte ihn Gott. Sieh, wie deutlich Alles ausgedrückt ist? Gott und Gott heißt es, um die Mehrheit der Personen anzudeuten und den Sabellius auszuschließen, der behauptete, der Vater und der Sohn sei nur Eine Person; um aber nicht zwei Götter einzuführen, ist den beiden Personen Ein Ebenbild beigelegt.

Eine andere hieher gehörende Stelle ist: „Sieh, Adam ist geworden wie Einer aus uns." Wegen des schon oben angegebenen Grundes kann hier Gott wieder nicht zu den Engeln reden; denn er spricht zu seines Gleichen. Auch zu sich selbst kann er es nicht sagen, weil die Worte: „Wie Einer aus uns," zu deutlich eine Mehrheit anzeigen. — Hieher wollen Einige auch die Stelle rechnen Gen. 11, 7.: Kommt, laßt uns hinabsteigen, und ihre Sprache verwirren. Der hl. Augustin meint zwar, man könne diese Worte von den Engeln verstehen, mit welchen Gott zur Vollbringung dessen, was er ihnen aufgetragen hat, im gewissen Sinne hinabgestiegen ist. Indeß bemerken Andere: Hätte hier Gott zu Engeln gesprochen, so würde er nicht gesagt haben: Laßt uns hinabsteigen u. s. w., sondern „steiget hinab." Dieß würde den Befehl besser ausdrücken. Auch ist in der Stelle keine Erwähnung von Engeln. Die Schrift pflegt aber sonst, wenn Gott etwas mit den Engeln bespricht, diese zu nennen, wie III. Kön. Kap. 22., Is. 6., Job 1.

Die Verschiedenheit der göttlichen Personen wird auch aus Gen. 18. geschlossen. Es erschienen nämlich dem Abraham drei Engel; aber sie stellen eine höhere Majestät dar, sowohl durch

ihre Gestalt als durch ihre Rede; daher hat sie auch Abraham wie Gott verehrt und genannt. Sie selbst sprechen, als wären ihrer nicht drei, sondern nur Einer. Denn Vers 10 heißt es: Und er sprach zu ihm: Ich werde wieder kommen zu dir. Und Vers 13: Der Herr sprach zu Abraham: Warum hat Sara gelacht? Aus diesem Allen schließen mehre Väter, wie Augustinus, Hilarius, Cyrillus, daß hier die Dreiheit in der Persönlichkeit und die Einheit in der Wesenheit Gottes angedeutet sei.

Auch die Stelle Gen. 19, 24. wird von vielen Vätern angeführt, um die Dreifaltigkeit gegen die Juden und Sabellianer zu beweisen. Es heißt nämlich: Also regnete der Herr über Sodoma und Gomorrha Schwefel und Feuer vom Himmel herab. Hier sei der Sohn Gottes angedeutet, sagen sie, der vom Vater Schwefel ꝛc. herabgeregnet habe.

Noch lassen sich viele andere Schrift-Texte aus dem Alten Testament anführen, in welchen entweder von drei Personen die Rede ist, oder die Gott beigelegten Attribute geheimnißvoll dreimal wiederholt werden. So heißt es Ps. 32, 6: „Durch des Herrn Wort sind die Himmel gefestiget und durch den Geist seines Mundes alle ihre Zierde.“ Hier bezeichnen die Ausdrücke: Herr, Wort und Geist eben so viele Personen. — Bei Isaias Kap. 6 heißt es: Die Seraphim schrieen Einer zum Andern und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott der Heerschaaren. Hier wird deutlich die Dreiheit der Personen angezeigt. Daher bemerkt hiezu der hl. Ambrosius: Um auszudrücken, daß in den drei Personen nur Ein Gott sei, wird, nachdem das Heilig dreimal wiederholt ist worden (wodurch die drei Personen bezeichnet sind), in der Einheit hinzugesetzt: „Der Herr der Heerschaaren“ und dadurch gesagt, daß nur Ein Gott sei.

Schlagend gegen die Sabellianer, Marcellianer und Andere, welche die Mehrheit der Personen in Gott läugnen, ist der 109. Psalm. In diesem Psalme ist nämlich deutlich von zwei Personen die Rede; denn es heißt, daß der Herr zum Herrn, das will sagen, der Vater zum Sohne gesprochen habe, er solle sich zu seiner Rechten setzen.

Deßgleichen ist im 11. Psalm deutlich der Unterschied zwischen Vater und Sohn hervorgehoben, denn es heißt: Der Herr sprach zu mir, mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt.

Besonders erwähnenswerth ist noch das achte Kapitel der Sprüchwörter, wo uns Salomon in den herrlichsten Zügen die göttliche Weisheit vorführt. Es heißt dort: „Der Herr besaß mich am Anfange seiner Wege; vor seinen Werken war ich. Ich war eingerichtet seit Ewigkeit, seit dem Anfange und ehe denn die Erde wurde; die Abgründe waren noch nicht, und ich war schon gezeugt; die Quellen waren ohne Wasser, die Berge waren noch nicht befestiget, vor den Hügeln war ich gezeugt. Der Herr hatte die Erde, die Flüsse und die Berge noch nicht gemacht. Als er die Himmel ausspannte, war ich da; als er den Abgrund mit einem Damm umgab, als er die Wolken aufhängte, als er die Quellen des Abgrundes schloß, als er dem Meere Grenzen gab, welche die Wasser nicht überschreiten sollten; als er die Grundvesten der Erde legte: da war ich bei ihm, von ihm genährt, war ich alle Tage seine Lust, spielend unaufhörlich vor ihm, spielend im Weltall; und meine Lust ist es, mit den Menschenkindern zu seyn.“ Zu diesen bedeutungsvollen Worten bemerkt Maret in seiner christlichen Theodice: Hier ist offenbar von einer Weisheit in Gott die Rede, die von Gott selbst verschieden ist, von einer persönlichen, Gott gleich ewigen, die Welt schaffenden und ordnenden Weisheit; von jener Weisheit, welche sich nach dem Maße des Menschen einrichtet, um sein Licht zu werden. Die Erkenntniß dieser Weisheit rührt nicht von Salomon her; sie ist angedeutet im Deuteronomium und ausdrücklich im Buche Job erwähnt. „Wo findet man die Weisheit? Wo ist Aufenthalt der Einsicht? — Der Mensch kennt ihren Werth nicht; sie bewohnt nicht das Land der Lebenden. Der Abgrund sagt: Sie ist nicht in mir; und das Meer: Ich kenne sie nicht. Man kauft sie nicht um schweres Gold; man erlangt sie nicht um das reinste Silber. Woher kommt also die Weisheit? Wo ist der Aufenthalt der Einsicht? Sie ist den Augen der Sterblichen verborgen, sie ist den Vögeln der Luft unbekannt. Die Hölle und der Tod sagten: Wir haben von ihr sprechen gehört. Gott kennt ihre Wege, und er allein weiß, wo sie wohnt, er der bis an die Enden der Erde sieht, der Alles schaut, was unter den Himmeln ist. Als er die Stärke der Winde wog, und die Wasser des Abgrundes maß, als er Gesetze dem Regen gab, und ihre Bahn dem Blitz und

den Stürmen anwies; da sah er die Weisheit; da offenbarte er sie; und er schloß sie in sich und durchforschte ihre Tiefen."

Die Tradition von der Persönlichkeit der göttlichen Weisheit hat sich unter den Juden nie verloren; wir finden sie in den Büchern der Weisheit und in den Büchern der Propheten wieder. Die Kirchenväter sahen in dieser gezeugten, ewigen und schöpferischen Weisheit das eingeborne, ewige und schaffende göttliche Wort, den Sohn Gottes, die zweite Person der Dreieinigkeit. Hören wir den hl. Augustin und Gregor den Großen. „Ja, sagt der große Bischof von Hippo in seinem Briefe an Deogratius, Salomon hat behauptet, daß Gott einen Sohn hat. Denn in seinen Büchern spricht die Weisheit von sich: „Gott hat mich vor den Hügeln gezeugt." Und ist Jesus Christus nicht die Weisheit Gottes selbst? Gregor der Große aber sagt: Alle alten Patriarchen kannten die Einheit der Dreifaltigkeit, aber sie haben sie nicht offen gelehrt.

7. Die heilige Dreifaltigkeit ist in den Schriften des neuen Bundes ausgesprochen.

a) Jesu eigene Aeußerungen über Gottes dreifache Persönlichkeit.

Jesus Christus sagte zu seinen Jüngern: Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Matth. 28, 19. Dieß ist ein klares Zeugniß für die heilige Dreifaltigkeit. Denn nach der Lehre des Evangeliums ist die Taufe eine zweite Schöpfung, wodurch der Geist und das Herz des Menschen erneuert wird. Aber ein jeder Schöpfungsakt ist wesentlich ein göttliches Werk; denn schaffen heißt Etwas aus Nichts machen, was alle menschliche Macht übersteigt. Ja diese geistige Schöpfung übersteigt noch im gewissen Sinne die materielle. Denn schwerer ist nach dem Ausspruche eines heiligen Kirchenlehrers die Vergebung der Sünden an und für sich, als die Schöpfung neuer Himmel und neuer Welten; denn näher liegen Gott alle nur möglich denkbaren, wenn auch noch nicht in der Wirklichkeit, sondern nur der Möglichkeit nach bestehenden Dinge, als die Sünde, welche gegen Gott den schärfsten Gegensatz bildet und in unbeziehbarem Abstande von ihm ist. Da nun die Taufe nothwendig ein göttlicher Akt ist, und im

Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes gespendet wird, so folgt daraus, daß in der Gottheit diese drei Personen existiren: also eine Dreifaltigkeit bestehe.

Weiter ist bekannt, daß die Redensart in Jemandens Namen Taufen so viel ist, als sich dadurch Jemanden verpflichten. Also werden die Christen durch die Taufe dem Dienste des Vaters, Sohnes und hl. Geistes verpflichtet. Erwägen wir nun, daß Jesus es als den Hauptzweck seiner Sendung angesehen habe, die Menschen zur Erkenntniß und Verehrung des allein wahren Gottes zu bringen, so ist es offenbar, daß der Vater, Sohn und heilige Geist, auf dessen Namen die Christen getauft, d. h. dessen Dienst sie gewidmet werden, Gott seyn müssen. Soviel wissen wir auch aus andern Stellen, daß unter dem Vater immer Gott verstanden werde. Da nun der Sohn und heilige Geist in ganz gleichem Verhältnisse angeführt werden, wie der Vater, d. h. da der Täufling eben so dem Dienste des hl. Geistes und des Sohnes wie des Vaters geweihet wird, so folgt, daß sie auch mit dem Vater gleicher Natur und Wesenheit sind: widrigenfalls könnten sie nicht ohne allen Unterschied dem unendlichen Vater gleichgestellt werden. Nun ist aber auch bekannt, daß Jesus nur einen einzigen Gott gelehrt habe; also müssen Vater, Sohn und hl. Geist dem Wesen nach Eines seyn; und so ist der Eine Gott dreifach in den Personen.

Die Taufformel ist aber nur eine Zusammenfassung von der Lehre Jesu Christi, sie setzt nothwendig andere Lehren voraus, welche sie erklären und vervollständigen. Hören wir nun wie sich Jesus bezüglich seiner eigenen Person äußert. In der Unterredung mit Nikodemus sagt der Heiland: „So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahin gab, damit ein Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." — Dieser eingeborne Sohn, der zugleich der Menschensohn ist, ist vom Himmel herabgestiegen und hat doch den Himmel nicht verlassen; denn er sagt von sich: Niemand steigt in den Himmel hinauf, als der vom Himmel herabstieg, der Menschensohn, der im Himmel ist. Joh. 3, 13. — Der eingeborne Sohn Gottes ging vom Vater aus und kam in die Welt. „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen!"

Joh. 16, 27. — Der Vater, von dem er ausgegangen, ist mit ihm Eins. „Ich und der Vater sind Eines." Joh. 10, 30. — Der Vater ist in ihm, und er ist im Vater. „Glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich im Vater bin." Joh. 10, 38. — Noch bestimmter ist das Folgende: Einer seiner Jünger bittet Jesum, er möge ihnen den Vater zeigen. Da antwortet der Herr: So lange bin ich schon bei euch und ihr kennet mich noch nicht? Philippus, wer mich sieht, sieht auch den Vater. Wie sagst du: Zeige uns den Vater? Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist? Die Worte, welche ich zu euch rede, spreche ich nicht von mir selbst, sondern der Vater, der in mir wohnt, wirkt selbst die Worte. Joh. 14, 9.

Aus diesen Stellen, die sich noch sehr vermehren ließen, ist es klar, daß Jesus Christus, obgleich er sich vom Vater bezüglich der Person unterscheidet, sich doch hinsichtlich der Substanz und der Natur mit ihm eine vollkommene Gleichheit zuschreibt. Darum fordert er auch bei jeder Gelegenheit gleiche Anbetung mit dem Vater.

Deßgleichen spricht sich Jesus über den heiligen Geist als eine mit dem Vater und Sohne an Wesenheit gleiche Person in der Gottheit aus. Dahin gehören z. B. die Stellen: Wenn der Tröster kömmt, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, so wird er von mir Zeugniß geben. Joh. 15, 26. Oder: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er mit euch in Ewigkeit bleibe, den Geist der Wahrheit." Joh. 14. Offenbar werden hier die drei Subjekte als wirkliche Personen unterschieden.

b. Aussprüche der Jünger Jesu.

Die Jünger Jesu kamen dem Befehl ihres göttlichen Heilandes nach, lehrten alle Völker und tauften sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Dadurch sprachen sie zugleich auch ihren Glauben an die heilige Dreifaltigkeit aus. Daß sie aber den Gläubigen auch ausdrücklich dieses Geheimniß gelehrt haben, gehet aus ihren Schriften hervor, denn

1) Petrus, der Vornehmste unter den Aposteln, schreibt in seinem ersten Briefe K. 1. V. 1 u. f.: „Petrus, ein Apostel Jesu

Christi, wünschet den zu Christen aufgenommenen in Pontus, Gallatien, Kappadocien, Asien und Bithynien zerstreuten Fremdlingen, die nach dem Rathschlusse Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes zur Annehmung der christlichen Lehre und zur Theilnahme an dem Blute Jesu Christi gelangt sind, beständigen Zuwachs an Gnade und Segen." Hier kommen offenbar die drei göttlichen Personen in innigster Verbindung vor: dem Vater werden die ewigen Rathschlüsse, dem hl. Geiste wird die Heiligung und dem Sohne die Erlösung zugeschrieben.

2) Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, beginnt sein Evangelium mit den Worten: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieß war im Anfange bei Gott; Alles ist durch ihn gemacht und ohne ihn ist nichts gemacht u. s. w. Hier ist deutlich von der ersten und zweiten Person in der Gottheit die Rede, vom Vater und Sohne. Ja, in dieser Stelle, sagt der hl. Ambrosius, sind alle Feinde der hl. Dreifaltigkeit zu Boden geschlagen; denn weil es heißt: „Im Anfange war das Wort," so ist Arius überwiesen; denn war es im Anfange, d. h. vor aller Zeit, so ist es ewig, also nicht geschaffen, kein Geschöpf. Weil gesagt wird: Es war bei Gott, so ist es mit ihm nicht vermischt, und so ist Sabellius zum Schweigen gebracht. Es heißt: „Und Gott war das Wort," damit ist Photinus widerlegt; denn es ist nicht eine bloße Kraft, sondern eine Persönlichkeit. Weil gesagt wird: „Es war im Anfange bei Gott," so leuchtet dadurch die unzertrennliche Einheit der ewigen Gottheit im Vater und Sohne ein, und so sind Eudoxius und Eunomius beschämt. Endlich weil es heißt: „Alles ist durch dasselbe gemacht," so ist es offenbar der Urheber von Allem. — Eben so klar spricht der hl. Johannes vom heiligen Geiste, z. B. Joh. 15, 26. — Im ersten Briefe des hl. Johannes findet sich auch folgende bekannte Stelle: Drei sind, die im Himmel Zeugniß geben: Der Vater, das Wort und der hl. Geist, und diese drei sind Eins. K. 5, V. 7. Die Aechtheit dieses Verses ist zwar vielfach angestritten worden, weil ihn die ältesten griechischen Handschriften nicht haben, und die hl. Väter nicht anführen; indeß findet er sich doch in der alten englischen Handschrift und in einigen jüngern, auch spielt der hl. Cyprian in seinem Werke

von der Einheit der Kirche zum Beweise der Einigkeit darauf an, und die afrikanische Kirche gründet darauf in ihrem Glaubensbekenntnisse, welches sie im Jahre 484 n. Chr. dem König der Vandalen Hunerich überreichte, ihren Glauben an die Gottheit des Sohnes.

3. Paulus, einer der erleuchtesten und größten Apostel, lehrt

I. daß es in Gott einen Vater gibt, der von sich selbst von Ewigkeit ist, und dem die Schöpfung, Erhaltung und Regierung des Weltalls vorzugsweise zuzuschreiben ist; denn 1. Kor. 8, 6. schreibt er: Wir haben Einen Gott, den Vater, von dem alle Dinge, und in dem wir selbst sind. cf. Hebr. 3, 4.

II. Und einen Sohn, der vom Vater gezeugt ist von Ewigkeit, dem die Erlösung der Menschen zuzuschreiben ist, und in dem sich auch die Weisheit Gottes verherrlichet hat. Denn Röm. 8, 3. schreibt er: „Gott sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und wegen der Sünde, und strafte die im Fleische wohnende Sünde an ihm.“ Der von Gott Gesandte kann also nicht ein bloßer Mensch, er muß etwas Höheres, wie die Schriftstelle sagt, wirkich Gott seyn. Weil er nur die Gestalt der Menschheit angenommen hat, Röm. 9, 5. nennt er ihn „den über Alles hochgelobten Gott in Ewigkeit.“ — Phil. 2, 5. sagt der heil. Paulus von Christus, daß er, da er in Gottes Gestalt war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu seyn; aber sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich und im Aeußern wie ein Mensch erfunden ward. Dieß ist wohl ein klares Zeugniß für die Wesensgleichheit Jesu Christi mit Gott dem Vater. Im Briefe an die Kolosser (K. 1.) nennt der heil. Paulus Jesum Christum nicht bloß das Abbild des unsichtbaren Gottes und den Erstgebornen der ganzen Schöpfung; er legt ihm ferners nicht bloß die Schöpfung bei, sondern sagt K. 2. V. 9. geradezu, daß in ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohne. — I. Tim. 3, 16. sagt der Apostel von Jesus: Gott, erschienen im Fleische, ward gerechtfertigt im Geiste, geschaut von den Engeln, verkündigt unter den Heiden, geglaubt in der Welt und aufgenommen zur Herrlichkeit. Im Briefe an Titus K. 2. V. 10. empfiehlt der heilige Paulus allen Ständen unter den Christen einen musterhaften Lebenswandel, damit sie

der Lehre Gottes, unsers Heilandes, allenthalben Ehre machen. Gleich darauf sagt er: „Die Gnade Gottes, unsers Erlösers, ist allen Menschen erschienen," — und sodann hält er uns ernstlich an, daß wir der Gottlosigkeit und den Lüsten der Welt entsagend, sittsam, gerecht und gottesfürchtig in der Welt leben, harrend in seliger Hoffnung der Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Erlösers Jesu Christi." Die Ausdrücke „Gottes" und „Erlösers" müssen offenbar Benennungen ein und desselben Subjektes seyn, weil die Prädikate: „Allen Menschen erschienen" und „Erscheinung der Herrlichkeit" nur auf Jesum bezogen werden können. — In allen diesen Stellen ist also Jesus Christus deutlich als zweite Person in der Gottheit bezeichnet.

III. Und einen heiligen Geist, der vom Vater und Sohne ausgehet von Ewigkeit, göttliche Persönlichkeit besitzt, und seine Wirksamkeit auf Erden vorzüglich durch Erleuchtung und Besserung der Menschen äußert; denn Galat. 7, 6. schreibt Paulus vom heiligen Geiste: „Gott hat den Geist des Sohnes in euere Herzen gesandt, welcher ruft: Abba, Vater!" Wenn der heilige Geist ein Geist des Sohnes heißen kann, so läßt sich mit Recht behaupten, daß er nicht bloß vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehe. 1. Corinth. 3, 16. aber heißt es: Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und daß der heilige Geist in euch wohne? — Der heilige Geist hat also einen Tempel in unsern Herzen, und Tempel des heiligen Geistes oder Tempel Gottes werden als gleichgeltende Ausdrücke gebraucht. Muß also der heilige Geist nicht Gott seyn? 1. Corinth. 2, 11. heißt es: „Wer weiß es, was in dem Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist? Eben so weiß auch Niemand, was in Gott ist, als nur der Geist Gottes." In dieser Stelle wird der heilige Geist zugleich deutlich als eine Persönlichkeit bezeichnet. Wiederum lesen wir 1. Corinth. 12, 11.: „Dieses Alles wirkt ein und der nämliche Geist, der einem Jeden nach seinem Willen es mittheilt." Hier wird dem heiligen Geist auch ein Wille, hingegen Ephes. 4, 30. ein Empfindungsvermögen zugeschrieben. Alle diese Ausdrücke bezeugen aber, daß der heilige Geist wirklich eine Persönlichkeit in der Gottheit sei.

8. In der katholischen Kirche wurde von jeher die heilige Dreifaltigkeit geglaubt.

Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche behaupteten, daß die Lehre von Gottes dreifacher Persönlichkeit erst in spätern Jahrhunderten, vorzüglich durch das Streben, die Lehrsätze der neuplatonischen Philosophie mit jenen des Christenthums zu verbinden, in den christlichen Lehrbegriff hineingetragen worden sei. Während der drei ersten Jahrhundert habe gar keine Uebereinstimmung über diesen Gegenstand unter den Christen geherrscht, und wohl Niemand habe sich damals jene Begriffe von der Dreifaltigkeit gemacht, welche später gelehrt worden sind. Die aus dem Judenthume bekehrten Christen dachten bei dem Ausdrucke Sohn Gottes nach ihrem Sprachgebrauche wohl an Nichts Anders, als an einen Liebling Gottes, den lang erwarteten Messias; die Heidenchristen aber werden sich nach der Analogie ihrer frühern Begriffe von Götterzeugungen unter dem Sohne Gottes irgend einen erst später entstandenen Gott vorgestellt haben. Die zahlreichen Sekten der Gnostiker dachten vermöge ihrer Emanationstheorie bei den Worten Sohn Gottes und heiliger Geist gewiß nur an Aeonen, d. h. an gewisse höhere Geister, die aus der göttlichen Substanz ausgeflossen seien. Allein die Zeugnisse der heil. Väter machen solche Träumereien zu Schanden; sie liefern den unumstößlichen Beweis, daß von jeher der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit in der Kirche vorhanden war. Wir führen nur einige dieser Zeugnisse an, und zwar

a) aus dem ersten Jahrhundert. Der heil. Ignatius, Bischof von Antiochien, nennt nicht nur mehrmals in seinen Briefen Christum ausdrücklich „Gott," sondern erwähnt im Briefe an die Magnesier auch die drei göttlichen Personen, indem er schreibt: „Sorget, daß ihr in den Lehren des Herrn und seiner Apostel immer mehr befestiget werdet, auf daß euch Alles gelinge, was ihr immer unternehmet, in dem Sohne, dem Vater und dem heiligen Geiste." — Clemens von Rom legt für die Gottheit Jesu Christi folgendes Zeugniß ab: „Brüder, ihr müßt Jesum Christum als Gott und Richter der Lebendigen und Todten betrachten." — Die Trinitätslehre kömmt auch deutlich im apostolischen Glaubensbekenntnisse vor.

b) Aus dem zweiten Jahrhundert. Justin der Märtyrer antwortet in seiner ersten Apologie auf den Vorwurf, daß die Christen Atheisten wären: „Wir bekennen zwar, daß wir diejenigen Götter, welche gewöhnlich als solche anerkannt werden, verwerfen, aber nicht jenen wahrhaftigen Gott, den Vater nämlich, den Sohn und den hl. Geist.“ In seiner zweiten Apologie schreibt er: „Auch den Sohn und den heil. prophetischen Geist ehren und beten wir an, und beten doch nur Einen Gott an.“ — Athenagoras sagt: Wir behaupten, daß zwar Gott dreifach sei in seiner Beziehung, der Vater, der Sohn und der heil. Geist; einfach aber in seiner Wesenheit. — Der heilige Irenäus sagt: Bei ihm (dem Vater) ist das Wort und die Weisheit, der Sohn und der Geist, durch welche und in welchen er Alles frei und ungezwungen geschaffen hat. — Tertullian bedient sich zuerst unter den lateinischen Vätern des Ausdruckes Trinität. Er sagt auch: Es sind drei, aber nicht der Größe, sondern der Stellung nach; nicht der Wesenheit, sondern der Form nach; nicht der Macht, sondern der Beziehung nach: sie sind von Einer Wesenheit, von Einer Größe und von Einer Macht, weil nur Ein Gott ist, von welchem jene Grade, Formen und Beziehungen im Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geistes hergeleitet werden. Wieder schreibt Tertullian: „Sie sind unzertrennbar von einander, obgleich gesagt wird, ein Anderer sei der Vater, ein Anderer der Sohn, ein Anderer der heilige Geist.“ Für den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit geben ferners Zeugniß die christlichen Märtyrer, die oft im Augenblicke ihres Opfertodes sich in einem Gebete an die heilige Dreifaltigkeit wandten. Es mag genügen ein einziges dieser Gebete anzuführen, das einer der ältesten und berühmtesten Märtyrer, der heil. Polykarp, Bischof von Smyrna und Schüler des heiligen Apostels Johannes, verrichtete. Es lautet: Ich lobe dich und verherrliche dich in Allem, himmlischer Vater, durch den ewigen hohen Priester, Jesus Christus, deinen Sohn, deinen geliebten Sohn, durch den und im heil. Geiste dir Ehre sei jetzt und in alle Ewigkeit.

c) Aus dem dritten Jahrhundert. Origenes, den man doch in mancher Beziehung des Irrthums beschuldiget, lehrt über dieses Geheimniß: Der Glaube an die Dreieinigkeit ist das

Fundament, auf welchem das Gebäude der Kirche ruht: Ein Gott in drei Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist; eine Dreiheit, die sich in drei unterschiedene Personen theilt; denn der Sohn ist ein Anderer als der Vater, und der heilige Geist ein Anderer als der Vater und der Sohn, ohne daß sich die drei Personen in der Natur oder in der Würde unterscheiden. Es ist das ein Geheimniß, wovon der Ungläubige gar nichts begreift; wir selbst begreifen es nicht. Eine einzige Substanz, eine einzige Natur in der Dreiheit. Die drei Personen sind in Allem gleich, an Macht, an Wirkung, an Vollkommenheit. Der Sohn und der heilige Geist haben Theil am vollen Glanze und der Herrlichkeit des Vaters: ein und dieselbe Kraft in der Einheit der Dreieinigkeit. — Der heil. Cyprian schreibt in seinem 73. Briefe: Da jene drei Eines sind, wie kann der heilige Geist versöhnt seyn mit dem, der des Vaters und des Sohnes Feind ist? — Für ein Vorhandenseyn des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit zeugen auch in diesem Jahrhundert die Kämpfe gegen den Sabellianismus. Dieser Irrthum, der das Ministerium der heiligen Dreifaltigkeit aufhob, wurde nämlich von einem Concilium zu Alexandrien unter dem Vorsitze des heiligen Bischofs Dionysius verworfen. Deßgleichen versammelte der damalige Papst Dionysius zu Rom ein Concilium und verdammte die Irrthümer des Sabellius. — Nicht minder ist ein Zeugniß aus dieser Zeit für die heilige Dreifaltigkeit die Verdammung der Irrlehre des Paul von Samosat, der ebenfalls die heilige Dreifaltigkeit angegriffen hatte, indem er die Gottheit Jesu Christi läugnete. Unter dem Vorsitze des heiligen Firmilian, Bischofs zu Cäsarea in Cappadocien, hatte sich ein Concilium zu Antiochien versammelt, in welchem Paul siegreich wiederlegt und verdammt worden ist.

d) Aus dem vierten Jahrhundert. Damals gab die Irrlehre des Arius Gelegenheit, den Glauben der Kirche vom Dogma der heil. Dreifaltigkeit ins hellste Licht zu setzen. Der geschickteste und feurigste Bekämpfer des Arianismus und daher Vertheidiger der heiligen Dreifaltigkeit wurde der heil. Athanasius. Er beweiset augenscheinlich, daß die arianische Lehre der Schrift und Tradition entgegen sei. Da Arius behauptete, Gott könne auf die Welt nicht unmittelbar einwirken, weil das Geschaffene

eine solche Einwirkung Gottes nicht zu ertragen im Stande sei, und es bedürfe daher eines Mittelwesens zwischen Gott und der Welt, das unter Gott, aber über der Welt stehe, so fragt Athanasius den Arius mit Recht, wie denn der Sohn, wenn er selbst nur ein Geschöpf sei, diese Einwirkung habe ertragen können. Athanasius machte ferner auf den großen Widerspruch aufmerksam, in der sich die Arianer verwickelten, welche, ungeachtet sie aus dem Sohne ein Geschöpf gemacht und ihm den heiligen Geist untergeordnet hatten, nichts desto weniger behaupteten, man müsse den heiligen Geist und den Sohn wie den Vater selbst anbeten; was zum Götzendienste führe. Der heil. Athanasius geht noch weiter; er zeigt nämlich, daß mit der arianischen Lehre das ganze Christenthum zusammen stürze. Denn wenn der Sohn ein Geschöpf ist, sagt er, so ist er nicht wesentlich von uns verschieden, und so bedürfen wir seiner Erlösung und seiner Gnade nicht. Als Geschöpfe Gottes, wie er, können wir uns mit Gott vereinigen ohne ihn. — Auch die übrigen in dieser Zeit lebenden heiligen Väter geben Zeugniß für den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit. So sagt Gregor von Nazianz: Der Vater, der Sohn und der heilige Geist, diese drei sind Eins, wenn man auf die Gottheit schaut; der eine Gott aber ist dreifach, wenn man auf die Beziehungen Rücksicht nimmt. — Der heil. Ambrosius schreibt: Wir behaupten Einen Gott, nicht zwei oder drei Götter. Wir bekennen den Vater, den Sohn und den heil. Geist, doch so, daß in der vollkommenen Trinität sowohl die Völle der Gottheit, als auch die Einheit der Macht vorhanden ist. — Der heil. Gregor von Nyssa wurde eben seiner Anhänglichkeit wegen an das nicenische Symbolum, welches unter Anderm über die heilige Dreifaltigkeit auf das deutlichste sich ausspricht, verbannet. — Hilarius schrieb über das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit ein eigenes Werk. Man kann überhaupt sagen, wie der heil. Athanasius im Orient sich alle Mühe gab, den Arianismus zu unterdrücken, so verwandte sich der heilige Hilarius im Occident zu Poitiers in Gallien gegen diese Gottlosigkeit mit einem gleichfalls unerschütterlichen Muthe, und hatte das Glück und die Freude, sein Vaterland von dieser ansteckenden Seuche bewahrt, und den Glauben von Nizäa ganz unverletzt darin fortdauern zu sehen.

Er war es, der dem Constantius eine Bittschrift überreichte, worin er ihn beschwor, den ungerechten Verfolgungen ein Ende zu machen, welche so viele Kirchen auszustehen hätten, die ihrer Seelenhirten beraubt, und mit Bischöfen besetzt wären, welche mit bewaffneter Hand sich ihrer Sitze bemächtiget.

Das sprechendste Zeugniß für den Glauben an die heil. Dreifaltigkeit ist das im Jahre 325 zu Nicäa wider Arius gehaltene allgemeine Concilium. Es waren hier nicht weniger als 318 Bischöfe versammelt. Arius wurde vorgerufen, und nachdem er sich zu seinen Irrthümern bekannt hatte, aus der Schrift und der Ueberlieferung widerlegt. In dem hierauf zu Stande gekommenen Glaubensbekenntnisse heißt es, der Sohn sei gezeugt und nicht erschaffen, und zwar gezeugt sei er aus dem Wesen des Vaters; er sei Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott von wahrem Gotte, und Eines Wesens mit dem Vater. Um den Spitzfindigkeiten der Arianer allen Weg zu schiefen Auslegungen zu verschließen, wählte man, um die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater zu bezeichnen, das Ὁμοούσιος wofür die Lateiner Consubstantialis gebrauchten; ein Wort, welches von nun an das Kennzeichen der Rechtgläubigkeit wurde, indem die Arianer ἑτεροούσιος d. h. „von einem andern Wesen" dafür setzten.

Ein Zeugniß für die heil. Dreifaltigkeit aus dem vierten Jahrhundert ist auch das im Jahre 381 zu Constantinopel wider die Mazedonianer gehaltene allgemeine Concilium. Da die Macedonianer die Gottheit des heil. Geistes bestritten, und eben dadurch die heil. Dreifaltigkeit angriffen, so wurde das Nicenische Glaubensbekenntniß nicht nur wiederholt bestätiget, sondern man gab ihm auch vorzüglich in den Bestimmungen über den heiligen Geist einige Zusätze, nämlich: Und (ich glaube) an den heiligen Geist, „den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater ausgehet; der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verherrlichet wird; der durch die Propheten geredet hat." Nicht minder bezeugt den Glauben an die heil. Dreifaltigkeit die Formel: „Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste," die uralt ist, und zu Anfang des vierten Jahrhunderts allgemein gebräuchlich war.

Selbst die Heiden legen Zeugniß dafür ab, daß die Christen an die heilige Dreifaltigkeit glaubten; denn Kaiser Julian, der

anfangs ein Bekenner der christlichen Religion war, in der Folge aber von ihr abfiel, gesteht nicht nur, daß Johannes Jesum als Gott darstelle, sondern macht auch den Christen bei Gelegenheit der Taufformel den Vorwurf, daß sie dem entgegen handeln, was Moses von der Anbetung Eines Gottes geboten habe. — In dem Gespräche Philopatris, welches dem Lucian zugeschrieben wird, und dann aus dem ersten Jahrhundert stammen würde, in der That aber erst unter Kaiser Julian im vierten Jahrhundert erschien, kömmt folgende Stelle vor: Ethnicus: Quemnam igitur tibi jurabo? (Bei welchem Gotte soll ich dir also schwören?) Tryphon: Deum alte regnantem, magnum, immortalem, coelestem, Filium Patris, Spiritum ex Patre procedentem, unum ex tribus, et ex uno tria. Ethnicus: Non intelligo, quid dicas: unum tria, tria unum.

e) Aus dem fünften Jahrhundert. Wie in den vorhergehenden Zeiten wurde auch im fünften Jahrhunderte und in allen nachfolgenden der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit festgehalten. Wir führen nur noch ein Zeugniß des heil. Augustin an: „In der Dreifaltigkeit ist der Vater Gott und der Sohn Gott und der heilige Geist Gott, und diese drei sind nur Ein Gott: Ein Gott wegen der untheilbaren Gottheit; drei Personen aber wegen der einer jeden zukommenden Eigenthümlichkeit.“ l. II. contr. Max. c. 10. Bekannt ist, daß der heil. Augustin sich überhaupts mehrfältig mit dem Geheimnisse der heil. Dreifaltigkeit beschäftiget hat. — Hier müßen wir auch noch des Symbolum Athanasianum gedenken. Dieses Glaubensbekenntniß, welches dem heiligen Athanasius untergeschoben wird, aber wenigstens in seinem Geiste verfaßt, und etwa im fünften Jahrhundert in die Oeffentlichkeit trat, und bei der katholischen Kirche einen solchen Beifall fand, daß sie dasselbe in die für alle Geistlichen vorgeschriebenen Gebete und Betrachtungen, nämlich in das Breviarium aufnahm, sagt ausdrücklich, daß die drei göttlichen Personen einerlei Wesens sind: Pater est Deus, Filius est Deus, Spiritus sanctus est Deus, et tamen non sunt tres dii, sed unus est Deus etc.

9. Die Juden hatten Ahnungen von der heiligen Dreifaltigkeit.

Wie wir uns im Vorhergehenden überzeugten, kommen in der heil. Schrift des alten Testaments so offenbare Andeutungen von der heil. Dreifaltigkeit vor, daß es nicht anders seyn kann, als daß die Erleuchtetern unter den Juden mehr oder weniger klare Ahnungen von diesem Geheimnisse haben mußten. So finden wir es denn auch.

Der Rabbi Simeon Ben Johai, Verfasser des Buches Zohar, welches nach Einigen vor Christi Geburt geschrieben worden ist, deutet das dreimal „Heilig" bei Isaias auf die drei Personen in der Gottheit, die er bei einer andern Gelegenheit drei Sonnen oder Lichter, drei Fürsten ohne Anfang und Ende nennt. Derselbe Rabbi führt den ältern Rabbi Ibba an, der die Worte: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr," so erklärt, daß zuerst der Vater, dann der Sohn, der die Quelle aller Erkenntniß sei, zuletzt der heilige Geist, der von beiden ausgehe, gemeint werde und daß Gott nur ein Einiger sei. Doch fügt der Rabbi hinzu: Dieß Geheimniß hat nicht offenbar werden sollen, bis zur Zeit des Messias.

Im Buche Jesu, des Sohnes Sirach, findet sich die merkwürdige Stelle: „Ich rief an den Herrn, den Vater meines Herrn, daß er mich nicht verließe in meiner Drangsal." Der Schreiber dieser Worte unterscheidet hier offenbar zwei Personen in Gott: er redet vom Vater und Sohne. Wir finden auch nicht, daß zur Zeit, als Jesus erschien und als nach seiner Auferstehung die Apostel das Evangelium verkündeten, die Juden die Vorstellung vom Sohne Gottes oder vom heil. Geiste sich befremden ließen; nur einen Messias mit äußerm Glanze, der sie zugleich vom Römischen Joche befreien würde, wollten sie haben. Allgemein war der Glaube, daß der Messias Gottes Sohn sei. Daher rief auch Nathanael, dem der Heiland sich als Herzenskundiger offenbarte, sogleich aus: „Du bist Gottes Sohn, der König Israels."

Spätere Rabbiner reden deutlich, ohne beschuldigt zu werden, daß sie vom Glauben ihrer Väter abweichen und den Christen sich akkommodiren, von einer Trias in Gott. Der Rabbi Hagaon sagt, es seien drei Lichter in Gott: das alte Licht, das lautre

Licht und das geläuterte Licht. Eben dieser sagt: Diese drei, welche Eins sind, verhalten sich zu einander, wie Eins, das Einigende und Vereinte. Noch deutlicher redet der Rabbi Hakadosch: „Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heil. Geist; dreifach in der Einheit und Einer in dreifacher Zahl.“ Der Rabbi Akiba sagt: „Es ist ein Geist der lebenden Götter: die Stimme, der Hauch und das Wort, und das ist der Geist der Heiligkeit.“

Auch durch die Art und Weise, wie die Rabbiner das Wort Jehova schrieben, scheinen sie auf das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit zu deuten. Sie bedienten sich nämlich dreier Jod, welche in der Wurzel mit einander verbunden, oder dreier Jod, die in einem Kreise eingeschlossen waren ꝛc.

Bei allem dem ist es gewiß, daß das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit vor der Erscheinung des Sohnes verhüllt blieb, und daß die Meister in Israel es als ein Mysterium betrachteten, welches dem Volke vor der Hand verborgen bleiben soll. Und dieses aus doppeltem Grunde: theils um das Volk, welches umringt von Heiden und selbst so oft in Versuchung des Götzendienstes gerathen war, vor Vielgötterei zu bewahren; theils um den Heiden, welche den Begriff der Dreieinigkeit falsch würden gefaßt haben, kein Aergerniß zu geben.

10. Spuren von der heil. Dreifaltigkeit außerhalb der christlichen Offenbarung.

Es ist auffallend, daß sich schon bei vorchristlichen Völkern, ungeachtet sie in das Heidenthum verfallen waren, Spuren von der heil. Dreifaltigkeit finden.

Nach den heiligen Büchern der Indier gibt es eine Dreizahl von göttlichen Kräften, das Feuer, die Luft und die Sonne, und diese drei Gottheiten verschmelzen in eine gemeinschaftliche Einheit, das große All, die allgemeine Substanz. Auch verehrten die Indier vorzüglich drei Gottheiten: Brahma, Vischnu und Siva. Dem ersten wird die Schöpfung, dem zweiten die Erlösung und dem dritten die Zerstörung zugeschrieben. Von Vischnu wird auch gesagt, daß er mehrmals menschliche Gestalt angenommen, und den Menschen vorzüglich befreundet sei. Als er unter dem Namen

Kischu in menschlicher Gestalt lebte, tödtete er noch als Knabe die schreckliche Schlange Kallinaga.

Bezüglich der Chinesen sagt das Buch Seeki: „Ehemals opferte der Kaiser feierlich alle drei Jahre dem Geiste der Dreieinigkeit und Einheit." — Wiederum heißt es: „Der, welcher gleichsam sichtbar ist, und doch nicht erschauet wird, heißt Khi; der, welchen man hören kann, wiewohl er nicht zu den Ohren redet, heißt Hi. Der, welcher sich gleichsam empfinden läßt, und den man nicht berühren kann, heißt Uei." Umsonst befragst du deine Sinne über diese drei; nur die Vernunft kann dir davon sagen, und sie wird dir sagen, daß sie nur Eins ausmachen, über welches kein Licht ist. Er ist ewig; es ist kein Name, den man ihm geben könnte.

Eben dahin deuten die drei vorzüglichsten Götter der griechischen und römischen Mythologie: Zeus oder Jupiter; Poseidon oder Neptun; Aïdes oder Pluto.

Nach Jamblichus sollen die alten Aegyptier eine Art Dreiheit in Gott angenommen haben; einen Vater (Eiklon), ein Wort (Phthah) und einen Geist (Kneph).

Auch bei den Persern läßt sich eine Dreiheit nachweisen, indem sie über den Ormuzd und Ahriman (das gute und böse Princip) noch den Zeruane-akherene setzten.

Sogar in Thibet und in der Tatarei findet man Spuren einer geglaubten Dreifaltigkeit. Der Dalai-Lama, der in diesem Lande die priesterliche mit der königlichen Würde vereinigt, gibt dem Volke Münzen, welche eine dreifältige Gottheit sinnlich darstellen, und christliche Missionäre, welche dorthin kamen, fanden, daß die Thibetaner etwas von dieser Lehre wußten.

Von den Tartaren erzählt uns Strahlenburg, daß in der ganzen nördlichen Tatarei die Zahl „drei" sehr geehrt werde.

Die Amerikaner verehrten die Sonne in drei Bildern, deren eines Apomti d. h. Vatersonne; das zweite Churunti d. h. Sohnsonne; das dritte Intiaquaoqui d. h. Brudersonne hieß. Auch den Chuquilla, den Gott der Luft, verehrten sie in drei Bildern. In Cuquisako sagt Akosta, ist eine Kapelle, wo ein großes Götzenbild verehrt wird, welches sie Tangatanga nennen, d. h. Eins in Dreien und Drei in Einem.

Keinem, der auch nur oberflächlich mit dem Alterthum bekannt geworden, wird es entgangen seyn, daß ein tiefer Eindruck, den die Zahl drei auf die Menschen gemacht hat, sich überall äußere. Dieses muß doch einen Grund haben, der offenbar darin bestehet, daß man dunkle Ahnungen vom dreipersönlichen Gott hatte.

Die ältesten Philosophen huldigen einer Art von Trinität. Schon jener berühmte Sänger Orpheus habe nach Suidas von einem höchsten, unzugänglichen Lichte gesprochen, welches alle Dinge umfange und es „Rathschluß, Licht, Leben" genannt.

Bei Plato, dem das Alterthum den Beinamen des Göttlichen gab, finden wir eine göttliche Trias „in der Einheit, dem Verstande und der Seele" (το ἑν, ὁ νους, ἡ ψυχη), oder wie er sich auch ausdrückt „in dem Guten, dem Wort und der Weltseele," (το ἀγαθον, ὁ λογος, ἡ ψυχη του κοσμου).

Spätere heidnische Philosophen hatten ebenfalls ihre Trinität. So Porphyrius, ein Feind des Christenthums: seine Trias war der Vater, der Verstand, und die über die Welt erhabene Seele. Die Trinität des Plotin bestund in der absoluten Einheit, in der über die Welt erhabenen Intelligenz; in der allgemeinen Weltseele.

Selbst die christlich-heidnischen Philosophen der Neuzeit, deren Religion sich innerhalb der Grenzen ihrer Vernunft sich bewegt, können sich von einer gewissen Trias in Bezug auf Gott nicht losmachen; z. B. Kant setzt seine Trias in den Weltschöpfer und obersten Gesetzgeber des Menschengeschlechts; in den gütigen Versorger desselben und in den gerechten Richter. Schlegel unterscheidet in Gott drei Urkräfte: die schaffende oder den Vater; die welterleuchtende oder den Sohn; die weltverbessernde oder den heiligen Geist.

11. Spuren von der Dreieinigkeit in den Geschöpfen.

Es läßt sich in einem gewissen Sinne sagen, daß allen Wesen der Geister und Körperwelt das Siegel der Dreieinigkeit aufgedrückt ist. Weil nämlich die ganze Trinität bei der Schöpfung thätig war, so drückte sie jedem Geschöpfe ihr Siegel auf. Dieß gilt auch von der materiellen Schöpfung. Denn um das geringste Wesen zu schaffen, bedarf es einer Macht, welche schafft und die Substanz und die Kraft setzt; ferners einer Intelligenz, welche

der Subſtanz ihre Form gibt, der Kraft ihre Richtung, und alſo die Subſtanz und die Kraft leitet, da ja eine unbeſtimmte Subſtanz und Kraft nicht möglich iſt; es bedarf endlich eines Princips, welches die Form mit der Subſtanz vereiniget und das Leben mittheilt. Aber welche Macht verwirklichet die Subſtanz, als die erſte göttliche Perſon, der Vater? Welche Intelligenz gibt der Subſtanz ihre Form und ſetzt jedes Weſen mit dem Ganzen in Einklang als das göttliche Wort, die höchſte Intelligenz und Weisheit, alſo die zweite Perſon in der Trinität? Welches iſt endlich das dritte Princip, das durch Attraktion und Cohäſion aller Theile in jedem Weſen das Leben verwirklichet, wenn es nicht das ewige Princip der Einheit iſt, die den Vater mit dem Sohne und den Sohn mit dem Vater verbindet, die ſubſtantielle Liebe, die dritte Perſon in der Dreieinigkeit? Ein jedes materielle Seyn demnach, das eine Subſtanz und eine Kraft iſt und eine Form hat, trägt den Eindruck der Macht, der Intelligenz und der Liebe an ſich, und iſt ſo mit dem Siegel der Dreieinigkeit bezeichnet.

In den freien und intelligenten Weſen offenbart ſich die Trinität noch auf vollkommnere Weiſe. Das Seyn und die Subſtanz ſind das Geſchenk des Vaters. Der Gedanke iſt das lebendige Bild der ewigen Zeugung des Sohnes. In dieſem Spiegel der Intelligenz reflektirt ſich das Endliche und das Unendliche. Alle Weſen der Natur und ihre Geſetze, Gott ſelbſt, zeichnen ſich in dieſen tiefen Grund des Gedankens ein. Das geiſtige Weſen erkennt Gott und die Welt; es erkennt ſich ſelbſt. Durch dieſe Erkenntniß erzeugt es in ſich ein Wort, ein ſchwaches Echo des ewigen und göttlichen Wortes. Es iſt aber dem geiſtigen Weſen auch eine Fähigkeit zu lieben eigen, und ſich mit dem höchſten Gute ſelbſt zu vereinigen, es zu durchdringen und zu genießen; eine lebendige Nachbildung der unendlichen Liebe, welche Gott iſt. (Marots Theodicee.)

Es finden ſich auch noch andere Beziehungen, gleichſam Typen, von der heiligen Dreifaltigkeit in den Geſchöpfen. Ueberall zeigt ſich die Dreizahl. Dreifach iſt das Maaß des Raumes: Die Länge, die Breite, die Höhe. Dreifach iſt die Zeit: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Linien, gehörig mit einander verbunden, geben die einfachſte Figur, nämlich das Dreieck.

Es gibt drei Naturreiche: das Stein-, Pflanzen- und Thierreich. In der Musik geben drei Töne, die Prim, Terz und Quint die einfachste Harmonie. Der Mensch hat drei Grundvermögen: das Gefühl, das Erkennen und das Wollen u. s. w. Daher kömmt es, daß die Zahl drei auch bei allen Völkern heilig ist.

12. Rationelle Betrachtungen über das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit.

Das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit ist zwar über alle menschliche Vorstellungsweise erhaben; denn welch endliches Wesen wollte den Unendlichen begreifen? Indeß haben dennoch von jeher große Geister dieses Mysterium, so weit es den menschlichen Forschungen möglich ist, darzustellen gesucht. Die heiligen Väter selbst wurden nicht müde, dieses Geheimniß zu überdenken. Denen aber, welche wegen der Erhabenheit und Unbegreiflichkeit dieses Geheimnisses von vornherein allen solchen Darstellungen entgegen sind, halten wir die Worte des heil. Augustin entgegen. Man darf nicht glauben, sagt dieser Kirchenvater, daß die heil. Dreifaltigkeit so ganz außer dem Umfange unserer Intelligenz liege, daß wir sie nicht erreichen könnten; der Apostel gibt uns diese Zusicherung, wenn er sagt, daß die unsichtbare Größe Gottes, seine ewige Macht und Herrlichkeit, durch die Schöpfung der Welt sichtbar wurden und sich durch ihre Werke erkennen lassen. Da also diese Dreieinigkeit die Seelen ebensowohl als die Körper erschuf, so ist sie selbst etwas Schönes, und herrlicher als diese beiden Naturen. Wenn wir nun im Stande sind, die Seele zu erkennen und ihre Natur zu betrachten, und besonders die Natur der erkennenden und vernünftigen Seele, nämlich der menschlichen, welche Gott nach seinem Ebenbilde und Gleichnisse erschuf; wenn das, was sie Vorzüglichstes hat, die Intelligenz selbst, nicht über unsere Gedanken ist, und wir sie zu erkennen vermögen: warum sollten wir uns nicht bemühen, mit der Hilfe des Schöpfers uns bis zur Erkenntniß seiner selbst zu erheben? — Der heil. Augustin vollführte selbst, wozu er Andere ermunterte; in seiner Schrift über die heilige Dreifaltigkeit stellt er eine Menge wissenschaftlicher Betrachtungen über dieses Geheimniß an. Der heil. Anselm ging auf diesem Wege fort, und

wir verdanken ihm eine tiefe Auseinandersetzung der Trinitätslehre; die Abhandlung über die Trinität des heil. Thomas von Aquin aber ist vielleicht das Gediegendste über diesen Gegenstand.

Wenn wir aber daran gehen, über dieses große Geheimniß nachzudenken, so schicken wir die Worte Marets, dem auch die nachfolgenden Gedanken entlehnt sind, voraus: Sollten mir in der Behandlung dieses zarten und schwierigen Gegenstandes einige nicht ganz richtige oder genaue Ausdrücke entschlüpfen, so verwerfe ich sie zum Voraus, indem ich keine andere Richtschnur habe, als den Glauben und die Sprache der Kirche.

Die erste Eigenschaft des unendlichen Seyns, oder Gottes, ist die Macht; denn vor dem Seyn muß man die Macht haben zu seyn. Das Seyn setzt eine Kraft voraus, die es unaufhörlich stützt und verwirklichet. Diese Kraft fassen wir unter dem Namen Macht auf, und daher sagen wir, Gott ist in seiner Wurzel eine unendliche Macht.

Sodann ist in der Idee des unendlichen Seyns die Erkenntnißkraft eingeschlossen. Wenn Gott sich nicht kennete, würde ihm etwas fehlen, er wäre nicht unendlich und daher auch nicht Gott. Was ist aber das Ziel dieser unendlichen Macht, dieser unendlichen Erkenntnißkraft? Es kann nur das Besitzen seiner selbst, der Genuß und die Liebe seiner selbst seyn. Es muß einen Zusammenhang geben, ein Band zwischen der Macht, welche die Substanz verwirklichet, und der Intelligenz, welche sie bestimmt: dieser Zusammenhang und dieses Band kann aber nur die Liebe seyn, und das ist die dritte Eigenschaft in Gott. Demnach gibt es in Gott drei nothwendige Eigenschaften, und zwar nur drei; denn alle andern sind nur diese Grundkräfte in andern Beziehungen: so ist z. B. die Güte die sich nach außen mittheilende Liebe. Diese Eigenschaften sind gleich nothwendig; denn Gott läßt sich weder ohne Macht, noch ohne Erkenntnißkraft, noch ohne Liebe denken. Diese Eigenschaften bestehen auch gleichzeitig: die eine wirkt nicht ohne die andere, und doch besteht unter ihnen eine Ordnung, nicht der Nacheinanderfolge, sondern des Bedingtseyns; denn um zu erkennen, muß man seyn; um zu lieben, muß man seyn und erkennen. Diese Eigenschaften sind unterschieden: offenbar ist die eine nicht die andere. Das Seyn enthält nicht immer die Er-

kenntniß; und erkennen heißt nicht lieben; denn viele Dinge erkennt man, ohne sie deßwegen zu lieben, ja oft findet das Gegentheil statt. Endlich sind diese Eigenschaften, obwohl wesentlich verschieden, dennoch auch wesentlich Eines; denn es ist dieselbe Substanz, die ist, die erkennt und die liebt.

Diese genannten Eigenschaften sind in Gott in ewiger Thätigkeit. Der wesentliche Gegenstand der göttlichen Thätigkeiten ist aber Gott selbst. Denn weil er unendlich ist, so muß er in sich selbst seine höchste Seligkeit, und folglich auch sein Objekt finden. Die Macht und die Erkenntnißkraft, welche in Gott ist, bezieht sich auf sein eigenes Seyn. Nun ist es Gesetz des Erkennens, daß ein Bild, eine Idee des erkannten Gegenstandes sich in der Erkenntnißkraft des Erkennenden erzeugt. Ich bin und strebe das zu erkennen, was ich bin. Alsogleich erzeuge ich von dieser Selbsterkenntniß eine Vorstellung, einen Gedanken. Diesen Gedanken drücke ich durch ein inneres Wort aus, und wenn ich es mittheilen will, so tritt dieses Wort aus meinem Innern mittelst der Sprachorgane heraus und offenbart den andern Intelligenzen das, was in mir verborgen war. Wagen wir es, dieses Gesetz der Erkenntniß auf Gott überzutragen. Wenn Gott seine Intelligenz auf die Erkenntniß seiner selbst hinwendet, bildet sich in ihm ein Gedanke, der ihm sein ganzes Wesen offenbart. Ein Wort wird ausgesprochen, ein Wort hervorgebracht, welches das ganze göttliche Seyn ausdrückt. Dieses Wort ist etwas Substantielles und Lebendiges; denn in Gott kann es kein vergängliches und unvollkommenes Seyn geben: Alles in ihm ist Leben, ist Vollkommenheit. Dieses substantielle und lebendige Wort stellt die göttliche Wesenheit in ihrer ganzen Unendlichkeit dar, eben weil es das göttliche Wesen selbst ist. Nun aber denkt sich Gott nicht erst in der Zeit, sondern von Ewigkeit her: daher ist auch dieses lebendige und substantielle Wort von Ewigkeit her, und zwar als Persönlichkeit; denn unter dem Worte „Person" versteht man eine erkennende, thätige und fortdauernde Individualität. Nun kömmt dem Worte, dem Logos, die Individualität zu, weil das Erkennende und das Erkannte zwei Verschiedene sind. Auf der andern Seite finde ich aber auch wegen der ursprünglichen und untheilbaren Einheit des göttlichen Wesens alle von dieser

Wesenheit unzertrennlichen Eigenschaften, die Macht, die Erkenntnißkraft, den Willen, die Thätigkeit, welche die volle Persönlichkeit geben; ich erkenne darum eine zweite Persönlichkeit in der Gottheit.

Betrachten wir noch genauer, wie sich diese Entwicklung vollzog. Ein unendlicher Gedanke, sagten wir, bildete sich in Gott, und dieser Gedanke offenbarte ihm sein ganzes Seyn. Dieser substantielle und persönliche Gedanke wurde durch die erste göttliche Kraft, die Macht, aus dem Schooße der göttlichen Substanz hervorgezogen. Aber aus seiner Substanz ein sich gleiches Seyn hervorziehen, heißt erzeugen. Dieser substantielle und unendliche Gedanke ist also erzeugt. Die erste göttliche Kraft ist demnach Vater; die zweite ist Sohn; und dieser Sohn ist der einzige, weil sich gleichsam die Macht des Vaters in dieser Erzeugung des unendlichen Sohnes, der ihm ganz gleich ist, erschöpft hat. Die erhabenen Namen „Vater und Sohn" gehören darum Gott an, und so sah die Menschheit sich nicht getäuscht, wenn sie Gott mit diesem ehrwürdigen Namen begrüßt. Der Sohn, welcher mit dem Vater von gleicher Wesenheit ist, weil er seine Substanz ist, erhält verschiedene Namen, welche alle seine göttliche Eigenschaft als Sohn ausdrücken. Er ist das Wort des Vaters, weil er Alles das ausdrückt, was der Vater ist, und weil der Vater in diesem Worte sich betrachtet. Er ist das Licht, die Erkenntnißkraft, die Weisheit, weil das Licht, die Erkenntnißkraft, die Weisheit in ihm sich geäußert hat. Er ist das Bild, der Abglanz, der Abdruck der göttlichen Substanz, weil er sie ganz darstellt.

Das göttliche Wesen jedoch, welches in der zweiten Persönlichkeit sich selbst als ein Objekt des Denkens entgegensetzte, muß in einer dritten Gestalt, welche die göttliche Einheit vollendet, zu sich zurückkehren. Die Kraft zu lieben, welche im Wesen des Vaters und des Sohnes ist, erzeugt nun in der Gottheit eine dritte Erscheinungsart. Es besteht im Streben des Vaters zum Sohne und des Sohnes zum Vater; der Vater liebt den Sohn, und der Sohn liebt den Vater. Es besteht unter ihnen eine unaussprechliche Mittheilung, ein Umfassen, in das sich die göttliche Substanz ganz ergießt. Dieses Streben, diese Mittheilung, diese

Umarmung, dieser göttliche Feuerstrom, wenn man so sagen darf, ist die substantielle, unendliche Liebe. Und weil das ganze göttliche Wesen an dieser Mittheilung Antheil hat; weil es hier ist mit einer Besonderheit, der Individualität der Liebe; weil es hier ist mit allen seinen wesentlichen Eigenschaften der Macht, der Erkenntniß, des Willens und der Thätigkeit, so ist diese neue Erscheinungsart eine Persönlichkeit. Es ist der heilige Geist, der Hauch, der Athem des Vaters und des Sohnes, ihre gemeinschaftliche Liebe. Und der hl. Geist ist nicht gezeugt; denn er entsteht aus zwei thätigen und wirkenden Ursachen, die ihn durch einen und denselben Akt hervorbringen. Dieses Entstehen ist also keine Geburt; es ist ein Hervorgehen.

So schließt und vollendet sich der unendliche Kreis des göttlichen Lebens. Wer lüftet unsern Augen den Schleier dieses Geheimnisses? Wer ahnet die unaussprechlichen Freuden dieser Mittheilung, in welcher das Unendliche sich selbst besitzt und durchdringt? Und in diesen göttlichen Akten ist nichts Aufeinanderfolgendes, Veränderliches und Unvollkommenes: Alles ist augenblicklich, ewig, unveränderlich, unendlich. Wer kann es fassen? Wer muß nicht mit heiliger Anbetung auf seine Kniee sinken, und die Unbegreiflichkeit Gottes anstaunen? Ziehen wir aber noch Folgerungen.

Wir sahen, daß im unendlichen Seyn drei nothwendige Eigenschaften: die Macht, die Intelligenz und die Liebe sind. Diese Eigenschaften sind ewig in Thätigkeit, und diese Thätigkeit hat zum wesentlichen Gegenstande die göttliche Substanz, Gott selbst. Die erste göttliche Kraft, welche ewig das göttliche Seyn setzt und verwirklichet, ist der Vater. Durch die Macht der Selbsterkenntniß hebt der Vater ewig aus seinem Schooße einen Gedanken, der ganz sein Wesen ausdrückt, und der ihn sich selbst offenbart. Dieser Gedanke ist sein zweites Ich, ein gleich ewiger und gleich wesentlicher Sohn. Und weil die ganze Natur des Vaters im Sohne sich widerfindet, weil in Gott Alles Substanz, Wirklichkeit und Leben ist, so ist dieser Sohn eine zweite wirkliche Person. Der Vater und der Sohn üben ihre unendliche Macht zu lieben aus, und so geht aus dieser Mittheilung ein drittes Prinzip hervor, welches die substantielle Liebe ist, in die

das göttliche Wesen des Vaters und des Sohnes sich ergoß; und weil in Gott Alles Substanz und Leben ist, so ist dieses dritte, gleich wesentliche Seyn eine dritte Person. Das Wort Person aber, dessen man sich bedient, paßt hier nicht vollkommen. Dieses Wort, sagt der hl. Augustin, wurde auf den Vater, den Sohn und den hl. Geist angewendet, nicht sowohl um das zu bezeichnen, was sie sind, als um nicht über ein Mysterium zu schweigen, wovon man reden muß. Die drei göttlichen Personen sind die Besonderheiten des göttlichen Wesens; sie sind durch Etwas, das jeder ausschließlich und allein eigen ist, charakterisirt. Darum ist der Vater nicht der Sohn, und der Sohn nicht der hl. Geist. Jedoch hebt dieser persönliche Unterschied die göttliche Einheit nicht auf. Das Verhältniß, welches unter den göttlichen Personen besteht, enthält keine Unterordnung, kein Geringerseyn; denn die substantielle Integrität begründet eine vollkommene Gleichheit. Vergl. christliche Theodice ꝛc. von Maret.

13. Unterschied der drei göttlichen Personen.

Obwohl das Prädikat der Gottheit den drei göttlichen Personen gemeinschaftlich zukommt, und sie in dieser Hinsicht einander gleich sind, so gibt es doch auch gewisse reale Unterschiede oder Charaktere unter ihnen, und zwar innere und äußere.

Innerlich unterscheiden sich die drei göttlichen Personen also von einander:

a) Die erste Person wird in der hl. Schrift als Vater dargestellt, der von sich selbst ist von Ewigkeit her. Daher heißt es von ihm, er habe das Leben in sich selbst. Joh. 5, 6.

b) Die zweite Person heißt Sohn, welcher vom Vater auf eine für uns unbegreifliche Art von Ewigkeit her gezeugt ist, und zwar so, daß dadurch keine Abhängigkeit, kein Nachstehen in der Zeit, keine Verschiedenheit in der Wesenheit entsteht, doch ein eigener Charakter, vermöge dessen der Vater nicht der Sohn, und der Sohn nicht der Vater ist. Daher wird die erste Person in der hl. Schrift immer in Beziehung auf die zweite in dem Verhältnisse des Vaters zum Sohne dargestellt. Denn sowohl bei der Taufe Jesu im Jordan als bei seiner Verklärung auf dem Berge Thabor erscholl vom Himmel die Stimme: Dieß ist mein

geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Matth. 3, 17. Die Worte: Der Herr hat zu mir gesprochen: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Ps. 2, 7. werden sowohl Apostelgesch. 13, 33. als auch Hebr. 1, 5. auf Jesum angewendet, und drücken den Unterschied zwischen der ersten und zweiten Person aus. Jesus nennt auch immer Gott seinen Vater. Joh. 5, 17. 8, 19. ꝛc., und wird auch an andern Stellen der Sohn Gottes, und zwar der eingeborne Sohn Gottes genannt. Joh. 1, 18.

c) Die dritte Person wird dargestellt als ein vom Vater und Sohne zugleich von Ewigkeit her ausgehender Geist, wieder ohne Zeitbedingung, ohne Abhängigkeit, doch so, daß darin der Charakter liegt, vermöge dessen der hl. Geist bei aller Gleichheit der göttlichen Würde, doch weder der Sohn noch der Vater ist. Darum heißt der hl. Geist in der hl. Schrift der Geist des Vaters: „Der Geist eures Vaters redet durch euch," Matth. 10, 20. Aber auch der Geist des Sohnes: „Gott hat den Geist seines Sohnes in eure Herzen gesandt." Galat. 4, 6. Ferner wird vom hl. Geiste geschrieben: Alles, was der Vater hat, hat auch der Sohn, und der Geist nimmt es von dem, was des Sohnes ist. Joh. 16, 14.

Der äußere Unterschied spricht sich dahin aus:

a) Dem Vater wird die Erschaffung aller Dinge beigelegt. Wir haben nur Einen Gott, den Vater, durch welchen alle Dinge sind. 1. Kor. 8, 6.

b) Dem Sohne die Erlösung. Alle haben gesündiget, und Keiner von Allen kann sich vor Gott rühmen; sie werden ohne Verdienst begnadiget wegen der Erlösung, die Jesus gewirkt hat. Röm. 3, 23.

c) Dem heiligen Geiste unsere Heiligung. Ich bin ein Diener Jesu Christi für die Heiden, damit sie ein angenehmes und durch den hl. Geist geheiligtes Opfer werden. Röm. 15, 16.

Dabei ist jedoch zu bemerken, daß diese Charaktere den göttlichen Personen nicht so eigenthümlich zukommen, daß die übrigen Personen daran keinen Theil haben, sondern sie werden ihnen nur deßwegen zugeschrieben, damit uns der Unterschied der Personen selbst desto deutlicher einleuchte.

Gemäß der Eigenschaften, welche bei den obengenannten Werken (Schöpfung, Erlösung und Heiligung) sich vorzugsweise äußern, werden auch selbst gewisse natürliche Attribute der Gottheit vorzugsweise der einen oder der andern göttlichen Person zugeschrieben. So wird dem Vater vorzugsweise die Allmacht, dem Sohne die Weisheit und dem hl. Geiste die Liebe zugeschrieben, jedoch wieder nicht in dem Sinne, als ob diese Eigenschaften den drei Personen auch innerlich in einem ungleichen Maße zukämen, sondern nur in so ferne, als diese Eigenschaften bei den genannten Wirkungsarten sich vorzugsweise geoffenbart haben.

14. Das Verhältniß der drei göttlichen Personen zu einander und zu der Schöpfung.

Der Vater hat den Grund seines Daseyns in sich selbst, daher heißt er auch ungezeugt, welcher Ausdruck keiner der beiden andern göttlichen Personen zukömmt. Nach Außen ist er nur mittelbar, nämlich im Sohne und hl. Geiste schaffend. Daher sagt Hugo von St. Victor: **Pater et facit et agit, sed intus.** Durch den Sohn und den hl. Geist wirkt also der Vater auf die Creatur, durch den hl. Geist bringt er die Creatur zum Sohne, und durch diesen zu sich. Dem Vater ist der ewige Rathschluß der Erlösung und Heiligung und die Leitung des Erlösungs- und Vollendungswerkes in der hl. Schrift zugeschrieben. Off. Joh. 6, 37.; Röm 8, 28. ꝛc. Zum Vater soll die Creatur nach dem Beispiele und der Vorschrift Christi vorzüglich ihr Gebet richten, aber freilich durch die Vermittlung des Sohnes. Matth. 18, 19, 20.; Joh. 14, 13. ꝛc. Auch nach der Ermahnung der Apostel soll zu Gott dem Vater im Namen Christi und des hl. Geistes gebetet werden. Röm. 8, 15. Die Kirche beobachtet auch dieses, indem sie ihre Gebete gewöhnlich schließt: **Per eundem Dominum nostrum Jesum Christum filium tuum, qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus Sancti Dei per omnia saecula saeculorum.**

Die zweite Person gehet aus dem Vater in Weise der Zeugung hervor, und heißt darum Sohn. Das vom Vater immanent aus sich hervorgesprochene Wort hat als anderer Urgrund in aller Creatur in der Zeit nach Außen abbildlicher Weise in vieler und

mannigfaltiger Rede sich ausgesprochen. Das Universum in all seiner Fülle und Entfaltung ist eine zeitlich räumliche Darstellung des Wortes. Die andere herrliche Aussprache des Wortes nach Außen ist dessen Erscheinung als Erlöser mit all seinen Reden und Thaten! Herrlicher wird dessen Aussprache noch am Ende der Zeit, und überschwenglich herrlich durch die ganze Ewigkeit hindurch dessen Offenbarung nach seinem tiefsten Wesen seyn. Schon ehe die zweite Person durch die Menschwerdung unter uns wandelte, erschien sie zeitweise auf Erden; ihr wird von den meisten hl. Vätern die Lenkung der Erzväter und des israelitischen Volkes zugeschrieben. In letzter Zeit aber hat sich der Sohn in Jesus dem Volke Israel und der ganzen Welt auf die herrlichste Weise geoffenbart. Daher sagt auch der Apostel: Nachdem Gott vielfältig und auf verschiedene Weise einst zu den Vätern durch die Propheten gesprochen hatte, sprach er in der neuesten Zeit zu uns durch seinen Sohn. Hebr. 1, 1.

Der hl. Geist gehet vom Vater und Sohne zugleich aus, und dadurch ist auch sein Verhältniß zu den beiden andern Personen ausgesprochen. Im Verhältniß zur Creatur ist der hl. Geist das belebende und formende Prinzip, daher die Gestaltung, Heiligung und Vergöttlichung des Menschen. Daher sagt die Schrift: **Emittes spiritum tuum et creabuntur. Ps. 103, 30.** In ihm haben wir auch die Freiheit. **Ubi autem spiritus domini, ibi libertas. 2. Corinth. 3, 17.** Er ist es, durch welchen Adam zuerst mit der Unschuld angethan worden; welcher durch die Propheten redete, 1. Petr. 1, 11.; 2. Petr. 1, 20.; der die Apostel leitete Phil. 1, 19.; Act. 8, 29. ꝛc., in der Kirche immerfort wirkt Joh. 14, 16., und Christi Gnade spendet. Um seine Beziehung zu Christi Menschheit zu betrachten, so war sie durch ihn empfangen, gesalbt, erfüllt, besiegelt, gesandt und geleitet, und war und ist überhaupts der Ort und das Gefäß des hl. Geistes mit seinen sieben Gaben oder Geistesformen. (Cf. Klee's Dogmatik.)

15. In der heiligen Dreifaltigkeit sind drei von einander verschiedene, wirkliche Personen und nicht bloß Kräfte.

Wenn Christus seinen Aposteln den Auftrag gibt: „Taufet

alle Völker im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes," so ist hier klar ausgesprochen, daß es in der Dreifaltigkeit drei wirkliche Personen und nicht etwa bloß drei verschiedene, moralische Kräfte gibt. Denn die Taufe, wie schon oben gezeigt worden, ist ein Gott wesentlich zukommendes Werk, muß also im Namen des lebendigen Gottes und kann nicht im Namen irgend einer ihm zukommenden Kraft gespendet werden. Schon das Wort „Vater," sowie das Wort „Sohn" deutet nothwendig eine Persönlichkeit an; denn nur Personen können die Prädikate „Vater oder Sohn" zukommen. Auch ist die Nothwendigkeit gegeben, daß Vater und Sohn zwei verschiedene Personen sind; denn der Vater ist nicht zugleich auch der Sohn; die Prädikate „Vater und Sohn" bedingen nothwendig das Bestehen zwei von einander verschiedener Personen. Auch läßt sich sagen: daß der Vater eine Person sei, kann nicht geleugnet werden; daraus folgt aber, daß es auch der Sohn sei; denn das zweite Wort ist mit dem ersten durch „und" verbunden; das Wörtchen „und" verbindet aber nur gleichartige Begriffe. Aus demselben Grunde ist auch der hl. Geist eine Persönlichkeit.

Der hl. Johannes beginnt sein Evangelium: Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; dieses war im Anfange bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist u. s. w. Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben gesehen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater u. s. w. Hier werden genau zwei von einander verschiedene Personen, der Vater und der Sohn, bezeichnet und fast in jedem Worte wird dieser Unterschied hervorgehoben. Wäre hier keine verschiedene (hypostatische) Persönlichkeit gemeint, so könnte das Wort nicht Gott genannt, es könnte nicht gesagt werden: „Gott war das Wort," eben so wenig, als sich von der menschlichen Rede sagen läßt: der Mensch ist das Wort (nämlich, welches er redet oder im Herzen hat).

Die Worte: „Wir sahen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater" unterscheiden deutlich die Person des Vaters vom Sohne; denn Niemand kann der Eingeborne des Vaters genannt werden, als der vom Vater Verschiedene.

Die Worte Joh. 10, 30.: „Ich und der Vater sind Eines," sprechen wie die Wesenseinheit des Vaters mit dem Sohne, so auch die persönliche Verschiedenheit zwischen beiden aus. Daher schreibt der hl. Augustin: Jesus sagte nicht: Der Vater bin ich, oder ich und der Vater sind ein und dasselbe, sondern: Ich und der Vater sind Eins. Beides bemerke, das „Eines" und „Wir sind," und es wird dich von der Charybdis und Cylla befreien. Weil er sagte „Eines" befreit er dich von Arius; weil er sagte: „Wir sind," befreit er dich von Sabellius. Wenn sie Eines sind, so sind sie nichts Verschiedenes. Wenn es aber heißt: „Wir sind," so ist die Person des Vaters und Sohnes ausgedrückt. Denn „Wir sind" läßt sich nicht von Einem sagen; aber „Eines" nicht von Verschiedenen.

Die Stelle: „Ich bin im Vater, und der Vater ist in mir," spricht ebenfalls wie die Wesenseinheit, so auch den Unterschied der Persönlichkeit aus; denn von ein und der nämlichen Person läßt sich dieses nicht sagen.

Wenn Jesus Joh. 14, 9. sagt: „Wenn ihr mich kennen würdet, so würdet ihr auch meinen Vater kennen," — so hat er sich als eine vom Vater verschiedene Person bezeichnet. Denn nur von zweien, sagt der hl. Augustin, läßt sich so sprechen. Und Basilius bemerkt: Das „Wer mich sieht" bezeichnet die Person des Sohnes; das „Sieht auch den Vater" aber die Verschiedenheit seiner Person vom Vater.

Die Persönlichkeit des hl. Geistes ist deutlich ausgesprochen Joh. 15, 26., in welcher Stelle offenbar drei Subjekte als wirkliche Personen unterschieden werden. Außerdem wird vom hl. Geiste in der hl. Schrift gesagt, daß er die Jünger lehren werde, Joh. 16, 26., daß er Zeugniß gebe, ebendas. 16, 7.; daß er im Menschen wirke. 1. Korinth. 12, 11. Es wird ihm ebendaselbst auch ein Wille beigelegt. Deßgleichen ein Empfindungsvermögen. Ephes. 4, 30. All diese Ausdrücke bezeugen, daß der hl. Geist nicht bloß eine Kraft, sondern eine wirkliche Person sei. Wenn Christus sagt: Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, — so setzt er durch den Ausdruck „andern" den hl. Geist sich gegenüber, und sagt dadurch, daß der hl. Geist eine Person sei.

Außer der von Jesus vorgeschriebenen Taufformel, in welcher die Namen der drei göttlichen Personen vorkommen, erschienen die drei göttlichen Personen insbesonders recht deutlich bei der Taufe des Herrn im Jordan. Nachdem Jesus getauft und aus dem Wasser gestiegen war, eröffnete sich der Himmel über ihm, und man sah den Geist Gottes wie eine Taube auf ihn herabkommen; und vom Himmel hörte man die Stimme rufen: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Matth. 3, 16. und 17. Deutlich sieht man hier den Vater, der vom Himmel spricht, von dem Sohne, welcher getauft wird, und von dem hl. Geiste, welcher sich in Gestalt einer Taube über Jesus herabließ, unterschieden. Die Alten hielten diese Stelle für die Trinität und insbesonders die Dreipersönlichkeit so entscheidend, daß sie zu sagen pflegten: Willst du die Dreieinigkeit kennen lernen, so gehe an den Jordan hinaus.

Die Stelle 1. Brf. Joh. 5, 7.: „Drei sind, welche Zeugniß geben im Himmel, der Vater, das Wort und der hl. Geist, und diese drei sind Eines," — spricht deutlich sowohl den Unterschied der Personen als die Einheit der Wesenheit aus.

Daß in der Trinität drei wirklich von einander unterschiedene Personen bestehen, wurde von jeher in der Kirche Gottes geglaubt. Zeuge davon sind: a) Die Taufformel und die Art und Weise, wie sie gespendet worden ist; denn immer wurden namentlich die drei Personen ausgesprochen, und man wollte mit diesen Namen einen wirklichen, persönlichen Unterschied ausdrücken. Daher beriefen sich auch die hl. Väter im Streite gegen die Irrgläubigen ihrer Zeit, welche in der Trinität den persönlichen Unterschied leugneten, auf die Taufformel. Um den Glauben an den persönlichen Unterschied desto deutlicher hervorzuheben, hat man auch, wie Tertullian bezeugt, das dreimalige Untertauchen bei der Taufe eingeführt. b) Der drei persönliche Unterschied tritt auch in den ältesten Kirchengebeten hervor, z. B. in der bekannten Doxologie: Ehre sei dem Vater durch den Sohn im heiligen Geiste. c) Wurden diejenigen, welche den persönlichen Unterschied in der Trinität aufhoben, wie Sabellius und die übrigen Patripassianer immer als Ketzer von der Kirche ausgeschlossen. d) Außer einer Menge von Zeugnissen der hl. Väter

sprechen auch die ältesten Glaubensbekenntnisse den persönlichen Unterschied in der Trinität aus. So heißt es z. B. im apostolischen Symbolum: Ich glaube an Gott Vater, und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, und an den heiligen Geist.

16. Ungeachtet in Gott drei Personen sind, ist doch nur Ein Gott.

Würden wir in der Wesenheit Gottes eine Mehrheit zugeben, so wäre das Christenthum vom Polytheismus nicht verschieden. Und doch ist der Glaube an Einen Gott einer seiner ersten Fundamentalgrundsätze. Ueberall spricht sich die Einheit Gottes aus. Es müssen demnach die drei göttlichen Personen nothwendig in der Wesenheit Eines, es kann nur Ein Gott seyn. Im entgegengesetzten Falle wäre der neue Bund nicht die Vollendung des alten, sondern vielmehr ein Rückfall in das Heidenthum, also nichts Besseres, sondern etwas Schlimmeres; denn ein wesentlicher Vorzug des alttestamentlichen Volkes gegenüber den Heiden war sein Glaube an einen einzigen Gott.

Die Wesenseinheit der drei göttlichen Personen ist auch in der hl. Schrift deutlich enthalten. So schreibt der hl. Johannes: „Das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Hier ist die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater klar ausgesprochen. Dasselbe bezeugen die Worte: „Ich und der Vater sind Eines.“ Joh. 10, 30. Wenn sie Eines sind, sagt der hl. Augustin, so sind sie nicht verschieden. Dahin gehört auch der Ausspruch Christi: „Ich bin im Vater, und der Vater ist in mir!“

Einen unwidersprechlichen Beweis für die Wesenseinheit enthält die Stelle: Drei sind, welche Zeugniß geben im Himmel ꝛc. Und diese drei sind Eines. 1. Br. Joh. 5, 7.

In der Stelle: Wenn der Paraklet kommen wird, welchen ich euch vom Vater schicken werde, den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, so wird er Zeugniß geben von mir, Joh. 15, 26., werden nicht bloß drei verschiedene Personen aufgezählt, sondern es wird auch dem Vater und dem Sohne gleiche Natur zugeschrieben, und zugleich auch dem hl. Geiste, weil von ihm gesagt ist, er gehe vom Vater aus; was aber von Gott ausgehet, d. h. aus seinem Wesen hervorgehet, ist wieder Gott.

Wenn Christus sagt: Philippus, wer mich sieht, sieht auch den Vater... Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist? Die Worte, welche ich zu euch spreche, rede ich nicht von mir selbst; der Vater, der in mir ist, thut selbst die Werke. Joh. 14, 8.; — so ist hier offenbar die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater ausgesprochen; denn es könnte z. B. nicht gesagt werden, daß der Vater im Sohne gesehen werde, wenn beide nicht gleiche Natur und Wesenheit hätten. Weil aber Christus sagt, daß der hl. Geist von dem Seinigen (von Christus) nehme, und vom Vater ausgehe, so ist, weil von Gott nur wieder Gott ausgehen kann, klar, daß der hl. Geist mit dem Vater und Sohne gleiches Wesens sei, und also in den drei göttlichen Personen nur Eine Natur, also auch nur Ein Gott sei.

Zeugnisse aus der Ueberlieferung anzuführen, ist hier nicht nöthig, weil der Glaube an die Einheit Gottes eine apodiktische Wahrheit ist, und Niemanden, der nicht unsinnig war, noch eingefallen ist, in der christlichen Kirche sei je etwas Anders gelehrt worden.

17. Wie kommt es, daß nur Ein Gott ist, ungeachtet es drei göttliche Personen gibt?

Diese Frage beantworten die heil. Väter auf verschiedene Weise.

Es gibt nur Einen Gott, ungeachtet eine jede Person Gott ist:

1) Weil allen drei Personen dieselbe Natur und Wesenheit eigen ist. Daher sagt der hl. Athanasius: Obschon Vater und Sohn zwei sind, so ist doch nur Ein Gott; sie sind nämlich Eines durch ihre Gottheit. — Und der hl. Basilius sagt: Vater und Sohn sind nicht zwei Götter, weil keine andere Gottheit im Sohne als im Vater ist. Und Boetius bedient sich zum Beweise, daß die drei göttlichen Personen nur Ein Gott seien, folgenden Schlusses: Es besteht zwischen den drei Personen bezüglich ihres göttlichen Charakters kein Unterschied; denn Gott ist von Gott in Nichts verschieden; wo aber kein Unterschied besteht, da gibt es auch keine Mehrheit, da ist nur Einheit. Es kömmt aber den drei göttlichen Personen die Gottheit nicht auf eine Weise zu, wie mehreren Menschen die Menschheit, sondern auf eine ganz eigene,

wunderbare Art. Um mit dem hl. Hilarius zu reden, ist jene göttliche Natur und Wesenheit mit den drei göttlichen Personen ein und dasselbe, welches wir entweder Einen Gott oder Dreifaltigkeit nennen, nämlich Vater, Sohn und hl. Geist. Widrigenfalls bestände in Gott eine Mehrheit, nämlich die drei Personen und die ihnen gemeinschaftliche Wesenheit. Dagegen hat sich der lateranensische Kirchenrath unter Innocenz III. ausgesprochen, indem er erklärte: **Credimus et confitemur, quod una quaedam res est, incomprehensibilis quidem et inaestimabilis, quae veraciter est pater et filius et spiritus sanctus, tres simul personae, ac singulatim quaelibet earundem et ideo in Deo Trinitas est solummodo, non quaternitas, quia quaelibet trium personarum est illa res, videlicet substantia, essentia sive natura divina, quae sola est universorum principium.**

2) Ungeachtet es drei göttliche Personen gibt, ist doch nur Ein Gott; dieß folgt aus der Einheit ihrer Handlungsweise und Wirksamkeit. Schon Hypolytus sagt: Was unter sich gleiche Wirkung hat, ist bezüglich der Wesenheit nicht verschieden. Diesen Grundsatz haben die hl. Väter auch auf das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit angewendet, um die Einheit Gottes zu beweisen. Nach der hl. Schrift kann der Sohn Alles, was der Vater kann: also sind sie Eines. Wo die Macht gleich ist, sagt der hl. Gregor von Nyssa, da ist auch die Natur gleich. Der hl. Ambrosius bemerkt schön: Die Einheit der Handlungsweise schließt die Mehrheit in der Gottheit aus, wie der Herr selbst in den Worten zeigte: Glaubet mir, weil ich im Vater und der Vater in mir ist; und ein anderes Mal sagte er: Wegen der Werke, die ich thue, glaubet mir. Hier ist also die Einheit der Gottheit durch die Einheit der Werke ausgedrückt.

3) Die Einheit Gottes bestehet ungeachtet der Drei-Persönlichkeit wegen der Einheit des Prinzips (**ex unitate principii**); denn, obschon drei sind, denen der Name und die Wesenheit Gottes gemeinschaftlich zukömmt, so ist doch, weil Einer von ihnen für die übrigen das Prinzip ist, von welchem sie durch innere Hervorbringung stammen, nur ein und dieselbe Gottheit in allen dreien. Es gibt nicht zwei Götter, schreibt der hl. Basilius, weil auch nicht zwei Väter; nur wer zwei Prinzipe annimmt, kömmt auch

auf zwei Götter. Johannes Damascenus sagt: „Wir nennen den Vater, Sohn und hl. Geist nicht drei Götter, sondern sagen, daß die Dreifaltigkeit nur Ein Gott sei, weil der Sohn und der hl. Geist nur Einen Grund ihres Seyns haben.“ Die Kraft dieses Beweises liegt auf der Hand; denn dadurch, daß der Vater den Sohn zeugte, theilte er ihm seine Wesenheit mit: der Sohn ist also die Wesenheit des Vaters und keine von ihm verschiedene; dieß sind nicht zwei Naturen, sondern nur eine, daher auch nur Ein Gott. Dasselbe gilt bezüglich des hl. Geistes. Nur dann, wenn der Sohn nicht vom Wesen des Vaters gezeugt wäre, und der hl. Geist nicht von beiden ausginge, gäbe es mehre Götter, weil auch mehre Prinzipe bestünden. Daher sagt Fulgentius: Wenn alle zwei (Vater und Sohn) Väter hießen, so wären sie an Natur verschieden; denn ein Jeder bestände dann aus sich, er hätte mit dem Andern keine gemeinschaftliche Substanz, es wäre also auch nicht Ein Gott, weil nicht Eine Natur.

4) Daß bei drei Personen nur Ein Gott sei, beweisen die Alten, was vorzüglich in Bezug auf den Sohn gilt, auch daraus, daß der Sohn das wesentliche Ebenbild des Vaters sei (**ex imaginis natura**). Der Sohn kann nämlich nur dann das wesentliche Abbild des Vaters seyn, wenn er diesem wesentlich gleich ist. In diesem Falle haben aber Vater und Sohn nur Ein Wesen, und sind also nur Ein Gott. Daher singt Prudentius:

Forma Patris veri verus stat Filius, ac se
Unum rite probat, cum formam servat eandem.

18. Eine jede der drei Personen ist wahrer Gott.

a) Der Vater ist Gott.

Daß der Vater wahrer Gott sei, ist noch nicht geleugnet worden, und bedarf also keines Beweises. Wir erwähnen nur, daß diese Wahrheit deutlich der hl. Paulus 1. Korinth. 8, 6. ausspricht; denn dort sagt der Apostel: Wir haben Einen Gott, den Vater, von dem alle Dinge sind. Dasselbe ist Ephes. 4, 6. gesagt: „Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Alle, durch Alles und in uns Allen.“

b) Der Sohn ist Gott.

Wie der Vater, so ist auch der Sohn wahrer Gott. Einen

ausführlicheren Beweis für die Gottheit des Sohnes wie des hl. Geistes werden wir bei einer andern Gelegenheit führen, wo wir nämlich von Jesus Christus und dem hl. Geiste nach der Ordnung des Alphabets speziell zu handeln haben, hier bemerken wir indeß bezüglich der zweiten Person, daß ihre gleiche Natur, oder was dasselbe ist, Gottheit mit dem Vater vorzüglich aus den Worten Joh. 1, 1: „Im Anfange war das Wort," folge. Hier wird dem Worte, d. h. Sohne „Ewigkeit" beigelegt. Dieß läßt sich nur von Gott sagen; denn nur er ist das Ewige, immer Seiende, während alle übrigen Dinge geschaffen sind und einen Anfang haben. Was kein geschaffenes Wesen ist, sagt der hl. Augustin, ist Gott. Daß der Sohn Gott sei, ist deutlich in der nachfolgenden Rede gesagt: „Und Gott war das Wort." Wenn der hl. Johannes vom Sohne sagt: „Alles ist durch ihn gemacht worden," so ist hier wieder die Gottheit des Sohnes ausgesprochen; denn, wie der hl. Augustin bemerkt, erhellet deutlich, daß derjenige, durch den Alles gemacht ist, selbst nicht gemacht (geschaffen) seyn kann: ist er aber nicht geschaffen, so ist er auch kein Geschöpf; ist er aber kein Geschöpf, so hat er mit dem Vater dieselbe Natur und Wesenheit. — Ueberhaupt ist fast in jeder Zeile des ersten Kapitels des Johanneischen Evangeliums die gleiche Wesenheit des Sohnes mit dem Vater ausgesprochen, so insbesonders in den Worten: „Das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Deßgleichen: „Wir haben gesehen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater."

Die Einheit und also auch die gleiche Gottheit des Sohnes mit dem Vater spricht Jesus selbst aus: „Ich und der Vater sind Eines." Joh. 10, 30. Dazu bemerkt der hl. Ambrosius. Indem Jesus sagt: „Ich und der Vater," offenbarter die Gleichheit; indem er sagt: „Wir sind Eines," zeigt er an die Einheit. Die Gleichheit schließt aus die Vermischung; die Einheit die Trennung, die Gleichheit unterscheidet den Vater und den Sohn; die Einheit aber trennt nicht den Vater vom Sohne. Da er also sagt: „Ich und der Vater," besiegt er den Sabellianismus, weil er einen Andern sich und einen Andern den Vater nannte. Er besiegt aber auch den Photianismus, weil er sich mit Gott dem Vater verbindet u. s. w. — Es ist allerdings wahr, daß diese Stelle

von den Arianern so ausgelegt wurde, als wolle Christus nur von einer moralischen Einheit zwischen sich und dem Vater reden, wie er auch von seinen Jüngern sagt: „Daß sie Eines sind, wie wir Eines sind," wo offenbar nur von einer Willens-Einheit die Rede ist. Dagegen bemerkt aber schon der hl. Athanasius: Das Wörtchen „Wie" (sicut) in der zweiten Stelle deutet an, daß hier Jesus gleichnißweise rede, und die hier angedeutete Einheit nur ein Bild von der zwischen ihm und dem Vater bestehenden Einheit sei. Das Bild bleibt aber immer hinter der Wirklichkeit zurück. Folglich ist zwar die Einheit, welche nach Jesu Worten zwischen den Gläubigen bestehen soll, eine moralische, und bezieht sich auf die Gesinnung und den Willen; die zwischen dem Vater und Sohn bestehende aber muß mehr als eine moralische, also eine wirkliche oder wesentliche Einheit seyn. Darum sagt auch, wie der hl. Cyrillus schreibt, Christus von den Gläubigen nicht: Daß sie Eines sind *mit uns*, sondern bloß: „Daß sie Eines sind," nämlich unter sich; wodurch sich deutlich wieder ausspricht, daß zwischen dem Vater und Sohne eine andere Einheit bestehet, als zwischen den Gläubigen. Daß Joh. 10, 30. Christus wirklich seine Wesenseinheit mit dem Vater ausspreche, gehet aus dem ganzen Zusammenhange jener Stelle hervor. Christus sagt nämlich, seine Schafe würden in Ewigkeit nicht zu Grunde gehen, und Niemand könne sie aus seiner Hand reißen. Als Grund gibt Jesus sogleich an: „Weil sie auch Niemand der Hand seines Vaters entreißen kann." Und nun folgt: „Ich und der Vater sind Eines." Also eben so wenig als man seine Schafe aus der Hand des Vaters reißen könne, könne man sie aus seiner Hand reißen, weil er und der Vaters Eins sind. Wer sieht nicht, daß Christus sich hier mit dem Vater gleiche Macht beilege? Hat er aber mit dem Vater gleiche Macht, sagt der hl. Chrysostomus, so hat er auch gleiche Wesenheit; denn Niemand als Gott hat gleiche Macht mit ihm. Daß Christus hier von keiner moralischen, sondern natürlichen Einheit redete, besagt schon der Wortlaut, denn es heißt nicht: „Ich und der Vater wollen Einerlei," sondern „sind Eines." Die Juden selbst legen Zeugniß ab wider jene, welche vorgeben, Christus habe in der besagten Stelle nur figürlich gesprochen. Denn als sie von ihm

die Rede gehört hatten: „Ich und der Vater sind Eines," wollten sie ihn steinigen; denn sie nahmen die Worte Jesu buchstäblich, und verbanden damit den Sinn, als habe er sich, da er doch ein Mensch wäre, Gott gleich gemacht. Hätten die Juden die Rede Jesu falsch verstanden, so wäre es seine Pflicht gewesen, ihnen den wahren Sinn derselben aufzuschließen. Aber statt dessen bestärkt er sie vielmehr in ihrem Glauben, „wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollet, so glaubet meinen Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich im Vater bin."

Die Worte Jesu: Wer mich sieht, sieht auch den Vater, Joh. 14, 9., sind nicht minder ein klarer Beweis für die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater; denn die Stelle setzt voraus, daß nichts im Vater sei, was sich nicht auch im Sohne findet. Ein vom Vater an Natur verschiedenes Wesen, und wäre es auch noch so vollkommen, wäre es ein Engel der höchsten Ordnung, der zunächst am Throne Gottes stünde, könnte dennoch nicht sagen, daß, wer ihn sieht, auch Gott den Vater sieht; denn dieß, schreibt der hl. Cyrillus, ist eine ausgemachte Sache, daß Niemand einen in einer ihm fremden Natur sehen kann; wer ein Pferd sieht, kann nicht sagen, er sehe einen gewissen Menschen. Weil aber Christus dieß von sich sagt, und das Verlangen seines Jüngers Philippi, den Vater sehen zu wollen, als überflüssig bezeichnet, weil, wer den Sohn sieht, auch den Vater sieht, so ist klar, daß im Vater keine Vollkommenheit ist, welche sich nicht auch im Sohne findet.

Die ganze Rede, welche Jesus nach Joh. 5. an die Juden hält, beweiset die gleiche Natur des Sohnes mit dem Vater. Dieß geht namentlich aus den Worten hervor: Darum trachteten die Juden noch vielmehr darnach, ihn zu tödten, weil er nicht nur den Sabbath brach, sondern auch Gott seinen Vater nannte, und sich Gott gleich machte... Der Vater hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben, damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat.... Gleichwie der Vater das Leben in sich selbst hat, so hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selbst zu haben.... Wie

der Vater die Todten erweckt und belebt, so belebt auch der Sohn, welche er will u. s. w.

Die völlige Gleichheit des Sohnes mit dem Vater ist klar ausgesprochen Joh. 16, 15. Dort sagt Jesus Christus von sich: „Alles, was nur immer der Vater hat, ist mein.“ Und Joh. 17, 10. sagt Jesus zu Gott seinem Vater: „Alles, was mein ist, ist dein; und was dein ist, ist mein.“ Deutlicher könnte wohl die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater nicht mehr ausgesprochen werden.

Noch lassen sich eine Menge Schriftterte für die gleiche Natur des Sohnes mit dem Vater, also für die Gottheit des Sohnes anführen, namentlich: 1. Joh. 3, 16.; Heb. 20, 28.; Röm. 9, 5.; Tit. 11, 13.; Matth. 11, 25.; Matth. 26, 63. ꝛc.

Daß der Sohn gleiche Natur mit dem Vater habe, folgt auch aus den Begriffen, welche der Sprachgebrauch mit den Worten „Vater“ und „Sohn,“ dann mit den Ausdrücken „Eingeborner und Zeugen“ verbindet. Ist der Sohn vom Vater gezeugt, so ist in ihm auch dieselbe Natur wie im Vater. Der Begriff des Zeugens bringt es mit sich, daß im erzeugten Wesen dieselbe Natur ist, wie im erzeugenden. Jedes Geschöpf bringt seines Gleichens hervor, wie der Mensch, so das Thier. Sollte dieses allgemeine Gesetz nur allein in Beziehung auf Gott eine Ausnahme machen, und Gott gleichsam weniger vermögen, als das Geschöpf, da er nicht seines Gleichen hervorbringen könnte? Darum sagt ein alter Kirchenlehrer: Wie die Natur verlangt zu glauben, daß der ein Mensch sei, welcher von einem Menschen geboren wird, so schreibt dieselbe Natur zu glauben vor, daß der Gott sei, welcher von Gott gezeugt wird: wer das Letztere nicht annimmt, muß auch das Erstere verwerfen. Und der hl. Bernard schreibt: Es ist ganz einleuchtend, daß der Sohn wahrer Gott sei, da er vom Vater gezeugt ist; denn daß die Menschenkinder wieder Menschen und auch die Thiere ihres Gleichens hervorbringen, bezweifelt Niemand. Und der hl. Cyrillus von Alexandrien bemerkt: Wäre der Sohn, da er doch vom Vater gezeugt ist, nicht wirklich Gott, so würde es das Ansehen haben, Gott der Vater vermöge weniger als selbst die Geschöpfe. Daher erklären die hl. Väter die Behauptung, der Sohn wäre nicht Gott,

für eine große Schmach, die dem Vater zugefügt werde, gerade so als wenn Jemand zu einem irdischen Vater sagte, er könne nicht seines Gleichens, sondern nur etwa einen Hund oder sonst ein Thier erzeugen. Die Leugner der Gottheit Jesu setzen also nicht bloß den Sohn, sondern auch den Vater herab, ja sie heben mit der Gottheit des Sohnes auch die des Vaters auf.

Endlich folgt auch aus den prägnanten Ausdrücken: „Der Sohn sei das Ebenbild des unsichtbaren Gottes," Col. 1, 15. oder „er sei der Abglanz seiner Herrlichkeit (Gottes des Vaters) und das Ebenbild seines Wesens, und trage Alles durch das Wort seiner Kraft," Hebr. 1, 3., — daß der Sohn gleiche Natur und Gottheit mit dem Vater habe. Denn, bemerkt der hl. Hilarius, ist Jesus das wahrhafte Ebenbild des unsichtbaren Gottes des Vaters, so muß er darstellen, was im Urbilde ist. Nun ist der Vater allmächtig, ist es nicht auch der Sohn, so ist er nicht das Ebenbild des allmächtigen Gottes. Der Vater ist gut, ist es der Sohn im mindern Grade, so ist er wieder nicht das wahre Ebenbild des Vaters. Der Vater ist wahrer Gott; ist es nicht auch der Sohn, so ist er weder der Abglanz, noch das Ebenbild des Vaters. Nicht theilweise soll Jesus das Bild des Vaters darstellen, sondern der Apostel nennt ihn das (vollkommene) Ebenbild des unsichtbaren Gottes, so daß man in ihm gleichsam den Vater sieht, wie Christus selbst sagt: Wer mich sieht, sieht den Vater. Wer erkennt aus diesem nicht, daß der Apostel sagen wollte, der Sohn habe dieselbe Natur wie der Vater?

c) Der heilige Geist ist Gott.

Zum Beweise, daß die dritte Person mit dem Vater und Sohne gleiche Natur habe, und also wahrer Gott sei, führen wir hier nur kurz an:

Der heilige Geist wird, wie der Vater und der Sohn, in der heil. Schrift Gott genannt. So sagt Petrus: Ananias, warum versuchte der Teufel dein Herz, daß du lügest dem hl. Geiste? Nicht Menschen hast du gelogen, sondern Gott. Act. 5, 3. 4. Hier legt der Apostel dem hl. Geiste offenbar das Prädikat Gott bei: also muß er es auch seyn, sonst enthielt die Stelle eine Entehrung des Namens Gottes. Auch kann nicht behauptet

werden, daß Petrus den hl. Geist nur bildlich Gott nenne; denn der Apostel sagt, daß durch die Lüge des Ananias Gott beleidiget worden sei, sowie denn jede Sünde eine Beleidigung Gottes ist. Diesen beleidigten Gott aber nennt er den hl. Geist: also kömmt hier der Name Gott dem heiligen Geiste nicht bildlich, sondern wesentlich zu. Wenn z. B. Jemanden von einem Dritten der Vorwurf gemacht würde: Warum hast du Karln geschmähet? Du hast dadurch nicht einen gewöhnlichen Menschen, sondern einen Königssohn beleidigt, — so erkennete daraus Jedermann, daß, wenn der Vorwurf einen Sinn haben soll, Karl wirklich der Sohn des Königs seyn müsse. So auch oben.

Dem hl. Geiste werden in der hl. Schrift nicht bloß dieselben Eigenschaften wie Gott, z. B. Allgegenwart, Ps. 138, 7; Allmacht, Weisheit ꝛc. beigelegt, sondern es wird deutlich gesagt, daß er Eines Wesens mit dem Vater und Sohne sei. In der Stelle: Wenn der hl. Geist kommen wird, der vom Vater ausgehet, wird er Zeugniß von mir geben, Joh. 16, 27. spricht Christus die Wesenseinheit des hl. Geistes mit dem Vater aus; denn da gesagt ist, er gehe vom Vater aus, so ist er keine eigene von Gott verschiedene Substanz, sondern etwas, das zur Substanz Gottes gehört. Der hl. Geist gehet aus von Gottes Wesen, also hat er auch gleiche Natur mit Gott. Das Wörtlein Ausgehen ist also von besonderer Kraft; denn da der hl. Geist von Gott ausgehet, so ist er von ihm nicht geschaffen, also auch kein Geschöpf, und ist er kein Geschöpf, so ist er Gott, weil es ein Drittes nicht gibt; denn Alles was ist, ist entweder erschaffen oder unerschaffen: das Unerschaffene aber ist Gott. Darum sagt auch Paschasius: Christus sagt vom hl. Geiste nicht: welcher vom Vater geschaffen ist, sondern „der vom Vater ausgehet," d. h. aus der Gemeinschaft der väterlichen Macht und der eigenen Natur. Die gleiche Natur des hl. Geistes mit dem Sohne und zugleich mit dem Vater spricht Christus aus, wenn er sagt: „Derselbe (der hl. Geist) wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkünden. Alles, was der Vater hat, das ist mein; darum habe ich gesagt: Er wird's von Meinem nehmen." Da das göttliche Wesen dem Vater und Sohn gemein, und Alles, was der Vater hat, auch des Sohnes

ist, so nimmt auch der hl. Geist, was sein ist, von dem Sohne, und hiemit auch von dem Vater. Daß aber hier die Rede sei von der göttlichen Wesenheit zeugen die ältesten Versionen. Denn die syrische Uebersetzung aus dem ersten Jahrhundert hat statt der Worte: „Von dem Meinen wird ers nehmen“ — den Ausdruck: „Er ist aus mir;“ die aethiopische: „Alles, was er hat, ist mein;“ die arabische: „Er wird nehmen, was mein ist“ u. s. w. — Ein klares Zeugniß für die Gottheit des hl. Geistes enthält auch Matth. 12, 31. Da sagt nämlich Jesus, daß jede Lästerung wider den Sohn des Menschen (worunter er sich selbst verstehet) vergeben werden könne; kaum aber oder gar nicht eine Lästerung wider den hl. Geist. Hier ist klar ausgesprochen, daß der hl. Geist dem Sohne an Würde gewiß nicht nachstehe; weil eine Lästerung desselben noch härter als eine des Sohnes Gottes gestraft werden soll. Dazu bemerkt der hl. Ambrosius: Wer wagt es den hl. Geist noch für ein Geschöpf zu halten? Seit wann glaubt man denn, daß es, wenn man ein Geschöpf beleidigt hat, keine Verzeihung mehr gebe? — Die Taufformel zeugt nicht minder für die Göttlichkeit des hl. Geistes. Was hätte das Geschöpf, sagt der hl. Athanasius, mit dem Schöpfer für eine Verbindung und Gemeinschaft? Und Theodoret: Wäre der hl. Geist nicht Gott, so würde er auch mit Gott dem Vater nicht in gleiche Verbindung gesetzt. Dessen klagen ja die hl. Schriften die Menschen an, daß sie vor Christus das Geschöpf angebetet, und den Schöpfer vernachläßiget haben. Um die Menschen von diesem Irrthume zu befreien und ihnen den Unterschied zwischen Gott und Geschöpf zu zeigen, ist der Sohn Gottes Mensch geworden. Es wäre wahrlich unsinnig, die Menschen von der Anbetung dessen, was nicht Gott ist, auf der einen Seite abzuziehen, auf der andern aber sie wieder dem Dienste der Geschöpfe zu unterwerfen.

19. Eine jede der drei göttlichen Personen ist ewig.

Daß der Vater von Ewigkeit sei, bedarf keines Beweises; denn er ist das absolute Wesen, der unsterbliche König der Jahrhunderte, der Gott ohne Anfang und Ende.

Auch dem Sohne gebührt das Prädikat der Ewigkeit; denn er ist Gott und also Alles, was der Vater ist, mit einziger Aus-

nahme dessen, was zum Begriffe des Vaters gehört. Aus demselben Grunde ist auch der heilige Geist ewig. Wären der Sohn oder der heil. Geist oder beide zugleich nicht ewig, hätten sie einen Anfang, und ginge dieser auch noch so tief zurück, so wären sie nicht mehr Gott, und die ganze Wesenheit der heil. Dreifaltigkeit würde zerstört, und damit unser ganzer Glauben gefallen seyn.

Daß der Sohn zugleich ewig ist, wie der Vater, spricht der heil. Johannes in seinem Evangelium aus, wenn er sagt: Das Wort war im Anfange bei Gott. Im Anfange heißt so viel als vor aller Zeit, also von Ewigkeit her. Das, sagt Fulgentius, ist wahrhaft der Anfang, was wesentlich ewig ist. — Auch ist nicht gesagt: „Im Anfange ist das Wort geschaffen worden" sondern „es war im Anfange." Das „war" deutet wiederum das Ursprungslose an; denn was nie gemacht worden, sondern immer ist, hat keinen Anfang.

Vom Sohne wird Joh. 1, 3. gesagt, daß durch ihn Alles gemacht ist, also ist er selbst nicht gemacht, kein Geschöpf: daher ewig; denn was kein Geschöpf ist, hat auch keinen Anfang, sondern ein ewiges Seyn.

Wenn der Vater ewig ist, so ist es auch der Sohn; denn man kann sich einen Vater ohne Sohn nicht denken: gäbe es eine Zeit, wo kein Sohn war, so hätte es auch eine Zeit gegeben, wo kein Vater gewesen. Mit der Ewigkeit des Vaters ist also auch die des Sohnes gegeben. **Ubi semper Pater est, semper et filius est. Hilar.**

Wer die Ewigkeit des Sohnes und des heil. Geistes nicht zugleich mit der des Vaters zugibt, würde auf eine Veränderung in Gott kommen, was gegen den Begriff Gottes ist, der ewig unveränderlich ist. Wenn wir nicht glauben, daß von Ewigkeit der Sohn vom Vater gezeugt worden ist, so führen wir in der Person des Vaters eine Veränderung ein, weil es eine Zeit gab, wo die erste Person noch nicht Vater gewesen ist.

20. Ueber den Namen der ersten Person in der Dreifaltigkeit.

Die erste Person in der Dreifaltigkeit wurde von den ältesten Zeiten her gewöhnlich Vater genannt. Diese Benennung

ist Gottes ganz würdig, ja kömmt nur Gott allein wesentlich und ursprünglich zu, während den Menschen nur uneigentlich sowohl der Name Vater als Sohn beigelegt wird. Denn wird bei den Menschen Jemand Vater genannt, so ist er der Sohn eines andern Vaters, und der Sohn kann zugleich Vater eines andern Sohnes werden: hier ist also der Name Vater oder Sohn nicht eigenthümlich, weil mit Andern gemeinschaftlich. Anders ist es bei Gott: der Vater ist von keinem andern Vater; er zeugt auch den Sohn nicht, daß er wiederum zeuge und dadurch Vater werde. Daher ist nur bei Gott der Name Vater und Sohn eigenthümlich. Was die Menschen betrifft, sagt der heil. Gregorius, so können wir nur uneigentlich die Namen Vater oder Sohn führen, weil wir beides sind und weder das Eine noch das Andere mit einem Vorzuge.

Von Gott ist alle Vaterschaft. Dieß deutet auch der Apostel an, wenn er sagt: „Von welchem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden ist.“ Eben deßwegen ist es auch billig, daß wir die erste Person in der Dreifaltigkeit Vater nennen.

Die Namen Vater und Sohn hielt das christliche Alterthum ungemein hoch und zog sie jeder andern Benennung vor. In der That ist die Benennung Vater vorzüglicher und Gottes würdiger, als selbst der Name Gott. Der Name Vater sagt nicht bloß, daß er Gott ist, sondern auch, daß er einen an Natur ihm gleichen Sohn habe. Der Name Vater drückt das Wesen Gottes viel besser aus. „Wer Gott sagt, schreibt der heil. Cyrillus, zeigt an, daß er der Herr der ganzen Welt sei; wer ihn aber Vater nennt, hat seine innere Wesenheit bezeichnet; denn er drückt aus, daß er gezeugt habe.“ Daher nennt auch Jesus Christus, um die ganze Würde und Größe Gottes auszudrücken, ihn immer Vater. Ja Wilhelm von Paris trägt kein Bedenken zu sagen, es werde Gott eine viel größere Unehre zugefügt, wenn man ihm das Wort Vater, also die Zeugung des Sohnes ableugnet, als wenn man ihm die Erschaffung der Welt streitig macht. Und mit Recht; denn Gott ist viel größer dadurch, daß er Vater ist, d. h. einen sich gleichen Sohn gezeugt hat, als weil er Schöpfer der Welt ist: die Schöpfung der Welt ist im Verhältniß zur Erzeugung des Sohnes ein viel geringeres Werk. Es ist also klar, daß die

Benennung Vater viel vorzüglicher ist als der Name Schöpfer, ja vorzüglicher als selbst der Ausdruck „Gott".

Der Ausdruck Vater ist unendlich bedeutungsvoll. Wer Gott Vater nennt, sagt, daß er von Ewigkeit her einen Sohn habe, der ihm an Macht und Würde gleich sei; denn ein Vater läßt sich ohne Sohn nicht denken: wer immer Vater ist, hat auch immer einen Sohn und Gott hat nur einen im Wesen ihm gleichen Sohn. „Cum dicimus aeternum patrem, aeternum filium demonstramus."

Indem wir Gott Vater nennen, haben wir ihn zugleich als das höchste Wesen bezeichnet; denn jenes Wesen, welchem der Name Vater eigenthümlich zukömmt, hat den Ursprung in sich selbst, ist also, wie wir bei Gott sagen, aus sich selbst: es hat daher nichts über sich. Es ist, wie die Alten die erste Person in der Gottheit auch nannten, der Urgrund, der Anfang, die erste Ursache, von der Alles kömmt.

21. Von den Namen, welche der zweiten Person in der Gottheit beigelegt werden.

Die zweite göttliche Person heißt zunächst und vorzüglich der Sohn. Dieser Name gebührt ihr mit Recht; denn sie ist aus dem Wesen des Vaters gezeugt. Dann führt sie aber noch verschiedene andere Namen, von denen einige mehr auf die göttliche, andere mehr auf die angenommene, menschliche Natur sich beziehen.

Häufig wird der Sohn von den heil. Vätern Wort (λογος, Verbum) genannt. Dieser Name deutet die ewige Zeugung des Sohnes aus dem Wesen des Vaters an. Daher beginnt auch der heil. Johannes sein Evangelium also: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott," d. h. von Ewigkeit hat Gott (Vater) den Sohn gezeugt. Der Sohn wird mit Recht Wort genannt; denn er ist die Frucht des sich beschauenden und erkennenden Vaters, der Gedanke und die Erkenntniß des Vaters; das zur Erkenntniß Gebrachte aber bedarf des Wortes, um ausgedrückt zu werden. So hat ja auch beim Menschen jeder Gedanke ein Wort zu seinem Substrat, und ohne Wort ist ein Gedanke gar nicht möglich. Nur darf dieß nicht menschlicher Weise

genommen werden. Wenn nämlich der Mensch gesprochen hat, ist auch sein Wort verhallet und verschwunden; anders verhält es sich bei Gott; sein Wort ist ewig. Daher sagt der heil. Gregor von Nyssa: Ut natura nostra mortalis, mortale et ipsa verbum habet; sic immortalis et semper manens natura sempiternum habet et consistens verbum. Der heil. Augustin sagt: Ipsa rei conceptio in corde tuo jam verbum est. Non dum processit, sed jam natum est in corde... Quomodo tu verbum, quod loqueris, in corde habes et apud te est et ipsa conceptio spiritalis est, nam sicut anima tua spiritus est, ita et verbum, quod concepisti, spiritus est, nondum enim accepit sonum, ut per syllabas dividatur; sed manet in conceptione cordis et in specullo mentis: sic Deus edidit verbum, hoc est, genuit filium. Et tu quidem ex tempore gignis verbum etiam in corde; Deus sine tempore genuit filium, per quem creavit omnia tempora.

Der Sohn heißt ferners Ebenbild (imago) 2. Corinth. 4, 54.; Gestalt (Gottes) (figura) Phil. 2, 6.; Abglanz der Herrlichkeit Gottes (species) Hebr. 1, 3. Der Ausdruck „Ebenbild" ist sehr geeignet das katholische Dogma von der Trinität ins Licht zu stellen und sowohl gegen den Sabellianismus als Arianismus zu beweisen; denn der Begriff der Ebenbildlichkeit besteht darin, daß zwei verschiedene Personen da sind, welche gemeinschaftliche Natur haben. Zur Ebenbildlichkeit werden also zwei erfordert, weil Niemand sich selbst sein Ebenbild ist (Nemo potest ipse sibi imago sua esse. Ambrosius). Es muß ferners das Ebenbild dem Urbilde wesentlich gleich seyn, denn sonst könnte es dasselbe nicht darstellen. Im Worte Ebenbild ist demnach zugleich die Persönlichkeit des Sohnes und seine Wesensgleichheit mit dem Vater ausgedrückt. Im wahren Ebenbilde erkennt man das Urbild. Daher sagt Christus von sich: Wer mich sieht, sieht auch den Vater. Der Mensch wird zwar auch das Ebenbild Gottes genannt; allein im uneigentlichen Sinne, wie er auch der Sohn Gottes heißt. Deßwegen sagt auch die Schrift nicht: „Er ist als Ebenbild Gottes geschaffen," sondern es heißt: „Er ist nach dem Ebenbilde Gottes (ad imaginem) (Gen. 1, 27.) geschaffen." Marius Viktorinus sagt in dieser Beziehung richtig gegen den Arius: Homo non imago Dei, sed secundum imaginem. Solus enim

Jesus imago Dei: homo autem secundum imaginem, hoc est imago imaginis. Wenn alſo davon die Rede iſt, der Sohn ſei das Ebenbild des Vaters, ſo iſt hier keine äußere Aehnlichkeit, ſondern eine innere Gleichheit gemeint. Non externis dignitatibus nobis filius ad Patris aequalitatem confirmatur, neque sic tanquam in tabula quadam picta effigies, solis colorum variegata formis, regis figuram imitando mentitur; sed est character et imago revera illius, a quo genitus est, in propriis, nativisque bonis naturam Patris manifestam exhibens. S. Cyrillus. Das Wort Ebenbild ſagt Johannes Damascenus, drückt aus, daß er dem Vater in Allem gleich ſei bis auf das, was dem Vater als ſolchem weſentlich zukömmt. — Ebenſo drücken die Worte: Geſtalt und Abglanz der Herrlichkeit Gottes ꝛc. die Perſönlichkeit des Sohnes und ſeine Weſensgleichheit mit dem Vater aus; denn wie Jemand, der die Geſtalt und den Glanz eines Andern darſtellt, von dieſem perſönlich verſchieden iſt, ſo muß er ihm weſentlich gleich ſeyn: ſonſt könnte er ſeinen Glanz ꝛc. nicht darſtellen. Es heißt aber vom Sohne nicht blos, daß er die Geſtalt und den Glanz Gottes darſtellt, ſondern, daß er die Geſtalt und der Abglanz des Vaters ſei, was noch mehr die Weſensgleichheit ausdrückt.

Indem der Sohn ferners die Weisheit, die Kraft, das Leben Gottes heißt (1. Corinth. 1, 24.; Joh. 14, 6. ꝛc.) iſt wiederum ſeine Weſensgleichheit mit dem Vater ausgedrückt. Denn die Redensarten: „Der Sohn iſt die Weisheit, Kraft, das Leben Gottes ꝛc.“ ſagen nichts Anders, als dieſelbe Weisheit, dasſelbe Leben, dieſelbe Kraft, welche der Vater hat, hat auch der Sohn: alſo ſind beide weſentlich gleich; denn wer z. B. Gott an Weisheit, Kraft ꝛc. gleich iſt, iſt ſelbſt Gott.

22. Ueber die ewige Zeugung der zweiten Perſon.

Ein unbegreifliches Geheimniß iſt es, wie der Sohn von Ewigkeit her vom Vater hervorgebracht worden iſt. Es iſt ungeziemend, ſagt der heil. Athanaſius, zu fragen, wie der Vater den Sohn zeugt. Wer die Zeugung des Sohnes erforſchen will, iſt ein Unſinniger, da er ſich an eine unerforſchliche, Gott allein bekannte Sache wagt. Daher ermahnt der heil. Cyrillus von Jeruſalem: daß Gott einen Sohn habe, dieß glaube; wie aber

dieß möglich sei, erforsche nicht neugierig, denn du wirst es nicht entdecken.

Bei allem Unvermögen, die Zeugung des Sohnes sich erklären zu können, hielten die heil. Väter doch unerschütterlich die Wahrheit fest, daß der Vater den Sohn gezeugt habe. Sie gaben auch ihre Gründe dafür an. Man dürfe, sagen sie, das Wesen Gottes nicht zur Unfruchtbarkeit verurtheilen, und nicht leugnen, daß Gott aus seiner Wesenheit seines Gleichen hervorbringe: denn sonst vermöchte Gott weniger als jedes andere lebende Wesen, welche die Kraft in sich haben ihres Gleichen hervorzubringen. Soll ich, spricht Gott selbst beim Propheten Isaias 66, 9., der ich mache, daß Andere zeugen, selbst nicht zeugen? Es ist unmöglich, schreibt Johannes Damascenus, daß Gott die natürliche Fruchtbarkeit entbehre; die Fruchtbarkeit aber besteht darin, aus seiner Wesenheit seines Gleichen hervorzubringen. Der heil. Cyrillus schließt aus der Vollkommenheit Gottes, daß er auch das Vermögen zu zeugen haben müsse. Und der heilige Athanasius bemerkt sogar, sagen, Gott könne nicht zeugen, heiße nichts anders als vom Lichte behaupten, es habe nicht das Vermögen zu leuchten.

Die Art der Hervorbringung des Sohnes vom Vater wird Zeugung genannt; denn die Zeugung ist die Hervorbringung eines ähnlichen Wesens aus der eigenen Substanz. Es gehören also zum Begriffe „zeugen“ drei Bedingnisse: 1) die Hervorbringung muß aus dem eigenen Wesen geschehen; 2) das Hervorgebrachte muß wesentlich dem Hervorbringenden ähnlich seyn; 3) es muß ein Theil der Natur des Erzeugenden in den Erzeugten übergehen. Dieß Alles läßt sich auf die göttliche Zeugung anwenden; denn es ist Glaubenssache, daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters gezeugt ist. Nicht so, schreibt der heil. Augustin (epist. 66.), ist aus Gott dem Vater der eingeborne Sohn, wie von ihm die ganze Schöpfung ist. Diese hat er aus Nichts geschaffen, jenen aber hat er aus seinem Wesen gezeugt. Der heil. Hilarius aber sagt: Der Ungezeugte hat vor aller Zeit aus sich den Sohn gezeugt; er hat ihn nicht aus irgend einer Materie gemacht; denn Alles ist ja durch den Sohn gemacht; er hat ihn auch nicht aus Nichts gemacht, sondern aus sich gezeugt. Vorzüglich in jener Stelle: **Ex utere ante Luciferum genui te** (Ps. 109), finden die

heil. Väter es ausgesprochen, daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters gezeugt sei. So sagt der heil. Hilarius: Wenn es heißt: „aus dem Innern (ex utere) habe ich dich gezeugt," so frage ich, wie sich behaupten läßt, der Sohn sei aus Nichts geboren? Und der heil. Augustin: Wenn es heißt „aus dem Innern des Vaters," so ist damit angedeutet, daß der Vater den Sohn aus sich, nämlich aus seinem Wesen, zeugte, sowie die Mutter das Kind aus ihrem Leibe: dadurch sollen wir erkennen, daß die Natur des Gezeugten von der des Erzeugenden nicht verschieden sei. Derselbe Kirchenlehrer sagt, um die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater zu zeigen: „Wenn der Sohn eines kräftigen Mannes die Stärke und Kraft seines Vaters nicht hat, so ist er minder als der Vater, aber dennoch ist er noch ein Mensch und im Wesen seinem Vater gleich; den Sohn Gottes aber wollt ihr so geringfügig machen, daß er nicht einmal an Wesenheit dem Vater gleich sei?" Wiederum sagt derselbe Kirchenlehrer: „Wenn der Sohn von einer andern Substanz ist, als der Vater, so hat der Vater ein Ungeheuer erzeugt; denn wenn z. B. ein Weib ein Wesen erzeugt, daß kein Mensch ist, so nennt man es ein Ungeheuer. Damit das Erzeugte kein Ungeheuer sei, muß es wesentlich mit dem Erzeugenden gleich seyn."

Die zweite Bedingniß bei der Zeugung ist, daß das Erzeugte dem Erzeugenden bezüglich der Natur ähnlich sei. Der Sohn Gottes ist dem Vater wesentlich ähnlich: er heißt daher auch das Ebenbild des Vaters. Der heilige Epiphanius sagt: Wenn der Vater den Sohn gezeugt hat, so muß er ihm gleich und ähnlich seyn; denn was immer zeugt, zeugt sich ein ähnliches Wesen, ja nicht blos ein ähnliches, sondern gleiches, daß es dasselbe ist; denn der Mensch zeugt wieder einen Menschen, sonach Gott einen Gott. — Es gibt aber eine doppelte Aehnlichkeit: eine, die sich auf das Wesen bezieht, und eine, die einige aus dem Wesen folgende Eigenthümlichkeiten betrifft; in erster Hinsicht ist der Sohn dem Vater ähnlich, weil er sein Wesen, d. h. die menschliche Natur an sich hat; in zweiter, weil er die Gesichtszüge ꝛc. desselben darstellt. Der Sohn Gottes ist dem Vater wesentlich ähnlich: er hat mit dem Vater gleiche Natur. Die Wesensähnlichkeit, eigentlich Gleichheit, reicht im Allgemeinen hin, ihn zum wahren

Sohn des Vaters zu machen. Wollt ihr nicht erkennen, sagt der heil. Augustin, von welchem Gewichte die gleiche Wesenheit ist? Obschon ein Menschensohn in einigen Dingen dem Vater unähnlich ist, so kann doch, wenn er mit dem Vater von gleicher Natur ist, nicht in Abrede gestellt werden, daß er sein wahrer Sohn sei, und weil er wahrer Sohn ist, kann seine gleiche Substanz mit dem Vater nicht geleugnet werden. — Wir können aber noch weiter gehen und sagen, der Sohn Gottes ist dem Vater nicht nur wesentlich ähnlich, sondern was bei menschlichen Zeugungen nie der Fall ist, auch in allen übrigen Eigenschaften: er ist also eben so mächtig, gütig 2c. wie der Vater. Dieß deßwegen, weil die Eigenschaften Gottes nichts von der göttlichen Natur Verschiedenes sind. Eben deßwegen übertrifft die göttliche Zeugung des Sohnes alle menschlichen Zeugungen, und es ist klar, daß sie vor allen übrigen diesen Namen verdient. Unter Menschen, sagt der heil. Chrysostomus, ist der Sohn zwar dem Vater ähnlich, aber nicht so wie bei Gott: hier ist die Aehnlichkeit weit größer. Denn in menschlichen Verhältnissen besteht die Aehnlichkeit zwar im Wesen; aber in andern Dingen, in gewissen Eigenschaften des Leibes und der Seele z. B. in der Größe, Farbe, Klugheit 2c. ist eine Verschiedenheit; bei Gott aber findet eine solche Trennung nicht statt.

Die dritte Bedingniß bei der Zeugung ist, daß die Natur des Zeugenden wenigstens einem Theile nach in den Erzeugten übergeht (**ut habeant principium conjunctum**). Aber gerade dieses Umstandes bedienten sich die Ketzer, wie z. B. die Arianer, um die wahre Zeugung, und daher auch die göttliche Natur des Sohnes zu leugnen. Sie gaben nämlich keine andere Zeugung zu, als die, welche wie z. B. bei den Menschen dadurch geschieht, daß der Zeugende dasjenige verliert, was er dem Erzeugten mittheilt (**generatio decesione profluvioque substantiae**). Gott würde sich also, indem er seines Gleichen zeugete, selbst theilen, und so wäre die Zeugung eine Unvollkommenheit in Gott (defectio). Dagegen sträubten sich die heil. Väter. **Non est portio, non est defectio, non est diminutio, non derivatio, non protensio, non passio, sed viventis naturae ex vivente nativitas est.** Hilar. Anders sagt der heilige Athanasius verhält es sich mit der Zeugung bei Gott als mit der bei den Menschen. Bei den Menschen

sind die Erzeugten in gewissem Sinne Theile der Erzeugenden; denn weil die Körper nicht einfach, sondern aus Theilen zusammengesetzt sind, so geben sie bei der Zeugung Theile von sich, wie sie umgekehrt durch den Genuß von Speisen solche annehmen. Gott aber ist einfach und untheilbar: seine Natur ist weder einer Theilung fähig, noch einer Annahme. Die heiligen Väter bedienten sich des Beispieles vom Lichte, um die Zeugung zu versinnlichen. Wie das Licht an einem andern Lichte sich entzündet, ohne daß dieses dadurch sich minderte, so hat der Vater den Sohn gezeugt, ihm sein Wesen mitgetheilt, und doch selbst dabei sich nicht gemindert. Wenn das irdische Licht, sagt der heil. Victor, dadurch keine Abnahme erleidet, daß ein anderes Licht von ihm angezündet wird, um wie viel weniger läßt sich vom himmlischen Lichte, von Gott, sagen, er habe sich durch die Zeugung des Sohnes gemindert. Auch mit dem Strahl, der von der Sonne ausgeht, verglich man die Zeugung des Sohnes. Wie die Sonne, schreibt der heil. Athanasius, dasselbe bleibt, und sich nicht mindert, wenn von ihr Strahlen ausgehen, so hat auch das Wesen der Gottheit durch die Zeugung des Sohnes keine Abnahme erlitten. Ferners sagen die heil. Väter, daß die göttliche Zeugung keine transfusio, sondern eine communicatio naturae sei. Dadurch kamen sie wieder auf die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater. Durch die natürliche Einheit, sagt Fulgentius, ist der ganze Vater im Sohne und der ganze Sohn im Vater. Der heil. Hilarius sagt: Perfectus a perfecto, quia totus a toto, non divisio aut discissio, quia alter in altero, et plenitudo divinitatis in filio est.

Dieß ist eine wesentliche Eigenheit der göttlichen Zeugung, daß die ganze Natur des Vaters im Sohne ist, und umgekehrt. Deßgleichen ist die Ewigkeit ihr eigenthümlich; Semper Deus, semper filius; simul pater, simul filius. Victorinus. Der Grund, warum die Menschen zuvor sind, und dann erst zeugen, liegt darin, weil sie erst allmählig zur Vollkommenheit reifen. Nun wird aber Gott nicht erst mit der Zeit vollkommen, er ist es schon von Ewigkeit her: daher fängt er auch nicht erst das Zeugen an, er zeugt von Ewigkeit her, und somit ist der Sohn von Ewigkeit gezeugt. Patri, utpote nunquam non perfecto, maxime convenit sine tempore gignere. Cyrillus. Und der heilige Athanasius:

Hominum est proprium in tempore generare, ob perfectionem naturae; Dei vero soboles aeterna est, quia natura semper est perfecta. Die Ewigkeit der Zeugung von Seite des Vaters läßt sich auch aus der Göttlichkeit des Sohnes beweisen; denn wenn der Sohn Gott ist, so muß er Alles haben, was der Vater hat, also auch die Ewigkeit; widrigenfalls wäre er ja nicht Gott. Aeternum et sine initio est, sagt Fulgentius, quod de patris natura natus existit. Wiederum läßt sich sagen: Wie der Vater keinen Anfang hat, so kann auch der Sohn keinen Anfang haben. Wäre eine Zeit gewesen, in welcher es keinen Sohn gegeben, so hätte es damals auch keinen Vater gegeben. Das ist aber unmöglich; denn der Vater ist ewig; eben deßwegen ist auch der Sohn von Ewigkeit her gezeugt. Quod Pater est, esse non coepit, et si non coepit, nec filius coepit. Ambros. Und der heilige Hilarius: Quod si semper patri proprium est, quod semper est pater: necesse est, filio semper proprium esse, quod semper est filius. Daraus ist klar: Wer den Vater ewig nennt, muß auch dem Sohn die Ewigkeit beilegen. Wie nun aber der Vater nie angefangen hat, den Sohn zu zeugen, so hört er auch nie auf. Denn das Zeugen ist ein innerer Akt Gottes, und dasselbe, was Gott selbst ist, hört daher nie auf. Quid ergo dicemus, schreibt der heil. Augustin, si natus est filius Dei de patre, jam pater destitit gignere: et si destitit, coepit. Si autem coepit gignere, fuit aliquando sine filio. Sed nunquam fuit sine filio, quia filius ejus sapientia ejus est, qui candor est lucis aeternae. Ergo semper gignit pater, et semper nascitur filius. Dahin deuten auch die Worte der Schrift: Ego hodie genui te. Das Heute ist so viel als ewig, d. h. ohne Anfang und Ende. Eigenthümlich der göttlichen Zeugung ist dann ferners, daß nur vom Vater allein der Sohn gezeugt wird, ohne Mithilfe irgend einer andern Kraft, während bei kreatürlichen Zeugungen zwei Kräfte, eine männliche und weibliche zusammenwirken. Der Grund hievon ist einleuchtend; denn fürs Erste ist in Gott die Fülle aller Macht; er bedarf also zu Nichts eine Kraft außer sich. Sodann ist die Zeugung des Sohnes eine innere Handlung der Gottheit, welche (actio) auf keine Weise nach Außen geht; es ist die einfache Erkenntniß des Verstandes, so daß das Erkennende und das

Erkannte ein und dasselbe in seinem Wesen ist. Solches entsteht nicht aus Verschiedenem, sondern aus ein und derselben höchst einfachen Quelle. Daher sagt Isidor von Sevilla: Der Vater ist nie ohne Sohn; aber dennoch hat der Vater ohne Sohn den Sohn gezeugt. Ungeachtet nun der Sohn nur von einem Principe gezeugt ist, so nennt man dieses Princip doch füglicher Vater als Mutter, weil der Vater die vorzüglichere Ursache des Zeugens ist. Prima et principalis, schreibt der heil. Anselm, causa prolis semper est in patre. Nam si maternam causam quolibet modo semper paterna praecedit: nimis est incongruum, ut illi parenti adoptetur nomen matris, cui ad gignendam prolem nulla alia causa aut sociatur aut praecedit.

23. Ueber die Benennung der dritten Person in der Gottheit.

Die dritte Person in der Gottheit heißt am gewöhnlichsten heiliger Geist. Dieser Name deutet das innige Verhältniß an, in welchem Vater und Sohn zu einander stehen, ihre Wechselliebe. Der heilige Augustin drückt dieß so aus: Spiritus sanctus est quaedam Patris Filiique communio. Es könnte zwar der Name „heiliger Geist“ auch den zwei andern göttlichen Personen beigelegt werden; denn sowohl der Vater als der Sohn ist ein Geist, und sowohl der Vater als der Sohn ist heilig; aber dennoch kömmt diese Benennung eigenthümlich der dritten Person zu, um durch diesen Namen, der beiden gemeinschaftlich ist, das innige Verhältniß zu einander anzudeuten. Auch hier sind die Worte des heil. Augustin bezeichnend: Ex eo nomine, quod utrique convenit, utriusque communio significetur. Dieses anzudeuten wird die dritte Person auch sowohl der Geist des Vaters als der des Sohnes genannt: wenn zwei Einen Geist haben, so sind sie einig; der gleiche Geist macht sie Eins. So drückt also der Name heiliger Geist aus die Einheit des Vaters und Sohnes, und zugleich ist wiederum in dieser Benennung die Wesenseinheit der dritten Person selbst mit den zwei andern ausgesprochen; denn da die dritte Person genannt wird, was die zwei andern sind, so muß sie selbst seyn, was diese sind. Dafür legt der heilige Ambrosius in den Worten Zeugniß ab: Quia coaeterna

et communis est ambobus (tertia persona) id ipsa vocatur, quod ambo sunt. Höchst bedeutungsvoll ist demnach die Bezeichnung: „Heiliger Geist“ für die dritte Person.

Die dritte Person heißt ferners die Liebe, womit Vater und Sohn gegenseitig sich lieben. Et si charitas, qua pater diligit filium et patrem diligit filius ineffabiliter communionem demonstrat amborum, quid convenientius, quam ut ille charitas dicatur proprie, qui spiritus est communis ambobus. Der heil. Augustin. Die Liebe einiget; nun aber ist der heilige Geist das Band der Einheit zwischen Vater und Sohn; er ist, wie Rhaban Maurus sagt: ineffabilis quaedam patris filiique communio. Daher heißt er auch mit Recht „charitas“ d. i. Liebe. Der heil. Bernard nennt den heiligen Geist den Kuß, womit sich Vater und Sohn gegenseitig küssen. „Si recte Pater osculans, filius osculatus accipitur, non erit ab re osculum spiritum intelligi.“

Der heil. Geist heißt auch Geschenk (donum). Dieser Name gebührt ihm eigenthümlich wegen seines Hervorgehens aus dem Willen des Vaters und des Sohnes und aus der Liebe beider. Exiit (spiritus sanctus) non quomodo natus, sed quomodo datus, et ideo non dicitur filius. St. Aug. Dieser Kirchenlehrer unterscheidet noch zwischen donum und datum. Ersteres ist er bezüglich seiner ewigen Hervorgehung; Letzteres in Hinsicht dessen, als er den Menschen gegeben wird. „Procedebat, ut esset donabile, jam donum erat, et antequam esset, cui daretur. Aliter enim intelligitur, cum dicitur donum, aliter cum dicitur donatum. Nam donum potest esse et antequam datur; donatum autem, nisi datum fuerit, nullo modo dici potest.“

Der heilige Geist heißt Paraklet, dieser Name deutet insbesonders sein Verhältniß zu den Gläubigen an, indem er sie tröstet, erleuchtet, heiliget, kurz ihnen auf jede Weise hilft.

Andere Namen des heil. Geistes sind: Verheißung, Apostelg. 1, 4.; Kraft, Apstlg. 1, 8.; Salbung und Beseligung, 1. Joh. 2, 20.; Eph. 1, 13. Diese beiden letztern Namen deuten die hohe Würde an, zu welcher wir durch den heil. Geist erhoben werden: es wird uns durch ihn gleichsam das Siegel Gottes aufgedrückt, und wir werden dadurch ein Gott geheiligtes Gut, gehören ihm an: gleich-

wie jene Güter, welche mit öffentlichem Siegel belegt sind, unverletzlich werden.

Symbole des hl. Geistes sind: Wasser, das allerfüllende und durchdringende Lebensprinzip; Licht und Feuer, das andere durchdringliche, belebende Element; auch Wind und Oel, von denen das erste die reinigende, das andere die stärkende Kraft andeutet.

24. Der heil. Geist geht vom Vater und Sohne zugleich aus.

I. Beweis aus der hl. Schrift.

Daß der hl. Geist vom Vater ausgehet, ist anerkannt. Deutlich ist es ausgesprochen Joh. 15, 26. „Der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet.“ Darum wird er auch der Geist des Vaters genannt. „Nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eueres Vaters.“ Matth. 10, 22. cf. Röm. 8, 11.; 1. Cor. 2, 10. ꝛc. Er wird ferners als Verheißung des Vaters und als von ihm gesandt, dargestellt. „Ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch herab.“ Luk. 24, 49. „Welchen ich euch schicken werde vom Vater, den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet.“ Joh. 15, 26. Und: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben.“ Joh. 14, 16.

Daß der hl. Geist aber auch vom Sohne ausgehet, ist klar in der hl. Schrift enthalten; denn Luk. 24, 49. sagt Jesus von sich: „Ich sende die Verheißung meines Vaters (d. h. den hl. Geist) auf euch herab.“ Und Joh. 15, 26.: „Wenn aber der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit ꝛc.“ Wiederum Joh. 16, 7.: „Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ Nur in Bezug auf diesen Ausgang kann verstanden werden, was Christus sagt: Er wird mich verherrlichen, weil er von dem Meinigen empfangen wird. Joh. 16, 14. Wie der Sohn vom Vater empfängt und ihn verherrlichet, so empfängt der hl. Geist vom Sohne in seinem ewigen Ausgange von ihm und verherrlichet ihn. Wegen des Ausgehens vom Sohne heißt er auch dessen Geist, z. B. Apostelg. 16, 7.: „Da sie nach Mösien gekommen waren, versuchten sie es auch, nach Bithinien zu gehen,

aber der Geist Jesu ließ es nicht zu. Auch stehet geschrieben, daß der Vater den hl. Geist in des Sohnes Namen sendet. Joh. 14, 26.

II. Aus der kirchlichen Ueberlieferung.

In der lateinischen Kirche war man immer darüber einig, daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne zugleich ausgehe. Dahin lauten auch alle Zeugnisse der hl. Väter. So sagt Tertullian: Der hl. Geist ist nirgends anders her als vom Vater durch den Sohn. — Hilarius l. 2. de Trinit. schreibt: Vom hl. Geiste zu reden ist nicht nothwendig, von welchem man bekennen muß, daß er durch den Vater und den Sohn sei, vom Vater und Sohne ausgehe. — Der hl. Ambrosius sagt (Tract. de Symbol. Apost. c. 3.): Der hl. Geist ist wahrhaft ein Geist; er gehet zwar vom Vater und Sohne aus; aber er ist nicht der Sohn, weil er nicht gezeugt wird, und auch nicht der Vater, weil er von beiden ausgeht. Derselbe sagt (lib. de dign. hom. condit. cap. 11.): Wie vom Vater der Sohn gezeugt wird und von beiden der h. Geist ausgehet, so wird durch die Erkenntniß der Wille gezeugt, und von diesen beiden geht das Gedächtniß hervor. — Der hl. Augustin schreibt: Wir können nicht sagen, daß der hl. Geist nicht auch vom Sohne ausgehet. Denn nicht umsonst wird er Geist des Vaters und des Sohnes genannt (lib. IV. de Trinit. c. 20.) Und wiederum: Ging der hl. Geist nicht auch vom Sohne aus, so würde Jesus nach seiner Auferstehung beim Anhauchen seiner Apostel nicht haben sagen können: Empfanget den hl. Geist; denn was anders bedeutet dieses Anhauchen, als daß der hl. Geist auch von ihm ausgehet. Der hl. Leo sagt in seiner 93. Epistel: Ein Anderer ist, der gezeugt hat, ein Anderer, der gezeugt worden ist, und ein Anderer, der von beiden ausgehet. Der hl. Gregor, der Große, nennt es in seinem zweiten Dialog eine bekannte Sache, daß der hl. Geist vom Vater und Sohne zugleich ausgehe. Das erste Concilium von Toledo sagt in seinem Bekenntnisse: Credimus spiritum quoque paracletum, qui nec pater sit ipse, nec filius, sed a patre filioque procedens. Daß diese Lehre das vierte Concil im Lateran, das zweite von Lyon und das zu Florenz bestimmt als Glaubenssatz aussprachen, ist bekannt.

Von besonderer Wichtigkeit sind in dieser Sache die Zeugnisse der griechischen Väter; denn die Griechen leugnen, daß der hl. Geist auch vom Sohne ausgehe. Nichts desto weniger bekennen sich die ältesten griechischen Kirchenväter zu dieser Lehre. Der hl. Epiphanius sagt in einer seiner Schriften (in Ancorato) wiederholt, daß der hl. Geist von beiden (Vater und Sohn) ausgehe. Und wiederum: „Der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, ist das dritte Licht, vom Vater und Sohne." In haeres. 62 schreibt er: „Der hl. Geist ist dem Vater und Sohn nicht fremd, sondern aus der nämlichen Substanz, aus der nämlichen Gottheit, aus dem Vater und dem Sohne." An Epiphanius reihen wir den hl. Gregor von Nyssa; in der Schrift gegen den Eunomius sagt er: „Wie der Sohn mit dem Vater verbunden ist, und ungeachtet er von ihm das Seyn hat, doch nicht später ist, so ist auch der hl. Geist auf das innigste mit dem Sohne vereinigt." Offenbar besteht die Verbindung des Sohnes mit dem Vater darin, daß jener von diesem das Seyn hat; dasselbe muß auch vom Verhältnisse des hl. Geistes zum Sohne gelten: folglich kennt der hl. Gregor von Nyssa an, daß der hl. Geist auch vom Sohne ausgehet. — Didymus hat drei Bücher vom hl. Geiste geschrieben. Im zweiten bemerkt er zu den Worten Christi „Er (der hl. Geist) wird nicht aus sich selbst reden" Folgendes: Dieses will sagen, nicht ohne mich und des Vaters Willen, weil er unzertrennlich von meinem und des Vaters Willen ist; denn er ist nicht aus sich, sondern vom Vater und von mir: was er ist, das hat er vom Vater und von mir. — Bei Cyrillus von Alexandrien finden sich eine Menge Stellen, welche den Ausgang des hl. Geistes auch vom Sohne bezeugen. So heißt es lib. 1. de adorat. „Der hl. Geist ist wesentlich aus beiden, nämlich vom Vater durch den Sohn." Derselbe sagt bei einer andern Gelegenheit: Da der hl. Geist in uns ist, und uns Gott ähnlich macht, er aber vom Vater und Sohne ausgeht, so ist klar, daß er selbst göttlicher Natur sei. Wiederum schreibt Cyrillus: „Man muß nothwendig bekennen, daß der hl. Geist aus dem Wesen des Sohnes sei." Alle Beachtung verdient, was Cyrillus in seinem Commentar zu Johannes sagt: „Der hl. Geist, der weiß, was im Willen des Eingebornen ist, theilt uns Alles mit. Er

hat aber jene Kenntniß nicht durch Unterricht erhalten, so daß es den Anschein hätte, er wäre nur Diener und bringe die Rede eines Andern vor, nein, sondern die des eigenen Geistes. Ohne daß es ihm Jemand sagt, weiß er Alles, was derjenige ist, aus welchem und in welchem er ist. So weiß auch der menschliche Verstand Alles, was im Menschen ist und dient der Seele, indem er durch das Wort nach Außen ihren Willen verkündet. Er scheint hiebei etwas von der Seele Verschiedenes zu seyn und wird auch anders genannt, und doch ist er von keiner anderen Natur, sondern wie ein Theil, der das Ganze erfüllt, in der Seele existirt, und aus ihr hervorgehet." — Der hl. Basilius sagt in seiner Schrift vom hl. Geiste gegen Eunomius, daß der hl. Geist vom Sohn das Seyn habe und von ihm, wie von seiner Ursache abhänge. — Athanasius schreibt in der dritten Rede gegen Arius: „Was immer der hl. Geist hat, das hat er vom Worte" (Sohne).

Viele heilige Väter, insbesonders griechische, pflegen sich den Ausgang des hl. Geistes sinnbildlich darzustellen. Sie vergleichen den Vater mit einer Quelle, den Sohn mit einem Flusse und den hl. Geist mit dem Wasser des Flusses. So sagt der hl. Chrysostomus: Die Quelle des lebendigen Wassers ist der Vater, der Fluß aus der Quelle der Sohn, und das Wasser des Flusses der hl. Geist. — Cyrillus von Alexandrien bedient sich des Vergleiches: Christus hauchte seine Apostel leibhaft an, um dadurch zu zeigen, daß der hl. Geist ebenso, wie vom menschlichen Munde der menschliche Hauch herausgehet, aus der göttlichen Wesenheit sich ergoß. Oft wird der hl. Geist auch der Wohlgeruch des Sohnes genannt. Nachdem Athanasius den hl. Geist im Brief an Serapion ein Charisma genannt hatte, womit die Gläubigen gesalbt werden, fügt er bei: Dieses Charisma ist der Hauch des Sohnes; wer nun diesen Geist hat, mag sagen: Wir sind ein angenehmer Geruch Christi. Ist nun aber der Geist der gute Wohlgeruch und die Form des Sohnes, so ist klar, daß er kein Geschöpf sei. Der hl. Cyrillus gebraucht das Bild, daß der hl. Geist so aus dem Wesen Gottes (des Vaters und Sohnes) ausgehe, wie der Wohlgeruch aus den Blumen. Ein anderes Mal sagt derselbe hl. Kirchenlehrer, daß der hl. Geist aus Gott (dem

Vater und Sohne) ausgehe, wie der Dunst vom Wasser auffsteigt. Wiederum sagt er, der hl. Geist gehe vom Wesen des Sohnes aus, wie die Süße vom Honig, die Wärme vom Feuer oder die Erfrischung vom Wasser; lauter Bilder, durch welche zugleich auch die Wesensgleichheit des hl. Geistes mit dem Vater und Sohne in die Augen springt. — Die hl. Väter nennen den hl. Geist ferner das Ebenbild des Sohnes (imago filii). Nun heißt aber deßwegen der Sohn das Ebenbild des Vaters, weil er aus seiner Wesenheit ist; aus gleichem Grunde ist der hl. Geist nur dann das Ebenbild des Sohnes, wenn er von ihm ausgehet. Si alter ex altero natus non est, nullus eorum imago alterius dici potest. Aug.

III. Aus rationellen Gründen.

Nur wenn der hl. Geist auch vom Sohne ausgehet, besteht zwischen Sohn und Geist ein rechtes Verhältniß beider zueinander. Ohne dieses Hervorgehen bestünde zwar zwischen beiden das Verhältniß der Einheit, indem beide aus dem Vater hervorgehen, und dann das des Unterschiedes, indem der Sohn unter der Form des Erkennens und der hl. Geist unter der des Willens hervorgehet; aber ein unmittelbares Verhältniß der beiden zueinander wäre es nicht, somit auch kein höchst vollkommenes Verhältniß, was doch in der Dreieinigkeit stattfinden muß.

Der Glaube lehrt uns, daß der hl. Geist vom Sohne verschieden sei; nun aber findet in der Dreieinigkeit kein anderer Unterschied statt, als der des verschiedenen Ursprunges. Ginge aber der hl. Geist ebenfalls nur vom Vater aus, wie der Sohn bloß vom Vater seinen Ursprung hat, so wären sie bezüglich des Ursprunges von einander nicht verschieden, was wider den Glauben ist.

Da der hl. Geist Gott ist, so ist er auch von Gott; auch hier läßt sich sagen: Deus de Deo. Er ist aber Gott vom ganzen Gotte: also auch von dem Sohne, der mit dem Vater der Eine ganze Gott ist: folglich gehet er auch vom Sohne aus.

Der Sohn empfängt vom Vater Alles, was der Vater selbst hat, nur die Vaterschaft ausgenommen, also auch den göttlichen fruchtbaren Willen, und daher ist der Sohn zugleich mit dem

Vater das Prinzip des hl. Geistes. Gignendi ei dedit, ut etiam de ipso procederet. Aug.

25. Ueber die Art und Weise des Hervorgangs des heil. Geistes.

Der hl. Geist gehet vom Vater und Sohne nicht als von zwei für sich besondern Prinzipien aus, sondern vom Vater und vom Sohne zugleich, als von Einem Prinzipe, widrigenfalls wäre die Einheit des Geistes aufgehoben. Fatendum est, schreibt der hl. Augustin, patrem et filium principium esse Spiritus sancti, non duo principia. Es verhält sich hier wie mit der Schöpfung: wenn wir vom Schöpfer reden, so verstehen wir darunter eine jede der drei göttlichen Personen; aber dennoch denken wir nicht an drei Schöpfer; denn durch das, wodurch sie einig sind, und nicht durch das, wodurch sie drei sind, ist der Vater, der Sohn und der hl. Geist Schöpfer. Das Prinzip ist also hier wie dort Eines. Dieses Gleichnisses bedient sich auch der hl. Augustin: Sicut pater et filius unus Deus et ad creaturam relative unus creator et unus Dominus, sic relative ad spiritum sanctum unum principium. Auch kann man den Vater, ohne dem Dogma, daß der hl. Geist auch vom Sohne ausgeht, zu nahe zu treten, die principalis causa des hl. Geistes nennen, weil ja auch der Sohn vom Vater gezeuget ist, und der Sohn wie Alles, so auch dieses vom Vater erhielt, daß der hl. Geist auch von ihm (dem Sohne) ausgehet. Deutlich spricht sich hierüber der hl. Anselm aus: Auf eine unbegreifliche Weise ist der hl. Geist vom Sohne, wie er vom Vater ist; er geht aber nicht von zwei Verschiedenen aus, sondern von Einem Prinzip: von dem nämlich, worin der Vater und der Sohn Eines sind, d. h. von Gott ist, auch der hl. Geist; aber nicht von dem, worin sie einander verschieden sind. Aber weil Gott, von dem der hl. Geist ist, Vater und Sohn ist, deßwegen wird mit Recht gesagt, er sei vom Vater und Sohne, welche zwei sind. Und weil der Vater nicht früher oder später, oder größer oder minder ist als der Sohn, und überhaupt der eine nicht mehr oder weniger Gott ist als der andere, so ist der hl. Geist nicht eher vom Vater als vom Sohne, und nicht später vom Sohne als vom Vater; er ist eben so vom Vater als vom

Sohne, und nicht mehr oder minder vor einem als dem andern. Und auf den Einwurf, daß der hl. Geist vorzüglich (principaliter), wie einige Väter sagen, vom Vater ausgehe, erwiedert der hl. Anselm: Dieses ist dahin zu verstehen, weil der Sohn das, was er ist, vom Vater hat: deßwegen läßt sich behaupten, auch dieses, daß der hl. Geist vom Sohne ausgehet, habe er vom Vater. Weil jedoch der Sohn vom Vater das Seyn so hat, daß er ganz und gar das Nämliche ist, was der Vater ist, nämlich der Eine und derselbe Gott, so hat der Sohn vom Vater, wie das Seyn, so auch das vollkommene Gleichseyn mit ihm. Wie daher der Vater nicht mehr Gott ist als der Sohn, obschon dieser von jenem das Seyn hat, so ist auch der hl. Geist nicht mehr vom Vater als vom Sohn, obschon der Sohn vom Vater es hat, daß der hl. Geist auch von ihm sei.

Um die Hervorgehung des hl. Geistes näher zu bezeichnen, muß man sagen, er gehe hervor aus dem gemeinschaftlichen Willen des Vaters und Sohnes und aus der Liebe beider, wovon er gleichsam die Frucht ist. Er geht aber nicht äußerlich hervor, — da wäre er ein Geschöpf, sondern aus dem innern Wesen beider. Dagegen wandten nun freilich die Arianer und andere alte Ketzer ein, wenn der hl. Geist aus dem Wesen des Vaters hervorgeht, so sei er zugleich auch der Sohn Gottes, und nannten ihn daher spottweise einen Bruder des Sohnes (Jesu Christi), und insofern er auch aus dem Wesen des Sohnes ausgehe, nannten sie die erste Person höhnisch den Großvater des hl. Geistes; dagegen traten die hl. Väter mit allem Nachdrucke auf. Sie beriefen sich zunächst auf die hl. Schrift, in welcher dergleichen nirgends vorkommt. So sagt der hl. Athanasius: In der hl. Schrift wird der Sohn nie hl. Geist genannt, daß er nicht für einen Bruder desselben gehalten wird; und der hl. Geist wird nie der Sohn des Sohnes genannt, so daß man den Vater nicht für den Großvater halten kann. Andere gaben als Grund an, daß der hl. Geist nicht der Sohn seyn könne, weil jener durch Hervorgehen, dieser durch Zeugen entstehe. Weil das Hervorgehen, sagt Fulgentius, etwas Anders ist, als das Gezeugtwerden, so ist klar, daß ein Anderer der Vater, ein Anderer der Sohn, und ein Anderer der hl. Geist sei. Ein dritter Theil der hl. Väter gibt

als Grund an, daß der hl. Geist nicht der Sohn seyn kann, weil er nicht bloß vom Vater, sondern auch vom Sohne hervorgehet. Es würde zur Absurdität und Blasphemie führen, wollte man den hl. Geist Sohn nennen; in diesem Falle müßte, da er vom Vater und Sohne zugleich ausgeht, der Sohn die Mutter seyn; denn nur wo männliche und weibliche Kraft vereint ist, wird ein Sohn aus Zweien. Filius nullus est duorum, nisi patris et matris. Absit autem ut inter Deum patrem et Deum filium aliquid tale suspicemur. St. Aug. Ungeachtet aber der hl. Geist nicht gezeugt ist, so darf man ihn doch auch nicht ungezeugt nennen; denn dieser Name gebührt nur dem Vater. Daher sagt der hl. Augustin: Cum spiritum sanctum genitum non dicamus, dicere tamen non audemus ingenitum, ne in hoc vocabulo vel duos patres in illa trinitate, vel duos qui non sunt de alio, quicquam suspicemur; pater enim solus non est de alio; ideo solus appellatur ingenitus.

26. Streitigkeiten über die Ausgehung des heiligen Geistes.

Schon zur Zeit des Arianismus wurde auch der hl. Geist Gegenstand des Streites; man stellte damals, wie es die Macedonianer thaten, seine Gottheit in Abrede. Später bestritt man, daß er zugleich auch vom Sohne ausgehe. Während der nestorianischen Streitigkeiten findet man die erste Spur hievon, indem Theodoret in seiner Disputation gegen Cyrillus behauptete, es wäre gotteslästerisch zu sagen, daß der hl. Geist aus dem Sohne und durch den Sohn sein Daseyn habe. Es wurde aber damals die Sache nicht weiter verfolgt. Erst unter Kaiser Constantin Kopronymus scheint sie wieder aufgetaucht zu haben; denn damals beschäftigte man sich auch im Abendlande unter dem fränkischen Könige Pipin mit dieser Frage und auf einer spätern Synode (Aquis granis) wurde es klar ausgesprochen, daß der hl. Geist auch vom Sohne ausgehe. Die Veranlassung dazu gab ein gewisser Jerusalemitischer Mönch Johannes, der den Ausgang des hl. Geistes auch vom Sohne leugnete.

Zur eigentlichen Ketzerei machte diesen Streit erst Photius. Dieser Mensch wußte sich nach Vertreibung des Patriarchen Ig-

natius des bischöflichen Stuhles von Constantinopel zu bemächtigen. Weil er vom Papste Nikolaus verdienter Weise mit dem Anathem belegt wurde, erboste Photius gegen die abendländische Kirche und warf ihr, wie er sagte, verschiedene Irrthümer, in die sie gefallen seyn soll, vor; darunter auch diesen, daß sie lehre, der hl. Geist gehe zugleich auch vom Sohne aus. Von da an bildete der Ausgang des hl. Geistes einen Gegenstand des Streites zwischen den Römischen Christen und Griechen.

Unter dem Pontifikate Innocenz III. kehrten die Griechen in die Gemeinschaft mit der Römischen Kirche zurück; indeß währte die Vereinigung nicht lange. Im Jahre 1274 vereinigten sich die Griechen unter dem Papste Gregor X. wiederum mit der abendländischen Kirche und bekannten sich namentlich auch zum Dogma, daß der hl. Geist vom Vater und Sohn zugleich ausgehe. Auch dieser Frieden währte nicht lange. Auf dem Concilium zu Florenz gelobten die Griechen abermals dem Papste Eugen IV. Aussöhnung mit der Römischen Kirche; wir wissen aber, daß der Erfolg auch dieses Mal nicht groß war.

Um den Glauben, daß der hl. Geist vom Vater und zugleich auch vom Sohne ausgehe, klar auszusprechen, fügten die abendländischen Christen dem Constantinopolitanischen Symbolum das Wort „filioque“ bei, so daß es hieß: qui ex patre filioque procedit. Wann und von wem dieses geschah, ist nicht recht bekannt. Dieser Zusatz hat übrigens eher in den gallischen Kirchen als in der Römischen Eingang gefunden; zur Zeit Karl des Großen wurde in den dortigen Kirchen das Symbolum bereits mit diesem Zusatze gesungen.

27. Ueber die Sendung der göttlichen Personen im Allgemeinen.

Das Wort „Sendung“ (missio) ist in der Lehre von der hl. Dreifaltigkeit sehr wichtig. Schon dieser Ausdruck deutet an, daß es in der Trinität mehre Personen geben muß, da Niemand sich selbst sendet, sondern von einem Andern gesendet wird. Wenn z. B. Christus von sich sagt: „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesendet, daß er sie richte,“ — so ist hier deutlich aus-

gesprochen, daß der Vater und Sohn zwei verschiedene Personen seien; denn der Geschickte ist ein Anderer als der Schickende.

Mehrern hl. Vätern ist der Ausdruck „Sendung" mit dem ewigen Hervorgehen der göttlichen Personen gleichbedeutend; Andere beziehen dieß Wort auf die zeitliche Sendung. So sagt der hl. Augustin: Verstehe unter der Sendung des Sohnes seine Menschwerdung. Indeß liegen beide Begriffe darin. Nur dieses ist festzuhalten, daß es in keiner Weise auf den Vater angewendet werden kann. Vom Vater allein, schreibt der hl. Augustin, wird nirgends gelesen, daß er geschickt sei, weil er allein keinen Urheber hat, von welchem er gezeugt ist oder von welchem er hervorgehet. Nicht wegen der Verschiedenheit der Natur also, welche in der Dreifaltigkeit ohnehin nicht stattfindet, sondern des Ansehens wegen wird vom Vater allein nicht gesagt, daß er geschickt sei; denn nicht der Glanz sendet das Feuer, sondern vom Feuer geht der Glanz aus.

Eine göttliche Person wird eigentlich nur von jener Person geschickt, von welcher sie ausgehet; dennoch wird manchmal sowohl von der hl. Schrift als den Vätern gesagt, daß der Sohn auch vom hl. Geiste gesendet wird. So sagt der hl. Ambrosius: Wie du höreſt, sendet den Sohn auch der hl. Geist, damit du, wenn du lieſest, daß der Sohn den hl. Geist sendet, nicht glaubest, der hl. Geist sei geringer an Macht. Also den Sohn sendet auch der hl. Geist; den hl. Geist aber sendet der Vater und der Sohn. Wenn daher der Sohn und der hl. Geist sich gegenseitig senden, wie der Vater sendet, so ist dieß nicht eine Unterordnung, sondern eine Gleichheit der Macht.

Es läßt sich auch noch eine innere und äußere Sendung unterscheiden. Die erstere fällt, eben weil sie geistig ist, nicht in die Sinne. Von dieser spricht Jesus, wo er sagt: Wenn mich Jemand liebt und meine Worte hält, so wird auch mein Vater ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Joh. 14. Die äußere Sendung wird in gewissen äußern Zeichen erkannt. Von ihr ist im alten Testamente oft die Rede. Dabei frägt es sich nur, ob alle drei Personen, wenn auch nicht geschickt (denn vom Vater läßt sich dieß nicht sagen), so doch erschienen seien, oder ob dieß nur von zweien, oder gar

nur von einer der Fall sei. Mehre der ältesten Kirchenväter sprechen sich dahin aus, daß von den drei göttlichen Personen nur der Sohn erschienen sei. Der hl. Justinus sagt, wenn den Patriarchen im alten Bunde Gott erscheinet und mit ihnen spricht, so sei immer an den Sohn zu denken. Dahin erklären sich auch Tertullian, Origenes und Andere. Sie berufen sich dabei auf die hl. Schrift selbst, in der es klar ausgesprochen sei, daß der Vater nicht in die Sichtbarkeit trete; denn es heiße: Niemand wird Gott sehen und leben. Nach dem hl. Irenäus sei der Sohn es gewesen, der aus dem Dornbusche zu Moses sprach und ihn sendete, das Volk Israel zu befreien. Der hl. Athanasius hält auch jenen Engel, der mit Jakob rang, für den Sohn Gottes. Daher habe jener Ort auch den Namen „Phanuel," d. h. Bild Gottes; so auch Chrysostomus. Der hl. Ambrosius schreibt: Nicht der Vater war im Dornbusch, nicht der Vater war in der Wüste; sondern der Sohn hat mit Moses gesprochen. Die Väter geben auch den Grund an, warum gerade der Sohn schon im alten Bunde in menschlicher Gestalt sich zeigte: er wollte dadurch das große Geheimniß seiner Inkarnation vorbilden. Indeß muß man bei all dem sagen, der Sohn ist seiner Gottheit nach eben so wenig sichtbar, als der Vater. Invisibilis pater, sed et filius invisibilis secundum divinitatem. St. Aug. Die gegentheilige Behauptung hatten die Arianer gerne; denn sie meinten hierin einen Grund zu finden, daß der Sohn nicht Gott sei. Solent dicere (Ariani), ideo minor est filius, quia visibilis, pater autem invisibilis. Da nun der Sohn und der hl. Geist bezüglich ihrer Gottheit eben so wenig sichtbar sind, als der Vater, so ist es eben nicht nothwendig, alle Theophanien des alten Bundes einzig und allein auf den Sohn zu beziehen, sondern es ist die Ansicht wahrscheinlich, daß auch der Vater, bald allein, bald zugleich mit dem Sohne und dem hl. Geiste eine Gestalt angenommen und sichtbar geworden sei So sagt der hl. Gregor von Nyssa, daß verschiedentlich alle drei göttlichen Personen erschienen seien. Dieser Ansicht sind auch Epiphanius und andere Väter. Der hl. Augustin nennt die Behauptung, der Vater sei im alten Bunde nie den Patriarchen oder Propheten erschienen, eine verwegene; überhaupts lasse sich gar nicht zuverlässig sagen,

welche göttliche Person im alten Bunde vorzüglich sich gezeigt habe: denn es sei bald der Vater, bald der Sohn, bald der hl. Geist und bald die ganze Dreifaltigkeit erschienen.

28. Von der Sendung des heil. Geistes insbesondere, respective von der Mittheilung desselben.

Nur von der zweiten und dritten Person läßt sich sagen, daß sie gesendet worden sind. In der Zeit wurde der Sohn gesendet, indem er Mensch geworden, und der hl. Geist, indem er zur Heiligung des menschlichen Geschlechtes in die Welt kam.

Man muß auch beim hl. Geiste eine doppelte Sendung unterscheiden, eine äußere und eine innere. Erstere erfolgt in einer sichtbaren Gestalt. So zeigte er sich als Taube, auch in feurigen Zungen. Letztere, die man füglicher Mittheilung nennt, geschieht auf innere Weise, und ist daher ganz geistig: sie besteht im Allgemeinen in der Mittheilung der geistigen Gaben (charismata). Dieser sind mehre; das vorzüglichste Charisma aber ist die Liebe, ja der hl. Augustin sagt, daß alle andern ohne die Liebe nichts nützen; denn wie der Leib ohne Seele nicht lebe, so hätten auch die übrigen Tugenden ohne Liebe kein Leben.

Die Mittheilung des hl. Geistes beschränkt sich indeß nicht bloß darauf, daß die Gaben des hl. Geistes denen theilhaftig werden, welchen der hl. Geist gegeben wird; sondern das Wesen des hl. Geistes selbst theilt sich uns mit, und macht uns heilig und gerecht. Dieser außerordentlichen Auszeichnung werden aber nach den hl. Vätern nur die Gläubigen des neuen Bundes theilhaftig. Darauf bezieht sich, was Johannes schreibt: Das sagte aber Jesus von dem Geiste, den diejenigen empfangen sollten, die an ihn glauben würden; denn der hl. Geist war noch nicht gegeben, weil Jesus noch nicht verherrlichet war. Joh. 7, 39.

In der hl. Schrift selbst kommen viele Stellen vor, die nicht bloß von einer Verleihung der Gaben des hl. Geistes, sondern von einem Weilen und Wohnen des göttlichen Geistes selbst in unserm Herzen reden. So sagt Jesus: Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe in Ewigkeit; den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt;

ihr aber werdet ihn erkennen, weil er bei euch bleiben und in euch seyn wird. Joh. 14, 16. Dahin zielen auch jene Aussprüche der hl. Schrift: Wißt ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der hl. Geist in euch wohne. 1. Corinth. 3, 16. Weil ihr Söhne seid, so schickte Gott den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der da ruft: Abba, Vater. Gal. 4, 6. ꝛc. Diese und ähnliche Stellen sprechen aus, daß den Gläubigen nicht bloß die Gaben des hl. Geistes, sondern ihnen dieser selbst mitgetheilt werde. Dahin lauten auch die Zeugnisse vieler heiligen Väter. Der hl. Gregor von Nazianz schreibt: Der hl. Geist ist nicht mehr wie früher (im alten Bunde) durch die Wirkung allein zugegen, sondern, wenn ich so sagen darf, auf eine wesentliche Weise ist er gegenwärtig und verweilet in uns. Denn es geziemte sich, daß, da der Sohn leibhaft mit uns ist, auch der heilige Geist leibhaft mit uns wäre und körperlich gesehen würde, und daß er, nachdem Christus in den Himmel zurückgekehrt war, zu uns herabstiege. Der hl. Cyrillus von Alexandrien sagt: Der hl. Geist wirkt durch sich selbst in uns, uns wahrhaft heiligend und einigend mit sich, indem er uns mit sich verbindet und der göttlichen Natur theilhaftig macht. Ueberhaupts sind die hl. Väter insgesammt der Ansicht, daß der hl. Geist in den Frommen wohne, und zwar als göttliche Person, nicht bloß der Gnade oder der Wirkung nach. Daher nennen wir die Herzen der Gläubigen Tempel des hl. Geistes. Lassen wir noch andere Zeugnisse der hl. Väter folgen. Wir sind ein Tempel Gottes des hl. Geistes wegen, der in den Frommen wohnt. Epiphan. haeres. 74, 13. Wer den hl. Geist hat, hat auch den Sohn, und wer den Sohn hat, ist ein Tempel Gottes, da Paulus schreibt: Wißt ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der hl. Geist in euch wohne? Athanas. in ep. ad Serap. Mehre hl. Väter vergleichen die Mittheilung des hl. Geistes mit dem Aufdrücken eines Sigills. Wer ein Sigill in Wachs abdrückt, der hat das Bild des Sigills im Wachse. So verhält es sich auch mit dem hl. Geiste: er drückt unserer Seele das Bild Gottes ein. So sagt der hl. Hieronymus: Wir sind bezeichnet mit dem hl. Geiste, damit unserm Geiste das Siegel Gottes eingedrückt werde, und wir jenes Bild und jene Aehnlichkeit wieder

erlangen, nach welchem wir im Anfange geschaffen worden sind. Der hl. Athanasius sagt in seinem Briefe an Serapion: „Der hl. Geist ist eine Salbe und ein Sigill, womit das Wort (der Sohn Gottes) Alles salbt und bezeichnet; sind wir auf solche Weise bezeichnet, so sind wir wahrhaft theilhaftig geworden der göttlichen Natur. Auf diese Weise wird durch die Mittheilung des hl. Geistes die durch die Sünde gestörte Ebenbildlichkeit Gottes in dem Menschen wieder hergestellt." So sagt ein alter Kirchenlehrer: Gott hauchte dem Adam den Geist des Lebens ein; auch Christus hauchte seine Apostel an und sagte: Empfanget den hl. Geist. Damals stellte Christus den Geist wieder her, den Adam verloren hatte, und so wurde der Mensch wieder wahrhaft ein lebendiges Wesen.

Es kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß eine jede der drei göttlichen Personen den Gerechten in gewisser Weise inwohne. Christus selbst sagt ja: Wenn Jemand mich liebt und mein Wort halten wird, so wird auch mein Vater ihn lieben, und wir wollen zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Joh. 14, 23. Von Christus sagt der Apostel insbesonders, daß er durch den Glauben in uns wohne. Ephes. 2, 17. Indeß kömmt es doch vorzüglich dem hl. Geiste zu, in uns zu wohnen und uns theilhaftig zu machen der Aehnlichkeit mit Gott; denn das ist das wesentliche Verhältniß des hl. Geistes zur Creatur, daß er sie heilige. Dazu ist er vom Vater und Sohne gegeben, d. h. gesendet. Dieß setzt voraus, daß er in ein besonderes innniges Verhältniß zu der zu heiligenden Creatur trete. Wenn es also dem hl. Geiste eigenthümlich ist, vom Vater und Sohne gesendet zu seyn, oder wie der hl. Augustin sich ausdrückt, donabile zu seyn, und dieses keiner der beiden andern Personen zukommt: so ist es auch dem hl. Geiste vor den beiden andern göttlichen Personen eigen, den Gerechten einzuwohnen.

Wie wir schon oben angedeutet haben, ist jenes Einwohnen des hl. Geistes in den Herzen der Gläubigen ein Vorzug des neuen Bundes. Deutlich spricht es Cyrillus aus: Wir finden, daß bei den Propheten eine reichliche Erleuchtung und Einsprechung des hl. Geistes stattgefunden habe, um bezüglich der künftigen Dinge zu unterrichten und Verborgenes zu enthüllen. Aber be-

züglich derer, die an Christus glauben, hegen wir das Vertrauen, daß sie nicht blos vom heil. Geiste Licht empfangen, sondern daß der heil. Geist selbst in ihnen wohne und seinen Sitz bei ihnen aufschlage. Daher werden wir mit Recht Tempel Gottes genannt, während keiner der Propheten je einmal ein Tempel Gottes genannt worden ist. **Cyrill. lib. V. commentar. in Joan.**

29. Von der Liebe der drei göttlichen Personen zu den Menschen.

Papst Leo sagt, die Natur Gottes bestehe darin, daß er seiner Wesenheit nach die Güte selbst ist. Es ist aber eine Eigenheit der Güte, daß sie von sich selbst ausgeht und über Andere sich ergießt. Schon bei den Menschen sieht man, wie jene, welche von Liebe erfüllt sind, auch Andern von ihren Gütern mitzutheilen wünschen. Da nun Gott die unendliche Güte ist, so ist er auch gegen alle seine Geschöpfe mit Liebe erfüllt. Es zeigt aber

a) Gott der Vater vorzüglich seine Liebe gegen uns, indem er uns erschuf. Von Ewigkeit her hat uns Gott geliebt, und um dieser Liebe willen uns in das Daseyn gerufen. So hat uns Gott eher geliebt, als irgend einer von denen, die uns auf Erden lieben. Die Ersten, welche dich in dieser Welt liebten, sind deine Eltern; indeß haben sie dich erst nach deiner Geburt geliebt: Gott liebte dich aber schon, ehe du noch warst. Ja ehe noch deine leiblichen Eltern waren, liebte er dich schon; noch mehr, die Welt war noch nicht, und du warst schon ein Gegenstand seiner Liebe. Dieser Gedanke war es, der eine heil. Agnes bewog, als man ihr einen Gemahl vorschlug, auszurufen: Ein anderer Liebhaber ist ihm zuvorgekommen. So hat denn Gott, o Christ! dich von Ewigkeit her geliebt, wie er selbst beim Propheten sagt: Mit ewiger Liebe liebe ich dich. Jerem. 31, 1. Aus Liebe hat er dich in das Daseyn gerufen; aus Liebe zu dir auch alle diese schönen Dinge, welche dich umgeben, erschaffen, damit sie dir dienen, dich an seine Liebe erinnern und dich zur Gegenliebe treiben. Himmel und Erde und Alles, sagt der heilige Augustin, ruft mir zu, daß ich dich, o mein Gott, lieben soll. Wenn dieser Heilige die Sonne, die Sterne, die Berge, das Meer und die Flüße betrachtete, so kam es ihm vor,

als ob alle zu ihm redeten und ihm zuriefen: Liebe doch deinen Gott, o Augustin! denn er hat Alles erschaffen, auf daß du ihn liebest. Wenn der Abt Rancé, Stifter des Trappisten-Ordens, Hügel, Blumen und Quellen anblickte, so sagte er, daß alle diese erschaffenen Dinge ihn an die unendliche Liebe erinnerten, die Gott zu ihm trage. Auch die heilige Theresia pflegte zu sagen, daß der Anblick dieser Geschöpfe ihr ihren Undank gegen Gott vorwerfe. Von der heiligen Magdalena de Pazzis aber ist bekannt, daß beim Anblick einer schönen Blume ihr Herz so sehr von der Liebe Gottes entzündet wurde, als ob man sie mit einem Pfeil durchbohre, und sie sprach dann zu sich selbst: So hat denn mein Gott von Ewigkeit her darauf gedacht, aus Liebe zu mir diese Blume zu erschaffen, damit ich ihn wieder lieben soll. Ueberdieß hat der ewige Vater, da er sah, daß wir unserer Sünden wegen zur Hölle verdammt waren, aus Liebe zu uns seinen eigenen Sohn auf diese Erde geschickt, damit er am Kreuze sterbe und dadurch, uns erlöse. Dieß nennt der Apostel ein Uebermaß von Liebe. Ephes. 2, 4. Betrachte aber auch, o Christ! welch ganz besondere Liebe Gott zu dir getragen, da er dich in einem christlichen Lande, im Schooße der wahren katholischen Kirche hat geboren werden lassen. Erwäge, daß kaum der zehnte Theil der Menschen so glücklich ist, im wahren Glauben geboren zu werden. O wie viele Millionen Ungläubiger sind der heiligen Sakramente, der Verkündigung des göttlichen Wortes, dem Beispiele guter Christen und der übrigen Hilfsmittel zur ewigen Seligkeit beraubt, welche wir in der katholischen Kirche haben. Und ohne all unser Verdienst hat der Herr uns dieß Alles verliehen, ja er hat es sogar gethan, obgleich er unsere Untreue vorhersah.

b) Gott der Sohn zeigte seine Liebe uns durch die Erlösung. Adam, unser Stammvater, sündigte, indem er von der verbotenen Frucht aß, in Folge dessen er und alle seine Nachkommen dem ewigen Verderben verfielen. Gott beschloß in seiner Liebe einen Erlöser zu senden, und zwar nicht einen Engel, oder sonst ein Geschöpf der höchsten Ordnung, sondern der Sohn Gottes selbst bietet sich an, auf die Erde herabzukommen, einen menschlichen Leib anzunehmen und für das Heil der Menschen zu sterben. O erstaunliches Wunder der göttlichen Liebe! der

Mensch verachtet Gott und trennt sich von ihm, und Gott selbst kam um der Liebe willen, die er zum Menschen trägt, auf die Erde herab, um den Empörer wieder aufzusuchen. Da es uns nicht mehr gestattet war, sagt der heilige Augustin, dem Erlöser entgegen zu gehen, so hat er es nicht verschmäht, zu uns zu kommen. Warum wollte aber Jesus Christus zu uns auf die Erde herabkommen? Derselbe Heilige antwortet: Damit wir erkennen möchten, welche große Liebe er zu uns trägt. Hätte der Sohn Gottes noch eine größere Liebe gegen uns zeigen können? Gott wird Mensch: wer könnte dieß glauben, wenn nicht die ewige Wahrheit selbst es uns sagte? So ist denn also, sagt der heil. Paulus, ein Gott, so zu sagen, in das Nichts herabgesunken; denn er entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an. Und das fleischgewordene Wort, dieser Gott voll der Liebe, hat sich damit noch nicht begnügt, bloß Mensch geworden zu seyn, er wollte auch noch unter uns als der letzte, als der geringste von allen Menschen leben, wie dieß der Prophet Isaias verkündigt hatte: Weder Gestalt noch Schöne hatte er; wir sahen ihn als verachteten, als niedrigsten der Menschen, den Mann der Schmerzen. Is. 53. Weil Jesus gekommen war, um von den Menschen geliebt zu werden, wie er selbst sagt: Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne, Luk. 12, 49., so wollte er uns besonders am Ende des Lebens die größten Beweise seiner Liebe geben. Deßhalb verdemüthigte er sich nicht nur so tief, daß er für uns sterben wollte, sondern wählte sogar die bitterste und schmachvollste Todesart, wie der Apostel sagt: Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Phil. 2, 8. Wer bei den Juden gekreuziget ward, der blieb verflucht und verachtet von Allen. Verflucht ist, wer am Holze hängt. Deut. 21, 23. Aber gerade auf diese Weise wollte unser Erlöser sterben, nämlich am Kreuze, in einem Abgrunde von Schmerzen und Schmach. Hätte der Sohn Gottes noch eine größere Liebe gegen uns zeigen können, als dadurch, daß er sein Leben für uns auf eine so schmachvolle Weise hinopferte? Und seine Liebe drängte ihn noch zu einem andern unbegreiflichen Wunder. Es ist nämlich dem Liebenden eigen, immer bei denen seyn zu wollen, welche er liebt. Um dieses zu erreichen,

setzte er das heilige Altarssakrament ein. In demselben vermählt er sich mit einem jeden Einzelnen, und macht das menschliche Herz zu seinem Tempel, zu seiner fortwährenden Wohnstätte. Kann es noch eine größere Liebe geben?

c) Gott der heilige Geist zeigt seine Liebe zu uns, indem er uns heiliget. Der ewige Vater war noch nicht zufrieden, uns seinen Sohn geschenkt und uns durch den Tod desselben erlöset zu haben, sondern sendete uns auch noch den heiligen Geist, damit er in unserer Seele wohne und sie fortwährend mit heiliger Liebe entflamme. Und trotz aller Mißhandlungen, die er hier auf Erden von den Menschen erduldet, wollte Jesus dennoch, uneingedenk unsers Undankes, nach seiner Himmelfahrt den heil. Geist auf die Erde herabsenden, damit er das Werk, welches er selbst begonnen, in uns vollende und uns heilige. Zu diesem Zwecke kam auch der heilige Geist auf die Erde herab, am Pfingstfeste in Gestalt feuriger Zungen. Der heilige Geist ist jenes göttliche Band, welches den Vater mit dem Sohne vereinigt, zugleich aber auch jenes Band, welches durch die heilige Liebe unsere Seele mit Gott verbindet; denn nach dem heiligen Augustin besteht hierin die eigentliche Wirkung der Liebe. Die Bande der Welt sind Todesbande; die Bande des heil. Geistes aber sind Bande des ewigen Lebens, weil sie uns mit Gott vereinigen, der unser einziges und wahres Leben ist. Bedenken wir es wohl, daß alle Erleuchtungen und alle Einsprechungen, die wir erhalten, auch alle Tugenden, die wir während unsers ganzen Lebens ausgeübt, Gaben des heil. Geistes sind. Nicht minder sind auch alle Gebete, die wir Gott wohlgefällig verrichten, sein Werk. Darum sagt auch der Apostel: Der heilige Geist hilft unserer Schwachheit; denn wir wissen nicht, um was wir beten sollen, sondern der Geist selbst begehrt für uns mit unaussprechlichen Seufzern. Röm. 8, 26. So ist es also der heil. Geist, der nicht nur uns lehrt, wie wir beten sollen, sondern sogar mit und für uns betet.

Daraus sehen wir, daß die ganze heil. Dreifaltigkeit damit beschäftiget scheint, uns die Liebe zu zeigen, welche sie gegen uns trägt, und dadurch unsere Gegenliebe wieder zu wecken. Denn wenn Gott liebt, sagt der heil. Bernard, so verlangt er dafür

nichts Anders als Gegenliebe. Es ist aber nicht mehr als billig, als daß wir Gott lieben, der uns durch so viele Beweise seiner Zärtlichkeit zur Gegenliebe zwingt. Darum schenket ihm, dem dreieinigen Gott, euere Herzen und nehmet sie ihm nicht mehr in Ewigkeit. (cf. St. Liguori.)

30. Bekämpfungen des Geheimnisses der heiligen Dreifaltigkeit.

Schon im zweiten Jahrhundert wurde das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit von dem Phrygier Praxeas angegriffen, den aber Tertullians Beredsamkeit zum Schweigen brachte. Noetus von Ephesus bildete ebenfalls eine kleine Sekte, welche den Unterschied der göttlichen Personen läugnete.

Sabellius im dritten Jahrhundert, ein Schüler des Noetus, wurde durch seine Irrlehre in Betreff der heil. Dreifaltigkeit berüchtigter als seine Vorgänger. Er lehrte, daß die drei göttlichen Principien, welche von der katholischen Kirche angebetet werden, nur Modalitäten der göttlichen Wahrheit seien. Das göttliche Wesen, anfangs in die Tiefe seiner Natur gehüllt, entwickelte sich in drei verschiedene Phasen, deren jede einen besondern Namen: Vater, Sohn und heil. Geist — erhielten. Wenn Gott die Welt schafft und erhält, wenn er das alte Gesetz gibt, so heißt er Vater; wenn das göttliche Wesen in Christus erscheint, um die Welt zu versöhnen, so heißt es Sohn; endlich ist es der heil. Geist, insofern es die Kirche bildet, belebt und erhält. Darnach sind die drei Principien der Trinität nicht Personen, sondern bloße Benennungen. Diese Lehre wurde von mehreren Concilien verworfen.

Paul von Samosat, der 260 Bischof von Antiochien wurde, muß als Gegner der heil. Dreifaltigkeit bezeichnet werden, weil er die Gottheit des Sohnes läugnete; er ward aber auf zwei Concilien zu Antiochien verdammt.

Der heftigste Gegner des Geheimnisses der heil. Dreifaltigkeit wurde Arius, jener stolze Mann, der sich selbst den „Berühmten" nannte, der sich für „von Gott belehrt" ausgab, und sich nicht scheute zu behaupten, daß er alle Alten an Weisheit übertreffe. Arius lehrte, der Sohn Gottes ist nicht von jeher da gewesen, er ist nicht ewig, sondern ein aus dem Nichts gezogenes Geschöpf.

Jesus Christus war zwar das erste und vollkommenste aller Geschöpfe, und alle andern wurden durch ihn geschaffen; aber dabei blieb immer noch zwischen ihm und Gott der ganze Abstand, der das Unendliche vom Endlichen trennt. Weil Jesus ein Geschöpf war, so war die Güte ihm nicht wesentlich eigen; der Veränderung und Mangelhaftigkeit unterworfen, wie alles Geschaffene, war er uns durch den rechten Gebrauch seiner Freiheit gut. Jesus war als Geschöpf ein Mittelwesen zwischen Gott und der Welt; Gott gab ihm, nachdem er diesen seinen Sohn wie einen gewöhnlichen Künstler die Kunst zu schaffen gelehrt hatte, die Sendung, die Welt zu schaffen und einzurichten. Arius suchte zwar seine Lehre durch biblische Beweise zu stützen, die er aus Stellen nahm, wo Jesus von sich als einen Menschen sprechend, sich geringer nennt als den Vater und sich dem Vater gehorsam heißt; allein er ward nicht bloß von rechtgläubigen Bischöfen, namentlich dem hl. Athanasius, widerlegt, sondern seine Irrthümer wurden auch von mehrern Concilien, und vorzüglich vom allgemeinen Kirchenrath zu Nicäa 325 verdammt. Die Arianer kamen aber durch den weltlichen Arm zur Macht; indeß herrschte, wie es jeder Sekte eigenthümlich ist, unter ihnen große Uneinigkeit, wovon schon dieses ein Zeugniß ist, daß sie in einem Zeitraume von zwanzig Jahren nicht weniger als eilf Glaubensbekenntnisse entwarfen. Ein Theil der Anhänger dieser Sekte, die Semiarianer, nahmen eine mildere Meinung an; statt wie die strengen Arianer zu behaupten, der Sohn sei von einem andern Wesen als der Vater, sagten sie, er sei ähnlichen Wesens mit dem Vater, statt des arianischen Ausdruckes: ἑτεροούσιος wählten sie das Wort ὁμοιούσιος. Unter den vielen Concilien, die in Ansehung der arianischen Streitigkeiten gehalten wurden, ist vorzüglich jenes von Rimini im Jahre 359 zu erwähnen, von welchem der heilige Hieronymus später sagt: die Welt habe staunend geklagt, daß sie auf einmal arianisch sei. Die Sache verhält sich nämlich so. Zu Rimini waren 400 Bischöfe versammelt, unter denen 80 arianische. Man wiederholte und bestätigte zuerst das Nicänische Bekenntniß und verwarf alle seitdem gemachte Glaubensformeln. Aber die zehn abgeordneten Bischöfe, welche die Synode an den Kaiser Constantius schicken mußte, wurden von diesem und den

Arianern seines Hofes so lange durch trügerische Vorspiegelungen und Drohungen bearbeitet, bis sie, erschöpft durch das lange Harren und Herumziehen, endlich eine Formel unterschrieben, in der bloß eine Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater erwähnt wurde. Auf dieselbe Weise wurden auch die zu Rimini noch fortwährend zurückgehaltenen Bischöfe bearbeitet. Ermüdet, schreibt der Geschichtsforscher Döllinger, ermüdet durch ein siebenmonatliches Verweilen, bange vor den Folgen einer so langen Entfernung von ihren Gemeinden, selbst Mangel leidend, und unabläßig gedrängt von dem Präfekten Taurus und von den Arianern, die ihnen die Verantwortlichkeit vorhielten, um eines einzigen, der heiligen Schrift fremden und durch seine Neuheit anstößigen Wortes willen den Frieden zwischen dem Orient und Occident unmöglich zu machen, gaben sie endlich nach, ihr Gewissen beschwichtigend mit dem katholischen Sinne eines Bekenntnisses, in dem doch die ewige Geburt und Gottheit des Sohnes ausgesprochen war. Auch die zwanzig Bischöfe, welche länger wiederstanden hatten, wichen noch, besonders als sie sahen, daß die Arianer sich die Anathematismen, durch welche die größten Irrthümer des Arius verworfen wurden, gefallen ließen.

Eine neue Anfechtung erfuhr die Lehre von Gottes dreifacher Persönlichkeit aus Veranlassung der Ketzerei des Photinus. Dieser, Bischof von Sirmium, trat in der Mitte des vierten Jahrhunderts mit der Behauptung auf, daß der Sohn nichts Anders, als die Weisheit, der heil. Geist nichts Anders als eine gewisse Kraft Gottes sei. Zu gleicher Zeit mit ihm bestritten auch Macedonius, Bischof von Constantinopel und seine Anhänger, die man Pneumatomachen nennt, die Gottheit des heil. Geistes, indem ihn einige für ein Geschöpf, andere für eine bloße Kraft in Gott erklärten. Gegen diese Irrlehre wurde im Jahre 381 der allgemeine Kirchenrath von Constantinopel gehalten, in welchem die Wesensgleichheit des heil. Geistes mit dem Vater und Sohne und zugleich seine Persönlichkeit ausgesprochen worden ist. Der damalige Kaiser Theodosius nahm diese Entscheidung des Conciliums so auf, als hätte er sie unmittelbar von Gott selbst gehört, und gab ein Gesetz, kraft dessen Alles vom Concilium Verordnete auf das genaueste befolgt werden soll. Nichts desto weniger dauerte die

Sekte der Arianer sowohl als jene der Pneumatomachen noch fort. Außer den im römischen Reiche zerstreuten Arianern gab es noch ganze Völker, welche dieser Irrlehre huldigten, namentlich die Sueven, Burgunder, Gothen, Vandalen und Longobarden; die Pneumatomachen aber breiteten sich vorzüglich in Thracien, Bithynien und in den Provinzen des Hellespont aus.

Da im Nicänischen Glaubensbekenntnisse das Ausgehen des heil. Geistes auch vom Sohne nicht deutlich bemerkt war, so setzte man zunächst in Spanien und Italien zu der Formel: „Qui ex Patre procedit“ das Wörtchen „filioque“ hinzu. Hierüber entstund ein noch jetzt nicht beendigter Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche, indem die letztere das Ausgehen des heiligen Geistes vom Sohne nicht zugeben will.

Nach diesen Streitigkeiten entstund keine besondere Irrlehre gegen die heilige Dreifaltigkeit. Es erregte keine große Bewegung als im siebenten Jahrhunderte der Syrer Askunages und sein Schüler Philiponus sich des Tritheismus schuldig machten, indem sie jeder Person eine eigene Substanz und Gottheit beilegten; eben so wenig, als im eilften Jahrhundert der Nominalist Roscellinus behauptete, man müsse entweder sagen, auch der Vater und der heil. Geist seien mit dem Sohne Mensch geworden, oder man müße die drei Personen für drei verschiedene Substanzen oder nur für drei verschiedene Namen halten. Im zwölften Jahrhundert wurden Abälard, Gilbert und Joachim von Flora irriger Begriffe in dieser Lehre beschuldigt, ohne jedoch Anhänger zu finden. Erst um die Zeit der Reformation traten wieder mehre Gegner dieser Lehre auf, als Ludwig Hetzer, Johann Denk, Johann Campanus aus Jülich, Claudius von Savoyen, Michael Servetus, ein Arzt aus Villanova, Belesinus Gentilis, Matth. Gribaldus ꝛc. Man begreift diese sämmtlich unter dem Namen der Antitrinitarier oder Unitrinitarier. Da sie nicht bloß von Katholiken, sondern auch von den damaligen Protestanten verfolgt wurden, so flüchteten sie sich nach Polen und gründeten dort Gemeinden. Noch weiter ging die von den Italienern Lälius und Faustus Sozzini gestiftete und gleichfalls größtentheils in Polen und Siebenbürgen verbreitete Sekte der Socinianer, die nicht bloß das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit verwarfen, sondern überhaupts alles, was

über den Fassungskreis der menschlichen Vernunft hinausliegt. Diesen Weg ist in den neuesten Zeiten ein großer Theil der protestantischen Theologen gewandelt, und daher ist der jüngere Protestantismus häufig ein Gegner des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit.

31. Einwürfe gegen das Dogma der hl. Dreifaltigkeit.

1. Es kommen Stellen in den Büchern des alten und neuen Bundes vor, die jede Mehrheit in Gott als eine Irrlehre verwerfen, z. B. 5. Mos. 4, 35: „Das Alles habt ihr gesehen, auf daß ihr erkennet, Jehova nur ist Gott, und sonst ist keiner mehr." Deßgleichen Joh. 17, 3: „Dieß aber ist das ewige Leben, daß sie dich, den einigen wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen."

Darauf antworten wir: Diese und ähnliche Stellen sagen nichts Anders, als daß Gott, wie es in der katholischen Kirche gelehrt wird, in seiner Wesenheit nur Einer ist; daß es aber in diesem Einen Gotte nicht auch eine Dreipersönlichkeit geben könne, wird gar nicht berührt, viel weniger geleugnet.

2. Es finden sich Stellen, wo Gott der Vater im Gegensatz des Sohnes für den einzigen Gott erklärt wird. Von dieser Art ist der eben angeführte Ausspruch Joh. 17, 3. Wäre Christus eine Person in Gott, könnte er unmöglich dem einzig wahren Gott so entgegengestellt werden. Einen noch stärkeren Gegensatz macht Paulus, 1. Tim. 2, 5: „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus." Hier wird Christus im Gegensatze mit Gott ausdrücklich Mensch genannt. Ebenso 1. Korinth. 8, 5: „Obgleich es dem Namen nach Götter gibt, sowohl im Himmel als auf Erden, so haben wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge, in welchem auch wir sind, und Einen Herrn Jesum Christum."

Nach der Lehre der katholischen Kirche ist Jesus Christus ein wahrer Mensch, mit dem der Sohn Gottes auf das innigste zu einer Person verbunden ist. Als Mensch konnte er nun auch mit allem Rechte dem Vater so entgegengesetzt werden, wie es in den obigen Stellen geschieht. Die letzte aber, weit entfernt, daß sie ein Ausspruch gegen die Gottheit Jesu Christi wäre, ist viel-

mehr ein klarer Beweis für dieselbe; denn es heißt weiter: „Durch welchen alle Dinge, durch den auch wir selbst sind.“ So wie also vorhin vom Vater gesagt wurde, daß Alles aus ihm sei, so wird jetzt vom Sohne gesagt, daß Alles durch ihn sei, was ungereimt wäre, würde er nicht der Wesenheit nach dem Vater gleich seyn.

3. Es kommen Stellen vor, in welchen von Jesus so Manches gesagt wird, was sich mit einer göttlichen Person auf keine Weise vereinigen läßt. So unterliegt Jesus verschiedenen Gemüthsbewegungen, z. B. er zittert vor dem Tode; er ruft am Kreuze: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Er gesteht selbst ein, daß er nicht allwissend sei, Marc. 13, 32; er kann nicht frei und unabhängig thun, was er will, Joh. 5, 19, und Matth. 20, 23; er wird sich dereinst dem Vater unterwerfen, 1. Corinth. 15, 28. Er sagt sogar deutlich, daß der Vater größer sei, als er, Joh. 14, 28.

Da Jesus ein wahrer Mensch gewesen, so mußte er natürlich auch Gemüthsbewegungen haben, nur durfte er sich von denselben nicht auf eine solche Art beherrschen lassen, die mit der sittlichen Vollkommenheit eines Menschen streitet. Dieß ist aber auch in jener Schilderung, welche die Apostel uns von Jesus geben, durchaus nicht der Fall. Was aber jene andern Stellen und insbesonders Joh. 14, 28. betrifft, so spricht Christus in denselben immer nur bezüglich seiner menschlichen Natur; daß er aber als Mensch geringer war als der Vater, wird Niemand leugnen wollen.

4. Es kommen Stellen vor, in welchen dem heil. Geiste die Ewigkeit abgesprochen wird. So heißt es Johannes 7, 39: „Damals war noch kein heil. Geist,*) weil Jesus noch nicht verherrlichet war.“

Offenbar ist dieser Ausdruck eine den Schriftstellern des neuen Testaments sehr gewöhnliche Abkürzung. Der heil. Geist steht hier statt „Gaben des heil. Geistes,“ und es ist nur gesagt, was offenbar der Zusammenhang lehrt, daß der heil. Geist noch

*) *Οὔπω γὰρ ἦν πνεῦμα ἅγιον.* Die Vulgata hat dagegen: **Nondum enim erat Spiritus datus.**

nicht ausgegossen war in die Gläubigen, weil Christus noch nicht in den Himmel aufgefahren. Daher übersetzt auch die Vulgata: „Der heil. Geist war noch nicht gegeben." Sollte der heil. Geist erst durch die Himmelfahrt Christi sein Daseyn erhalten haben: wie ließe sich sagen, daß er schon bei der Geburt, Taufe Jesu u. s. w. wirksam gewesen sei, ja daß er schon durch die Propheten gesprochen habe?

5. In den ältesten Zeiten kannte man noch nicht das Dogma von der heil. Dreifaltigkeit; so berichtet Tertullian in der Schrift gegen Praxeas, daß dieses Geheimniß Vielen neu und heterodox geschienen habe, in Folge dessen sie eingewendet, daß man zwei oder drei Götter predige. Andere alte Kirchenväter wie Athenagoras, Tatian und Theophilus verstehen unter dem „Worte" nichts Anders als die Weisheit Gottes. Origenes aber, der zwar drei Personen annahm, legte ihnen nicht gleiche Würde bei, daher sagt er im Buch vom Gebete, daß man Christus nicht anbeten soll.

Auf dieß Alles erwidern wir: Wenn Tertullian sagt, daß zu seiner Zeit das Dogma von der Trinität Einigen neu geschienen, und sie daraus falsche Folgerungen gezogen, so meint er darunter die Ketzer, namentlich die Patripassianer; aber eben diese widerlegt er, indem er behauptet, für die kath. Kirche spreche die Präskription, indem man lange vor ihrer Meinung das Dogma von der Trinität geglaubt habe. — Daß Athenagoras, Tatian ꝛc. das Wort die Weisheit des Vaters nannten, ist zuzugeben; aber sie verbanden damit einen personellen Begriff; denn sie unterscheiden sie vom Vater und lehren, daß diese Weisheit Fleisch angenommen, und die Menschen mit Gott wieder versöhnt habe. Auch bekennen sie mit klaren Worten ihren Glauben an die Trinität im Sinne der Kirche, was nicht möglich ist, wenn man dem Sohne oder dem heil. Geiste die Persönlichkeit abspricht. — Was endlich den Origenes betrifft, so sagt er nur, daß die drei göttlichen Personen in Hinsicht ihres Ursprunges nicht gleich seien, nicht aber, daß auch bezüglich ihrer Wesenheit eine Ungleichheit stattfinde. Der Unterschied bezieht sich also nur auf den verschiedenen Ursprung der zweiten und dritten Person: wie könnte sonst Origenes von einer „anbetungswürdigen Trinität" reden? Wenn aber Origenes dem Sohne die Anbetung zu verweigern scheint,

geschieht es nur, um die Gläubigen bei ihren Gebeten in der Anhänglichkeit an die damalige Kirchenpraxis zu bestärken, wornach man sein Gebet an Gott den Vater durch den Mittler Jesus Christus richtete. Daß damit Origenes dem Sohne die Gottheit nicht streitig machen wollte, geht auch daraus hervor, weil er in derselben Stelle die Gläubigen ermuntert, Christo Bitten und Danksagungen darzubringen, was offenbar nur Gott gebührt.

6. Es ist der aufgelegteste Widerspruch, den man lehren kann, daß Gott einfach und dreifach zugleich sei. Dieß hat schon jener Heide in dem Gespräche Philopatris betitelt gerügt: Non intelligo, quid dicas: unum tria, tria unum.

Wir lehren, daß Gott in Rücksicht seines Wesens einfach; dreifach aber in Rücksicht der Person sei. Das ist nun aber gar nicht widersprechend, daß ein Gegenstand in einer Rücksicht einfach, in einer andern mehrfach sei. Ein Widerspruch wäre es nur dann, wenn es hieße, daß Gott in eben der Rücksicht, in welcher er einfach ist, auch wieder mehrfach wäre.

7. Die Vernunft sträubt sich gegen alle Mehrheit in Gott; durch die Trinitätslehre wird eine solche Mehrheit in Gott angenommen; daher ist sie unstatthaft.

Es ist nur die Annahme einer Mehrheit in der Wesenheit Gottes der Vernunft zuwider; nicht aber eine Mehrheit der Personen oder Arten, wodurch ein und dieselbe göttliche Natur bestehet. Uebrigens kann die Vernunft gar nicht behaupten, daß die Trinität ein Widerspruch sei, da sie das Wesen der Gottheit zu erkennen nicht im Stande ist.

8. Nach der Trinitätslehre wird die zweite Person von der ersten und die dritte von der zweiten und ersten bestimmt. Diese Behauptung widerspricht sowohl der Nothwendigkeit als auch der Ewigkeit des Daseyns, welche die zweite und dritte Person gerade so wie die erste haben sollen. Denn was von einem Andern bestimmt wird in seinem Daseyn, das ist als Folge von jenem und dieses als Grund desselben anzusehen: daher kann es keine Nothwendigkeit besitzen, auch nicht von Ewigkeit da seyn, weil jede Folge später ist, als ihr Grund.

Wenn irgend ein Grund Nothwendigkeit hat, so hat sie auch seine Folge. Wenn z. B. ein Dreieck mit Nothwendigkeit existirt,

so existirt auch ein Verhältniß unter seinen drei Seiten ꝛc. mit Nothwendigkeit. Daher ist schon der erste Theil des Einwurfes widerlegt. Ferners ist es ein falscher Satz, daß die Folge der Zeit nach immer später seyn müße, als ihr Grund; denn abgesehen davon, daß nicht alle Gründe und Folgen sich in einer Zeit befinden, ist selbst da, wo dieß stattfindet, die Folge nie später als ihr Grund, sondern beide sind vielmehr gleichzeitig.

9. Wenn daraus, weil das Zweite und Dritte in Gott eine Folge von dem Ersten in Gott, d. h. von etwas Nothwendigen ist, folgen sollte, daß auch sie nothwendig sind, so würde aus gleichem Grunde auch die Nothwendigkeit des Weltalls folgen.

Das Zweite und Dritte in Gott gehen aus dem Ersten nach dem Gesetze der Nothwendigkeit d. h. ohne Freiheit hervor; die Welt aber wird von Gott durch Freiheit hervorgebracht: sie ist also nicht absolut, sondern nur bedingt nothwendig, nämlich nur unter der Voraussetzung des freien Willensentschlusses Gottes.

10. Die katholische Kirche lehrt, der Vater sei Gott, der Sohn sei Gott und der heil. Geist sei Gott, d. h. mit andern Worten: Der Vater ist gleich Gott, der Sohn ist gleich Gott, der heil. Geist ist gleich Gott. Nun ist es ein sicherer und unumstößlicher Grundsatz, daß Dinge, die einem Dritten gleich sind, auch unter einander gleich sind. Daraus ergibt sich, daß Vater, Sohn und heil. Geist, weil alle drei Gott gleich sind, auch unter einander völlig gleich seyn müßen: nach diesem ist es um die Trinität geschehen. — Ein anderer eben so unumstößlicher Grundsatz ist: Gleiches zu Gleichem gezählt, gibt Gleiches. Da nun der Vater gleich Gott, der Sohn gleich Gott und der heil. Geist gleich Gott ist, so muß man sagen: Der Vater, der Sohn und der heil. Geist machen zusammen drei Götter aus: eine Folgerung, vor welcher die Vernunft eben so sehr erschrickt, als auch die Kirche dagegen ist.

Auf diese beiden Einwendungen ist zu erwidern: Die scheinbaren Widersprüche, die man aus diesen Grundsätzen herleiten will, entstehen blos daraus, daß man die Ausdrücke: „Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der heil. Geist ist Gott“ in einem ganz andern Sinne auslegt, als sie die Kirche nimmt und der Sprachgebrauch verlangt. Der Satz: „Der Vater ist Gott“ soll

nämlich nicht eine völlige Gleichheit zwischen den beiden Begriffen Vater und Sohn anzeigen, sondern nur, daß die Gottheit beiden zukömmt. Es wäre gewiß ein falscher Schluß, wenn man aus den drei Sätzen: „Cajus ist Mensch, Sempronius ist Mensch, Titus ist Mensch" die Folge herleiten wollte: Cajus, Sempronius und Titus sind einander in jeder Rücksicht gleich. So verhält es sich aber auch bezüglich der Trinität. Der Fehler liegt darin, daß man ein Urtheil wie eine Gleichung ansieht, was bei jenen Urtheilen durchaus nicht stattfinden kann, bei welchen Subjekt und Prädikat nicht gleichen Umfang haben. Wollte man die Sätze: der Vater ist Gott u. s. w. dennoch in Gleichungen bringen, so müßte man das Prädikat derselben genauer bestimmen und sie auf folgende Art ausdrücken: Der Vater ist gleich der ersten Person in Gott; der Sohn ist gleich der zweiten Person in Gott; der hl. Geist ist gleich der dritten Person in Gott. Aus diesen drei Gleichungen würde sich nimmermehr die Folgerung ergeben: Der Vater, Sohn und heil. Geist sind einander gleich. Und jetzt verschwindet auch der zweite Widerspruch. Denn addirt man diese gehörig ausgedrückten Gleichungen, so geben sie als Resultat: Der Vater, der Sohn und der heil. Geist zusammen sind die erste, zweite und dritte Person in der Gottheit. cf. Lehrbuch der Religionswissenschaft, ein Abdruck der Vorlesungshefte eines ehemaligen Religionslehrers u. s. w.

32. Was der Glaube von dem Geheimnisse der heil. Dreifaltigkeit lehrt, ist zwar wunderbar, aber dennoch möglich.

In der heil. Dreifaltigkeit gibt es drei Personen, nicht verschieden im Wesen, sondern der Beziehung nach; eine jede Person ist eine andere, und doch haben sie ein und dieselbe Wesenheit und Natur, so daß drei Personen und nur Ein Gott sind und doch eine jede Person Gott ist. Das ist höchst wunderbar. Denn wäre es nicht wundersam, wenn Petrus, Jakobus und Johannes drei wahrhafte menschliche Personen und doch nicht drei Menschen wären, sondern, ungeachtet Petrus ein Mensch, Jakobus ein Mensch und Johannes ein Mensch wäre, dennoch nur Einen Menschen machten: würde das nicht wunderbar seyn? So nun

aber verhält es sich in der heil. Dreifaltigkeit; denn der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, und der heil. Geist ist Gott: es sind also drei göttliche Personen, und doch gibt es nicht drei Götter, sondern es ist nur Ein Gott. Das ist allerdings wunderbar; aber wir haben ein Bild davon in der Natur. Aus der Quelle entsteht ein Bach, aus dem Bache ein See. Hier sind drei Sammlungen von Wasser, und doch sind es nicht drei verschiedene Wasser, sondern es ist wesentlich ein und dasselbe Wasser. So ist auch dem Vater der Sohn entsprossen, und von beiden geht der heil. Geist aus: das sind drei wirkliche Personen, und doch im Wesen nur Ein und derselbe Gott.

Keine der drei göttlichen Personen ist eine andere, und doch ist eine jede in der Andern. Daher sagt Christus zu Philippus: Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist? Joh. 14. Dieß ist ein Wunder; denn wäre es nicht geheimnißvoll, wenn Petrus nicht Paulus, und Paulus nicht Johannes wäre, und doch Petrus in Paulus und Paulus im Johannes wäre? So verhält es sich mit der heil. Dreifaltigkeit: der Vater ist zwar nicht der Sohn und der Sohn nicht der heil. Geist, und doch ist der Vater im Sohne und der Sohn im heil. Geiste und der heilige Geist im Vater und Sohne. Dieß ist zwar wunderbar, aber dennoch möglich. Denn setzen wir den Fall, es gebe drei Personen, die sich einander innig lieben, nämlich Petrus, Paulus und Johannes. Das Herz des Petrus ist nicht das des Paulus, und das des Paulus nicht jenes des Johannes: es sind drei verschiedene Herzen. Aber weil sie sich gegenseitig lieben, so ist das Herz des Einen in dem des Andern, und was der Eine will, will auch der Andere. Denn schön sagt der heil. Augustin: Die Seele ist mehr da, wo sie liebt, als wo sie lebt. Darum sagt auch Christus: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz." Und doch ist der Schatz nicht das Herz, und das Herz nicht der Schatz; aber der Schatz ist im Herzen und das Herz im Schatz. In dieser Beziehung schreibt der heil. Johannes: Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm. So verhält es sich auch bezüglich der drei göttlichen Personen.

Von den drei göttlichen Personen ist die erste ungezeugt, nämlich der Vater; die zweite, der Sohn, gezeugt; die dritte, der

heil. Geist, gehet hervor. Die erste Person ist von Niemand, die zweite von der ersten, die dritte von der ersten und zweiten. Das ist geheimnißvoll; denn wäre es kein Wunder, wenn Einer zeugete, ohne selbst gezeugt worden zu seyn, und wenn er ohne Beihilfe eines Weibes zeugete; wäre es nicht wunderbar, wenn eine menschliche Person ohne Beihilfe eines Weibes ins Daseyn getreten und wenn sie da wäre, ohne gezeugt worden zu seyn? So ist es bei der heil. Dreifaltigkeit. Denn der Vater ist weder gezeugt, noch ist er von irgend Jemand; der Sohn ist vom Vater gezeugt, und zwar bezüglich seiner göttlichen Natur, ohne Beihilfe eines Weibes, und der heil. Geist gehet vom Vater und Sohne aus: er ist eine wahre Person und kommt von zwei Personen, und ist doch nicht gezeugt, auch ohne weibliche Beihilfe hervorgegangen. Dieß Alles ist zwar geheimnißvoll, aber nicht unmöglich. So stammt auch Adam von keinem andern Menschen ab; Eva von Adam allein; Abel von Adam und Eva zugleich. Von diesen dreien hat ein Jedes die menschliche Natur, weil ein Jedes wahrer Mensch ist; aber ein Jedes hat diese auf andere Weise erhalten. Wie nun Adam die menschliche Natur von Niemanden seines Gleichen erhielt, so hat auch der Vater die göttliche Wesenheit von Niemand seines Gleiches (von Jemand Höhern kann er sie aber um so weniger haben, weil es über Gott nichts mehr gibt); wie Eva von einem Menschen, nämlich von Adam, ohne Mitwirkung eines Weibes kam, so hat auch der Sohn seine Gottheit vom Vater und zwar ohne Hinzuthun eines Weibes. Dieß darf um so weniger auffallen; denn wie der Sohn bezüglich seiner Menschheit ohne einen Mann gezeugt worden ist, so wurde er bezüglich seiner Gottheit vom Vater ohne Mutter gezeugt. Wie endlich Abel von Zweien, von Adam und Eva, seine Menschheit hat, so hat der heil. Geist von Zweien, vom Vater und Sohne, seine Gottheit.

Obschon der Vater den Sohn erzeugt hat, so ist doch der Vater nicht eher als der Sohn, und der Sohn nicht später als der Vater, sondern beide sind gleich ewig. Das ist wunderbar; denn wäre es nicht wunderbar, wenn Adam nicht eher gewesen als Abel, oder wenn man sagen wollte, der Baumeister sei nicht eher als das durch ihn gebaute Haus? Aber auch hiefür haben

wir in der Natur ein Gleichniß. Von der Sonne geht der Strahl aus und vom Strahl der Glanz, und doch ist die Sonne nicht eher als der Strahl, und der Strahl nicht eher als der Glanz; denn im Augenblicke, wo die Sonne erscheint, ist auch der Strahl da, und in demselben Augenblicke geht von der Sonne und dem Strahl auch der Glanz aus. So kommt vom Vater der Sohn wie von der Sonne der Strahl; vom Vater und Sohne aber zugleich der heil. Geist, wie von der Sonne und dem Strahl der Glanz: eben deßwegen sind alle drei Personen gleichzeitig, d. h. gleich ewig, wie auch Sonne, Strahl und Glanz gleichzeitig sind.

In der heil. Dreifaltigkeit hat der Vater Alles, was er hat, dem Sonne gegeben, und doch auch zugleich Alles sich selbst behalten. Alles, was der Vater und der Sohn hat, gaben sie dem heil. Geist, und doch behielten sie selbst wieder Alles. Das ist abermals ein großes Geheimniß; denn wäre es nicht wunderbar, wenn ich, der ich zehn Gulden hätte, diese einem Andern gäbe, und sie dennoch zugleich auch wieder behielte, so daß sie zugleich wahrhaft weggegeben und dennoch auch wahrhaft in meiner Hand blieben? So verhält es sich bei der heil. Dreifaltigkeit. Die Möglichkeit dieser Behauptung versinnlicht uns nachstehender Fall. Der Lehrmeister trägt all sein Wissen und Erkennen auf den Schüler über, so daß dieser die ganze Wissenschaft von jenem als eigen besitzt: deßwegen hat aber der Lehrer von seiner Wissenschaft nichts verloren, ja er ist sich derselben erst recht bewußt worden. So hat der Vater dem Sohne all sein Kennen und Wollen gegeben, und nichts desto weniger es auch behalten, und beide gaben Alles dem heil. Geiste ohne deßwegen etwas zu verlieren.

Ungeachtet die erste göttliche Person, der Vater, allmächtig ist, und somit alles kann, und dasselbe auch vom Sohne und vom heil. Geiste gilt, so kann doch der Vater nicht machen, daß er gezeugt werde, und der Sohn nicht, daß er einen andern Sohn zeuge, und der heil. Geist nicht, daß er einen andern heil. Geist hervorbringe. Deßgleichen kann auch keine der drei göttlichen Personen einen vergangenen Tag wieder zurückbringen. Dieß darf nicht auffallen. Setzen wir den Fall, es sei einer der geschickteste Lehrmeister in der Theologie: kann er nun einen Stein Theologie lehren? Gewiß nicht. Aber es ist dieß keine Unvoll-

kommenheit von seiner Seite, sondern von Seite des Steines. So verhält es sich auch in obigem Falle. Gott kann die bezeichneten Dinge nicht: die Ursache hiervon ist nicht bei Gott, sondern bei dem Dinge, das schlechterdings unmöglich ist.

33. Das Dogma von der heil. Dreifaltigkeit ist mit der Vernunft nicht im Widerspruch.

Die Rationalisten behaupten, der Glaube an einen dreieinen Gott könne durchaus nicht angenommen werden, da er der Vernunft schnurgerade widerstreitet. Diese Annahme beruht aber auf einer Täuschung.

Es ist eine über allen Zweifel erhabene Wahrheit, daß das Dogma von der Trinität Gott selbst geoffenbart hat. Nun kann es nicht geschehen, daß Gott durch die Offenbarung uns etwas lehre, was mit der Offenbarung, die er uns durch die Vernunft gibt, im Widerspruch sei; denn Gott widerspricht sich nicht. Es kann also auch das Geheimniß der Trinität der Vernunft nicht widersprechen. Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer, und kömmt von unserer Beschränktheit her. Der Rationalist vermag das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit nicht zu begreifen. Um nun schnell damit fertig zu werden, sagt er, es sei der Vernunft widersprechend. Allein, wie es unsinnig ist, etwas aus dem Grunde, weil man es nicht verstehet, als falsch zu verwerfen, indem von diesem Standpunkte aus die Kinder die Einsichten ihrer Eltern, die Ungebildeten die Kenntnisse der Gelehrten u. s. w. verwerfen müßten und also gar kein Erkennen unter Menschen mehr stattfinden könnte; so ist es auch der offenbarste Unsinn, wenn der Rationalist den Glauben an die hl. Dreifaltigkeit verwirft, weil er dieses Geheimniß zu verstehen nicht im Stande ist.

Um irgend etwas als einen Widerspruch darstellen zu können, muß man eine klare Kenntniß seiner Wesenheit haben; so kann Niemand behaupten, daß der Cirkel kein Quadrat sei, der nicht zuvor kennen gelernt hat, was der Cirkel oder das Quadrat sei. Da nun die Ungläubigen weder von dem göttlichen Wesen noch von den göttlichen Personen und der Art ihres Bestehens eine deutliche Kenntniß haben, so können sie, ohne gegen alle Denkgesetze anzustoßen, auch niemals in Wahrheit sagen, daß die Tri-

nität der Vernunft widerspreche. Wenn sie es dennoch thun, so sind sie Blinde, welche von Farben urtheilen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß die Geheimnisse über die Vernunft sind; die Trinität ist ebenfalls ein Geheimniß, und als solches über die Vernunft. Es kann aber nie geschehen, daß die Vernunft einen Widerspruch in dem nachweise, was über sie hinausliegt. Daher kann sie auch in der Trinität diesen nicht nachweisen.

Wenn die christkatholische Kirche von jenem Dreifachen in Gott behauptet, daß es von unserm endlichen Verstande nicht begriffen werden könne; so behauptet sie, was der Vernunft nicht nur nicht widerspricht, sondern was sie vielmehr als eine nothwendige Folge von ihrer Endlichkeit eingestehen muß. Denn Gott ist ein unendliches Wesen; wir können uns daher von ihm in keiner Weise, auch nicht von der Art seiner Dreipersönlichkeit, eine erschöpfende Vorstellung machen.

Da bei den drei göttlichen Personen gewisse innere Unterschiede stattfinden, so ist es nicht zu wundern, wenn auch bei der Wirksamkeit nach Außen ein Unterschied sich zeigt, und der einen Person vorzugsweise diese, der andern jene Wirkungsart zugeschrieben wird. Nun geschieht aber auch dieses von der heil. Schrift auf eine Art, daß es die Vernunft vollkommen billigen muß; denn

a) Die Wirksamkeit, welche Gott bei der Schöpfung und Regierung der Welt zeigt, wird vorzugsweise der ersten Person in der Gottheit zugeschrieben, d. h. derjenigen, welche keinen Grund ihres Daseyns hat. Hierin bemerkt die Vernunft gewiß vielen Zusammenhang; es ist ihr weit begreiflicher, daß die erste, als wenn die zweite, oder dritte Person als vornehmster Grund der Schöpfung dieser Welt zu denken wäre, da sie den Grund ihres Daseyns selbst nicht in sich haben. Daß aber die Regierung dieser Welt eben demselben Grunde in Gott zugeschrieben werde, welchem die Schöpfung zugeschrieben wird, findet die Vernunft übereinstimmend mit ihren eigenen Entdeckungen. Es zeigt sich nämlich bei einigem Nachdenken, daß die Schöpfung und Regierung dieser Welt einen und eben denselben untheilbaren Akt der Gottheit bezeichnen, und nur in unserer Vorstellung

löset er sich in die beiden Begriffe der Schöpfung und Regierung auf. Da also die Schöpfung und Regierung so enge verbunden sind; so ist es natürlich, daß beide ein und derselben göttlichen Person zugeschrieben werden.

b) Die Erlösung wird der zweiten Person in Gott zugeschrieben. Auch hier vermag die Vernunft einen gewissen Zusammenhang zu bemerken. Die Erlösung des menschlichen Geschlechtes setzt das Daseyn dieser Welt voraus, und eben so setzt auch diejenige Person in Gott, welche das menschliche Geschlecht erlöset, zuerst das Daseyn desjenigen voraus, welcher die Welt erschaffen hat.

c) Die Heiligung des Menschengeschlechtes, die Gnadenspendung überhaupts wird dem hl. Geiste zugeschrieben, oder der dritten Person in der Gottheit, und füglich; denn wie die Erlösung die Schöpfung voraussetzt, so die Heiligung die Erlösung und die Schöpfung zugleich. Daher wird die Heiligung oder Gnadenspendung überhaupt dem hl. Geiste zugeschrieben, der vom Vater und Sohne zugleich ausgehet.

Mit Unrecht erlaubt man sich, die Kirche wegen der Wahl des Wortes Person zu tadeln; denn es ist der schicklichste Ausdruck, welchen unsere Sprache hat. Wir verstehen nämlich nach allgemeinem Sprachgebrauche unter Person eine mit Verstand und Willen wirkende Ursache, gleichviel ob diese als eine eigene Substanz oder als ein Inbegriff mehrer Substanzen, oder wie sonst bestehe. Nun wirken jene drei in Gott in der That mit Verstand und Willen: also kommt ihnen auch der Name Person mit allem Rechte zu. Und weil der Verstand und Wille, den diese drei besitzen, ein göttlicher Verstand und Wille ist, so müssen wir diese drei Personen auch göttliche Personen nennen.

Die Namen: „Vater, Sohn und heiliger Geist," womit die drei göttlichen Personen bezeichnet werden, sind ganz entsprechend. Denn die erste göttliche Person enthält den Grund des Daseyns der zweiten und dritten in sich. Schon um dieser Ursache willen kann sie schicklicher Weise Vater heißen. Hierzu kommt noch, daß eben dieser Person auch die Schöpfung und Regierung der Welt vorzugsweise zugeschrieben wird. Auch in dieser Beziehung gebührt ihr der Name Vater.

Gibt es in Gott einen Vater, so muß es der Beziehung wegen auch einen Sohn in Gott geben, und daher ist es geeignet, daß die zweite Person der Sohn Gottes heißt.

Die dritte Person endlich ist als der Grund von allen den unsichtbaren Einwirkungen, die Gott auf unsern Geist hervorbringt, zu denken: sehr schicklich kommt ihr also der Name heiliger Geist zu.

Der Ausdruck „der Sohn ist gezeugt aus dem Wesen des Vaters," ist mit den Begriffen „Vater und Sohn" gegeben, und damit so enge verbunden, daß er, wo diese sind, sich von selbst einstellt. Daß er aber mit niedrigen Nebenvorstellungen verbunden sei, kann nur derjenige behaupten, dessen Einbildungskraft durchaus verdorben ist. Da ferners der hl. Geist vom Vater und Sohne zugleich auf eine andere Art bestimmt wird, als der Sohn vom Vater, so war es nothwendig zur Bezeichnung dieses Verhältnisses auch einen andern Ausdruck zu wählen. Der gewählte ist vor allem passend; denn für den Geist oder Hauch ist der Begriff „Ausgehen" bezeichnend.

34. Warnungen des Johannes Gerson († 1429) das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit erforschen zu wollen.

Wenn ich von irdischen Dingen rede, und ihr sie nicht verstehet, so bedenket, wie, wenn ich von himmlischen Dingen spreche, ihr dieselben begreifen möget. Der Vorwitz, der gegen das Gebot des Apostels: „Hütet euch, mehr zu wissen, als nöthig ist," immer mehr wissen und untersuchen will, als gebührt, führt die vernünftige Creatur sehr oft in Irrthum, weil sie sich nicht damit begnügt, rein und einfach das zu glauben, was Gott zu glauben gebietet, sondern nach dem Grunde desselben verlangt und dessen augenfällige Gewißheit auszuforschen sucht. Alsdann wird das Geschöpf sagen, daß man nicht zu glauben brauche, und daß dieß nicht so seyn könne, wenn es mit seinem Verstande das ihm Gesagte nicht begreift. Solch einen übermüthigen Dünkel tadelt der weise Mann mit den Worten: Der da nach der Weisheit forscht, wird durch ihre Strahlen darnieder geworfen werden. Sprüchw. 25, 27. Und wiederum: Kaum und mit großer Mühe können

wir die Wahrheit dessen, was auf Erden und vor unsern Augen liegt, ausfindig machen. Weish. 9, 16. Wer möchte daher das, was oben ist im Himmel untersuchen, verstehen und begreifen können? Dasselbe gilt auch von jenen, die eine ihren Geist und die Bestrebungen ihres Verstandes weit übersteigende Begierde in sich tragen, von dem erhabenen Geheimnisse der heiligen Dreifaltigkeit zu reden, und nicht zufrieden sind, dasselbe zu glauben, sondern nach des Glaubens Grund und Ursache forschen.

Komm aber, menschlicher Vorwitz, der du nach so Großem strebest, oder Solches zu wissen meinest, der du fragst, was die gebenedeite Dreifaltigkeit sei, komm und antworte mir zuerst auf die Frage, welche ich dir von irdischen Dingen vorlege, damit du nach diesen einsehen lernest, welche Kenntniß dir vom Himmlischen zu haben gegönnt ist. Sage mir, was sind die Sonne, der Mond und die Sterne, die du täglich siehst? Vielleicht wirst du sagen, daß dieses zu weit von dir entfernt sei; bedenkest du aber nicht, daß dieß noch um vielmehr von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, gelte? Ich steige aber auf die Erde herab. Antworte mir, wie sich Schnee und Hagel bilden, Donner und Blitz entstehen? Wie aus einem Ei der Pfau und der Fasan, welche so herrliche Federn haben, oder jene andern Vögelgeschlechter, welche so lieblich singen, die Lerche, die Nachtigall und wie sie alle heißen mögen, hervorgehen? Woher es komme, daß die kleine Schwalbe solch ein niedliches Nest baue? Wer die Spinne ihr Weben, die Ameise ihre Vorsicht, die Biene die Verfertigung des Honigs gelehrt habe? Auf welche Weise der Magnet das Eisen anziehe? Wie Kalk durch kaltes Wasser ins Sieden gerathe? Wie aus dem harten Kiesel durch Anschlagen Feuer hervorspringe? Was werden wir von den Blumen, deren Schönheit und Farbe, von den Eigenschaften der köstlichen Steine und von vielen andern Dingen im Reiche der Natur zu sagen wissen? Wie wollen nun wir, die wir nur so viel wissen, daß wir nichts wissen, das Wunder aller Geheimnisse, Gott selbst begreifen?

Aber vielleicht entgegnet ihr mir: Wir wollen nicht vorwitziger Weise das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit ergründen, sondern nur wissen, wie es geglaubt werden könne. Euch antworte ich, daß ihr wohl glauben könnet, wenn ihr Freunde der

wahren Demuth seid. Ich finde nämlich in unserer Seele, je nach den beiden Grundkräften, die sich in derselben bewegen, dem Verstande und dem Willen, eine doppelte Art Demuth. Demuth des Willens nenne ich jene, wenn dieses Vermögen sich einem fremden Willen im Gehorsame untergibt, und gänzlich das will, was der Wille des Andern ist. Die andere Demuth aber ist im Verstande gelegen, wo wir unser Wissen, unser eigenes Urtheil und unsere Vernunft dem Wissen, dem Urtheil und der Vernunft eines Andern unterwerfen. Wie wir nun gegen Gott verpflichtet sind, dessen ganzen Willen zu vollziehen, so sind wir auch gebunden, unsern Verstand ihm zu Füßen zu legen und denselben ihm gleichsam gefangen zu geben, damit wir durch den Glauben überzeugt werden. Daraus ist zu ersehen, in welcher Weise man das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit glauben kann. Gott, der weder lügen noch betrügen kann, hat es uns geboten, und von seiner Wahrheit uns versichert. Vernünftig ist es nun, daß der Unwissende dem Weisen, der Schüler dem Meister, der Sohn seinem Vater und der Untergebene seinem Herrn glaube. So finden wir vom Weltweisen Pythagoras berichtet, daß man fünf Jahre sein Schüler seyn mußte, ohne nach einem andern Grund der Dinge, welche er sie lehrte, forschen zu dürfen, als daß der Meister Pythagoras es gesagt habe. Und in der That, wollte der Schüler sogleich nach der Ursache dessen forschen, was ihm der Meister sagt, und auf keine andere Weise glauben, so würde er nie zur Wissenschaft gelangen. Aus viel stärkern Gründen aber müssen wir Gott glauben. Darum stehet auch geschrieben, wenn ihr nicht glaubet, so werdet ihr auch nicht begreifen können. Und wahrlich, es ist sehr zu verwundern, wie einfältige Menschen sich hier nicht so wohl unterrichtete und zahlreiche Zeugen, wie die hl. Martyrer und ersten Bekenner des christlichen Glaubens sind, zum Muster nehmen, da doch der unbedeutendste Künstler in Sachen seines Werkes Glauben verlangt. Wollte ein Gelehrter dem Steinmetzen sagen, daß seine Mauer anders zu führen sei, oder dem Zimmermanne wegen seines Hauses, dem Goldschmide wegen seines Gefäßes, dem Koch wegen seiner Speisen Unterricht ertheilen, so würde ein Jeder solch einen Gelehrten verlachen und ihm rathen, sich seine Bücher angelegen seyn zu

fassen und in seine Schule zu gehen, um andere Künste sich aber nicht zu bekümmern. Ist dem also, dann muß man aus viel stärkern Gründen dem weisen Manne in einer Wissenschaft Glauben schenken, deren Verständniß bei weitem schwieriger ist. Und hier gibt sich auf eine trostlose Weise die Verdorbenheit der menschlichen Natur kund, da einfältige Menschen oft noch viel lieber den Thorheiten irgend eines alten Weibes Gehör schenken, als daß sie die geoffenbarte Wahrheit auf die Aussage untrüglicher Zeugen glauben möchten.

35. Sittlicher Nutzen der Lehre von Gottes dreifacher Persönlichkeit.

Die Lehre von Gottes dreifacher Persönlichkeit, so geheimnißvoll sie an und für sich ist, hat doch auf das christliche Leben den heilsamsten Einfluß. Sie macht, daß der Gedanke an Gott uns geläufiger wird, d. h. daß wir uns seiner öfter und leichter erinnern; denn je mehr wir von einem Gegenstande wissen, desto mehre Berührungspunkte hat die Erinnerung an ihn, desto öfter und leichter denken wir also auch an ihn. Indem also die Lehre von Gottes dreifacher Persönlichkeit unsere Kenntniß von Gott bereichert, so wird eben dadurch auch bewirkt, daß wir an Gott öfter erinnert werden. Alle die zahlreichen Gegenstände, die irgend eine Aehnlichkeit mit den Begriffen haben, die in der Dreieinigkeitslehre vorkommen, z. B. die Begriffe Vater, Sohn, heiliger Geist, Zeugung u. s. w. sind fähig, uns an Gott zu erinnern.

Da ferners durch die Trinitätslehre uns Einiges von Gott eröffnet, Anderes aber geheimnißvoll gehalten oder höchstens angedeutet wird, so werden verschiedene neue Fragen angeregt. Dieß spannt unsere Wißbegierde und treibt uns an, den Geheimnissen der Religion mehr Nachdenken und Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Lehre von der Dreifaltigkeit sagt uns, daß es in Gott drei Gründe zu drei verschiedenen Arten der Wirksamkeit gebe, und daß er auf jede Art thätig gewesen sei, zum Besten des Menschengeschlechtes, ja selbst zum Besten eines Einzelnen aus uns. Wem sollte durch diese Vorstellung Gott nicht theurer

werden? Wer sollte sich nicht mit mächtiger Liebe zu ihm hingezogen fühlen?

Das Bewußtseyn, daß die drei göttlichen Personen, obschon die zweite und dritte ihr Daseyn von der ersten haben, im Range einander gleich seien, und daß man die beiden Letztern nicht als untergeordnet betrachten dürfe, erfüllt uns mit desto mehr Ehrfurcht vor dem Geheimnisse der hl. Dreifaltigkeit und der Größe Gottes.

Wie ehrwürdig werden dadurch, daß die erste Person in Gott Vater, die zweite Sohn heißt, und ihr Verhältniß zu einander durch das Wort „Zeugen" bestimmt wird, die Begriffe: „Vater, Sohn und Zeugung" überhaupts? Wird dadurch, daß wir wissen, der Sohn ist dem Vater gehorsam gewesen bis zum Tod am Kreuze, nicht auch das Verhältniß zwischen einem irdischen Vater und Sohne inniger? Und da wir wissen, daß die zweite Person in der Gottheit unsere Natur angenommen und mit Ausnahme der Sünde uns in allen Dingen gleich geworden ist: wie mächtig wird dadurch unsere Würde gehoben, und wie sehr müssen wir uns angetrieben fühlen, Alles zu meiden, was unserer hohen Würde und erhabenen Bestimmung entgegen ist?

Die Lehre von Gottes dreifacher Persönlichkeit dient uns ferner zum Vereinigungspunkte und Verständnisse vieler anderer, ja beinahe aller Lehren des Christenthums. Schon die bloße Aussprache des Namens Vater erinnert uns an die wichtige Lehre von Gottes Vatersinne, und die damit verwandte vor aller Menschen Bruderschaft. Die bloße Aussprache des Wortes Sohnes erinnert uns an die durch Jesus bewirkte Erlösung des menschlichen Geschlechtes, und die bloße Aussprache des Namens Geist an die Erleuchtung und Heiligung und an alle andern Wohlthaten, die jedem Einzelnen aus uns zu Theil geworden sind, und noch zu Theil werden.

Nach diesem darf man wohl jeden Weltweisen auffordern, er solle, wenn er es vermag, uns eine andere Vorstellungsart angeben, welche fruchtbarer an heilsamen Erwägungen wäre, als die katholische Lehre von der Trinität.

Freilich bringen Einige dagegen vor: Die Lehre von der hl. Dreifaltigkeit hat auch viel Schaden verursacht, indem sie eines Theiles zu allerlei grobsinnigen Begriffen von Gott, zu einer Art von Tritheismus Anlaß gegeben; denn das Wort

Person verleitet unzählige Menschen sich in Gott drei von einander getrennte Wesen zu denken; andern Theils aber eine Menge langwieriger Streitigkeiten verursachte. Aber dagegen muß man sagen, daß der Schaden, den diese Lehre verursachte, leicht übertrieben werden könne, indem man nicht weiß, ob ohne sie nicht noch weit Schlimmeres erfolgt wäre. Wenn Einige grobsinnige Begriffe von Gott sich machen, und zu einer Art Tritheismus kommen, läßt sich leicht helfen: man darf es nur an Belehrung nicht fehlen lassen. Viele Streitigkeiten hat die Trinität allerdings verursacht; aber daran sind die Leidenschaften der Menschen schuld. Auch andere Dinge geben zum Streit Anlaß; soll man sie deßwegen aus der Welt entfernen? So wäre eines Jeden eigene Persönlichkeit nicht mehr sicher. Endlich darf man auch das Gute, welches diese Streitigkeiten selbst brachten, nicht übersehen. Sie gaben Veranlassung, daß nicht bloß das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit, sondern auch manch andere wichtige Lehre in helleres Licht gesetzt wurde, und so unser Wissen in göttlichen Dingen sich bereicherte.

36. Wie in Gott, so müssen auch im Menschen, wenn er vollkommen ist, drei Eines seyn.

Der Mensch erkennt, will und handelt, oder er hat einen Geist, einen freien Willen, und ein Werkzeug zum Handeln, oder einen Leib. Dieß ist das Dreifache im Menschen. Dieses Dreifache war ursprünglich Eines. Denn das erste Menschenpaar im Paradiese hatte einen Geist, der am Guten seine Freude hatte und unbefleckt und rein war; sie hatten einen Leib, der freudig und behend das Gute vollbrachte, und noch nicht gegen die Herrschaft des Geistes sich empörte; sie hatten einen freien Willen, der im vollkommenen Einverständniß mit dem Geiste und dem Leibe handelte, der nur wollte, was der Geist für gut erkannte, und den Leib bewegte, das erkannte Gute auch zu vollbringen. In der harmonischen Einheit dieses Dreifachen bestund das Glück und die Vollkommenheit des Menschen. Anders wurde es durch die Sünde; da ward die Einheit zerrissen. Der Leib empörte sich gegen den Geist und schüttelte das Joch seiner Herrschaft ab, und der Wille sträubte sich gegen das, was der Geist noch

als gut erkannte. So entstand im Menschen ein Krieg; denn wo zwei Widersprechende sind, da ist Kampf. Der Friede war also dahin, und mit ihm die Glückseligkeit verloren. Der Mensch war nicht mehr das Bild der Dreieinigkeit, sondern das der Zerrissenheit. Aus diesem unnatürlichen Verhältnisse herauszutreten und die ursprüngliche Einheit wieder zu erlangen, ist die ganze Aufgabe unsers irdischen Daseyns. Haben wir dieses Dreifache wieder zur Einheit zurückgebracht, so haben wir unser Tagewerk vollendet, die Aufgabe unsers irdischen Daseyns gelöset. Unsere Bestimmung ist also, den Leib in die Herrschaft des Geistes zurück zu bringen und den Willen zur Ausübung des Guten geneigt zu machen. Ist dieß geschehen, harmoniren diese drei, indem der Geist seine Freude hat an der Erkenntniß des Guten, der Leib die Befehle des Geistes gerne vollzieht, und der freie Wille sie beide, Leib und Seele, zur Tugend vereinigt; so kann ein solcher Mensch mit Christus ausrufen: Vater, ich habe das Werk vollendet, um dessen Willen du mich in die Welt gesetzt hast. — Wie steht es nun mit uns? Ist das Dreifache in uns zur Einheit geworden? Ach, es ist noch die alte, durch die Sünde herbeigeführte Zerrissenheit. Der Geist denkt nur dem Bösen nach und findet seine Freude daran; der Wille ist zur Sünde geneigt und ergötzt sich an derselben wenigstens in Gedanken, wenn er sie nicht immer im Werke vollbringen kann; der Leib aber ist zu bequem und zu träge das Gute zu vollbringen, und statt der Herrschaft des Geistes sich zu fügen, lebt er in fortwährender Empörung gegen denselben. Darin besteht unser ganzes Unglück. Treten wir doch einmal heraus aus diesem traurigen Zustand, werden wir wieder ein Bild der Dreieinigkeit. Diese drei Mächte in uns sollen nicht ferner Krieg führen; sie sollen zum Frieden zurückkehren und Eines werden.

37. Der Glaube an das Ministerium der heiligen Dreifaltigkeit ist der Grundpfeiler der christlichen Religion.

Das Geheimniß der allerheiligsten Dreieinigkeit ist, so zu sagen, der Grundpfeiler, auf dem das ganze christkatholische Religionssystem ruhet. Wir werden durch die Taufe im Namen

Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes wiedergeboren, und in die Kirche und Gemeinschaft der Gläubigen Christi aufgenommen; unser Glaubensbekenntniß, das wir von den Aposteln ererbt haben und täglich sprechen, ist nichts Anderes, als eine immerwährende Bekräftigung und Betheuerung, daß wir Einen Gott und drei Personen glauben, denen wir Alles, was wir haben, und was wir hoffen, zuschreiben. Der Schluß unseres Gebetes ist meistentheils, daß wir flehen erhöret zu werden durch Jesum Christum, unsern Herrn, der mit dem Vater und hl. Geiste ein einziger Gott in Ewigkeit lebet und herrschet. Wir wollen endlich auch nicht anders sterben, und in die Ewigkeit gehen, als im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters, der uns erschaffen, Jesu Christi, des Sohns des lebendigen Gottes, der für uns gelitten hat, und des hl. Geistes, der über uns ist ausgegossen worden. Also hat unser christkatholisches Leben seinen Anfang, seinen Fortgang und sein Ende mit dem Glaubensbekenntniß des dreieinigen Gottes.

38. Einen Gott in drei Personen glauben, ist die größte Huldigung, die der Mensch Gott erweisen kann.

Unter allen Geheimnissen unserer hl. Religion ist nicht ein Einziges zu finden, in welchem Gott für den Menschen unbegreiflicher wäre, als das der hl. Dreifaltigkeit. Eben deßwegen gibt es aber auch keines, das zu glauben und zu bekennen für Gott rühmlicher wäre und ihm mehr zur Ehre gereichte als dieses; denn es ist gewiß, daß wir nie einen erhabenern Begriff von Gott uns machen, als wenn wir bekennen, er sei unbegreiflich. Alle übrigen Ausdrücke erreichen dieses nicht und sind nur wahr, wenn wir sie durch das „unbegreiflich“ verstärken. So genügt es nicht, von Gott zu sagen, er sei mächtig, heilig, barmherzig u. s. w., wir müssen hinzusetzen, er sei auf eine uns unbegreifliche Weise mächtig, heilig, barmherzig ꝛc. Man muß demnach immer auf Gottes Unbegreiflichkeit zurückkommen; dieser Ausdruck kommt seiner Hoheit noch am nächsten. Da wir ihn aber nirgends weniger als im Geheimnisse der hl. Dreifaltigkeit begreifen, so ist klar, daß wir ihn durch Nichts mehr verehren, als wenn wir dasselbe demüthig glauben.

Wenn wir das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit glauben, so bringen wir den edelsten Theil in uns, die Vernunft, Gott zum Opfer; denn wir glauben eine Lehre, von der wir, ehe sie uns Gott geoffenbart hat, nicht den mindesten Begriff haben; nachdem es uns aber Gott geoffenbart hat, glauben wir es ohne Untersuchung, und glauben es, ungeachtet es der Vernunft zu widersprechen scheint. Hat hier die Vernunft nicht all ihrer Rechte sich begeben? Nun dieß geschieht im Glauben an die hl. Dreifaltigkeit. In andern Dingen verhält es sich nicht also. Es ist mir von Gott Manches bekannt, ohne daß es gerade von ihm geoffenbart ist. Wenn z. B. Gott auch nie zu den Menschen geredet, so könnten sie doch wissen, daß er weise, allmächtig u. s. w. ist. Alle Creaturen verkünden dieß, und ich darf nur die Augen öffnen, um mich davon zu überzeugen. Hier sagt mir die Offenbarung nichts Neues; ich glaube hier, was ich zum Theil auch ohne Offenbarung wüßte. Daß aber in Gott drei Personen sind, Vater, Sohn und hl. Geist; daß der Sohn durch die fruchtbare Erkenntniß, die Gott von sich selbst hat, ist gezeugt worden; und der hl. Geist mittelst der Liebe von dem Vater und Sohne ausgeht: dieß sind Geheimnisse, die der Mensch ohne Offenbarung nimmermehr erkannt hätte. Wenn wir aber das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit in Folge der Offenbarung gläubig annehmen, so geschieht es nicht erst, nachdem unsere Vernunft es geprüft und als wahr anerkannt hat, sondern ohne weitere Prüfung auf den einfachen Grund, weil es Gott so gesagt hat. Die Vernunft hat da nicht viele Schlüsse zu machen, sie demüthigt sich, bedeckt sich gleichsam, wie jene Engel, die der Prophet sah, mit ihren Flügeln, und bekennt ihre Unwissenheit. Das, was das Opfer noch vermehrt, ist, daß der Mensch glaubt, was gegen seine Vernunft zu seyn scheint: denn er muß glauben, daß drei wirklich von einander verschiedene Personen im Wesen Eines sind. Aber gerade dadurch erhält unser Glaube seine Vollkommenheit, wenn wir zu Gott sagen: Ja, Herr, ich glaube Alles, was du mir von diesem unbegreiflichen Geheimnisse geoffenbart hast. Meine Vernunft will sich zwar widersetzen, allein ich verleugne sie und glaube es auf dein Wort; ich glaube, komm ich auch mit der Vernunft in Widerspruch, sowohl deine Einheit als Dreifal-

tigkeit, und ich bin bereit, diesen Glauben, wenn es nöthig wäre, selbst mit meinem Blute zu besiegeln.

39. Der Glaube an das Geheimniß der heil. Dreieinigkeit ist der festeste Grund unsers Vertrauens.

Wenn man uns im Christenthum unterrichtet, so beginnt man mit dem, was das Erhabenste ist, mit dem Geheimnisse der hl. Dreifaltigkeit. In den menschlichen Wissenschaften trägt man zuerst die leichtesten und einfachsten Dinge vor und schreitet allmälig zu schwereren vor. Aber in der Heilswissenschaft ist die erste Lehre zugleich die dunkelste. Ihr wollet z. B. einem Kinde die Grundsätze der christlichen Lehre beibringen; es kann seine Vernunft noch nicht gebrauchen, ja noch kaum recht reden. Und doch, womit beginnet ihr? Ihr lehrt es drei Personen und einen einigen Gott. Dieser Unterricht, möchte man meinen, schicke sich am wenigsten für ein Kind. Und doch wird damit begonnen. Der Grund ist, weil der Glaube an einen dreieinen Gott die Ursache aller unserer Hoffnung, die Quelle all unserer Verdienste, oder wie der Kirchenrath von Trient sagt, der Anfang und die Wurzel unserer Rechtfertigung ist. Das Bekenntniß dieses Geheimnisses wird füglich an die Spitze gestellt, weil es der größte Glaubensakt ist. Aber eben deßwegen hat auch Gott unsere ganze Glückseligkeit davon abhängig gemacht. Er sah wohl ein, was für eine Gewalt wir uns anthun müssen, wenn wir unserm Verstand diesem Geheimnisse unterwerfen wollen. Daher hat er im Rathe seiner Weisheit beschlossen, daß der Glaube dieses Geheimnisses der Grund all unserer Verdienste und unserer ewigen Gnadenwahl seyn soll. Und hierin, sagt der hl. Chrysostomus, ist Gott mit uns eben so gnädig umgegangen, als ehemals mit seinem Knechte Abraham. Dieser war bereit, auf das Geheiß Gottes seinen Sohn zu opfern, obschon sich sein Herz dagegen sträubte. Davon wurde Gott gerührt, und wollte sich gegen Abraham eben so freigebig zeigen, als sich dieser gegen ihn treu erwiesen hat. Weil du das gethan hast, sprach Gott zu ihm, und deines einzigen Sohnes nicht geschont um meinetwillen, so will ich dich segnen und deinen Saamen mehren. 1. Mos. 22, 15. Ebenso sagt Gott heutzutage zu dem Christen: Weil du das

gethan und ein solches Geheimniß geglaubt, und dadurch deines einzigen Sohnes, deines Verstandes, nicht geschont, sondern ihn mir zum Opfer gebracht hast, so will ich dich mit Gnaden überhäufen, dich zum Kinde annehmen und zum Erbe meines Reiches berufen. Dieser Glaube ist gleichsam das Senfkörnlein, welches, wenn es in den Herzen Wurzel geschlagen hat, seine Zweige bis an den Himmel treibt. Darum ist dieses Bekenntniß so heilig und wird bei der Ausspendung aller Sakramente gebraucht. Man will dadurch anzeigen, sagt der hl. Augustin, daß im Christenthume keine Gnade und Seligkeit anders als durch den Glauben an die hl. Dreifaltigkeit gehofft und erlangt werden kann. Darum ist es bei uns eine ehrwürdige Gewohnheit, dieses Bekenntniß an die Spitze aller unserer Handlungen zu setzen, indem wir Alles mit dem hl. Kreuzzeichen beginnen. Wir fühlen nämlich, daß das Verdienst all unserer Werke davon abhängt, und daß Alles, was wir thun, ohne diesen Glauben vor Gott vergeblich seyn würde. Diese Gewohnheit hat die Kirche von den Aposteln selbst überkommen und in allen Jahrhunderten mit Eifer darauf gehalten. Deßwegen fängt sie ihren Gottesdienst mit dem Glauben an den Vater, Sohn und hl. Geist an; sie schließt alle ihre Gebete im Glauben an diese drei göttlichen Personen, und fügt jedem Psalme, den ihre Diener beten, das Ehre sei dem Vater, Sohne und hl. Geiste hinzu. Sie weiß nämlich, daß wir nichts Anders sagen können, was Gott angenehmer und geeigneter wäre, ihn uns gnädig zu machen. Daher wünscht sie, daß wir fast beständig jene Worte: Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem hl. Geiste — im Munde führen.

40. Der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit ist der kräftigste Beweggrund der christlichen Nächstenliebe.

Alle Dinge predigen uns zwar die Liebe, die wir einander schuldig sind; aber nichts verkündet uns dieses so nachdrücklich, als die Dreieinigkeit der göttlichen Personen. Und dieses um zweier Ursachen willen: einmal, weil der Glaube an die Dreifaltigkeit der Beweggrund und gleichsam das wesentliche Band der Liebe ist, welche unter uns herrschen soll; und dann weil dieses Geheimniß zugleich auch ein Muster und Vorbild uns

hierin ist. Das Erstere spricht der hl. Paulus klar aus, indem er sagt: Ich bitte euch, übertraget einander in Liebe, und sorgt dafür, die Einigkeit des Geistes im Bande des Friedens zu erhalten! Eph. 4. Und worauf gründet der Apostel die Pflicht der gegenseitigen Liebe? Darauf, daß er sagt: Ihr habt Alle nur Einen Glauben; habt nur Eine Taufe; ihr macht Alle nur Einen Leib aus, welcher die Kirche ist. Ist es also nicht billig, daß ihr insgesammt auch nur Einen Geist habet? Der Apostel will sagen: Ist es nicht schmachvoll, daß wir, die wir uns vereinen, Einen Gott zu verehren, in allen übrigen Dingen uneins sind? Wir erkennen in diesem Gott und Herrn einen Vater, vor welchem wir Kinder sind; seinen Sohn, zu welchem wir Brüder sind; einen hl. Geist, der uns insgesammt belebet. Was ist es aber für eine seltsame Sache, daß wir, die wir doch Kinder Eines Vaters sind, wie Fremdlinge miteinander leben; daß man bei uns, die wir alle Brüder zum Sohne Gottes sind, kein Merkmal der Bruderschaft findet; und daß wir, da wir doch ein und denselben Geist haben sollen, so verschieden in unsern Gesinnungen sind? Worüber ich mich aber meisten wundere, wollte der hl. Paulus nach dem hl. Chrysostomus noch sagen, ist dieses, daß wir, die wir uns doch wegen eines so schweren Punktes, als der Glaube an die hl. Dreifaltigkeit ist, vereinen konnten, täglich über Kleinigkeiten zanken. Wenn es etwas gibt, wobei die Einheit schwer fällt, so sollte man meinen, der Glaube an einen Gott in drei Personen wäre es; aber hierin sind wir einig, während wir uns in Dingen der Liebe, wobei doch Alles viel klarer ist, entzweien. Ist das nicht auffallend? So der hl. Paulus an die Ephester. Bei einer andern Gelegenheit macht er denselben Schluß. An die Corinther schreibt er: Ich höre, daß Spaltungen unter euch seien; der Eine hält es mit Paulus, der Andere mit Apollo. Aber seid ihr denn im Namen des Paulus oder des Apollo getauft? Ihr habet ja empfangen denselben Geist, und darum seid ihr verpflichtet, in ein und demselben Geiste auch zu leben. Sehet, wie der hl. Paulus die Pflicht der Liebe auch hier auf den Glauben an die hl. Dreifaltigkeit gründet. In der That, wenn irgend ein Beweggrund zu finden ist, der uns zur brüderlichen Liebe antreiben soll, so ist es diese Einigkeit des Glaubens. Denn wie von jeher die Verschieden-

heit der Religion Trennungen und gegenseitigen Haß erzeugte, so wirkte die Einheit im Glauben Verbrüderung. Selbst bei den Irrgläubigen zeigt sich dieses: sie nehmen sich einander an und kommen gegenseitig sich zu Hilfe. Dieß thut die gleiche Gesinnung. Es ist hier keine Einheit des Glaubens, sondern nur eine Einigkeit des Irrthums. Was ist es nicht für eine Schande, daß bei ihnen die Einigkeit im Irrthume mehr vermag, als bei uns die Einheit des Glaubens? Sie vereinigen sich, und wir trennen uns; sie lieben sich als Brüder, und wir hassen uns oft als Feinde.

Der Glaube an Einen Gott in drei Personen ist nicht nur der Beweggrund unserer Liebe, sondern zugleich auch das Vorbild in derselben. Wenn Jesus sagt: Ich gebe euch ein neues Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe, Joh. 13, 34., so möchte man meinen, daß die Liebe nicht höher getrieben werden kann. Und doch, denn wir müssen uns lieben, wie die drei göttlichen Personen einander lieben. Dieß verlangt Jesus selbst, indem er betet: Heiliger Vater! erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, damit sie Eins seien, wie wir es sind. Joh. 17, 11. Nun machen aber der Vater und der Sohn in der Dreifaltigkeit nur Einen Gott aus; so sollen wir durch die Liebe alle mit einander nur Ein Herz und Einen Geist haben. Wir sollen das durch die Liebe zu werden trachten, sagt der hl. Augustin, was die drei göttlichen Personen dem Wesen nach sind. Gleichwie der Sohn Gottes in Wahrheit zum Vater sagt: Alles, was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein. Joh. 17, 10.; — so soll auch ein Jeder von uns bereit seyn zu unsern Brüdern zu sagen: Diese Güter, die mir Gott gegeben hat, sind eben sowohl euer als mein; und das Elend, welches ihr leidet, ist eben sowohl das meinige, als das euere. Wie würde es so schön auf Erden unter Christen seyn, wenn alle diese Liebe hätten? Dann könnte man in Wahrheit nach dem Psalmisten ausrufen: Wie gut, wie lieblich ist es, wenn Brüder in Eintracht bei einander wohnen! Aber ach, daß gerade das Gegentheil stattfindet, und man nicht einmal bei denen eine wahre Eintracht antrifft, die durch die Bande der Natur auf das Zärtlichste vereint sind. Woher kommt dieses? Weil wir nicht nach dem großen Muster uns bilden, das der

Glaube uns vorhält. In der anbetungswürdigen Dreifaltigkeit gibt es nur eine Gesinnung. Was eine Person will, will auch die andere. Aber unter uns nehmen die Widersprüche kein Ende, und daher kommen Streit und Zank, Haß und Feindschaften. In der anbetungswürdigen Dreifaltigkeit gibt es kein Privatinteresse; aber unter uns wird ein Jeder nur von seinem Vortheil geleitet, und daher entstehen Prozesse und ungerechte Verfolgungen. O entferne ein Jeder diese eines Christen unwürdige Gesinnung und lasse er sich vom Geiste der Liebe bei all seinem Thun und Lassen leiten. Cf. Bourdalou.

Artikel XXXVIII.

Ehe.

1. Begriff und Eintheilung der Ehe.

Die Ehe ist die vollständige, rückhaltslose Wechselhingabe der männlichen und weiblichen Individualität. Sie ist eine volle Aufopferung seines ganzen Selbst, ein Gleichniß dessen, was Christus für seine Kirche gethan hat. Sonach ist die Ehe kein Vertrag; denn als solcher wäre sie unter die Willkühr der Vertragenden gestellt, was durchaus nicht stattfindet. Nur die irdischen Zufälligkeiten der Ehe, z. B. die Güter, welche man sich einander zubringt, fallen unter den Vertrag, sie selbst aber nicht.

Die lateinischen Ausdrücke „Matrimonium“ und „Conjugium“ sind bedeutungsvoller als unser deutsches Wort; denn matrimonium ist so viel als matris munium, und das conjugium deutet an die Lasten, welche Eheleute gemeinschaftlich zu tragen haben.

Man unterscheidet:

a) Matrimonium legitimum et illegitimum, je nachdem sie mit Beobachtung der Gesetze oder gegen sie eingegangen worden ist.

b) Matrimonium verum et putativum: ein ungiltiger Ehevertrag,

der aber doch für giltig gehalten wird, heißt matrimonium putativum, vermeintliche Ehe; wird aber die Ehe nicht bloß für giltig gehalten, sondern ist sie es wirklich, so heißt sie matrimonium verum.

c) Matrimonium ratum et consummatum: ratum ist die Ehe, wenn sie von den Gesetzen für giltig anerkannt wird, aber noch nicht durch Beiwohnung vollzogen ist; ist sie aber bereits durch Beiwohnung vollzogen, so heißt sie consummatum.

d) Matrimonium publicum et conscientiae: jenes wird öffentlich mit allen bürgerlichen Wirkungen einer rechtmäßigen Ehe eingegangen; dieses wird eingegangen ad evitandam fornicationem, ohne daß der Gattin das Recht auf die bürgerlichen Wirkungen einer rechtmäßigen Ehe eingeräumt wird. Letztere heißt auch morganaticum.

2) Stellen aus der heiligen Schrift.

A. Ueber die Ehe überhaupts.

I. Gott selbst hat den Ehestand gleich bei Erschaffung der Welt eingesetzt.

Adam fand keine ihm ähnliche Gehilfin; da sprach Gott: Es ist nicht gut, daß Adam allein sei; ich will ihm eine seiner Natur gemäße Gehilfin geben; darauf ließ Gott einen tiefen Schlaf über den Menschen fallen, und nachdem er eingeschlafen war, so nahm er eine von seinen Rippen, die er wieder durch Fleisch ersetzte. Aus dieser Rippe, die Gott von Adam genommen hat, bildete er ein Weib und brachte sie zu Adam. Als nun Gott Mann und Frau geschaffen hatte, so segnete er sie, und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, vermehret euch, erfüllet die Erde und unterwerfet sie euch; herrschet über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, und über alle auf der Erde sich bewegenden Thiere. Darauf sprach Adam: Dieß ist doch Gebein von meinem Gebeine, und Fleisch von meinem Fleische, man soll sie deßwegen Männin heißen, weil sie vom Mann genommen ist. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden Ein Fleisch seyn. 1. Mos. 1, 27. 28.; 2, 18. 20—25. Matth. 19, 4—6.

II. Jesus Christus hat die Ehe zur Würde eines Sakraments erhoben.

Ihr Männer liebet eure Weiber, sowie auch Christus die Kirche geliebet und sich selbst für sie gegeben hat, auf daß er sie heiligte, und reinigte durch das Wasserbad mit dem Worte, und sich selbst eine ganz vortreffliche Kirche darstellte, die weder einen Flecken, noch eine Runzel oder sonst etwas dergleichen hätte, sondern heilig und untadelhaft wäre. Ebenso sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, als ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebt, liebt sich selbst; denn Niemand hat jemals seinen eigenen Leib gehasset, sondern er nährt und pflegt ihn, sowie auch der Herr die Kirche. Denn wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch seinem Gebein. Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und zwei werden Einen Leib ausmachen. Dieses Geheimniß ist groß; ich sage aber in Christo und seiner Kirche. Eph. 5, 25—33.

III. Zweck der Ehe.

Gott hat die Ehe eingesetzt.

a) Zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes und zur Erziehung einer christlichen Nachkommenschaft. — Gott erschuf den Menschen nach seinem Bilde, nach Gottes Bilde erschuf er ihn, als Mann und Frau erschuf er sie. Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar, vermehret euch, erfüllet die Erde und unterwerfet euch dieselbe. 1. Mos. 1, 27. 28.

Ihr Väter gebet euern Kindern Unterricht und eine christliche Erziehung. Ephes. 6, 4.

b) Zur wechselseitigen Hilfe der Gatten. Gott sprach: Es ist nicht gut, daß Adam allein sei! Ich will ihm eine seiner Natur gemäße Gehilfin geben. 1. Mos. 2, 18. — Wer eine Frau nimmt, der legt den Grund zu seinem Vermögen, er erhält eine ihm gleiche Gehilfin und eine Stütze seiner Ruhe. Freunde und Bekannte stehen in der Noth einem bei, aber über Beides geht die Gattin mit ihrem Manne. Sir. 36, 24. 40, 23.

c) Als ein Mittel wider die Begierlichkeit. Den Unverheiratheten und Wittwen sage ich, daß sie wohlthun, wenn sie bleiben wie ich; haben sie aber die Gabe der Enthaltsamkeit nicht, so mögen sie heirathen. 1. Cor. 7, 8. 9.

IV. Die Wahl des Gatten, oder der Gattin soll nicht bloß durch körperliche Schönheit, Reichthum oder andere dergleichen Nebenabsichten bestimmt werden, sondern das Hauptaugenmerk soll hiebei auf Verstand, Rechtschaffenheit und Tugend des zu wählenden Theiles genommen werden.

Fall keinem schönen Weibe zu Füssen, und laß dich nicht wegen ihrer reizenden Gestalt gelüsten. Sir. 25, 21. Verheirathe deine Tochter, so hast du ein großes Werk vollbracht; gib sie aber einem vernünftigen Mann. Sir. 7, 27. Wohl dem, dessen Frau verständig ist. Sir. 25, 11. Haus und Güter erbt man von den Vätern, aber ein verständiges Weib ist ein Geschenk von Jehovah. Sprichw. 19, 14. Eine weise Frau bringt ihr Hauswesen in Aufnahme, eine thörichte aber zerstört es. Sprichw. 14, 1. Ein tugendhaftes Weib, wer wird es finden? Sie hat einen weit höheren Werth als Perlen. Ihr Mann setzt Vertrauen in sie, und Ausbeute wird ihm nicht fehlen. Sie erweiset ihm Gutes, nicht Böses, so lange er lebet; Blendwerk ist Anmuth, Dunst die Schönheit; ein Weib, das Jehovah verehret, wird gelobt. Sprichw. 31, 10. 11. 13. 30.

V. Die Hochzeitfeier soll auf eine der Heiligkeit dieses Standes angemessene Art begangen werden.

Das Hochzeitmahl des jungen Tobias mit Sara, Raguels Tochter, wurde in der Furcht des Herrn gefeiert. Tob. 9, 12.

VI. Die Ehe ist nur zwischen Einem Manne und Einem Weibe erlaubt.

Jesus sprach zu den Pharisäern: Habt ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer gleich Anfangs nur Einen Mann, sowie nur Ein Weib geschaffen, und daß er gesprochen habe: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen, und sie werden beide Ein Fleisch seyn. Matth. 19, 4—6. Mark. 10, 6. 7.

VII. Das Eheband ist unauflöslich bis zum Tode.

Die Frau ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebet. 1. Cor. 7, 39.

Wer sich von seinem Weibe scheidet, und eine andere nimmt, der bricht die Ehe; und wer die Geschiedene nimmt, bricht auch die Ehe. Luk. 16, 18.

VIII. Nur eine Scheidung von Tisch und Bett kann aus wichtigen Ursachen stattfinden.

Verheiratheten gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß sich die Frau von ihrem Manne nicht scheiden solle; sollte sie aber geschieden seyn, so soll sie ehelos bleiben, oder sich mit ihrem Manne aussöhnen. So soll auch der Mann sein Weib nicht verlassen. 1. Cor. 7, 27., 10, 11.

IX. Nach dem Tod des einen Theils ist es dem überlebenden Gatten erlaubt, zu einer zweiten Ehe zu schreiten.

Die Frau ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebt, nach des Mannes Tode ist sie frei, sie kann heirathen, welchen sie will, doch nur im Herrn; glückseliger aber wird sie seyn, wenn sie meinem Rathe zufolge so bleibt. Ich habe meines Erachtens ja auch den Geist Gottes. 1. Kor. 7, 39. 40.

Den Unverheiratheten und Wittwen sage ich: Daß sie wohl thun, wenn sie bleiben, wie ich; haben sie aber die Gaben der Enthaltsamkeit nicht, so mögen sie heirathen; denn es ist besser freien, als Brunst leiden. Cor. 7, 8. 9.

B. Gegenseitige Pflichten der Eheleute.

I. Die Eheleute sollen sich gegenseitig in der Tugend fördern.

Darum, ihr Männer, zeiget euch im ehelichen Umgange dem Christenthume gemäß, und erweiset dem weiblichen Geschlechte, als dem schwächeren Theile, Achtung als Miterben der aus Gnaden ertheilten Glückseligkeit, damit euer Gebet nicht verhindert werde. 1. Petr. 3, 7.

Der ungläubige Mann wird durch die gläubige Frau, und die ungläubige Frau durch den gläubigen Mann geheiligt. 1. Cor. 7, 14.

II. Die eheliche Liebe soll nicht durch ungegründete Eifersucht getrübt werden.

Sei nicht eifersüchtig auf deine Gattin, und lehre sie nicht,

gegen dich Ränke brauchen. Sir. 9, 1. Ein Weib, das auf ein anderes eiferſüchtig iſt, verurſachet Herzeleid und Kummer, Alles fühlet die Geiſel ihrer Zunge. Sir. 26, 6.

III. Von Frieden und Einigkeit hängt das eheliche Glück ab.

Ein trockenes Stück Brod im Frieden iſt beſſer, als ein Haus voll Geſchlachtetes mit Hader. Sprichw. 17, 1.

Wenn Eheleute ſich wohl vertragen, hat Gott daran Gefallen. Sir. 25, 2.

IV. Eheleute ſind ſich die eheliche Pflicht ſchuldig.

Um den Sünden der Unreinigkeit vorzubeugen, habe ein jeder ſein Weib, und ein jedes Weib ſeinen Mann. Der Mann erweiſe dem Weibe die ſchuldige Pflicht, und das Weib dem Manne. Die Frau iſt nicht Herr über ihren Leib, ſondern der Mann; ingleichen eben ſo der Mann nicht Herr über ſeinen Leib, ſondern die Frau; keines entzieh ſich dem andern, es ſei denn vielleicht aus beider Bewilligung eine Zeit lang, damit ihr dem Faſten und Gebete obwartet. Darnach kommet wieder zuſammen, auf daß euch der Satan durch euer Unvermögen zur Enthaltſamkeit nicht verſuche. 1. Cor. 7, 2—7.

V. Gegenſeitige Treue iſt unerläßliche Pflicht der Gatten.

Ihr habet gehört, daß zu den Alten ſei geſagt worden: Du ſollſt nicht ehebrechen! Ich aber ſage euch, ſprach Jeſus zu den Phariſäern, wer eine Frau anſieht mit Begierde nach ihr, hat ſchon die Ehe mit ihr in ſeinem Herzen gebrochen. Matth. 5, 27. 28.

Wer ſeines Nächſten Weib beflecket, ſoll nicht leben; da er dieſen Gräuel begangen hat, ſo ſoll er ſterben, und ſeinen Tod ſich zuſchreiben, ſpricht der Herr. Ezech. 18, 11. 13.

Ein Ehebrecher wird auf den Straßen der Stadt zur Strafe gezogen, und wo er's nicht dachte, ergriffen werden. Sir. 23, 21.

Die Ehe werde von Allen ehrbar geführet; das Ehebett bleibe unbefleckt; Ehebrechen wird Gott ſtrafen. Hebr. 13, 4.

VI. Eheleute ſind ſich gegenſeitige Hilfe ſchuldig.

Gott ſprach: Es iſt nicht gut, daß Adam allein ſei, ich will

ihm eine seiner Natur gemäße Gehilfin geben. 1. Mos. 2, 18. Isaak führte Rebekka in die Hütte seiner Mutter Sara, nahm sie zum Weibe, liebte sie, und linderte sich dadurch den Schmerz über den Tod seiner Mutter. 1. Mos. 24, 67.

Freunde und Bekannte stehen in der Noth einander bei, aber über Beides geht die Gattin mit ihrem Manne. Sir. 40, 23.

VII. Sie sollen ihre Schwiegereltern ehren, ihren guten Rath gern befolgen, sie im Alter unterstützen und mit ihren Schwachheiten Nachsicht tragen.

Moses Schwäher sprach: Dein Verfahren ist nicht gut! Du ermüdest sowohl dich, als das Volk; du allein bist dem Geschäfte nicht gewachsen. Höre mich an, ich will dir den Rath geben, den Gott segnen wird: Du sollst der Wortführer Gottes bei dem Volke seyn, und seine Angelegenheiten Gott vortragen; du sollst sie an die Verordnungen und Gesetze Gottes erinnern, ihnen den Weg, den sie gehen, und das Werk, das sie verrichten sollen, bekannt machen; überdieß wähle dir aus dem Volke rechtschaffene Männer aus, die Gott fürchten, redlich, und dem Geize feind sind; diese setze über sie zu Hauptleuten über tausend, hundert, fünfzig und zehn; diese sollen über das Volk sprechen: wichtige Händel sollen sie vor dich bringen, die geringeren aber selbst schlichten; lege ihnen einen Theil der Last auf, daß sie dir tragen helfen; wirst du das thun, so wird dir Gott seine Befehle ertheilen, du wirst bestehen können und das Volk wird glücklich an seinen Ort kommen. Moses gehorchte seinem Schwäher, und that Alles, was er ihm gesagt hatte. 2. Mos. 18.

Nach dem Tode seiner Mutter verließ Tobias Ninive, und begab sich mit seinem Weibe, seinen Kindern und Kindeskindern zu seinen Schwiegereltern zurück; er fand diese in einem guten Alter gesund, trug Sorge für sie, schloß ihre Augen und bekam Raguels ganze Erbschaft. Tob. 10.

C. Pflichten des Mannes insbesondere.

I. Der Mann ist das Haupt seiner Familie, dem Manne gebühret daher die Herrschaft über seine Gattin, das heißt, er

hat das Recht sein Haus, als die vornehmste Person desselben, zu leiten.

Das Haupt der Frau ist der Mann. 1. Cor. 11, 3.

Der Mann ist des Weibes Haupt, wie Christus das Haupt der Kirche ist. Ephes. 5, 23.

II. Es ist schändlich für den Mann, sich ganz von seiner Frau beherrschen zu lassen, und die Herrschaft der Frau über ihren Mann bringt auch dieser keine Ehre.

Laß dem Weibe keine Gewalt über dich, damit sie nicht über dich herrsche, und du zu Schanden werdest. Sir. 9, 2.

Verstatte der bösen Frau keine Herrschaft über dich; wenn sie nicht nach deinem Willen handelt, so wird sie dich vor deinen Feinden zu Schanden machen. Sir. 25, 34. 35.

III. Der Mann darf seine Gattin nicht kränken, noch viel weniger mißhandeln.

Jeder liebe seine Frau, und zwar so, wie sich selbst. Eph. 5, 33.

Ihr Männer! bezeuget euch im ehelichen Umgange dem Christenthume gemäß, und erweiset dem weiblichen Geschlechte, als dem schwächern Theile, Achtung, als Miterben der aus Gnaden ertheilten Glückseligkeit, damit euer Gebet nicht verhindert werde. 1. Petr. 3, 7.

Ihr Männer, liebet eure Frauen, und begegnet ihnen nicht mit Bitterkeit. Coloss. 3, 19.

IV. Es ist strenge Pflicht des Mannes, daß er durch seinen Fleiß das zu erwerben sucht, was zur Ernährung und Versorgung seiner Gattin und Familie nöthig ist.

Es sollen die Männer ihre Frauen lieben, als ihre eigene Leiber; wer seine Frau liebt, liebt sich selbst. Niemand hat aber jemals seinen eigenen Leib gehaßt, sondern ernährt und verpflegt ihn, sowie auch der Herr die Kirche. Ephes. 5, 28. 29.

V. Der Mann darf seiner Frau nicht nachgeben, wenn sie ihn zu bösen Handlungen verleiten will.

Wein und Weiber bringen auch den Weisen zum Abfall Sir. 19, 12.

Unter so vielen Völkern war kein König wie Salomon. Er wurde von seinem Gott geliebet, darum setzte ihn Gott zum König

über ganz Israel; dessen ungeachtet verleiteten ihn die fremden Weiber zur Sünde. 2. Esrä 13, 26.

D. Pflichten der Frau insbesondere.

I. Die Frau ist dem Manne Unterwürfigkeit schuldig in allen billigen Dingen.

Die Frau habe Ehrfurcht gegen den Mann. Ephes. 5, 33. Zum Weibe sprach Gott: Du sollst deinem Manne unterthan seyn, er aber wird über dich herrschen. 1. Mos. 3, 16. Ihr Frauen! unterwerfet euch euern Männern, wie dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, sowie auch Christus das Haupt der Kirche, und seines Leibes Heiland ist. So wie nun die Kirche Christo unterthänig ist, also auch die Frauen ihren Männern in allen Stücken. Ephes. 5, 22—25. Ihr Frauen, seid eueren Männern unterwürfig, wie es dem Christenthume gemäß ist. Coloss. 3, 18.

II. Gottesfurcht, Sittsamkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit sind die schönste Zierde der Frauen.

Die Gottesfurcht übertrifft Alles, wer sie besitzet, womit kann der verglichen werden? Sir. 25, 11. — Die jungen Weiber weise an, schamhaftig, keusch, eingezogen, gütig zu seyn, damit nicht das Evangelium gelästert werde. Tit. 2, 4. 5. — Eine weise Frau bringt ihr Hauswesen in Aufnahme, eine thörichte aber zerstört es. Sprichw. 14, 1. — Ein tugendhaftes Weib, wer wird es finden? Sie hat einen weit höheren Werth als Perlen! Ihr Mann setzet Vertrauen in sie, und Ausbeute wird ihm nicht fehlen; sie erweiset ihm Gutes, nichts Böses, so lange er lebt; sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet mit lustigen Händen; sie ist wie das Schiff eines Kaufmanns, von der Ferne her bringt sie ihm Nahrung; sie steht auf, indem es noch Nacht ist, gibt ihrem Gesinde Unterhalt, und ihren Dirnen ihr Tagewerk; sie sinnet auf einen Acker, erwirbt sich ihn, von ihrer Hände Frucht pflanzt sie einen Weinberg; sie gürtet ihre Lenden mit Stärke und kräftigt ihre Arme; sie bemerket mit Lust, daß ihr Gewerbe Nutzen schaffet, auch Nachts verlöschet ihre Lampe nicht; ihre Hände strecket sie nach dem Rocken, und mit ihren Fingern

hält sie die Spindel; ihre Hände strecket sie nach den Armen aus, und reichet sie den Dürftigen; sie fürchtet sich für ihre Familie nicht vor dem Schnee, denn Alle ihres Hauses haben doppelte Kleider; sie bereitet sich Decken; feine Leinwand und Purpur kleiden sie; ihr Mann ist an Versammlungsorten ausgezeichnet, hat Sitz unter den Vornehmsten der Stadt; sie macht ein Hemd und verkauft es, einen Gürtel, den sie dem Kaufmanne gibt; Stärke und Schmuck ist ihr Kleid, und so lacht sie dem kommenden Tage entgegen; sie spricht mit Weisheit, spricht nur, was nützlich ist; aufmerksam beobachtet sie Alles, was in ihrem Hause vorgehet; nähret sich nicht in Trägheit; ihre Söhne kommen empor, und preisen sie; ihr Mann lobet sie; viele Frauen übten Tugend, aber du übertriffst sie Alle; Blendwerk ist Anmuth, Dunst die Schönheit; ein Weib, das Jehova verehret, wird gelobt; laßt sie das Lob genießen, das sie verdienet; lobet ihr Thun öffentlich. Sprichw. 31, 10—31. — Anna, des alten Tobias Ehegattin, ging täglich zum Weben, und was sie mit ihrer Handarbeit gewinnen konnte zur Nahrung, das brachte sie. Tob. 2, 19.

III. Die Frauen sollen nicht zu viel auf Kleiderpracht halten.

Die Frauenspersonen sollen sich mit einem anständigen Schmucke, mit Schamhaftigkeit und Eingezogenheit zieren, nicht mit Haarputz, Gold, Perlen oder prächtiger Kleidung, sondern wie es sich für Frauenspersonen geziemt, welche sich zur Verehrung Gottes durch gute Werke bekennen. 1. Tim. 2, 9. 10. — Der Schmuck der Frauen sei nicht äußerlich, Haarflechten, Umhängen goldener Geschmeide, Anziehen kostbarer Kleider; sondern die nicht in die Augen fallende gottselige Gemüthsverfassung, der sanfte und stille Geist, der unvergänglich und in Gottes Augen von einem großen Werthe ist. Darin suchten vor Zeiten heilige Frauen ihren Schmuck, daß sie ihre Hoffnung auf Gott setzten, und ihren Männern unterthan waren. 1. Petr. 3, 3—6.

IV. Sie sollen die Beschwerden der Schwangerschaft und die Schmerzen der Geburt mit Geduld tragen.

Zum Weibe sprach Gott im Paradies: Ich will dir in der Schwangerschaft viele Beschwerlichkeiten machen, mit Schmerzen

sollst du Kinder gebären. 1. Mos. 3, 16. — Ein Weib ist in der Geburtsstunde traurig, weil nun ihre Stunde da ist; wenn sie aber das Kind zur Welt gebracht hat, so denket sie vor Freuden, daß ein Mensch zur Welt geboren ist, nicht mehr an die Angst. Joh. 16, 21.

V. Es ist Pflicht der Frau, ihrem Manne allenthalben zu folgen, wohin ihn seine Verhältnisse rufen, sollte ihr auch sein Aufenthaltsort unangenehm seyn.

Der Mann wird seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden Ein Fleisch seyn. 1. Mos. 2, 24. Mark. 10, 6—9. — So folgte Sara ihrem Manne Abraham, Zippora dem Moses, Sara dem Tobias, Maria dem heiligen Joseph allenthalben nach. 1. Mos. 12.; 2. Mos. 4.; Tob. 14.

VI. Eine vernünftige Frau kann ihren Mann von mancherlei Uebeln schützen, sogar seine Fehler wieder gut machen.

Ein Beispiel hiervon ist unter Andern Abigail, die Frau des Nabal. 1. Kön. 25.

3) Väterstellen.

I. Die Ehe ist ein Sakrament.

Indem Jesus bei der Hochzeit, zu welcher er eingeladen war, erschien, wollte er dadurch, wenn wir auch auf die geheimnißvolle Bedeutung nicht acht haben, bestätigen, was er eingesetzt hatte. Der hl. Augustin Tract. 9. in Joan. — In der Ehe ist die Heiligkeit des Sakraments von einer höhern Würde, als die Fruchtbarkeit. Ders. de Bono conjug. cap. 28.

II. Die Ehe ist unauflöslich.

Es ist ein von Christus gegebenes und in der Kirche beobachtetes Gesetz, daß, so lange die Eheleute leben, sie sich nicht scheiden lassen. Der hl. August. l. I. de nupt. c. 10.

III. Die Ehe ist ein Damm gegen die Begierlichkeit.

Wer die Ehe verdammt, läßt der Unlauterkeit alle Zügel schießen. St. Bern. Serm. 66. in cantic.

IV. Eheleute sollen einerlei Glauben haben.

Wie kann dieß eine Ehe genannt werden, wo nicht Einheit des Glaubens ist. Ambros. ep. 81. (Mehreres unten davon.)

V. Worauf man bei der Wahl eines Ehetheiles sehen soll.

Warum siehst du bei der Wahl einer Gattin mehr auf die Schönheit als die Sitten? Vielmehr soll dir eine Gemahlin durch ihre Frömmigkeit, als durch ihre Schönheit gefallen. Ambros. lib. I. virg. — Lerne von Abraham, was man an einer Gattin suchen soll, nicht Gold, Silber oder zeitliche Güter, sondern ein gutes Herz. Der hl. Ambrosius. — Höret, wie die Alten heiratheten, und macht es ihnen nach. Wie heiratheten denn diese? Sie forderten gute Sitten und Tugend. Daher brauchten sie keinen schriftlichen Aufsatz, keine Versicherung mit Papier und Tinte; für das Alles galt die Zucht der Braut. Deßwegen bitte ich euch, bei eurer Wahl nicht auf Geld und Vermögen, sondern auf Zucht, Geselligkeit, Frömmigkeit und Tugend zu sehen. Dieses wird besser seyn, als noch so viele Schätze. Suchest du das Göttliche, so wirst du auch das Irdische erhalten. Setzest du aber jenes ausser Acht, und trachtest nur nach diesem, so wird auch dieses ausbleiben. Allein Mancher, wird man sagen, ist durch sein Weib reich geworden. — Schämest du dich nicht, daß du solche Beispiele anführest? Tausendmal lieber wollte ich betteln, als durch ein Weib reich werden; dieses haben mir schon Viele gesagt. Wie widerwärtig ist so ein Reichthum, wie betrübt so ein Glück! Was ist schändlicher, als einen solchen Staat machen, worüber Jedermann sagt: Der ist durch sein Weib glücklich geworden? Von den innern Verdrießlichkeiten, die nothwendig aus einer solchen Ehe entstehen müssen, will ich gar nichts melden, von dem Hochmuth des Weibes, von der Sklaverei des Mannes, von den Zänkereien, von dem Schimpfe der Dienstboten (Chrys. Hom. 73. in Math.).

VI. Ein frommer Ehetheil kann auch den andern zur Frömmigkeit bringen.

Mit dem Heiligen wirst du selbst heilig und mit dem Gott-

losen selbst ruchlos. Gilt dieß schon bezüglich aller Menschen, so noch vielmehr bei der Ehe, wo nur Ein Fleisch und Ein Geist ist. (Ambros. de Abrah. c. 9.)

VII. Insbesonders die Frau hat auf den Wandel des Mannes den größten Einfluß.

Es ist nichts mächtiger, einen Mann zu unterweisen und zu belehren, als eine fromme Frau. Chrysost. hom. 60. in Joan.

VIII. Die Frau hat das Hauswesen zu besorgen.

Wie der Mann mehr für die öffentlichen Geschäfte sich eignet, so ist die Frau mehr für Besorgung des Hauswesens geschaffen. Der hl. Ambrosius.

IX. Die Frau muß dem Manne sich unterordnen.

Adam ist durch die Eva verführt worden, und nicht umgekehrt die Eva durch den Adam. Billig ist es daher, daß der Mann des Weibes Herr und Regierer sei, damit sie nicht abermals aus Leichtsinn falle. Ambros. — Dem Manne werde vor Allem sein Ansehen bewahrt, und von dir sollen alle Hausangehörigen lernen, wie viel Ehre sie jenem schuldig sind. Zeige durch deine Folgsamkeit und deine Demuth, daß jener Herr, daß er groß ist; du wirst selbst um so ehrbarer seyn, je mehr du deinen Mann ehrst. Das Haupt des Weibes ist der Mann, sagt ja der Apostel; und der übrige Körper wird nicht schöner geschmückt, als durch die Würde des Hauptes. (St. Paulin. Epist. ad Celantiana.)

X. Der Mann muß die Frau, wenn er ihr auch vorgesetzt ist, doch mit Liebe behandeln.

Du hast dich nicht mit einer Magd, sondern mit einer Frau vereinigt. Gott wollte, daß du ein Leiter, nicht aber ein unumschränkter Beherrscher des schwächern Geschlechtes seiest. Ambros. l. 5. Hexam. c. 7. — Wenn der Mann seinem Weibe zu Liebe Vater und Mutter verlassen soll, nicht aus Verachtung der Eltern, sondern um das göttliche Gesetz zu erfüllen, und dieses selbst denen, die verlassen werden, so lieb ist, daß sie sich darob erfreuen und eifrig bemühet sind, es zu veranlassen: wie wäre es nicht der äußerste Wahnsinn, die Gattin zu mißhandeln, um derent-

willen Gott befiehlt, Vater und Mutter zu verlassen? Ist es aber bloß Wahnsinn? Wer mag den Schimpf und die Schande ertragen? Wer sie gehörig schildern? Wenn das Geschrei und das Wehklagen sich durch die Straßen verbreitet, so sammelt sich die ganze Nachbarschaft um das Haus des Mannes, der sich so ungebührend aufführt, wie wenn darin ein grimmiges Thier hausete und Alles zerstörte. Besser wäre es, ein so unbändiger Mann würde von der Erde verschlungen, als daß er sich noch öffentlich zu zeigen wagt. (Derselbe **Hom. 26. in 1. ad Cor.**)

XI. Wer in den Ehestand tritt, hat sich auf Leiden gefaßt zu machen.

Nicht bloß Gutes bringt der Ehestand mit sich, sondern auch viel Schlimmes, was man schon voraus befürchten muß. Hieron. **ep. ad Geront.** — Obgleich der Ehestand ein Gut ist, so bringt er doch auch vieles Uebel und Sorgen mit sich. **Gregor.**

XII. Die Einigkeit ist in der Ehe das höchste Gut.

Wenn Einigkeit, Friede und gegenseitige Liebe in der Ehe vorhanden sind, so fehlt es an Nichts. **Chrysost.** — Dieß sind wahre Reichthümer und die besten Güter in der Ehe, wenn Mann und Weib mit einander einig sind. Ebendersf.

XIII. Eheleute müssen sich einander die Treue bewahren.

Niemand verlange nach einem fremden Ehebette, und lasse sich nicht reizen durch die Hoffnung, verborgen bleiben und die Sünde ungestraft begehen zu können, noch auch durch die längere Abwesenheit des Gatten. Gott ist anwesend, der Schützer der Ehe, dem nichts verborgen ist, dem Niemand entgeht. Niemand spotte über das Loos des abwesenden Gatten. Gott wacht und ergreift den Schuldigen, noch ehe er die That vollbracht hat. Er erkennt das Verbrechen im Geiste jedes Einzelnen, und wenn du auch den Gatten täuschen kannst, Gott kannst du nicht täuschen. Wenn du auch dem Gatten und dem Richter entgehst, so wirst du doch dem Richter der ganzen Welt nicht entgehen. (Ambros. **lib. de Abraham c. 2.**) — Eines muß also dem Andern die eheliche Treue halten, ja man muß durch sein eigenes Beispiel der Enthaltsamkeit die Ehegattin lehren, wie sie sich keusch und züchtig

auffühven soll; denn es ist unbillig, das von einem Andern zu fordern, was man selbst nicht leisten kann. Eben diese Unbilligkeit hat zum Ehebruch oft Veranlassung gegeben, indem es den Weibern wehe thut, daß sie denen treu bleiben sollen, die ihnen nicht gegenseitig zärtliche Liebe beweisen. Endlich ist keine Ehebrecherin so frech, daß sie ihre Laster nicht dadurch beschönigen sollte, sie füge nicht zuerst ihrem Manne durch ihre Ausschweifungen Beleidigungen zu, sondern sie vergelte sie ihm nur. (Lactant. inst. div. 6, 23.) — Was den Männern befohlen wird, das betrifft folgerichtig auch die Frauen. Ehebrecher und Ehebrecherin sind gleich strafbar... Anders sind hierin die Gesetze der Kaiser, anders die Gebote Christi, anders befiehlt Papinian, anders Paulus. Dort ist den Männern Vieles erlaubt, bei uns stehen Männer und Frauen unter demselben Gesetze; was den Weibern verboten, ist den Männern nicht erlaubt. (Derselbe Epist. 77. [30.] ad Oceanum.)

XIV. Eheleute sollen sich nicht von einander trennen.

Scheide dich nicht von deinem Weibe; denn bist du schon verbunden die Fehler Anderer geduldig zu ertragen, so gilt dieß um so mehr von deinem Weibe. Ambros. in. c. 16. Luk.

4) Geschichtliche Beispiele.

I. Wie sich die hl. Monika gegen ihren Gatten, der ein heftiger Mann war, betrug.

Der hl. Augustin erzählt von seiner eigenen Mutter Monika folgende höchst nachahmungswürdige Geschichte: Patritius, mein Vater, war ein gütiger, aber oft sehr heftiger und zornmüthiger Mann. Sie, meine Mutter, widerstand ihm nie, selbst nicht einmal mit Worten; und erst, wenn sie ihn wieder gelassen und ruhig sah, erklärte sie ihm, warum sie Dieß oder Jenes gethan hätte, worüber er aufgebracht worden war. Wenn andere Weiber sich über die Gewaltthätigkeiten ihrer Männer beklagten, antwortete sie ihnen: Schreibt es vielmehr eurer Zunge zu, und sehet in euern Ehevertrag, wo ihr versprochen habt, unterwürfig zu seyn. Und wenn sie sich, da sie wohl wußten, welch einen zornmüthigen Mann sie hatte, verwunderten, nie eine Klage über ihn von ihr

zu hören, sagte sie ihnen, wie sie es mit ihm machte; und Alle, die ihr folgten, dankten ihr dafür.

II. Betragen eines vernünftigen Weibes gegen einen jähzornigen Mann.

Norbert ist dem Schnellzorn ergeben, aber gleich wieder gut, wenn man ihm nicht widerspricht. Juliana, sein kluges Weib, weiß sich aber sehr gut in diesen Fehler des Mannes zu fügen. Wenn er losbricht, redet sie kein Wort; sondern fragt ihn ganz liebreich: was er zu Mittag oder auf den Abend am liebsten essen möchte? Weil sie aber auch etwas schnell seyn kann, so entfernt sie sich gewöhnlich. Nach sich gelegtem Sturme geht sie wieder hinein; merkt sie, daß er nun ganz gelassen ist, so stellt sie ihm mit Sanftmuth das Unglück vor, welches täglich in ihrem Hause wäre, wenn sie die Kunst nicht verstünde, nachgiebig zu seyn. Er dankte seinem Weibe für ihre große Geduld und besserte sich von nun an. Diesem Beispiele sollten alle Weiber folgen, sie würden manchen Zank und Hader entfernen, sich vor Mißhandlungen sichern, und ihre Männer am glücklichsten bessern.

III. Betragen eines vernünftigen Mannes gegen sein schmollendes Weib.

Theresia hatte den unausstehlichen Fehler an sich, daß sie acht Tage und noch länger, kein Wort mehr mit ihrem Manne sprach, wenn er etwas gethan hatte, das ihr nicht gefiel; und das war gar leicht geschehen. Ihr Mann hatte sie auf folgende Art gebessert. Ihm fiel der Gedanke ein, wenn das Weib wieder anfängt zu reden, dann wolle er so lange schweigen, als sie auch geschwiegen hatte, so hart es ihn auch ankommen möge. Nach einigen Tagen fiel Theresia in ihren alten Fehler. Zwei Wochen konnte der gute Mann kein Wort von ihr herausbringen. Endlich wurde ihr die Zunge wieder gelöst. Nun fing der Mann seine saure Arbeit an. Theresia erstaunte, weil sie so etwas nicht gewohnt war. Sie fragte — aber keine Antwort. Sie bat, weinte, und abermals keine Antwort. Ich sterbe vor langer Weile, — und wieder keine Antwort.

Die Zeit ist aus, und der Mann redet wieder. Wie lang

hast du mir doch die Zeit gemacht, sagte Theresia, und dankte Gott. Nicht länger, als du mir, antwortete der Mann. Willst du solche mißvergnügte Tage nicht ferner erleben, so bessere dich, ich bin schon gebessert. Das hatte ich dir nur darum gethan, um dir recht fühlbar zu machen, was du mir gethan hast. Theresia besserte sich wirklich.

IV. Betragen eines Weibes, dessen Mann dem Trunke ergeben war.

Eine gottesfürchtige Frau hatte das Unglück, daß ihr Mann dem Trunke ergeben war und eben darum auch sonst ein unordentliches Leben führte. Vergebens stellte sie ihm oft mit Thränen vor, wie er sich selbst, sie und seine drei unschuldigen Kinder ins Unglück bringe, wenn er seinem Laster nicht entsage. Das Uebel wurde immer ärger, und sie klagte ihre Noth einst ihrem Seelsorger. Dieser warnte sie, ja keine Bitterkeit gegen ihren Gatten im Herzen aufkommen zu lassen, sondern zu versuchen, ob sie nicht durch liebreiche Vorstellungen sein Herz gewinne; denn, sagte er, ein gutes Wort findet auch einen guten Ort, aber Schelten und Zanken macht das Uebel nur ärger. Zugleich erinnerte er sie an das Wort des Apostels: Viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten, — und rieth ihr, ernstlich zu Gott um die Bekehrung ihres Gatten zu beten. Durch seine Worte zu neuer Hoffnung belebt ging die Unglückliche von ihm fort und that wie er gesagt hatte. Doch lange Zeit hindurch schien ihr Gebet vergebens zu seyn; aber sie dachte nur an die Gleichnißrede Jesu vom Richter und der Wittwe, und hielt an im Gebet. So saß sie an einem Abende allein in der Stube; sie hatte die Kinder zu Bette gebracht, und der Mann war nach seiner Gewohnheit im Wirthshause. Wie sie nun an die Zukunft dachte, da w..de ihr Herz voll Sorge und Kummer. Ach! jammerte sie, die armen Kinder, was wird aus ihnen werden? Sie werden betteln müssen! — Immer trüber wurde es bei solchen Gedanken in ihrem Innern. Ach Gott, ist denn keine Hilfe mehr möglich, seufzte sie und fiel auf ihre Kniee nieder und klagte mit heißen Thränen all ihr Leid dem himmlischen Vater, flehte inständig um seine Hilfe und um die Besserung ihres Gatten. Ganz nur mit ihrem Gebete

beschäftigt, bemerkte sie nicht ihren eintretenden Mann. Dieser stand stille, als er seine Frau auf den Knieen sah, und sie beten hörte, und so vernahm er noch einen Theil ihres Gebetes für ihn. Gerührt und beschämt eilt er hin zu ihr, mit Thränen im Auge versprach er sein Leben zu ändern, und hielt von der Stunde an sein Versprechen, entsagte dem Laster des Trunkes und führte ein stilles und arbeitsames Leben.

V. Wie man sich gegen die Schwiegereltern benimmt, so wird man einst selbst wieder behandelt.

Ein Bauersmann hatte einen Vater, der durch Alter und Kränklichkeit sehr wunderlich geworden war, bei sich im Hause, ging aber mit ihm sehr übel um, so, daß dieser wünschte, in ein Armenhospital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohne ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen Greise sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spitale auch nicht Alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kinde, sie dem alten Murrkopfe ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der Knabe vor der Thüre eines dieser Tücher in einem Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur das andere davon brachte. Warum hast du das gethan? fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. Zur Aushilfe für die Zukunft, erwiederte dieser kalt und bösherzig, wenn ich Euch, Vater, auch einmal in das Spital schicken werde.

VI. Durch Nachgeben und Bescheidenheit erlangen die Frauen eine große Gewalt über ihre Männer.

Pater Cornelius a Lapide, der berühmte Schriftausleger, erzählt von einer jungen Frau, die sich vor Kurzem erst verheirathet hatte, sie sei zu einem alten, gescheiden, erfahrnen Mann gegangen,

und habe ihn um Rath gefragt, wie sie sich im Ehestande verhalten solle, damit er stets ein glücklicher für sie wäre. Willst du, antwortete der weise Rathgeber, über deinen Mann gebieten, so gehorche ihm, und thue alles gerne, was er haben will; denn ein gutes Weib beherrscht den Mann durch willfährigen Gehorsam.

War je ein Weib, das viel zu befehlen gehabt hat, so war es Livia Augusta, welche den Regenten der ganzen damals bekannten Welt, Cäsar, den Kaiser, ihren Ehegemahl, beherrscht hat. Wie hat sie dieß zuwege gebracht? Hierauf antwortet sie selbst einem ihrer vertrauten Freunde: Durch große Bescheidenheit habe ich dieß bewirkt, indem ich alles gerne und mit Freuden that, was ich wußte, daß es dem Kaiser gefallen würde. — Durch dasselbe Mittel ist Clotildis, Ehegattin des Königs von Frankreich, Clodwigs, eine Beherrscherin ihres Eheherrn und des ganzen Königreichs geworden. Sie hat sich nämlich stets wie eine demüthige Dienerin gegen ihren König betragen. So oft er etwas von ihr verlangte, war ihre demüthige Antwort: Mein Herr, meinen Willen habe ich in meines Vaters Hause zurückgelassen: hier in Frankreich habe ich keinen andern Willen, als den meines Eheherrn. Deßwegen pflegte Clodwig zu sagen: Ich habe eine Gemahlin von ausgezeichnetem Verstande und lebhaftem Geiste, aber sie hat keinen Willen. Damit brachte sie ihn endlich so weit, daß er, nachdem er siegreich aus einer gewonnenen Schlacht zurückgekehrt war, sich öffentlich für einen Christen bekannte, und sprach: Clodwig hat seine Feinde erlegt, und Clotildis hat Clodwig überwunden. Von dieser Stunde an schwöre ich das Heidenthum ab, und nehme die Religion an, welche Clotildis durch ihr Beispiel mich gelehrt hat.

VII. Was die Römer thaten, um zur Eifersucht keine Gelegenheit zu geben.

Bei den Römern war, wie Plutarchus schreibt, folgender löblicher Gebrauch. Wenn der Mann verreiset war und wieder in seinen Wohnort zurückkehrte, schickte er einen Diener voraus, der seiner Gattin sagen mußte, daß ihr Herr schon vor der Pforte, und bald bei ihr seyn würde. Dieß geschah aus Vorsicht, damit jeder üble Argwohn beseitiget würde, daß der Mann nicht, wenn

er unvermuthet nach Hause kommen sollte, seine Frau in fremder, männlicher Gesellschaft antreffe, und hieraus Ursache und Veranlassung finden möchte, ihre eheliche Treue in Verdacht zu ziehen. Sie wollten lieber nichts davon wissen, als durch fruchtlose, trübe Nachgrübeleien den Frieden, die Ruhe und die Einigkeit unter einander zu stören.

VIII. In einer gemischten Ehe ist der katholische Theil bezüglich seiner Religion vielen Quälereien ausgesetzt.

In Kärnthen ereignete sich vor einigen Jahren folgender Vorfall. Ein gewisser B. aus der Pfarrei M... des Dekanats G..., ein eingefleischter Protestant, hatte sich mit einer katholischen Frau verehelicht. Er hätte diese Ehe seinem eigenen Geständnisse gemäß gar nicht geschlossen, wenn er sich nicht zum Voraus schon überzeugt gehalten hätte, daß es ihm ein Leichtes seyn würde, sein Weib zur Annahme der lutherischen Religion zu bewegen. Kaum verehelicht, fing er seine Machinationen an, brachte zuerst alle Ueberredungskünste in Anwendung, um seine Frau zum Uebertritt zu bewegen, machte ihr alle nur möglichen Versprechungen u. s. w. Allein die Frau ließ sich nicht im mindesten irre machen, und hing dem katholischen Glauben nur um so fester an. Da er nun sah, daß er auf solche Art nichts ausrichtete, so verkaufte er seine nahe bei der katholischen Kirche gelegene Behausung und kaufte dafür die sogenannte Rauterhube zu B..., die von der katholischen Pfarrkirche sehr entlegen, dagegen dem lutherischen Bethause nahe war, und glaubte auf diese Art seine Frau zuerst dahin zu bringen, hie und da, zu B... bei schlechter Witterung statt der noch am nächsten gelegenen katholischen Kirche zu W. das Bethaus zu besuchen. Da sie aber keineswegs dazu zu bringen war, und er sie auch hier nicht zum Abfalle bewegen konnte, so gerieth er über ihre Hartnäckigkeit in Zorn, und versuchte nun durch Drohungen seine Absicht durchzusetzen. Zugleich berathschlagte er sich mit einem der bekanntesten Proselytenmacher seiner Partei, der ihn tröstete, es sei ihm gar nicht bange, sie zum Uebertritt zu bringen; er habe schon bei mehreren sein Glück versucht. Es ward also die Abrede getroffen:

in einem nahe gelegenen Wäldchen sollten sie alle drei zusammen kommen und da wollten sie das große Bekehrungswerk beginnen. An dem bestimmten Tage brachte also B... sein Weib dahin, wo der Apostel schon ihrer wartete. Nun fingen beide an auf sie einzustürmen, und kramten alles aus, was sie aus ihren lutherischen Büchern, Scheidberger's, Spangenberg's u. a., die hier am meisten verbreitet und deren Hauptinhalt Schimpfreden auf die kathol. Religion sind, nur immer wußten. B.... fügte dann alle möglichen Versprechungen hinzu, die er allsogleich erfüllen wollte, wenn sie übertrete, für den Fall aber, daß sie sich dessen weigere, die schrecklichsten Drohungen. Allein der Erfolg war bei dieser, wie bei allen früheren Bemühungen derselbe. Statt sich abwendig machen zu lassen, befestigte sich die Frau immer mehr in ihrer Treue für die kathol. Religion. Da nun ihr Mann das sah, so ermangelte er nicht, seine Drohungen wirklich in Erfüllung zu bringen. Er ließ ihr von der Zeit an keine Kleidung und keine Schuhe mehr machen, und rechnete darauf, daß sie sich schämen würde, zerlumpt und barfuß die Kirche zu besuchen, und doch vorziehen würde, mit neuen Kleidern in den protestantischen Tempel zu gehen.

IX. In gemischten Ehen gedeiht die katholische Erziehung der Kinder nicht.

Im Hannoveranischen vermählte sich im Jahre 1840 ein protestantischer Schäfer mit einer Katholikin, und versprach seine Kinder katholisch zu erziehen. Nach einiger Zeit aber reuete ihn dieses, und er wollte seine Kinder, vorzüglich durch seine protestantische Herrschaft, bei welcher er inzwischen in Dienste trat, dazu angefeuert, protestantisch haben, auch die, welche bereits im katholischen Glauben unterrichtet worden waren. Eines Tages lief er nach Hildesheim, und kaufte lutherische Schulbücher, kam des Abends spät heim und stellte sie auf die Schlafkammer seiner Kinder. Diese, als sie des Morgens erwachten und die lutherischen Bücher sahen, ahnten sogleich ihr Schicksal, das ihnen für den Tag bevorstand. Der kleinere Knabe, 11 Jahre alt, stürzte in die Kammer hinunter zitternd und bebend mit ringenden Händen vor die Mutter hin und rief: „Ach, Mutter! es sind lutherische

Bücher da." Nun aber nahm der Alte seine Jungen, ohne ihnen Zeit zu lassen, um sich gehörig anzukleiden und etwas zu genießen, und trieb sie schlagend vor sich her zum Hause hinaus bis zur protestantischen Schule. Dieß war ein Anblick, woran sich die Augen der umwohnenden Protestanten so recht weideten, und die katholische Frau hatte nun von den Bewohnern und den Schulkindern des Orts allen möglichen Hohn zu leiden. Die geprügelten Knaben haben aber in der Schule stumm und starr in sich gekehrt da gesessen, und es währte kaum eine Stunde, so mußte schon der ältere, 13 Jahre alt, krank nach Hause gebracht werden. Nun hatten die beiden jüngern auf mehrere Tage Ruhe, bis der ältere wieder hergestellt war; da ward eines Morgens von dem Vater dasselbe Schauspiel im Orte wieder aufgeführt, welches er vor 8 Tagen den Leuten zu sehen gegeben. Jetzt glaubten die Kinder sich nicht anders helfen zu können, als durch Flucht. Sie eilten, sobald sie frei aus der Schule gehen durften, nach W. ihrem Geburtsorte und kamen zu ihren Pathen. Diese ihrer heil. Pflicht eingedenk, entschloßen sich, ihr Brod mit den Kleinen zu theilen. Die Schulkinder dieses Ortes waren hocherfreut über die Ankunft ihrer früheren Mitschüler und begrüßten sie so herzlich und nahmen so sichtlich Theil an ihren Leiden, daß ihnen heiße Thränen in die Augen traten, und dem Herzen des katholischen Lehrers that es unendlich wohl zu sehen, wie die Kleinen sich wechselseitig für den katholischen Glauben begeisterten.

Indeß machte sich der Schäfer wüthend auf den Weg nach A...., verklagte da Weib und Kinder: er selbst wollte die Kinder nicht haben, sie sollten ihm durch Gensdarmen ins Haus gebracht werden; und wider seine Frau mußten Prediger und Bürgermeister Zeugniß ablegen. Auch die Frau mußte jetzt den Weg zum weltlichen Gericht wandern und da tiefe Kränkung erfahren, beharrte aber standhaft bei ihrem guten Rechte, daß der Mann ihr das Versprechen der katholischen Kindererziehung gegeben, und sie ihn nur unter dieser Bedingung zur Ehe genommen, und daß er dieß sein Versprechen ihr oft wiederholt habe: er solle auch jetzt sein Versprechen halten und sie bitte darum, ihrem Manne die grobe Behandlung zu untersagen. Darauf wird ihr entgegnet: solches Versprechen gelte nicht, sie solle sich vom

Pfaffen nicht beängstigen lassen, und die Behandlung von ihrem Manne möge sie wohl verdient haben. Hiemit grob und schonungslos angefahren und ohne weiteres Gehör unbarmherzig abgewiesen, ging die Frau tief betrübt von dannen.

Die Kinder besuchten während dessen die katholische Schule in W. jedoch nicht lange; nach 10 Tagen erschienen Gensdarmen in der Schule und führten die beiden Knaben nach H... ab. Mit Muth und Entschlossenheit traten die Kleinen die Gefangenschaft an und wurden noch eine Strecke weit begleitet von ihren Schulgenossen, die dann von ihren gefangenen Mitbrüdern rührenden Abschied nahmen und ihnen mit Thränen in den Augen lange nachsahen. In H. mußten sie auf einige Tage ins Gefängniß, und wurden dann nach E... transportirt, und nachdem sie auch da einige Tage gefangen gehalten, wurden sie nach A... geschleppt. Hier kamen sie einzeln ins Verhör. Der Aeltere wurde gefragt, warum er weggelaufen sei? „Ich will katholisch werden," gab er zur Antwort. „Hat es dir nicht," so hieß es nun, „deine Mutter eingegeben?" „Was ich gethan habe, habe ich aus eignem Willen gethan," antwortete er, „ich will katholisch werden." Jetzt wurde ihm eine geballte Faust vor dem Kopf gehalten, mit den Worten: „Junge! du hast gelogen." „Ich habe nicht gelogen," entgegnete er und blieb fest bei seiner Aussage, und — mußte in's Gefängniß zurück. Nun kam der Kleinere vor, der auf die Frage, warum er weggelaufen sei, gleichfalls antwortete: „Ich will katholisch werden." „Junge!" so ward er dann angeschrien, „du lügst, ich haue dich mit der Hundspeitsche." Hierauf fing der Kleine zu weinen an, blieb aber standhaft bei seinem Worte, daß er katholisch werden wolle. Auch er mußte wieder in's Gefängniß, bis später beide hervorgeholt und genau befragt: bei wem sie in ihrem Geburtsorte Unterkommen gefunden, gefesselt wurden. So gebunden kamen diese Kinder in Umgebung von Gensdarmen eines Sonntags nach dem jetzigen Wohnorte ihrer Eltern und wurden im dortigen Wirthshause so lange bewacht gehalten, bis sie ihrem heimkehrenden Vater übergeben werden konnten.

Die Mutter war an diesem Tage früh Morgens ausgegangen nach ihrem früheren Wohnorte, um zu sehen, wo ihre Kinder sich befänden. Man denke sich aber den Schmerz der guten Mutter,

als sie ihre Kinder nicht fand und vernahm, wie sie von Gensdarmen schon vor acht Tagen abgeholt seien! Sie machte sich die schrecklichsten Aengsten und Besorgnisse um ihre Kinder, von denen sie nicht wußte, wo sie wären. Zu diesem herben Schmerze gesellte sich noch ein Leidwesen: ihr ältester Sohn schon seit längerer Zeit daselbst bei einem protestantischen Gutspächter im Dienste, bekannte der Mutter unter Thränen, daß man seinen sauer verdienten Lohn, wofür er die so nothwendige Kleidung sich anschaffen müße, ihm entziehen und seinem Vater geben wolle. So sollte dieser Bursche empfinden, daß er katholisch sei. Welches Leid für das Herz einer Mutter, die ihre heil. Religion und auch ihre Kinder innigst liebt! Mit kummervollem, vom Schmerze zerrissenen Herzen wankte sie mit Thränen den drei Stunden weiten Weg nach Hause. Aber zu Hause? O großer Gott! was muß sie da erleben? Die Kinder sieht sie in der Gewalt ihres wildtobenden Ehemannes; er hat aus geknoteten Stricken eine Geisel geflochten, womit er gefühllos auf die Kinder losschlägt, und auf diese barbarische Weise treibt er sie fortan in die lutherische Schule. Sein Weib hat bei dem geringsten Widerstand das Aergste und Schlimmste zu erfahren, und wer die Kinder vor den wilden Ausbrüchen ihres Vaters bergen will, verfällt in schwere Strafe.*)

5. Bilder und Gleichnisse.

Die Ehe ist ein Joch: es kettet zwei Menschen zum nämlichen Endzwecke zusammen, damit sie die Last dieses Lebens gemeinschaftlich tragen; denn dieses Joch ist beladen mit mancherlei Elend; es wird leichter, wenn man es gemeinschaftlich trägt.

Wenn das Glück der bürgerlichen Gemeine ein Gebäude ist, so ist die Ehe das Fundament dieses Gebäudes der Sittlichkeit, der Ordnung, der Zucht und des häuslichen Glückes.

Die Ehe ist ein Band; Gott selbst hat dieses Band geknüpft, und es unauflöslich gemacht. Kein Mensch kann dieses Verhältniß auflösen. Eine getrennte Ehe ist wie ein zerrissenes Band.

---

*) Dieses Ereigniß wurde dem Auktor von einem glaubwürdigen Augenzeugen buchstäblich berichtet.

Die Vereinigung Christi und der Kirche ist das Bild der Ehe oder der Verbindung des Mannes mit dem Weibe: wie dort, so muß auch hier diese Verbindung seyn in Liebe, Unschuld und zu einem heil. Zwecke.

Eheleute, die immer in Zank leben, gleichen zwei wilden Hunden, die sich einander anfallen und zerfleischen.

Die Ehe ist ein Baum im Garten Gottes, an welchem nach der Bestimmung des Schöpfers häusliches Glück und gute Kinder als Frucht wachsen sollen.

Wer bei der Wahl seiner Gattin nur auf Schönheit sieht, bringt eine Blume in das Haus, die schnell verblüht, und nachher statt anzuziehen, vielmehr abstoßt.

Wie eine Lampe ein ganzes Zimmer erleuchtet, und macht, daß alle, welche in demselben sich befinden, im Lichte wandeln, so sollen von den Eheleuten Lichtstrahlen der Tugend auf die ganze Familie ausströmen, und sie sollen durch Wort und Beispiel bewirken, daß die Kinder und das ganze Hausgesinde in der Furcht Gottes wandelt.

Wie nur Gleiches zu Gleichem sich gesellt, Entgegengesetztes sich aber einander abstoßt, so lassen auch nur gleiche Herzen und Charaktere eine glückliche Ehe hoffen.

Wer bei seiner Verheurathung bloß auf Geld und Gut sieht, baut sich statt des ehelichen Glückes oft nur einen glänzenden Kerker, in welchem er ohne Freude sein Leben hinbrüttet.

Eltern, welche ihre Kinder zur Eingehung gewisser Ehen zwingen, sind nicht viel besser, als jene Israeliten, welche ihre Söhne dem Götzen Moloch zu Ehren unter gräßlichen Schmerzen verbrannten.

Wie in der Natur Regen mit Sonnenschein abwechselt, so folgen sich auch in der Ehe zufriedene und mißvergnügte Tage.

6. Kurze geschichtliche Darstellung der Ehe.

I. Zur Zeit des alten Testaments.

Die Ehe ist ihrem Wesen nach von Gott selbst eingesetzt. 1. Mos. 2, 24. Matth. 19, 3—12. Auch deutet schon die ursprüngliche Geschlechtlichkeit des Menschen an, daß die Ehe in der Absicht Gottes gelegen ist. Gott wollte aber nur die Mono-

gamie, d. h. die Verbindung Eines Mannes mit Einem Weibe. Indeß trat in Folge der Sünde wie in den übrigen Verhältnissen so auch bei der Ehe gar bald eine Entartung ein. Die Polygamie zeigt sich bald nach Adam. Schon Lamech nahm zwei Weiber, 1. Mos. 4, 19.; Esau hatte deren drei, und die Weise, wie Laban seine beiden Töchter an Jakob brachte, beweist, wie man es im Sinne jener Zeit für ganz unanstößig hielt, mehrerer Weiber Mann zu seyn. So war auch die Aufnahme von Kebsweibern in den ehelichen und häuslichen Kreis etwas Gewöhnliches. Selbst Abraham hatte deren mehrere, 1. Mos. 25, 6., wovon ihm eine von der Sara selbst zugebracht worden. 1. Mos. 16. Noch tiefer sank die Bedeutung der von Gott eingesetzten Ehe bei den Heiden, und natürlich; denn die Ehe muß in dem Verhältnisse verfallen, als die Unsittlichkeit zunimmt, welche aber bekanntlich bei den Heiden die höchste Stufe erreicht hatte, da die Unkeuschheit oft für eine Tugend galt, und die Weiber sich zur Ehre der vermeintlichen Gottheiten Preis gaben.

Ein Zeichen von Entartung der Ehe ist auch die schon früh vorkommende Scheidung; denn die wahre Ehe als vollständige Vereinigung eines Mannes und Weibes nach Geist und Seele zur innigsten Verschmelzung ihrer geschlechtlichen Besonderheit und Vollendung ihrer selbst läßt keine Scheidung zu. Gott hat ursprünglich die Ehe als unauflöslich gegründet; die Menschen aber haben zu ihrer Bequemlichkeit die Scheidung eingeführt. In jenen rohen Zeiten, wo man das Weib sich häufig erkaufte, und als sein Eigenthum betrachtete, kann es nicht auffallen, wenn die Scheidung als ganz gewöhnliche Erscheinung vorkömmt.

Gott mußte der Schwachheit des Menschen unter dem Einfluß der Sünde Manches nachsehen; das gesunkene Menschengeschlecht konnte, wie in andern Dingen, so auch in der Ehe nicht mit einem Male zur Vollkommenheit geführt werden, sondern erst eine allmähliche Erziehung mußte es darauf vorbereiten. Daß aber ein vollkommener Zustand kommen sollte, zeigt schon die mosaische Gesetzgebung, und sie sucht darauf hinzuarbeiten. Zwar findet sich noch kein eigentliches Verbot der Polygamie: es wird aber doch der Wunsch ausgedrückt, hierin Maaß zu halten und namentlich wird den Königen gesagt, sie sollen nicht viele Weiber

haben, 5. Mos. 17, 17. was vorausſetzen läßt, daß es um ſo mehr Abſicht des Geſetzgebers war, die untern Stände hierin in Schranken zu halten. Auch die Kebsweiberei wurde noch geſtattet; aber ſie ſollte offenbar ein Mittel ſeyn zur Beſchränkung der ungebundenen und noch ärgeren Unzucht. Schärfer erklärt ſich Moſes gegen das Grab alles ehelichen Lebens, die ungebundene Unzucht, die eigentliche Hurerei, 3. Moſ. 19, 29.; 5. Moſ. 23, 17.; 3. Moſ. 21, 9.; 5. Moſ. 23, 2. ꝛc. Mit ſchweren Strafen wird der Ehebruch belegt. Daß hiebei das Weib ſchlimmer daran war, als der Mann, lag in den damaligen Verhältniſſen. Die Weiber waren häufig nur erworbenes Eigenthum der Männer, und letztere hatten über jene vielmehr Rechte. Da alſo die Ehe noch keine freie Verbindung der Geſchlechter, ſondern vielmehr eine Vereinigung unter höchſt ungleichen Rechten und Pflichten war, ſo folgte von ſelbſt, daß der Mann in einem weitern Kreiſe ſich bewegen konnte. Das Weib galt immer als Ehebrecherin, wenn ſie ſich irgend einem Andern preisgab, mochte dieſer nun ledig oder ebenfalls verheirathet ſeyn; denn ihre ganze Perſon gehörte ausſchließlich ihrem Manne. Sie hatte aber keinen Anſpruch auf die ausſchließliche Ergebenheit ihres Mannes, ſondern wie es dieſem frei ſtund, nach Neigung und Vermögen noch andere Weiber zu nehmen, ſo hatte er überhaupts größere Freiheit und galt als Ehebrecher eigentlich nur dann, wenn er eines Andern Weib oder Braut verführte. 5. Moſ. 22, 22 u. 23. Auch die Scheidung durfte Moſes noch nicht beſeitigen; dieß konnte erſt in einer Zeit geſchehen, wo die Ehe bereits auf die Stufe ihrer Vollkommenheit gebracht war. Indeß arbeitete die moſaiſche Geſetzgebung auch hierin der künftigen Zeit vor. Die hieher gehörige Stelle heißt nämlich: „Wenn Jemand ein Weib nimmt, und ſie bei ſich hat, und ſie findet nicht Gnade vor ſeinen Augen um irgend etwas Häßlichen willen, ſo ſoll er einen Scheidebrief ſchreiben und ihr denſelben in die Hand geben und ſie entlaſſen aus ſeinem Hauſe.“ 5. Moſ. 24, 1. Dieſe Vorſchrift zielt offenbar auf Beſchränkung der Scheidungen. Sie beſchränkt die Willkühr des Mannes ſein Weib zu verſtoſſen, indem ſie die Scheidung von einem Grunde abhängig macht. Der Mann, der ſeine Gattin verſtoſſen will, muß „irgend etwas Häßliches“ an ihr entdecken. Dieſes Häß-

liche war mehr ein moralisches als leibliches Gebrechen. Spätere Ausleger deuteten es häufig auf den Ehebruch, und Christus selbst scheint, Matth. 19. diese Auslegung zu bestätigen. Ferners durfte der Mann seine Gattin nicht im ersten Augenblicke der Hitze sogleich fortjagen. Das Gesetz gebietet, er müße einen Scheidebrief schreiben und ihr denselben in die Hand geben, und so dürfe er sie erst entlassen. Da die wenigsten Israeliten in jener Zeit selbst schreiben konnten, wird die Scheidung von erschwerenden Umständen abhängig gemacht. Auch konnte sich durch die Zwischenzeit die erste Hitze des Mannes leicht abkühlen, und er so sich vielleicht eines Andern besinnen. Auch sollte dadurch, daß der Mann eine solche Verstoßene, wenn sie sich mit einem andern Manne vermählt hätte, nicht mehr zurücknehmen konnte, offenbar verhütet werden, daß der Gatte nicht leichtsinnig und vorschnell seine Frau von sich schicke. Deutlich ist die willkührliche Scheidung beschränkt 5. Mos. 22, 13—19 u. 28—29., wo der Verleumder seines Weibes, welcher dasselbe in der Brautnacht nicht als Jungfrau erfunden zu haben fälschlich vorgibt, es immer zu behalten verpflichtet wird, und der Verführer einer Jungfrau, nicht bloß verpflichtet ist, diese zum Weibe zu nehmen, sondern auch das Recht verliert, sie wieder entlassen zu können. Wie sehr die mosaische Gesetzgebung auch bezüglich der Ehe einer vollkommnern Zeit vorarbeiten wollte, gehet deutlich hervor aus 3. Mos. 21, 7. Hier ist den Priestern verboten, weder eine Verstoßene, noch eine Geschwächte zum Weibe zu nehmen. Ein deutliches Zeichen, daß nach der reinen Idee der Ehe das Weib nur Eines Mannes Gattin seyn kann. Bei der Unvollkommenheit des Zeitalters konnte man, um nicht Aergeres zu veranlassen, das Gesetz noch nicht für allgemein verbindend erklären. Die Priester aber, denen größere Vollkommenheit zur Pflicht gemacht, sollten auch hierin bereits höher stehen. Darum sagt auch Christus, Matth. 19.: „Wegen euerer Herzenshärte hat euch Moses zugegeben, euere Weiber zu entlassen.“

Zwar finden sich auch nach der Mosaischen Gesetzgebung arge Ausbrüche fleischlicher Willkühr; aber dieß waren eben Uebertretungen des Gesetzes, wodurch sich Gott nicht hindern ließ, sein Volk immer mehr für die Monogamie heranzuziehen. Unzweifelhafte Thatsache ist es, daß bereits vor der Geburt Christi die

Polygamie bei dem Volke Israel so gut als überwunden war. Die Ehe mußte sich um so mehr einer größern Vollkommenheit nähern, je mehr der Begriff von Keuschheit sich geltend machte, und die Gnade einzelne Gemüther dazu erweckte. Dafür zeugt unter Andern die Sekte der Essäer, die bereits dem ehelosen Leben einen höhern Vorzug einräumte. In offenbare Irrthümer verfielen aber die Therapeuten, welche in der Ehe etwas Schlimmes sahen und sie völlig aus ihrer Mitte verbannten. Schon beschränkten sich auch die Scheidungen. Die heil. Bücher selbst wiesen darauf hin. Im Buche Sirachs findet sich der Ausspruch: „Scheide dich nicht von einer vernünftigen und frommen Frau; denn sie ist edler als Gold." Cap. 7, 21. Und wieder: „Hast du ein Weib, das dir lieb ist, so laß dich nicht von ihr wenden, sie zu verstossen." Sirach 28, 18. Zur Zeit Christi wurde bereits in der Schule des Rabbi Schammai mit Beziehung auf Deut. 24, 1—4 gelehrt, daß die Ehe nur im Falle eines Ehebruchs geschieden werden könne.*)

II. Zur Zeit des neuen Testaments bis zur Reformation.

Mit Jesus Christus wurde, wie Alles, so auch die Ehe zur Vollkommenheit gebracht. Er hob alle Polygamie auf und erklärte die Ehe zugleich für unauflöslich. Luc. 16, 18.; Matth. 5, 32.; Mark. 10, 11.; 1. Corinth. 7, 10.; Röm. 7, 2. ꝛc. Die christliche Ehe soll ein reines, heiliges Verhältniß seyn; es soll sich zwischen Mann und Weib das Verhältniß darstellen, das zwischen Christus und der Kirche stattfindet. Eph. 5, 22—32. Um dieses große Geheimniß zu erfüllen und überhaupts alle Pflichten halten zu können, wozu der christliche Ehestand verpflichtet, erhob Jesus die Ehe zur Würde eines Sakraments.

Die Kirche suchte auch die Ehe immer auf der Höhe ihrer Vollkommenheit zu halten, und entfernte von ihren Kindern Alles, was ihr entgegenstand. Zwar beobachteten die Christen gleich anfangs bei Eingehung ihrer Ehen auch die bürgerlichen Gesetze. Daher kann Justinus der Märtyrer sagen: „Die Christen betragen

---

*) Daß sein Zeitgenosse Hillel anders lehrte, und die Ehe um jede Ursache willen für auflöslich hielt, soll nicht in Abrede gestellt werden.

sich in Allem wie Bürger; sie heirathen wie alle andern." Aber dieß nur in so ferne als keine kirchliche Vorschrift verletzt wurde.

Nach dem römischen Rechte konnte ein Senator keine Freigelassene zur Ehe nehmen; er durfte sie nur als Concubine zu sich nehmen. Die Kirche ließ eine solche mit der Gleichheit der Menschen und Würde der Ehe streitende Unterscheidung nicht zu, sondern erkannte jede zwischen Mann und Weib nach deren Vorschriften stattfindende Verbindung als wahre Ehe an.

Nach dem alten römischen Gesetze hatte die Ehescheidung fast gar keine Grenzen, bis ihr Augustus durch die Lex Julia einige gesteckt hatte. Die Kirche kannte von jeher keine eigentliche Lösung des Ehebandes, sondern in wichtigen Fällen nur eine Trennung von Tisch und Bett; die, welche dawider handelten, wurden mit den schwersten Strafen belegt. Das Concilium von Elvira (305) gebietet, daß Weibern, welche ihre Männer ohne Ursache verlassen und sich an Andere verheirathen, nicht einmal am Ende des Lebens die Kommunion gereicht werden soll.

Wurde eine Ehe im Heidenthume geschlossen, und es trat später ein Theil zur Kirche über, so durfte im Hinblicke auf 1. Corinth. 7, 13—16. der gläubige Theil mit dem ungläubigen die Ehe noch fortsetzen; wollte sich aber dieser selbst dazu nicht verstehen, so that man auch jenem keine Gewalt an, und er war frei von seinem Bande.

Schon das bürgerliche Recht hatte Fälle bezeichnet, in denen zwischen zwei Personen eine eheliche Verbindung nicht stattfinden durfte. Die Kirche nahm manche dieser Gesetze, in so ferne sie ihrem Wesen nicht entgegen waren, an, und fügte aus religiösem Grunde noch andere hinzu. Frühe finden sich schon Verbote der Ehe zwischen zu nahen Verwandten und Verschwägerten. So setzt das Concilium von Elvira auf eine Heirath mit der Schwester der verstorbenen Frau eine Excommunication auf mehrere Jahre, und auf die mit ihrer Tochter eine Ausschließung für immer. Man bezeichnete solche Verbindungen als der Schamhaftigkeit widerstreitend, als unanständig und blutschänderisch. Der heilige Basilius nennt eine Ehe mit zwei Schwestern nach einander nicht nur verboten, sondern sieht diese Verbindung für gar keine Ehe an.

Das Hinderniß der geistlichen Verwandtschaft scheint ebenfalls schon frühe bekannt gewesen zu seyn. Kaiser Justinian redet davon als von etwas Bekannten, und das Concilium Trullanum sagt: Weil die geistige Verbindung größer ist, als die leibliche, und wir erfahren, daß an einigen Orten jene, welche die Kinder aus der heil. Taufe gehoben haben, die Mütter derselben, die Wittwen geworden sind, heirathen, so verbieten wir dieß, oder sie sollen, wenn es schon geschehen ist, getrennt und mit der Strafe der Hurer belegt werden.

Das Gelübde der Keuschheit stand der Eingehung der Ehe im Wege. Aus den Martyrer-Akten der ersten Jahrhunderte sehen wir, daß die Gott geweihten Jungfrauen das Gelübde der Keuschheit als eine Art Schutzwehr gegen die Anschläge einer ehelichen Verbindung entgegenstellten. Es machte zwar in jenen ersten Zeiten, wo man auch noch keinen Unterschied zwischen dem Votum simplex et solemne kannte, das Gelübde der Keuschheit die Ehe noch nicht absolut ungiltig; indeß wurde ein Rücktritt von der höhern Stufe zur andern des Ehestandes gleich einem Ehebruche mit strengen Strafen belegt. Optatus von Mileve vergleicht das Band der professio religiosa bereits mit dem Bande einer legitimen Ehe, was unauflöslich ist. Die vierte Synode von Carthago sagt deutlich, daß Personen, die einmal in einem Kloster das Gelübde der Keuschheit abgelegt hätten, nicht mehr heirathen können. So erklären sich auch Papst Innocenz I. und seine Nachfolger.

Der Ordo (die höhere Weihe) galt ebenfalls als ein Ehehinderniß. Es kam zwar vor, daß bereits Verheirathete in den frühesten Zeiten zu Priestern ordinirt wurden; allein sie lebten dann mit ihren Gattinen geschwisterlich zusammen. Ein in höhern Weihen Stehender durfte aber keine Ehe mehr eingehen. Das Concilium von Neocäsarea (314) erklärt, daß ein Priester, wenn er sich noch verehelichet, abgesetzt werden soll.

Die Ehehindernisse der gesetzlichen Verwandtschaft (adoptio) und des Sklavenstandes nahm die Kirche aus der bürgerlichen Gesetzgebung des römischen Reichs an: sie akkomodirte sich hierin dem Staate, weil seine Gesetze ihren Institutionen nicht widersprachen. Indeß war der unfreie Stand nur in so ferne ein

trennendes Ehehinderniß, als der freie Theil den unfreien Stand des Andern nicht kannte; und auch hier war die Ehe wieder giltig, wenn der freie Theil nach dem Bekanntwerden des unfreien Standes des andern Theiles ihm noch ehelich beiwohnte. Zwei dem unfreien Stande angehörende Personen konnten eine vollkommen giltige Ehe schließen, nur wurde gewöhnlich die Einwilligung ihrer Herren bedungen. Papst Hadrian IV. schreibt im Jahre 790 an den Erzbischof Eberhard von Salzburg: Wie nach dem Ausdrucke des Apostels in Christo Jesu kein Sklave oder Freier von den Sakramenten ausgeschlossen ist, so darf man auch unter den Sklaven die Ehe keineswegs verhindern; und wenn solche auch gegen den Willen und das Wissen des Herrn eingegangen ist, so darf man sie doch nicht auflösen: sie müssen aber ihrem Herrn die schuldigen und gewöhnlichen Dienstpflichten leisten.

Gegen gemischte Ehen wurde frühzeitig mit allem Nachdrucke geeifert. Die heil. Väter leiteten den Ursprung dieses Eheverbots aus dem Naturgesetze und der Stelle des heil. Paulus, 2. Corinth. 7, 14., ab: „Ziehet nicht am Joche mit den Ungläubigen.“ Auch die christlichen Kaiser unterstützten hierin die Kirche. So wird durch ein Gesetz vom Jahre 388 die Ehe der Christen mit Juden ausdrücklich verboten. Zunächst hatten die heil. Väter die Ehe mit Ungläubigen (Juden und Heiden) im Auge; aber auch mit Ketzern mochte die Kirche ihren Kindern keine Ehe gewähren. Deutlich spricht sich die Synode von Chalcedon (451) aus, wornach man mit ketzerischen Personen, nur wenn sie zur Kirche übertreten würden, eine Ehe schließen durfte.

Um die eheliche Untreue zu verhindern, verbot schon das römische Recht die Ehe zwischen ehebrecherischen Personen. In der christlichen Kirche galt der Ehebruch für eines der größten Verbrechen und wurde dem Mord an die Seite gesetzt. Daß somit die Kirche zwischen Ehebrechern keine Ehe zugab, war eine natürliche Folge. Schon Papst Leo sagt: Nullus ducat in matrimonium, quam prius poluit adulterio. Der Todtschlag mußte um so mehr das Crimen (Verbrechen) erhöhen und die Ehe unstatthaft machen. Wir haben bekanntlich einen vierfachen Fall, in welchem die Ehe in Folge eines Verbrechens unstatthaft ist.

Die Entführung (raplus) galt nach den alten Kanonen für

ein Hauptverbrechen und wurde mit einer schweren Buße belegt. Das allgemeine Concilium von Chalcedon belegt jene mit dem Bannfluche, welche Weibspersonen entführen, oder dazu helfen, um sie zu verheirathen. Eine Synode von Orleans (511) verordnet, daß, wenn eine Entführte schon in die Kirche zur Einsegnung der Ehe gebracht würde, sie aus der Gewalt des Entführers gerissen werden müßte, und erst dann diesen heirathen dürfte, wenn er sie auf eine gesetzliche Weise von den Eltern begehrte.

Zur geschlossenen Zeit (im Advent und der Fasten) war das Heirathen, wie jede öffentliche Lustbarkeit, schon frühe verboten. Das Concilium von Laodicea (J. 361) sagt: Non oportet in quadragesima aut nuptias aut quaelibet natalitia celebrare.

Es wurde zwar bezüglich der Kinder die Einwilligung der Eltern zur erlaubten Eingehung einer Ehe gefordert; aber nur gutheißend, nie zwingend. Mangel an freier Einwilligung machte die Ehe immer ungiltig. Daher galten der Zwang, die Gewalt und die Furcht als Ehehindernisse. Die apostolischen Kanonen erklären, daß der gezwungene Theil frei entlassen, und der andere durch strenge Buße gezüchtiget werden müsse. Aus gleichem Grunde suchte die Kirche auch den Irrthum bei Eingehung einer Ehe ferne zu halten; denn auch er hebt die Freiheit des Willens auf.

Die öffentliche Wohlanständigkeit tritt zwar erst später als eigenes Ehehinderniß hervor; man kannte es aber nichts desto weniger auch schon im Alterthum, und rechnete es zur Affinität oder Consanquinität. Der heil. Augustin spielt darauf an. (De civitate Dei lib. 15. c. 16.) Gratian führt auch aus dem Alterthume Stellen an, in welchen dieses Hinderniß bezeichnet ist.

III. Von der Zeit der Reformation an.

Die kirchliche Gerichtsbarkeit in Ehesachen war bisher allgemein anerkannt worden, und Fälle, wie der ist, wo Kaiser Ludwig den Prinzen Johann mit der Margaretha Maultasch trennte, und die genannte Prinzessin seinem eigenen Sohn als Gattin gab, um Tirol an sein Haus zu bringen, bildeten nur eine Ausnahme und galten als Gewaltstreiche. Luther aber verwarf nicht blos den sakramentalischen Charakter der Ehe, sondern griff auch die

kirchliche Gerichtsbarkeit in Ehesachen im Principe an. Er benützte die Klagen über das lästige Dispensationswesen und bestritt die Hindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft. Die Ungleichheit der Religion aber und das Ordensgelübde sollten eine Ehe durchaus nicht mehr hindern. Die Folge war, daß das Band der Ehe sehr sich lockerte, und traurige Unordnungen in das Eheswesen sich einschlichen. So ist bekannt, daß der Landgraf Philipp von Hessen in einer offenbaren Polygamie lebte, indem er mit Gutheißung der Reformatoren bei Lebzeiten seiner ersten Frau eine zweite sich beilegte.

Zu gleicher Zeit hatte die Kirche mit Heinrich VIII., König von England, in Ehesachen harte Kämpfe. Aus Leidenschaft wollte dieser Fürst seine Ehe mit Katharina getrennt wissen, und weil ihm nicht willfahrt wurde, trennte er sich selbst eigenmächtig, sagte sich und sein Volk zugleich von der römisch-katholischen Kirche los und veranlaßte so die Einführung der Reformation in seinem Reiche.

Nichts desto weniger verharrte die Kirche auch in den Ehesachen bei ihren überlieferten Gesetzen und Gewohnheiten, und insbesonders hat sich die Synode von Trient auch hierüber in mehrern Aussprüchen erklärt. Zuerst wurde das von Luther geleugnete Sakrament der Ehe festgesetzt. Da sich die erhabene Stellung der Ehe ohne Voraussetzung jener besondern Gnade Gottes, welche Jesus durch seinen Tod allen Gläubigen, einem Jeden nach seinem besondern Bedürfnisse, erworben hat, gar nicht denken lasse, so habe die Kirche von jeher sich genöthigt gefunden, die Ehe zu den Sakramenten des neuen Bundes zu zählen. Sess. 24. Der Behauptung der Reformatoren, als gehöre die Ehe nicht zur Zahl der von Jesus Christus eingesetzten Sakramente, wurde das Anathema gesprochen: „Si quis dixerit, matrimonium non esse vere et proprie unum ex septem legis Evangelicae Sacramentis, a Christo Domino institutum, sed ab hominibus in ecclesia inventum, neque gratiam conferre, anathema sit.“ Sess. 24. can. 1. Deßgleichen verdammte die Kirche den Satz, als verbiete kein göttliches Gesetz den Christen, mehre Weiber zugleich zu haben. „Si quis dixerit, licere christianis plures simul babere uxores et hoc nulla lege divina esse pro-

hibitum, anathema sit. So verdammt sie auch die Behauptung der Reformatoren, es dürften keine andern Hindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft aufgestellt werden, als jene im Gesetze Mosis. „Si quis dixerit, eos tantum consanquinitatis et affinitatis gradus, qui Levitico exprimuntur posse impedire matrimonium contrahendum et dirimere contractum, nec posse ecclesiam in nonnullis illorum dispensare, aut constituere, ut plures impediant et dirimant, anathema sit.“ Hier wahret, wie ersichtlich, die Kirche zugleich ihre Gerichtsbarkeit in Ehesachen. Dasselbe thut sie auch im folgenden Canon: Si quis dixerit, ecclesiam non potuisse constituere impedimenta matrimonium dirimentia vel in iis constituendis errasse, anathema sit. Da die Reformatoren das Band der Ehe für auflöslich erklärten, wenn einem oder beiden Theilen das Zusammenwohnen unerträglich würde, so verdammte die Synode auch diesen Irrthum: „Si quis dixerit, propter haeresim, aut molestam cohabitationem, aut affectatam absentiam a conjuge dissolvi posse matrimonii vinculum, anathema sit.“ Wiederum hat die Synode die Irrthümer der Reformatoren im Auge, wenn sie denen das Anathema spricht, welche behaupten, es könne eine zwar bereits geschlossene, aber noch nicht vollzogene Ehe, nicht getrennt werden, wenn einer der Gatten zur Ablegung feierlicher Ordensgelübde sich entschließt.

Der siebente Canon ist gegen die Griechen gerichtet. Diese ließen nämlich im Falle eines Ehebruches eine völlige Auflösung der Ehe zu. Man wollte anfangs darauf das Anathem legen; aber um sie dadurch nicht zu erbittern, und sie wegen gewisser Einheit in diesem Punkte nicht den Reformatoren näher zu bringen, um aber auch zugleich die katholische Wahrheit fest zu halten, wählte man einen Mittelweg und stellte den Canon so: „Si quis dixerit, ecclesiam errare, cum docuit et docet juxta evangelicam et apostolicam doctrinam propter adulterium alterius conjugum matrimonii vinculum non posse dissolvi et utrumque, vel etiam innocentem, qui causam adulterio non dedit, non posse, altero conjuge vivente, aliud matrimonium contrahere; moecharique eum, qui dimissa adultera, aliam duxerit, et eam, quae dimisso adultero, alii nupserit, anathema sit.

Im neunten Canon verwirft die Synode im Gegensatze zu

den Reformatoren die Ehe derjenigen, die in höhern Weihen stehen, und derer, die durch feierliche Gelübde sich gebunden hatten. „Si quis dixerit, clericos in sacris ordinibus constitutos vel regulares castitatem solemniter professos, posse matrimonium contrahere, contractumque validum esse, non obstante lege ecclesiastica vel voto, et oppositum nil aliud esse quam damnare matrimonium, posseque omnes contrahere matrimonium, qui non sentiunt se castitatis, etiamsi eam voverint, habere donum, anathema sit: cum Deus id recte petentibus non deneget, nec patiatur nos supra id, quod possumus, tentari.

Im zehnten Canon erklärt die Synode, daß der jungfräuliche Stand vollkommner sei als die Ehe, und verdammt die gegentheilige Behauptung: Si quis dixerit, statum conjugalem anteponendum esse statui virginitatis vel coelibatus, et non esse melius ac beatius manere in virginitate aut coelibatu quam jungi matrimonio, anathema sit.

Im eilften Canon legt die Synode das Anathema auf jene, welche die kirchlichen Ceremonien bei Eingehung der Ehe verwerfen. Si quis dixerit, prohibitionem solemnitatis nuptiarum certis anni temporibus superstitionem esse tyrannicam ab ethnicorum superstitione profectam, aut benedictiones et alias ceremonias, quibus ecclesia in illis utitur, damnaverit, anathema sit.

Endlich im zwölften Canon verwahrt die Synode noch einmal die kirchliche Gerichtsbarkeit in Ehesachen. Si quis dixerit, causas matrimoniales non spectare ad judices ecclesiasticos, anathema sit.

Noch gab das Concilium Tridentinum einige andere Bestimmungen über die Ehe. Es fand nämlich oft die Gewohnheit statt, seine Ehe ingeheim einzugehen; die Kirche hatte von jeher einen Abscheu vor diesen sogenannten Winkelehen (matrimonia clandestina) und verbot sie; dennoch hielt man sich nicht immer an dieses Verbot. Um nun dem Ungehorsame hierin für immer eine Grenze zu setzen, erklärte die Synode, daß von nun an (denn bisher waren sie vollkommen giltig, wie auch das Tridentinum anerkennt) solche geheime Ehen ungiltig seyn sollen. So entstand das Impedimentum clandestinitatis. Zugleich wiederholt die Synode das lateranensische Dekret vom Aufgebot, welches dreimal öffentlich an

verschiedenen Tagen zu geschehen habe; dann fordert sie die Gegenwart des Pfarrers oder eines seine Stelle vertretenden Priesters und zweier Zeugen, auch die kirchliche Einsegnung der Eheleute.

Wegen der damaligen Gewohnheit bei der Taufe und Firmung mehre Pathen zugleich zu nehmen, wurde die geistliche Verwandtschaft sehr ausgedehnt. Diesem Uebelstande half das Concilium von Trient ab, indem es verordnete: **Ut unus tantum sive vir, sive mulier juxta sacrorum canonum instituta, vel ad summum unus et una baptizatum de baptismo suscipiant, inter quos ac baptizatum ipsum et illius patrem et matrem, nec non inter baptizantem et baptizatum baptizatique patrem ac matrem tantum spiritualis cognatio contrahatur, . . . Ea quoque cognatio, quae ex confirmatione contrahitur confirmantem et confirmatum illiusque patrem et matrem ac tenentem non egrediatur; omnibus inter alias personas hujus spiritualis cognationis impedimentis omnino sublatis. Sess. 24. cap. 2. de reform. matrim.**

Ferners beschränkte die Synode das **impedimentum publicae honestatis**, welches aus den Eheverlöbnissen erwuchs, auf den ersten Grad. **Sess. 24. cap. 3. de reform. matr.** Früher erstreckte sich dieses Hinderniß bis auf den vierten Grad, und entstand sogar bei ungiltigen Eheverlöbnissen, wenn sie nur nicht aus Mangel an Einwilligung ungiltig waren.

Während man früher bezüglich des Hindernisses der Schwägerschaft keine Rücksicht nahm auf die **copula licita** und **illicita** und in beiden Fällen das **impedimentum affinitatis** bis zum vierten Grad ausdehnte, so verordnete das Concilium Tridentinum, daß das Hinderniß der Schwägerschaft aus unehelichem Beischlafe nicht weiter als bis zum zweiten Grade gehen soll. Hinsichtlich des Raubes erklärte es die Ehe so lange für ungiltig, als die geraubte Person in der Gewalt des Räubers sich befindet, und es nicht erwiesen ist, daß das Mädchen, frei von der Gewalt des Räubers, sich erklärt habe, den Räuber ehelichen zu wollen. Auch sollen die Theilnehmer am Raube so lange excommunicirt seyn, bis sie ernstliche Beweise ihrer Buße geben.

Mit verdienter Schärfe spricht sich die Synode gegen den Concubinat aus: „**Hujusmodi concubinarios, tam solutos quam uxoratos, cujuscunque status, dignitatis et conditionis existant,**

si postquam ab Ordinario etiam ex officio ter admoniti ea de re fuerint, concubinas non ejecerint.... excommunicatione feriendos esse... mulieres, si ter admonitae non paruerint, extra oppidum, invocato, si opus fuerit, brachio saeculari ejiciantur."

Große Vorsicht empfiehlt das Concilium den Pfarrern bei Einsegnung der Ehen der Vagabunden. „Ne illorum matrimoniis intersint, nisi prius diligentem inquisitionem fecerint, et re ad Ordinarium delata, ab eo licentiam id faciendi obtinuerint."

Weil sich manche Vornehme gegen ihre Untergebenen erlaubten, diese wider ihren Willen willkürlich an gewisse Personen zu verheirathen, so legte die Synode auf Alle die Strafe der Excommunication, die sich Solches erlauben würden. Ita plerumque temporalium dominorum ac magistratuum mentis oculos terreni affectus, atque cupiditates excoecant, ut viros et mulieres, sub eorum juris dictione degentes, maxime divites, vel spem magnae haereditatis habentes, minis et poenis adigant cum iis matrimonium invitos contrahere, quos ipsi domini vel magistratus illis praescripserint. Quare cum maxime nefarium sit matrimonii libertatem violare, et ab eis injurias nasci, a quibus jura exspectantur: praecipit sancta synodus omnibus, cujuscumque gradus, dignitatis et conditionis existant, sub anathematis poena, quam ipso facto incurrant, ne quovis modo directe vel indirecte subditos suos, vel quoscumque alios cogant, quominus libere matrimonia contrahant.

7. Von der Wichtigkeit des Ehestandes.

Der Ehestand ist der Zeit nach der erste unter allen; Gott selbst hat ihn eingesetzt. Es ist nicht gut, sprach der Herr, daß der Mensch allein ist, wir wollen ihm eine Gehülfin geben. Während nun Adam schlief, nahm Gott eine Rippe aus seinem Leibe und schuf das Weib, um damit anzudeuten, wie enge das Band seyn soll, welches Mann und Weib aneinander ketten. Sehen wir daraus nicht, daß jener Stand ein wichtiger seyn müsse, welchen Gott selbst schon gleich anfangs auf eine so ernste Weise einsetzte?

Durch den Ehestand wird unser Geschlecht fortgepflanzt; durch ihn wird die Menschheit nicht nur gebildet, sondern auch

erhalten; durch ihn erreicht die Schöpfung ihre volle Bestimmung. Wozu diente die Erde, wenn sie nicht Menschen bewohnten? Wozu trügen die Bäume Früchte? Wozu wären die Saatfelder? Wozu die mannigfaltige Abwechslung der Thiere? Wozu leuchtete selbst die Sonne? Ist nicht Alles des Menschen wegen da? Ihn hat ja Gott zum Herrn der Welt gesetzt. Da nun der Ehestand der Welt Menschen gibt, so wird durch ihn fortwährend Gottes heilige Absicht erfüllet. Oder wollt ihr sagen, wir bedürfen des Ehestandes nicht, und unser Geschlecht würde doch nicht aussterben; wollt ihr durch gesetzlose Wollust unser Geschlecht fortpflanzen? Aber wißt ihr nicht, daß diesen Weg zur Erhaltung und Fortpflanzung unsers Geschlechtes Gott nicht will, ja daß er ein Gräuel in seinen heiligsten Augen ist? Und davon selbst abgesehen, würde denn durch gesetzlose Wollust unser Geschlecht gehörig fortgepflanzt werden können? Woher kommt es, daß es so viele siechе Menschen unter uns gibt, die fast während der ganzen Zeit ihres irdischen Lebens kränkeln und sich und Andern zur Last sind; woher kommt es, daß so viele in der Blüthe ihrer Tage dahin welken und kaum die Hälfte der Jahre erreichen, die ihnen Gott bestimmt hat; woher kömmt es, daß wir die Stärke, Größe und Kraft unserer Voreltern meistentheils verloren haben, und ein verweichlichtes und verzärteltes Volk geworden sind; woher kommt es, daß so viele Ehen kinderlos bleiben: woher anders kommen diese und ähnliche Erscheinungen, als daher, weil die Wollust unter uns bereits so allgemein geworden ist. Was würde aber nicht erst geschehen, wenn die Wollust vollkommen erlaubt würde und sie der Weg wäre, auf dem unser Geschlecht fortgepflanzt werden müßte?

Wie ließe sich ohne Ehe ein bleibender Wohlstand auf Erden denken? Die Ehe ist es, die den Mann und das Weib so enge mit einander verbinden, daß sie nur Ein Herz und Eine Seele ausmachen; die Ehe ist es, die jene Glückseligkeit erzeugt, welche man die häusliche nennt, und welche vielleicht die schönste auf Erden ist. Denn welch ein irdisches Glück ist süßer, als das, welches man im Umgang mit einer tugendhaften Gattin und im Besitze hoffnungsvoller Kinder genießt? Die Ehe ist es, welche die einzelnen Glieder des Staates enger mit einander verbindet,

um dann dem ganzen selbst mehr Halt und Dauer zu geben. Die Ehe ist es, die dem Staate allein hoffen läßt, daß er einst gute Bürger erhalten werde. Habt ihr schon einmal gehört, daß der Mann, der in seiner häuslichen Verbindung glücklich war, sich entweder zu einer Landesverrätherei, oder zur Anzettlung einer Verschwörung, oder zur Sammlung einer Räuberbande u. s. w. habe verleiten lassen?

Und was ist es, daß die Thätigkeit des Menschen so sehr weckt, als die Ehe? Wenn es immerhin Edle gibt, bei denen das Pflichtgefühl Sporn genug ist, ihre Kräfte anzuwenden und der Menschheit zu nützen, so wird doch der bei weitem größere Theil nur vom Interesse geleitet. Ihr hört es ja selbst gar oft sagen: Für Wen soll ich mich plagen; für mich reicht es schon und sonst habe ich Niemanden, für den ich zu sorgen hätte. Ganz anders bei Solchen, welche Frau und Kinder haben. Immer liegen ihnen die Ihrigen am Herzen, für sie sind sie Tag und Nacht thätig, und jede Mühe wird für sie ihnen leicht. Wer weiß es auch nicht, daß der Jüngling erst dann recht thätig und strebsam zu werden anfängt, wo es sich darum handelt, sich einen eigenen Herd zu gründen?

Ohne Ehestand würden die Menschen jene Bildung und in mancher Hinsicht auch jene Tugend nicht erreichen, deren sie ihrer Anlagen und Bestimmung gemäß fähig sind. Die tägliche Erfahrung lehrt es, daß außerehelich erzeugte Kinder nur zu oft geistig und leiblich vernachläßiget werden. In der Ehe aber, wo Vater und Mutter zusammenhelfen, ihr Kind zu erziehen, entwickeln sich seine Fähigkeiten. Da bekömmt es, durch das Beispiel der Eltern sanft angezogen, für das Gute Neigung und Sinn, noch ehe es im Stande ist, zu sagen, was gut ist. Da wird es frühzeitig an Ordnung gewöhnt; da lernt es frühzeitig gehorchen und unterthänig seyn, um dann einst, wenn es sich selbst beherrschen gelernt hat, desto freier zu werden. Gewisse Tugenden gedeihen ferner nur im ehelichen Leben am beßten. Wo wäre heilige Liebe und innige Zärtlichkeit, die so sehr besorgt ist, einander Gutes zu thun, und die dann so gerne aus dem häuslichen Zirkel in die Welt übergehet, wenn die Ehe nicht wäre? Wo wird noch kindliche Ehrfurcht seyn, wenn die Kinder ihre

Eltern kaum mehr kennen? Wo wird man mütterliche Zärtlichkeit suchen müssen, wenn die Mütter keine Gatten mehr hätten?

Zu welchen Lastern und Schandthaten würden die Menschen ohne Ehe dahingerissen? Haben wir das nicht von jeher gesehen, und sehen wir es nicht noch täglich bei Leuten, die entweder den Ehestand verachten, weil sie ausser demselben abwechselnder genießen können, so wie bei vielen derjenigen, welche gezwungener Weise ehelos bleiben. Wir wollen da einen Vorhang nicht aufziehen, der uns Dinge verhüllt, die uns mit Abscheu erfüllen würden. Es sind da Schandthaten verübt worden, worüber die Menschheit erröthet. Dadurch wird der Mensch oft verleitet, an sich selbst Hand anzulegen und an seiner eigenen Unschuld zum Mörder zu werden; dadurch wird oft gleiches Geschlecht gegen gleiches in wilde Flamme gesetzt. Doch brechen wir ab, und erkennen wir aus diesem Allen, wie wohlthätig der gütige Schöpfer durch Einsetzung des Ehestandes sich den Menschen erwies.

8. Der Ehestand bringt zwar mancherlei Leiden mit sich, doch hat er auch seine Freuden.

Wer sich verheirathet, tritt einen Stand an, der mancherlei Kreuz und Leiden mit sich bringt. Man verbindet sich unauflöslich mit einer Person und muß mit ihr zusammenleben, mag ihr was immer begegnen. Sie hat manche Eigenschaften, die einem lästig sind; geheime Fehler, die sich erst nach der Hand entdecken; sie wird mit mancherlei Krankheiten heimgesucht, und man muß sie warten und pflegen. Man bekömmt Kinder: ihre Erziehung ist ein höchst schwieriges Geschäft. Manche davon sind starrsinnig und muthwillig; sie wollen nicht folgen, nichts lernen, nichts thun: sie machen den Eltern unendlich viel Verdruß, verbittern und verkürzen ihnen das Leben. Das übrige Hausgesinde, namentlich die Dienstboten machen nicht weniger Verdruß. Oft sind Schwiegereltern da, welche den ehelichen Frieden stören. Es treten auch harte Zeiten ein; das Gewerbe stockt; die Einnahmen stehen zu den Ausgaben in keinem Verhältnisse mehr; man leidet Noth und Mangel und kann sich mit aller Mühe und Anstrengung kaum mehr ehrlich fortbringen. Diese und noch viele andere

Dinge erschweren nicht selten den Ehestand. Bei allen dem fehlt es aber auch nicht an Freuden und Annehmlichkeiten.

Gott hat die Ehe mitunter auch darum eingesetzt, daß der Mensch seines Daseyns froher werde, damit ihm das Leben besser gefiele, daß er mehr Freude auf seinem Pfad anträffe. Der Mann sollte eine Gehilfin haben, eine Gefährtin auf seiner Wanderschaft. Ist dieß nicht geeignet, dem Menschen das Leben zu verschönern? Es gibt hienieden nichts Seligeres als die Freundschaft; aber diese ist nirgends inniger und zärtlicher als in der Ehe. Die Eheleute haben nur Ein Herz und Eine Seele; ein engeres Band gibt es nicht mehr, folglich auch keine innigere Freundschaft. Es gibt daher in der Ehe auch keine Bürde, die nicht gemeinschaftlich getragen wird; keinen Kummer, den nicht Eines dem Andern mittheilt; dann aber auch keine Freude, die man nicht gemeinschaftlich genießet, und die nicht eben dadurch süßer würde.

Wie süß ist nicht auch die Vater- und Mutterfreude! Es ist zwar etwas Trauriges um ungerathene Kinder; aber was gleicht dem Glücke, gute Kinder zu haben? Wie selig ist der Gedanke, Geschöpfen das Daseyn zu geben, und sie zu nützlichen und brauchbaren Bürgern heranzuziehen, die eben so zur Unsterblichkeit geschaffen sind wie wir, und mit uns die Bestimmung haben, durch Tugend ihrer würdig zu werden? Wie selig ist der Gedanke, Geschöpfen das Daseyn zu geben, die, wenn wir nicht mehr sind, das Wohl der Welt befördern helfen; in ihnen noch fortzuleben, wenn man auch gestorben ist, und vielleicht fort bis ins tausendste Glied noch Gutes wirken zu können?

Der Ehestand bietet Freuden, die man sonst selten findet. Ich meine da nicht die sinnlichen Freuden des bloßen Genußes; sie verdienen nicht erwähnt zu werden: denn sie sind auch für das Thier. Aber es gibt im Ehestande viel reinere und edlere Freuden. Wie süß ist es, einen tugendhaften Gatten zu haben, und ganz seiner Liebe gewiß zu seyn? Was für ein Glück ist es, beständig mit ihm umgehen zu können und in seinem Umgang die Tugend noch mehr lieb zu gewinnen? Was für eine Seligkeit ist es, einander aufzuheitern und das Leben angenehmer zu machen? Was für ein Trost ist es, wenn man zur Zeit, wo eine Noth droht, ein

Kummer am Herzen nagt, eine Sorge drückt, seine Aengsten in den Schooß einer frommen Gattin ausschütten kann, die mitfühlet, durch freundliche Zusprüche tröstet und in hoffnungsvollen Kindern eine bessere Zukunft zeigt! Ueberhaupts geht wohl etwas über die Freude, die man an guten Kindern hat? Schon der Anblick so eines kleinen unschuldigen Geschöpfes, das man mit Kummer gezeugt hat, wie viel Süßes und Herzerhebendes hat er nicht für einen gefühlvollen Gatten! Dann seine natürliche Einfalt und Offenheit; seine Genügsamkeit, indem es über Alles, was man ihm gibt, und über jede Kleinigkeit Freude bezeugt und sich zufrieden stellen läßt; seine Freundlichkeit, sein augenblickliches Vergessen, wenn es beleidiget worden ist; sein beständiges Frohseyn mit schuldloser Seele; seine Sorglosigkeit im gänzlichen Vertrauen auf seine Eltern; seine Liebkosungen ohne Verstellung: gewährt dieß nicht hohe Freude? Wenn sich erst das Geschöpf, das man so vorzüglich seyn nennen kann, mehr zu entwickeln anfängt; wenn seine Vernunft allmählig hervorbricht, das Herz sich immer mehr erweitert; wenn es sich so wißbegierig erweiset; wenn man sieht, wie leicht jede gute Lehre Eingang findet, weil es noch durch kein Vorurtheil verstimmt ist; und wie das Herz jeden Eindruck annimmt, weil es noch keine Leidenschaften verwildert haben: sind das nicht selige Wahrnehmungen? Sind die Kinder vollends groß gezogen und sieht man sie um sich her Gutes stiften, — welch ein seliges Vergnügen! Plagt einen endlich auch der Kummer nicht mehr, wie man sie versorgen könne, da sie schon versorgt sind, so ist die Freude nur um so vollkommner.

Aber auch den Kummer nicht haben zu dürfen, einstens im Alter darben zu müssen oder fremder Pflege überlassen zu werden, ist großer Trost. Und wie? darf man nicht, wenn man Frau und Kinder hat, darauf rechnen, daß man einst im Alter nicht werde darben müßen? Darf man nicht hoffen, im Schooße der Seinigen ruhig enden zu können? Sogar im Leben — wer genießt denn mehr Unterstützung, wenn Noth und Elend kömmt, der Mann, der allein ist, oder der Weib und Kinder hat? Letzterer ist schon mit Mehrern verwandt, die ihm helfen können; es ist auch für den Staat Pflicht, daß er diesen mehr unterstütze. Denn der, welcher allein ist, gehet in gewissem Sinne den Staat

nicht so nahe an; er hängt mit nicht so festen Banden an ihm, und leistet ihm auch schon das nicht, was jener. Daher wird auch billig auf den Erstern in Fällen der Noth mehr Rücksicht genommen.

So ist es klar, daß der Ehestand bei allen Beschwerden, die er mit sich bringt, doch auch viele Freuden hat. Dabei ist nicht zu vergessen, daß er auch unendlich viel Gelegenheit zum Guten, namentlich zur Geduld, zur Ergebung in Gottes heiligen Willen, zur Selbstverleugnung u. s. w. darbietet. Wer endlich jene Leiden, die er in seinem Gefolge hat, mit stiller Ergebung trägt, öffnet sich dadurch die Aussicht zu den herrlichsten Freuden, zur einstigen Seligkeit im ewigen Leben.

9. Der Ehestand ist an und für sich nichts Schlimmes; nur ist der jungfräuliche Stand vollkommner.

(Vom heil. Chrysostomus.)

Man kann uns nicht beschuldigen, daß wir die Ehe untersagen. Es ist etwas Anders zur Jungfrauschaft ermahnen; etwas Anders ist es, wenn man die Ehe verbietet. Ich lobe die Jungfrauschaft; ich tadle aber den Ehestand nicht: ja ich halte ihn für etwas Gutes, und sehe ihn für einen Hafen der Enthaltsamkeit an. Ich ermahne diejenigen zur Enthaltsamkeit, welche dieser Hilfe nicht bedürfen, sondern ihre Natur durch Fasten, Wachen und hartes Lager bändigen können; ich klage aber diejenigen nicht an, welche sich nicht in diesen Kampf begeben wollen. Diejenigen, welche den Ehestand verwerfen, erniedrigen in der That dadurch die Jungfrauschaft. Die Ehe ist gut; aber die Jungfrauschaft verdient Bewunderung, weil sie noch besser ist. Sie macht aus Menschen Engel. Engel heirathen nicht; das thun auch die Jungfrauen nicht. Die Engel dienen Gott ohne Unterlaß; das thun auch die Jungfrauen. Ich kann noch mehr sagen: Die Engel heirathen nicht, weil sie keine Körper haben; die Jungfrauen aber sind mit Fleisch und Blut bekleidet, und überwinden dennoch dasselbe. Sie sind also hierin den Engeln nicht nur gleich; sie stehen noch über ihnen.

10. Der Ehestand an und für sich ist kein Hinderniß zur Seligkeit.

Manche meinen, sie würden heilig leben können, wenn sie nur in keine Ehe getreten wären. Allein die Ehe ist Niemanden ein Hinderniß zur Heiligkeit. Dieß läßt sich in vielen Beispielen darlegen. Hatte nicht Moses ein Weib? Gleichwohl war er ein Freund Gottes und erfreute sich des vertrautesten Umgangs mit Gott. Hatte nicht auch Abraham ein Weib? Und wer war dem Herrn wohlgefälliger als er? Hatte nicht die Mutter der Makkabäer einen Mann und in Folge dessen sieben Söhne? Aber hinderte sie dieß an Erfüllung der göttlichen Gebote? Im Gegentheil es vermehrte ihre Tugenden; denn sie starb in einem jeden ihrer Söhne den Marthrtod und wurde so einer siebenfachen Krone theilhaftig. Was sollen wir von Petrus sagen, diesem Grundpfeiler der Kirche, der mit seiner Unwissenheit die Weisheit der Welt zu Schanden machte, der so viele Länder durchwanderte, überall seine Angelruthe auswarf und eine halbe Welt mit seinem Netze fing? Hatte nicht auch er ein Weib? Jesus ging ja in sein Haus und machte seine Schwiegermutter gesund, die am Fieber krank lag. Mark. 1, 30. Christus selbst hat die Ehe geehrt, indem er auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa erschien. Dieß hätte er nicht gethan, wenn sie ein Hinderniß zur Seligkeit wäre. Dann hätte er sie nicht geheiliget, sondern abgeschafft. Ich will es über mich nehmen, daß du selig werden kannst, ungeachtet du in der Ehe lebest. Denn hast du ein Weib, welches fromm ist, so ist sie ohnehin deine Gehilfin; ist sie aber gottlos: nun dann mache sie fromm. Jobs Weib war ruchlos; sie gab ihm den Rath, Gott zu lästern: aber schadete sie diesem Gerechten? Erschütterte sie diesen Thurm? warf sie den Felsen um? Stürzte sie den Kämpfer zu Boden? Brachte sie den Kahn zum Sinken? Alles vergebens. Sie stürmte wohl wider den Thurm an; er wurde aber noch fester. Sie regte die Wellen auf; aber das Schiff sank nicht unter, sondern segelte mit glücklichem Winde fort. Dieses sage ich darum, daß sich Niemand mit seinem bösen Weibe entschuldige. Nein, die Ehe ist kein Hinderniß zur Seligkeit; wäre sie es, so hätte Gott das Weib dem Manne nicht zur Ge-

hilfin gegeben, sondern zum Verderben. Gott aber schafft nichts, was an und für sich schädlich ist. Der Mensch macht es sich erst dazu. Der Ehestand gibt Gelegenheit zu vielen der herrlichsten Tugenden: zur Geduld, Ergebung, einträchtlicher Liebe, Friedfertigkeit u. s. w. Was soll ich erst von dem Verdienste sagen, welches rechtschaffene Eheleute dadurch sich erwerben, wenn sie ihre Kinder für das Reich Gottes erziehen? Wie sollte also der Ehestand die Heiligkeit hindern? Wie viele heilige Eheleute sind schon selig geworden? Auch dir steht der Weg dazu offen, wenn du deine Pflichten gewissenhaft erfüllest.

11. Erlaubtheit der Ehe.

Die Ehe ist erlaubt; denn Gott hat die beiden Geschlechter erschaffen, und dieß aus keiner andern Ursache, als daß durch sie das Menschengeschlecht fortgepflanzt würde. Ja, Gott hat selbst das erste Eheband zwischen Adam und Eva geknüpft, indem er sie segnete und sprach: Wachset und mehret euch. Gen. 1, 28. Wie soll nun die Ehe unerlaubt seyn, da Gott selbst der Urheber derselben ist? Auf die ursprüngliche Einsetzung der Ehe von Gott beruft sich auch Christus. Matth. 19. Außerdem hat sich Jesus bei der Hochzeit zu Cana in Galiläa eingefunden: eine unrechte Handlung hätte Jesus mit seiner Gegenwart nicht beehrt. Der Apostel Petrus schreibt den Weibern ihre Pflichten vor, und trägt ihnen auf, daß sie ihren Männern unterthan seyn sollen. 1. Petr. 3, 1. Der heil. Paulus sagt: Wenn du ein Weib nimmst, so sündigest du nicht, und wenn sich die Jungfrau verehelichet, so sündiget sie nicht. 1. Kor. 7, 28. Derselbe Apostel nennt diejenigen, welche das Heirathen verbieten, Schwärmer, Lügner und Leute von einem gebrandmarkten Gewissen.

Die Kirchenväter führen hierin nur eine Sprache, und es wäre überflüßig Zeugnisse von ihnen anzuführen; nur auf einige Concilienbeschlüße machen wir noch aufmerksam, in welchen die gottlose Meinung einiger ketzerischer Menschen verdammt ist. Die Synode von Cambrä im Jahre 325 sagt in ihrem ersten Canon: **Si quis nuptias accuset, et dormientem cum viro suo fidelem piamque ac religiosam foeminam detestetur ac vituperet, quasi non possit in regnum Dei introire, anathema sit.** Das Conci-

lium von Toledo im Jahre 405 verordnet im 21. Canon: Si quis crediderit, conjugia hominum, quae secundum Dei legem fiunt, esse execrabilia, anathema sit. Dasselbe sagen das vierte allgemeine Concilium in Lateram, und die Concilien von Constanz (i. J. 1418) und Florenz (i. J. 1439). Auf ähnliche Weise erklärt sich das Concilium von Trient, sess. 24, can. 1.

12. Die Ehe ist ein heiliges Verhältniß.

Die Ehe ist nicht bloß erlaubt, und an und für sich kein Hinderniß zur Erlangung der Seligkeit; sie ist vielmehr ein heil. Verhältniß. Wie sollte denn das, was Gott selbst gewollt und eingesetzt hat, etwas Unheiliges an sich haben? Hätten auch die ersten Eltern nicht gesündiget, so würde doch das eheliche Zusammenleben stattgefunden haben; denn Gott hat sie vor der Sünde ehelich zusammengegeben, hat ihren Bund gesegnet und zu ihnen gesprochen: Wachset und mehret euch. Freilich ist durch die Sünde dieses heilige Verhältniß von seiner Höhe gefallen und ein Werk sinnlicher Lust und fleischlicher Begierlichkeit geworden. Durch die Erlösung in Christus ist die Ehe wiederum auf ihre ursprüngliche Stufe gehoben. Die christlichen Eheleute sollen ein Bild von der Vereinigung Christi mit der Kirche seyn. Christus aber liebt seine Kirche rein, und sie ist eine makellose Braut. So soll es auch zwischen christlichen Eheleuten seyn. Die fleischliche Lust soll über sie keine Gewalt haben; sie sollen sich rein und unschuldig lieben, und nach dem Willen Gottes und in der Absicht, die Zahl der Auserwählten im Himmel zu vermehren, das eheliche Werk vollbringen. Eben deßwegen hat Christus die Ehe zur Würde eines Sakraments erhoben. Gerade dadurch hat aber der Heiland die Ehe auch geheiliget, und sie zur ursprünglichen Höhe im Paradies wieder zurückgebracht. Daher verräth es Kurzsichtigkeit und gänzliche Mißkennung des Erlösungswerkes, in der christlichen Ehe etwas Sündhaftes zu sehen. Die menschliche Verkehrtheit macht sie freilich gar oft durch Entweihung dazu; ihrer Bestimmung nach aber ist sie ein heil. Verhältniß. Darum pfleget ihr, die ihr verheirathet seid, euer Zusammenleben, wie einen hl. Gottesdienst, was es auch seyn soll, und erlaubet euch durchaus nichts, als was unumgänglich nothwendig ist, euere Pflicht zu erfüllen.

13. Der Ehestand ist minder vollkommen, als der jungfräuliche.

Obgleich die Ehe ein heiliger Stand ist und von Christus zur Würde eines Sakraments erhoben worden, so ist doch der jungfräuliche Stand noch vollkommner. Diese Wahrheit ist von der Kirche deutlich ausgesprochen worden. Das Concil von Trient sagt hierüber: Wenn Jemand behauptet, die Ehe sei dem jungfräulichen Stande vorzuziehen, und es sei nicht besser und seliger, jungfräulich und ledig zu bleiben, als sich zu verheirathen, der sei verdammt.

Die heil. Schrift selbst legt dafür Zeugniß ab. So sagt der heil. Paulus: Wer seine Jungfrau verheirathet, thut wohl; wer sie aber nicht verheirathet, thut besser. 1. Kor. 7, 38. Der Apostel gibt auch die Gründe an, warum es besser ist, sich nicht zu verheirathen. „Wer kein Weib hat, sorgt nur für das, was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge; wer aber ein Weib hat, sorgt für das, was der Welt ist, wie er dem Weibe gefallen möge, und er ist getheilt. Und ein unverheirathes Weib und eine Jungfrau ist auf das bedacht, was des Herrn ist, damit sie an Leib und Geist heilig sei; die Verheirathete aber ist auf das bedacht, was der Welt ist, wie sie dem Manne gefallen möge. 1. Kor. 7, 33—35.

Unermeßlich ist die Menge der Lobsprüche, welche die heil. Väter dem jungfräulichen Stande beilegen. Manche Kirchenväter schrieben zum Lobe der Jungfräulichkeit ganze Bücher. Sie nennen die Jungfrauen die Lilien und den Schmuck der Kirche Jesu. Sie sagen, daß die Jungfräulichkeit die Menschen den Engeln ähnlich mache, ja jene gewissermassen noch über diese hinauf setze; sie preisen sie als ein vorzügliches, Gott höchst wohlgefälliges Opfer.

Daher machen sich die Protestanten lächerlich, wenn sie den Ehestand auf Kosten der Jungfräulichkeit erheben, ja letztere geradezu verwerfen. Dieß ist eine von den heiligen Vätern, namentlich vom heil. Hieronymus, und vom heil. Augustin schon lange widerlegte und von einem römischen Concilium unter Papst Siricius, und von einem mailändischen unter dem heil. Ambrosius, und neuerdings, wie oben angeführt worden, vom Kirchenrath zu Trient verdammte Ketzerei.

Dabei ist aber noch zu bemerken, daß, ungeachtet der jungfräuliche Stand vorzüglicher ist, als die Ehe, ersterer doch nicht für einen Jeden vorzuziehen ist. Darum sagt auch der Apostel: Es ist besser zu heirathen, als zu brennen. Wer nämlich die Gabe der Enthaltsamkeit nicht hat, der thut besser, wenn er sich verehelichet. (Mehr werden wir hierüber beim Artikel „Jungfräulichkeit" noch vorbringen.)

14. Zweck der Ehe.

Gott hat die Ehe um eines mehrfachen Zweckes willen eingesetzt:

1. Damit durch die eheliche Verbindung die Kinder rechtmäßig erworben, mit vereinter Hilfe beider Eheleute in der Furcht Gottes christlich erzogen werden, und so das menschliche Geschlecht auf Erden erhalten und die Zahl der Auserwählten im Himmel vermehrt werde. Dieses deutete Gott an, indem er sprach: Seid fruchtbar, vermehret euch und erfüllet die Erde. Gen. 1, 28.

2. Damit unter Christen, als einem durch die heil. Taufe dem Herrn geheiligten Volke, die unzüchtigen Gelüste und die hieraus entspringenden Laster beseitiget, und doch der Schwachheit des Fleisches geziemend begegnet wird. So lehrt der heilige Paulus, 1. Kor. 7, 2—7.: „Um die Hurerei zu vermeiden habe ein Jeder sein Weib, und eine Jede habe ihren Mann; dem Weibe leiste der Mann die eheliche Pflicht, und ebenso auch das Weib dem Manne. Das Weib hat keine Macht über ihren Leib, sondern der Mann: eben so aber hat auch der Mann keine Macht über seinen Leib, sondern das Weib. Entziehet euch einander nicht außer mit gegenseitiger Einwilligung, eine Zeit lang, um euch dem Gebete zu widmen: dann kommet wieder zusammen, damit euch der Satan nicht versuche wegen euerer Unenthaltsamkeit." Und V. 9. sagt der Apostel: „Es ist besser heirathen, als Brunst leiden."

3. Damit ein beständiges Sinnbild der gnadenreichen, wenn schon unsichtbaren Verbindung Jesu Christi mit seiner Kirche vorhanden sei. Wie nun Christus die Kirche nie verläßt, sondern ihr in allen Nöthen beisteht, so sollen auch die Eheleute sich einander nicht verlassen, sondern in allen Vorkommnissen des Lebens

sich gegenseitig unterstützen; denn die Ehe ist zur wechselseitigen Hilfeleistung eingesetzt. Gott selbst sagt: Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei; laßt uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm gleich sei. Gen. 2, 18.

15. Die Polygamie (Vielweiberei) ist im Christenthume verboten.

Schon ursprünglich schloß Gott die Polygamie aus; denn hätte Gott die Ehe eines Mannes mit vielen Weibern haben wollen, so hätte er für Adam nicht bloß Ein Weib, sondern mehre Weiber erschaffen müssen, damit Adam mehre Frauen hätte ehelichen können. Denn Adam konnte kein Weib haben außer der Eva, die mit ihm von Gott war erschaffen worden. Es streitet nämlich ganz gegen die Natur, daß ein Vater seine Tochter oder Enkelin heirathe; alle Weiber aber, mit Ausnahme der Eva, waren Töchter oder Enkelinen Adams; somit wollte Gott nicht bloß schon ursprünglich die Monogamie, sondern zwang auch den Adam zu derselben.

Daß Gott schon ursprünglich die Polygamie ausschloß, erhellet auch aus den Worten der Genesis: „Als Mann und Weib hat er sie erschaffen.“ Deßgleichen: „Er (der Mann) wird seinem Weibe anhängen, und sie werden zwei in Einem Fleische seyn.“ Die einfache Zahl zeigt hier deutlich an, daß Gott die Ehe als eine Vereinigung zwischen Einem Manne und Einem Weibe, nicht aber als eine Vereinigung Eines Mannes mit vielen Weibern wollte.

Auch ist die Ehe die innigste Vereinigung. Daher sagt Christus: „Es sind also nicht mehr zwei, sondern Ein Fleisch.“ Die sich verehelichen, werden also gleichsam Ein Fleisch. Wenn aber ein Mann mit vielen Frauen verbunden wird, so wird nicht Ein Fleisch, ja es erfolgt überhaupts nicht so fast eine Vereinigung, als vielmehr eine Trennung.

Aus diesem Allen erhellet, daß die Polygamie schon anfänglich gegen die Absichten Gottes war. Dafür sprechen sich auch die hl. Väter aus. Denn Hieronymus, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus und Andere lehren, daß Gott schon ursprünglich die eheliche Verbindung Eines Mannes mit Einem Weibe wollte.

Nach dem Evangelium kann aber die Vielweiberei um so weniger gestattet werden, da Christus die Ehe auf ihre ursprüngliche Einsetzung zurückführen will. Denn als er von den Pharisäern gefragt wurde, ob es dem Manne erlaubt sei, sein Weib zu entlassen, erklärte er sich dagegen, indem er als Grund anführte: „Weil der, welcher im Anfange den Menschen schuf, als Mann und Weib sie geschaffen und gesagt hat: Um deßwillen wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwei in Einem Fleische seyn. So sind also nicht mehr zwei, sondern nur Ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen.“ Als aber hierauf die Pharisäer dagegen bemerkten, Moses habe erlaubt, den Scheidebrief zu geben, so brachte der Heiland die Sache wieder auf die erste Einsetzung zurück und sagte: Moses hat euch euerer Herzenshärtigkeit wegen erlaubt, euere Weiber zu entlassen; im Anfange aber war es nicht so.

Ueberdieß erklärt Jesus Christus denjenigen, welcher seine Gattin entläßt und eine Andere heirathet, für einen Ehebrecher. Matth. 5. und 19., Luk. 16. Wenn es aber nach Entlassung der ersten Gattin nicht erlaubt ist, eine andere zu nehmen, so ist dieses noch viel weniger bei der Beibehaltung der erstern der Fall. Denn es ist darum nicht erlaubt, nach der Entlassung der früheren Gattin eine andere zu nehmen, weil die frühere noch Gemahlin ist; Gemahlin ist aber diejenige, welche nicht entlassen worden ist, noch in weit höherem Grade: es ist demnach nicht erlaubt, eine andere zu nehmen, so lange die frühere Gemahlin lebt, mag sie nun entlassen oder beibehalten seyn.

Der hl. Apostel Paulus redet überall, wo von der Ehe die Rede ist, in der einfachen Zahl vom Weibe, z. B.: „Ein Jeder habe sein Weib.“ 1. Cor. 7, 2. Und ebendas. V. 27: „Bist du an ein Weib gebunden, so suche nicht los zu werden.“ Diese Ausdrücke geben Zeugniß dafür, daß unter Christen der Mann nur Ein Weib habe.

Derselbe Apostel Paulus schreibt auf das Deutlichste, das Weib könne, so lange ihr Mann lebt, keinen andern heirathen. Denn er sagt: Ein Weib heißt eine Ehebrecherin, wenn sie, so lange ihr Mann lebt, zu einem andern Manne sich gesellt.

Röm. 7, 3. Und wieder: Denen aber, welche durche die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht vom Manne scheide. Wenn sie aber geschieden ist, so bleibe sie ehelos oder versöhne sich mit ihrem Manne. 1. Cor. 7, 2. Und Ebendaselbst: Das Weib ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebt; entschläft aber ihr Mann, so ist sie frei, sie heirathe, wen sie will. — In allen diesen Stellen ist den Weibern die Polygamie verboten, d. h. es ist ihnen nicht erlaubt, sich zu gleicher Zeit mit mehrern Männern zu verbinden. Nun lassen sich freilich eher Gründe angeben, warum ein Mann mehre Frauen zu gleicher Zeit heirathet, als umgekehrt, warum eine Frau mehre Männer zu gleicher Zeit haben soll. Indeß nach dem Evangelium stehen sich Mann und Weib in Ansehung der ehelichen Pflicht gleich. Dieß drückt der hl. Paulus aus, wenn er schreibt: Dem Weibe leiste der Mann die eheliche Pflicht und eben so auch das Weib dem Mann. Das Weib hat keine Macht über ihren Leib, sondern der Mann, ebenso aber hat auch der Mann keine Macht über seinen Leib, sondern das Weib. 1. Cor. 7, 3—4. Bei der christlichen Ehe wird also der Mann so mit dem Weibe verbunden, daß er sich ihr ganz übergibt, wie sich auch das Weib ihm ganz übergibt. Wie sich demnach das Weib ohne Ungerechtigkeit keinem andern Manne übergeben kann, so kann auch der Mann ohne Ungerechtigkeit sich keinem andern Weibe übergeben, weil auch er keine Macht über seinen Leib mehr hat.

Gegen die Polygamie erklären sich auch sämmtlich die heil. Väter, da sie, wie oben bemerkt wo rden ist, der Ueberzeugung sind, Gott habe schon urspr ünglich die Monogamie eingeführt.

16. Wie sehr sich die katholische Kirche durch Aufrechthaltung der Monogamie und der Unauflöslichkeit der Ehe um die menschliche Gesellschaft verdient gemacht hat.

Die Lehre von der Monogamie wäre machtlos geworden, wenn sich die Kirche nicht bemüht hätte, sie in Anwendung zu bringen, und wenn sie sich diese Aufgabe nicht mit unerschütterlicher Festigkeit hätte angelegen seyn lassen; denn die Leiden-

schaften, besonders des Mannes, empören sich gegen eine solche Lehre, und hätten sie ohne Zweifel unter die Füße getreten, wenn ihnen nicht ein unwiderstehlicher Damm entgegengestanden wäre. Und dieser war einzig und allein die katholische Kirche. Der Protestantismus wird sich nicht rühmen wollen, dazu beigetragen zu haben. Er that ja gerade das Gegentheil; er jauchzte nicht nur dem Aergernisse Heinrichs VIII. Beifall zu, sondern autorisirte geradezu die Polygamie an dem Beispiele des Landgrafen von Hessen. Welch ein Unterschied! Mehre Jahrhunderte hindurch, mitten unter den verschiedenartigsten und zuweilen entsetzlichsten Umständen, kämpfte die katholische Kirche unerschrocken gegen die Leidenschaften der Großen, um die Heiligkeit der Ehe unbefleckt zu erhalten. Weder Versprechungen noch Drohungen können Rom erschüttern, nichts, was der Lehre des göttlichen Meisters entgegen ist, vermag das Geringste von ihm zu erhalten, und der Protestantismus gibt auf den ersten Stoß, schon bei einem Schatten von Verlegenheit, um der bloßen Furcht willen, sich mit einem Fürsten zu entzweien, der nicht einmal mächtig war, nach, erniedrigt sich, willigt in die Polygamie, öffnet den Leidenschaften ein weites Thor und gibt ihnen die Heiligkeit der Ehe preis, den vorzüglichsten Grundstein, auf dem die wahre Civilisation sich erbauet.

Der katholischen Kirche verdankt die Ehe die Erhaltung ihrer Heiligkeit. Keine Rücksicht, keine Furcht konnte insbesonders Rom zum Schweigen bringen, wenn es sich darum handelte, Allen, vorzüglich den Königen und Mächtigen das Gebot in das Gedächtniß zu rufen: Ihr seid zwei in Einem Körper; was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen. Dadurch, daß sich die Päpste in diesem Punkte unbeugbar zeigten, selbst auf die Gefahr hin, sich den Zorn der Könige zuzuziehen, haben sie nicht nur die heilige Pflicht erfüllt, welche ihnen ihre Stellung als Oberhäupter des Christenthums auflegte, sondern sie haben auch ein Meisterstück der Politik geliefert, und sehr Vieles zur Ruhe und zum Glücke der Völker beigetragen. Richtig sagt ein Hauptapostel des Unglaubens, Voltaire, dessen Zeugniß also hierin um so unverdächtiger seyn wird: Die Heirathen der Fürsten bestimmen in Europa das Glück der Völker, und niemals hat es einen den

Ausschweifungen sich völlig überlassenen Hof gegeben, ohne daß Revolutionen entstanden wären.

Die Einbildungskraft schaudert bei dem Gedanken, was Alles geschehen seyn würde, wenn manche mächtige Könige, bei denen oft der Glanz des Purpurs den Sohn der Wüste nur schlecht verdeckte, wenn diese stolzen Herrscher in ihren Burgen, bedeckt mit Eichen und umgeben mit furchtbaren Vasallen, keinen Damm im Ansehen der Kirche gefunden hätten; wenn sie beim ersten Blick, den sie auf eine Schönheit warfen, bei der ersten Gluth, die in ihrem Herzen erwachte, und ihnen Ueberdruß an ihrer ersten Gattin eingeflößt hätte, nicht auf die beständig gegenwärtige Erinnerung an eine unbeugsame Autorität gestoßen wären. Man lese nur die Geschichte des Mittelalters, dieses ungeheuern Tummelplatzes von Gewaltthaten, wo sich der wilde Mensch mit so großer Heftigkeit bemühte, die Fessel zu zerbrechen, die ihm die Civilisation auflegen will; man erinnere sich, wie unabläßig die Kirche auf ihrer Hut seyn mußte, nicht bloß zu verhindern, daß man die Fesseln der Ehe in Stücke riß, sondern auch um Jungfrauen vor Raub und Gewaltthat zu schützen, selbst solche, die man dem Herrn geweiht hatte, und man wird deutlich sehen, daß die Paläste und die Burgen der Großen gar bald ihr Serail und ihren Harem gehabt haben würden, wenn sich die katholische Kirche nicht gleich einer Mauer von Erz dem Ueberströmen der Sinnlichkeit entgegengesetzt hätte. Was wäre dann bei den andern Klassen der Gesellschaft geschehen? Sie würden demselben Strome gefolgt seyn, und die Frau wäre in Europa in dem gleichen Zustande der Erniedrigung geblieben, in dem sich heute noch die muselmännisch befindet.

Die europäischen Völker sind dem Katholizismus ewig Dank schuldig, daß er ihnen die Monogamie erhalten hat, und mit ihr eine der Ursachen, welche ohne Zweifel zur guten Ordnung der Familie und zur Veredlung der Frau am meisten beigetragen haben. Wie stünde es heut zu Tage mit Europa, welche Achtung würde die Frau genießen, was wäre aus dem Glück der Familien geworden, wenn Luther, der Gründer des Protestantismus, der Gesellschaft jene Gleichgiltigkeit hätte einflößen können, die er in seinem Commentar über die Genesis hierin beurkundet, wo er

sagt: Wenn man wissen will, ob man mehre Frauen haben darf, so läßt uns die Autorität der Patriarchen hierin vollkommene Freiheit.

Neben der Monogamie kann man nichts Wichtigeres nennen, als die Unauflösbarkeit der Ehe; denn nur so ist der Verdorbenheit der Sitten ein mächtiger Damm entgegengesetzt und die Ruhe der Familien gesichert. Mit der Zulassung der Theilung der Ehe ist auch die Heiligkeit derselben angegriffen; die Ehe stehet dann unter der Leidenschaft und ist der Willkühr preisgegeben. Freilich wendet unser verweichlichtes Zeitalter ein: Ist es nicht Grausamkeit, zwei Wesen, die sich gegenseitig hassen, durch ein unauflösliches Band die ganze Zeit ihres Lebens an einander gefesselt halten? Heißt das nicht zur Verzweiflung treiben? Wir antworten darauf: Keineswegs treibt die katholische Kirche mißvergnügte Gatten zur Verzweiflung; denn sie läßt eine Trennung von Tisch und Bett zu. Aber man ist mit einer neuen Einwendung da und sagt, daß gerade der Umstand, daß solche nun einigermaßen sich ferner gerückte Eheleute nicht völlig frei sind, und nicht nach dem Drange ihres Herzens neuerdings wählen können, ist eine neue, unerträgliche Qual für sie. Aber wir behaupten auch hier das Gegentheil. Ja gerade hier feiert der Katholizismus seinen glänzendsten Triumph; gerade hier zeigt es sich deutlich, welche genaue Kenntniß des menschlichen Herzens er hat. Seine scheinbar übertriebene Härte ist nur eine nothwendige Strenge; dieses Benehmen, weit entfernt, den Vorwurf der Grausamkeit zu verdienen, ist vielmehr eine Bürgschaft der Ruhe und des Wohlbefindens der Gesellschaft.

Um die Leidenschaften zu beherrschen, bieten sich zwei Systeme dar, das der Nachgibigkeit und das des Widerstandes. Im ersten Systeme schont man die Leidenschaften bei ihrer Geburt und hofft sie aufzuhalten, wenn sie gewachsen sind; im zweiten denkt man, wenn es schon schwer ist, sie zurück zu halten, so lang sie noch schwach sind, wie viel schwerer wird es nicht seyn, wenn sie einmal erstarken. Der Katholizismus folgt nun im Allgemeinen, so insbesonders auch bei der Ehe dem ersten Systeme. Indem er keine Ehescheidung zuläßt, auch nicht einmal im Falle eines Ehebruches, nimmt er der Leidenschaft alle Hoffnung und

sucht sie in der Wiege zu ersticken. Gerade das Gegentheil thut der Protestantismus: indem er im Falle eines Ehebruches die völlige Trennung einer mißvergnügten Ehe in Aussicht stellt, weckt er so recht das Laster. Wenn er nun das Schlummernde nicht zurückhalten kann, wie will er das Wachgewordene bändigen? Der Katholizismus erlaubt nicht einmal einen Wunsch nach einem fremden Weibe; er erklärt einen einzigen Blick, den ein unreiner Gedanke begleitet, als sündhaft vor dem Auge Gottes. Hier ist tiefe Weisheit; denn es ist offenbar leichter, ein Uebel im Keim zu ersticken, als es, wenn einmal zum Ausbruch gekommen, noch bändigen. Die Ehe weiset zwar der Leidenschaft einen gewissen Gegenstand an; aber sie trocknet doch die Quelle der Gemüthsbewegungen und der tief im Herzen verborgenen, launenhaften Unruhen nicht aus. Laßt nur den Leidenschaften des Menschen den Zügel, erlaubt ihm im Geringsten, die Täuschung zu unterhalten, daß er durch neue Bande glücklich werden könne, laßt ihn glauben, er sei nicht für immer an seine Lebensgefährtin gebunden, und man wird sehen, daß sich der Eckel und Ueberdruß schneller seiner bemächtigt, und die Bande bald wieder gelöset sind. Verkündet dagegen ein Gesetz, das weder Arme noch Reiche, weder Vasallen noch Könige ausnimmt, das keine Verschiedenheit des Charakters, der Gesundheit, überhaupts keinen der unzähligen Gründe kennt, die besonders bei Machthabern so leicht zum Vorwande gebraucht werden; verkündet, daß dieses Gesetz vom Himmel stamme; sagt es den murrenden Leidenschaften laut, daß die Macht, welche mit der Aufrechthaltung dieses göttlichen Gesetzes beauftragt ist, sich hierin zur Nachgiebigkeit nie bewegen lasse: so wird man sehen, daß die Leidenschaften sich beruhigen und zurückziehen; die gute Ordnung und die Ruhe der Familien ist dadurch gesichert, und der Gesellschaft eine unermeßliche Wohlthat erwiesen. Gerade dieses aber thut der Katholizismus, daher ist auch hierin sein Verdienst um das Wohl der menschlichen Gesellschaft unbestreitbar.

17. Die Ehe ist ein Sakrament.

a) Beweis aus der hl. Schrift.

Sowohl die Katholiken als größtentheils auch die Protestanten

kommen darin überein, daß ein Sakrament vorhanden sei, wenn die göttliche Einsetzung, ein äußeres Zeichen und innere Gnadenwirkung sich nachweisen läßt. Bei der Ehe findet dieses statt.

Daß die Ehe ursprünglich von Gott selbst eingesetzt worden sei, ist deutlich ausgesprochen im ersten Buch Mosis; denn dort spricht Gott K. 2, V. 18.: Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, lasset uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm gleich sei. Dasselbe spricht Christus deutlich aus Matth. 19, 6.: Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen. Auch wohnte der Heiland, nach dem hl. Augustin, aus keinem andern Grunde der Hochzeit zu Cana in Galiläa bei, und verherrlichte sie durch ein Wunder, als um anzuzeigen, daß der Ehestand von Gott eingesetzt und geheiligt sei.

Daß die Ehe ein Zeichen (Symbol) einer heiligen Sache, und daher nicht bloß ein bürgerlicher Vertrag, sondern ein Sakrament sei, folgt aus den Worten des hl. Paulus: Dieses Geheimniß (**Sacramentum**) ist groß; ich sage aber in Christo und in der Kirche. Hier wird die Ehe offenbar ein heiliges Zeichen, ja ein großes Geheimniß genannt; denn die Erklärung Luthers, Calvins und anderer Neuerer, daß die Worte: „Dieß ist ein großes Geheimniß (**Sacramentum**)“ sich nicht so fast auf das Ehebündniß zwischen Mann und Weib, als vielmehr auf die Verbindung Christi mit der Kirche beziehen, ist unstatthaft. Eine solche Auslegung hat alle alten Erklärer gegen sich. So heißt es z. B. im Commentar, welcher dem hl. Hieronymus beigelegt wird: „Der Apostel deutet an, daß in der Einheit zwischen Mann und Weib ein großes, sakramentalisches Geheimniß bestehe.“ Schon der natürliche Zusammenhang verlangt diese Auslegung. Denn in dem Ausdrucke: „Dieses Geheimniß ist groß“ muß „dieses“ nothwendig auf die vorhergehenden Worte bezogen werden. Nun geht aber voraus: Der Mensch wird seinen Vater und seine Mutter verlassen, und seinem Weibe anhängen, und die zwei werden seyn Ein Fleisch. Im Vorhergehenden ist demnach von dem ehelichen Bündnisse die Rede, und dieses nennt der Apostel ein großes Geheimniß. Schauen wir endlich noch auf den Inhalt des ganzen fraglichen Abschnittes, so ist ersichtlich, daß der Apostel die Gatten zu wechselseitigem Wohlwollen ermahnt, und

unter andern Gründen als einen der vorzüglichsten den anführt, weil ihre Verbindung keine geringfügige Sache sei, sondern ein großes Geheimniß einschließe, indem sie sich auf Christus und die Kirche beziehe. Wenn nun das ganze Geheimniß nach der Ansicht der Gegner auf Christus sich gründet, die Ehe aber nichts angehet, so fällt die ganze Schlußweise des hl. Paulus zusammen.

Auch die innere Gnade ist bei der Ehe vorhanden. Dieses läßt sich wieder aus der obigen Stelle des hl. Paulus im fünften Kapitel seines Briefes an die Epheser abnehmen; denn wenn Gott Mann und Weib zu dem Zwecke verbindet, daß sie die geistige Einigung Christi und der Kirche bezeichnen sollen, so hat er ihnen ohne Zweifel die Gnade verliehen, ohne welche sie jene geistige Einigung nicht hätten. Auch sagt der Apostel von einer verheiratheten Frau: Sie wird selig werden durch Kindergebären, wenn sie im Glauben und in Liebe und Heiligung und Sittsamkeit verharrt. 1. Tim. 2, 15. Hier zählt der hl. Paulus vier Güter der christlichen Ehe gegen vier Uebel auf, welche ohne Gnade Gottes nicht vermieden werden können. Das erste dieser Uebel ist, die eheliche Treue nicht bewahren; das zweite sind Haß und Streitigkeiten, welche unter Eheleuten entstehen; das dritte Unreinigkeit und Unanständigkeit, welche aus dem Widerstande der Glieder entstehen; das vierte ist Unmäßigkeit. Diesen setzt der hl. Paulus Glaube, Hoffnung, Liebe, Heiligung und Sittsamkeit entgegen, als Güter der christlichen Ehe. Wer sieht nicht ein, daß die christlichen Eheleute, um diese Tugenden üben zu können, mit einer eigenen Gnade ausgerüstet seyn müssen, da bei Ehen, außer der Kirche geschlossen, gerade wegen des Mangels dieser Gnade auch jene Tugenden sich nicht finden, ja man oft gerade die entgegengesetzten Laster trifft?

b) Beweis aus den heil. Vätern.

Die Glaubensneuerer des sechszehnten Jahrhunderts behaupteten, die frühesten Kirchenlehrer wüßten nichts davon, daß die Ehe ein Sakrament sei, und namentlich sagt Calvin: vor Gregor habe Niemand die Ehe für ein Sakrament gehalten. Beza aber schreibt, weder von Hieronymus, noch Augustinus werde die Ehe ein Sakrament genannt. Man weiß nicht, ob

man sich über diese Leute ihrer Lügenhaftigkeit wegen mehr entrüsten, oder sie um ihrer Unwissenheit wegen bedauern soll.

Der hl. Leo I. ging dem hl. Gregorius um 150 Jahre voran und nennt dennoch die Ehe ein Sakrament und Geheimniß. „Weil das Ehebündniß vom Anfange an so eingesetzt worden, daß es außer der Vereinigung der Geschlechter das Sakrament Christi und der Kirche in sich hätte, so waltet kein Zweifel, das ein Weib, bei welchem nachweislich das eheliche Mysterium nicht stattgehabt, mit der Ehe nichts zu schaffen hat." Epist. 92. ad Rusticum.

Der hl. Chrysostomus lebte vor Augustinus; nichts desto weniger behauptet er, daß in dem unauflöslichen Bande zwischen Mann und Weib ein großes Mysterium bestehe. Hom. 20. in epist. ad Ephes. Daß er sich des Ausdruckes „Sakrament" nicht bediente, darf nicht auffallen, weil er griechisch schrieb, und das griechische Wort „Mysterium" dieselbe Bedeutung hat, als das lateinische Sacramentum.

Der hl. Ambrosius sagt von Einem, der das Weib eines Andern ehelichen will: Wer so handelt, sündigt gegen Gott, dessen Gesetz er verletzt, dessen Gnade er vertreibt, und weil er gegen Gott sündiget, so verliert er den Antheil an dem göttlichen Sakrament. Comment. in cap. Abrah. c. 7. Hier lehrt Ambrosius, daß da von keinem Sakrament die Rede seyn könne, wo die Ehe gegen das göttliche Gesetz eingegangen werde.

Der Papst Siricius, ein Zeitgenosse des hl. Ambrosius, sagt (epist. 1. c. 4.): Daß diejenigen Personen, welche noch bei Lebzeiten ihrer Ehehälfte zu einer neuen Ehe schreiten, ein Sakrilegium begehen. Dieses hätte der Papst nimmermehr sagen können, würde die Ehe nur ein bürgerlicher Vertrag seyn.

Der hl. Cyrillus sagt (lib. 2. in Joan. cap. 22.): Christus habe die Ehe geheiliget und derselben Gnade bereitet, damit der Eintritt des Menschen in dieses Leben gesegnet sei.

Der hl. Augustin nennt an unzählbaren Stellen die Ehe ein Sakrament, so z. B. lib. 9. de Genes. ad literam cap. 7; lib. de bono conjugali c. 7. 8. 15. 17. 18. etc. In allen diesen und vielen andern Stellen nennt aber der hl. Augustin die Ehe

ein Sakrament, im eigentlichen Sinne, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Wo dieser Vater etwas in einem uneigentlichen Sinne ein Sakrament nennt, geschieht es immer mit einem erklärenden Beisatze. So nennt er das gesegnete Brod, welches den Katechumen statt der Eucharistie gegeben wurde, einmal Sakrament (lib. 2. de peccat. merit. et remiss. cap. 26.); aber er setzt sogleich hinzu, daß es nicht der Leib Christi sei, und den Katechumen nicht zum Heile verhelfe.

b) Unterscheidet der hl. Augustin in den meisten Stellen die Ehen der Christen von denen der Heiden, und legt nur den ersteren den sakramentalischen Charakter bei. So sagt er: Bei uns gilt die Heiligkeit der Ehe mehr, als die Fruchtbarkeit des Schooßes. Lib. de bono conjug. c. 18. Dann ebend. c. 24.: „Das Gut der Ehe liegt bei allen Völkern und allen Menschen in der Zeugung und keuschen Treue, in Ansehung des Volkes Gottes aber auch in der Heiligkeit des Sakramentes.“ In so ferne nun auch die Ehen der Heiden, weil der Ehestand überhaupts von Gott eingesetzt worden, heilige Verhältnisse genannt werden, der hl. Augustin aber die Ehen der Christen von denen der Heiden unterscheidet und nur die ersteren Sakramente nennt, die letzteren aber nicht, so muß er das Wort Sakrament im eigentlichen Sinne gebrauchen.

c) Spricht der hl. Augustin da, wo es sich um den Begriff eines Sakramentes handelt, eben so von der Ehe, wie von der Taufe; denn nachdem er (lib. de nuptiis et concupisc. c. 10.) gesagt, daß das Sakrament der Ehe auch bei denjenigen bleibe, welche sich wechselweise trennen und eine andere Ehe eingehen, indem noch das erste Band in Kraft bleibt: so fügt er bei, daß dasselbe auch beim Sakrament der Taufe der Fall sei, welches seinem Charakter nach niemals verloren gehe, wenn auch Jemand vom Glauben abfalle. Dieser Vergleich zeigt deutlich, daß dem hl. Augustin die Ehe ein Sakrament im eigentlichen Sinne gewesen sei.

Unter den ältern Kirchenvätern zeugen noch dafür, daß die Ehe ein Sakrament sei, Tertullian. Dieser Kirchenlehrer zählt

unter die Sakramente, welche der Teufel beim Götzendienst nachahmt, auch die Ehe. Lib. de praescript. c. 4. Dann Justin der Martyrer im Gespräche mit dem Juden Trypho; Clemens von Alex. Strom. 3. u. s. w.

c) Aus den Concilien.

Das dritte Concil im Lateran vom Jahr 1179 unter Papst Alexander III. erklärt die Ehe als Sakrament; es verbietet nämlich, daß für Einsegnung der Ehe und für die Ausspendung der übrigen Sakramente Geld angenommen werde.

Das zweite Concilium von Lyon im Jahre 1274 sagt unter Anderem: **Tenet etiam et docet eadem sancta Romana ecclesia, septem esse ecclesiastica sacramenta; unum est baptisma, aliud est matrimonium.**

Im Concilium zu Konstanz im Jahr 1414—1418 ward bei der Verdammung der Irrthümer des Huß die Lehre von den sieben Sakramenten als entschieden vorausgesetzt.

Das Concilium zu Florenz sagt im Dekret **pro Arm.: Septimum Sacramentum est matrimonium.**

Endlich das Concilium von Trient sprach es deutlich aus, daß die Ehe ein Sakrament sei.

d) Aus der Uebereinstimmung der orientalischen Kirche mit der occidentalischen.

Statt aller Zeugnisse führen wir nur an, daß der Patriarch Jeremias von Constantinopel den wittenbergischen Theologen, die ihm die Augsburger Confession zusendeten, unter Anderem zur Antwort gab: **Orthodoxi in ecclesia catholica christiani sacramenta... numero septem admittunt.** Unter diesen wird die Ehe namentlich aufgeführt. Das nämliche behauptete auch die Kirchenversammlung zu Constantinopel im Jahre 1638 gegen den Cyrillus Lukaris, der die Sakramente, mit Ausnahme der Taufe und des Abendmahls, verwarf. — Deßgleichen erhellt aus den Euchologien der Griechen, Kopten, Jakobiten, Syrer u. s. w., daß die morgenländische Kirche die Ehe als Sakrament anerkennt.

e) Beweis aus der Vernunft.

Es lassen sich mannigfaltige Gründe aus der Vernunft

angeben, welche dafür sprechen, daß die Ehe ein Sakrament sei. Dahin gehören:

1) Die Ehe ist unauflöslich; dieses aber nur deßwegen, weil sie ein Zeichen der unzertrennlichen Vereinigung Christi mit der Kirche ist. Denn nimmt man sie als eine natürliche Obliegenheit zur Kindererzeugung, so läßt sich kein Grund angeben, warum es bei der Unfruchtbarkeit der Gattin nicht erlaubt seyn sollte, sie zu entlassen und eine andere zu heirathen. Und betrachtet man die Ehe als ein gegen die Hurerei eingesetztes Mittel, so läßt sich nicht einsehen, warum man eine kranke Gattin nicht entlassen sollte können. Ist nun aber die Ehe vorzüglich deßwegen unauflöslich, weil sie ein Symbol der unzertrennlichen Verbindung Christi mit der Kirche ist, so ist sie ein heiliges Zeichen, und als ein solches von Gott eingesetzt. Eben darum hat sie aber auch die wesentlichsten Merkmale eines wahren und eigentlichen Sakraments.

2) Es ist in der That eine harte Sache, so an ein einziges Weib gebunden zu seyn, daß man durch Nichts als durch den Tod davon getrennt werden kann. Wer möchte glauben, daß Gott eine so schwere Sache eingesetzt, ohne zugleich die Gnadenhilfe zur Ueberwindung der Schwierigkeit verliehen zu haben? Da wäre ja das neue Gesetz, welches doch im Verhältniß zum Alten eine süße Bürde und leichte Last genannt wird, in diesem Punkte weit härter, als das alte, wenn es nicht die Gnade bei der Ehe hätte; denn den Israeliten war erlaubt, der Gattin in gewissen Fällen den Scheidebrief zu geben. Weil also zur Bewahrung des unauflöslichen Bandes mit der einen Gattin die Gnade Gottes nothwendig ist, und Gott bei nothwendigen Dingen niemals seinen Beistand versagt, so muß die Ehe ein wahres Sakrament seyn.

3) Durch die Ehe soll das menschliche Geschlecht fortgepflanzt werden. Dieser Pflicht wird durch die Erzeugung der Kinder noch nicht genügt; es gehört auch ihre Erziehung dazu. Und gerade dadurch unterscheidet sich die menschliche Ehe von der bloß geschlechtlichen Verbindung der Thiere. Es genügt aber auch noch nicht die Kinder bloß nach den Grundsätzen der Welt zu brauchbaren und nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen; es ist

Pflicht christlicher Eltern, ihre Kinder im Glauben zu unterweisen, und sich alle Mühe zu geben, sie zu lebendigen Gliedern der katholischen Kirche zu machen. Wer sieht nicht ein, daß diese den christlichen Eheleuten obliegenden Pflichten von höchst wichtiger Art sind, die sich ohne Beihilfe der göttlichen Gnade nicht erfüllen lassen. Gott pflegt aber niemals Pflichten aufzulegen, ohne zugleich die Gnade zu verleihen, wodurch sie erfüllt werden können.

4) Die Ehe ist nach göttlichem Willen unter Anderm auch ein Mittel gegen die Hurerei. Nun sind alle Theologen der Ueberzeugung, daß eine bloße Ehe ohne die Gnade Gottes kein hinreichendes Mittel gegen die Hurerei sei, theils weil die Begierlichkeit in Folge des ehelichen Beischlafes vielmehr entzündet als ausgelöscht wird, theils weil es sich sehr oft ereignet, daß wegen Krankheit oder Abwesenheit der einen Ehehälfte auf lange Zeit die Nothwendigkeit der Enthaltsamkeit eintritt, was den Eheleuten schwerer zu fallen pflegt, als den Jungfräulichen der beständige Cölibat. Es war demnach zum Heile derer, welche in den Ehestand treten, nothwendig, daß Gott die Ehe mit einer besondern Gnade ausrüstete, d. h. zur Würde eines Sakraments erhob.

5) Die Ehe ist von jeher in der Kirche unter die heiligen Dinge gerechnet und gewöhnlich durch priesterliche Hand während des Gottesdienstes eingesegnet worden. Die Kirchenväter reden daher in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken davon. Der hl. Ambrosius sagt: „Wie kann da, wo die Eintracht des Glaubens fehlt, von einer Ehe die Rede seyn, da sie durch Schleier und Segnung von Priesterhand geheiligt werden muß.“ Tertullian aber schreibt: „Woher sollte ich eine hinreichende Schilderung des Glückes derjenigen Ehe nehmen, welche die Kirche knüpft, welche das Opfer kräftiget, deren Besieglung die Engel melden, welche der Vater für giltig hält?“ — Wäre nun die Ehe bloß ein menschlicher Vertrag, wie die Verträge über Kauf, Pacht ꝛc., oder nur ein bürgerlicher Lebensstand, wie nach Calvin der Ackerbau oder das Maurerhandwerk ist, so hätten die hl. Väter von ihr gewiß weder in so ehrfurchtsvollen Ausdrücken gesprochen, noch sie mit den heiligsten Dingen in Verbindung gesetzt.

6) Für den sakramentalischen Charakter der Ehe zeugt endlich auch die Präscription. Sowohl die lateinische als griechische Kirche lehren von jeher, daß es sieben Sakramente des neuen Bundes gebe, und zählen immer die Ehe unter diese. Namentlich hat der Patriarch Jeremias in einem Urtheile, welches er im Namen der übrigen griechischen Bischöfe über die Augsburger Confession 1576 abgegeben, die Ehe als ein wahres von Christus eingesetztes Sakrament bezeichnet, und dabei zog der Patriarch die bekannte Stelle aus dem fünften Kapitel des Briefes an die Epheser an. Daraus folgt aber:

a) Wenn die Griechen, welche seit so vielen Jahrhunderten von der Römischen Kirche getrennt leben, die Ehe für ein Sakrament halten, so ist dieß kein vom Papstthum ausgehegter Irrthum. In diesem Falle hätten ja die Griechen, wie so viel anders, was von der Römischen Kirche später ausgegangen, diese Lehre nicht angenommen. b) Wenn die Griechen, ungeachtet sie die hl. Schrift griechisch lesen, dennoch im fünften Kapitel des Briefes an die Epheser den sakramentalischen Charakter der Ehe fanden, so haben die Lateiner nicht aus Unkenntniß der griechischen Sprache, oder bloß aus dem Worte: Sacramentum, welches sie in der Vulgata fanden, das Sakrament der Ehe gedrechselt, wie so gerne die Gegner unsers Glaubens vorgeben. c) Wenn nicht bloß die lateinische, sondern auch die griechische Kirche darin übereinstimmen, daß die Ehe ein Sakrament ist, so ist dieß, wenn es je noch eine historische Wahrheit gibt, gewiß ein unumstößliches Zeugniß, und unsinnig ist es, dasselbe zu verwerfen.

18. Ueber den Minister des Ehesakraments.

Hier sind die Meinungen getrennt; die Einen halten dafür, die Contrahenten selbst seien die Ministri, die Andern sagen, wie bei allen Sakramenten, so sei auch bei der Ehe der Priester der Minister. Beide Parteien führen ihre Gründe an.

I. Die, welche behaupten, der Priester sei der Minister, bringen vor:

a) Die Präsumtion spricht dafür. Der Apostel sagt deutlich: Jedermann halte uns für die Ausspender der Geheimnisse Gottes.

Fände hinsichtlich der Ehe eine Ausnahme statt, so müßte die Schrift hievon etwas enthalten.

b) Die hl. Väter und die Concilien verlangen durchaus die priesterliche Einsegnung.

c) Mehrere Provinzial-Concilien stimmen dafür, daß der Priester Minister sei. Concil. Colon. vom J. 1536 sagt: Quod sacramentum (matrimonii) si quis, uti decet, acceperit, accidente sacerdotali praecatione confert donum spiritus, quo vir diligat uxorem amore casto, sicut Christus dilexit ecclesiam. Und im Enchiridion, welches auf Befehl dieses Conciliums herausgegeben worden ist, heißt es am Ende: Quanto magis putandum est, in nova lege sacerdotes legitimos hujus sacramenti ministros esse. — Auch das Concilium Tridentinum verlangt, daß der eigene Pfarrer oder sein Stellvertreter die Ehe einsegnen soll. Hinsichtlich der Worte, deren er sich dabei bedienen soll, sagt es: Eorum mutuo consensu intellecto vel dicat: Ego vos in matrimonium conjungo in nomine patris et filii et spiritus sancti, vel aliis utatur verbis, juxta receptum unius cujusque provinciae ritum. Die vorhin genannten Worte: Ego vos in matrimonium conjungo u. s. w. deuten offenbar an, daß der Priester der Minister sei.

d) Aus den ältesten und auch neuern Ritualien gehe hervor, die Kirche sehe den Priester als den Minister an. So schreibt das Manuale Yprense v. J. 1576 vor: „Ego tanquam ecclesiae minister vos in matrimonium conjungo.“ Und das von Mecheln v. J. 1589: „Ego tanquam Dei minister“ u. s. w.

II. Diejenigen, welche die Eheleute als die Ministri ansehen, sagen:

a) Die Ehe ist ein Contrakt, welcher dadurch, daß er von Christus zu einem Sakrament erhoben wurde, seine Natur nicht geändert hat. Die Wesenheit eines Contraktes aber besteht darin, daß sich die Contrahenten selbst wechselweise verbinden.

b) Papst Eugen IV. sagt in decr. pro Arm.: „Causa efficiens matrimonii est regulariter mutuus consensus per verba de praesenti expressus.“ Eugen redet hier von der Ehe als Sakrament; denn er wollte ja die Armenier circa ritum sacramentorum unterweisen. Hier sind nun deutlich die Eheleute als Ministri des Sakraments bezeichnet.

c) Das Concilium Tridentinum ſagt, daß die geheimen Ehen, die ohne prieſterliche Einſegnung geſchloſſen wurden, ſo lange giltige Ehen waren, als die Kirche ſie nicht irritirte. Tametsi dubitandum non est, clandestina matrimonia libero contrahentium consensu facta, rata et vera esse matrimonia, quamdiu ecclesia illa irrita non fecit, et proinde jure damnandi sunt illi, ut eos S. Synodus anathemate damnat, qui ea vera ac rata esse negant u. ſ. w. Unter matrimonia rata verſteht die Synode ſolche Ehen, die zwar noch nicht per copulam conjugalem vollzogen, aber nichts deſto weniger ſakramentaliſch ſind. Da nun die Synode die bis dorthin eingegangenen Winkelehen als matrimonia vera et rata, d. h. ſakramentaliſche Ehen anerkannt hat, ſo hat ſie eben dadurch erklärt, daß die Contrahenten ſelbſt die Miniſter dieſes Sakraments ſeien.

d) Die Kirche hält Verehelichte, welche aus der Ketzerei zurückkehren, zwar ſorgfältig an, ſich firmen zu laſſen; nicht aber wird verlangt, daß ſie bei ihrer Ehe die prieſterliche Einſegnung noch nachholen ſollen. Dieß begründet die Vermuthung, die Kirche halte Ehen, auch ohne prieſterlichen Segen geſchloſſen, für wahre Sakramente.

e) Das Concilium von Trient verlangt zur Eingehung der Ehe nur die Gegenwart des eigenen Pfarrers und zweier Zeugen. Wenn nun die Brautleute ſo ihren gegenſeitigen Conſens erklären, ſo ſchließen ſie eine wahre Ehe, wenn ſogar der Pfarrer dagegen proteſtiren würde. Auch werden ſolche Eheleute nicht mehr angehalten, den prieſterlichen Segen nachzuholen. Hier liegt klar am Tage, daß das Sakrament nicht von der prieſterlichen Einſegnung abhängt.

f) Es gibt Orte, wo das Concilium Tridentinum nicht publizirt iſt; hier iſt eine, wenn auch nicht in Gegenwart des Pfarrers eingegangene Ehe, vollkommen giltig und ſakramentaliſch; denn auch ſolchen Eheleuten wird nicht zugemuthet, die prieſterliche Einſegnung noch nachzuholen.

g) In vielen lateiniſchen und griechiſchen Ritualien iſt keine Spur von einer ſakramentaliſchen Form, die der Prieſter ſprechen ſollte. An einigen Orten bedient ſich der Prieſter der Worte: Ego vos sponso et sacramentum confirmo.

h) Vor Melchior Canus haben fast alle Theologen gelehrt, daß die Contrahenten die Minister des Sakraments seien; diese Meinung war so vorherrschend, daß Tournely, wiewohl er davon abweicht, eingesteht, dieselbe würde den Sieg erhalten, wenn die Sache durch die Zahl der Autoren entschieden werden soll.

Was nun die beiden Meinungen belangt, so mag einen Jeden sein eigenes Urtheil leiten. Was uns betrifft, so haben wir größere Vorliebe zur ersteren, wiewohl wir gestehen müssen, daß sich für die letztere mehr Gründe anführen lassen.

19. Eine einmal giltig geschlossene Ehe ist unauflöslich.

Bei Katholiken gibt es keine Trennung vom Ehebande, und die Kirche ist hierin in vollem Rechte. Wir beweisen dieses

I. Aus der heil. Schrift.

Marc. 10. heißt es: Es traten die Pharisäer zu Jesus, versuchten ihn und fragten: Ist es einem Manne erlaubt, sein Weib zu entlassen? Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Was hat euch Moses geboten? Sie sprachen: Moses hat erlaubt, einen Scheidebrief zu schreiben und das Weib zu entlassen? Jesus antwortete ihnen und sprach: Wegen der Härte eures Herzens hat er euch dieses Gebot geschrieben. Vom Anfange der Schöpfung aber hat Gott Mann und Weib erschaffen. Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen. Und es werden zwei in Einem Fleische seyn. Sie sind also nicht mehr zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen.

Hier erklärt Jesus Christus, daß die Ehe vom Anfang an unauflöslich war, und daß die Milderung, welche Moses eintreten ließ, nur in den schlimmen Zeitumständen ihren Grund hatte; woraus von selbst folgt, daß diese nur nothgedrungene und um größere Uebel zu verhüten, gewährte Erleichterung beim Eintreten eines vollkommenern Zustandes wieder wegfällt. Dieser vollkommnere Zustand ist mit dem Christenthum gekommen. Daher muß in der Kirche die Ehe unauflöslich seyn.

Daß dieß so sei, erklärt Christus noch deutlicher Mrc. 10,

10. 11. Da heißt es: „Und zu Hause fragten ihn seine Jünger abermals darüber. Und er sprach zu ihnen: Wer immer sein Weib entläßt, und eine Andere nimmt, der begeht an ihr einen Ehebruch. Und wenn ein Weib ihren Mann entläßt, und einen Andern heirathet, so bricht sie die Ehe."

Hier erklärt der Heiland die Ehe für alle Fälle als unauflöslich; denn bestände das frühere Eheband nicht mehr fort, so würden sich Personen, die von einander geschieden leben, keines Ehebruches schuldig machen, wenn sie eine neue Heirath schließen.

Eben so bestimmt lautet der Ausspruch Jesu bei Luk. 16, 18.: „Ein Jeder, der sein Weib von sich entläßt, und eine Andere heirathet, der bricht die Ehe; und wer eine vom Mann Geschiedene heirathet, der bricht die Ehe."

Nicht minder klar sind die Aussprüche des heil. Paulus über die Unauflösbarkeit der Ehe. 1. Cor. 7, 39. Das Weib ist an das Gesetz gebunden, so lange ihr Mann lebt; entschläft aber der Mann, so ist sie frei; sie heirathe, wen sie will. Und Röm. 7, 2. 3.: Ein Weib, das unter einem Manne steht, ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebt; wenn aber ihr Mann stirbt, so ist sie vom Gesetze des Mannes entbunden. Demnach heißt sie eine Ehrbrecherin, wenn sie, so lange der Mann lebt, zu einem andern Manne sich gesellt; wenn aber der Mann stirbt, so ist sie frei vom Gesetze des Mannes, so daß sie nicht Ehebrecherin wird, wenn sie zu einem andern Manne sich gesellt. Noch einmal spricht der hl. Paulus davon 1. Cor. 7, 10. 11. Hier sagt er: Denen, welche durch die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht vom Manne scheide. Wenn sie aber geschieden ist, so bleibe sie ehelos oder versöhne sich mit ihrem Manne. Auch der Mann entlasse sein Weib nicht. Hier gibt der Apostel zwar zu, daß eine Scheidung (von Tisch und Bett) möglich ist; aber keine förmliche Lösung vom Bande. Darum verbietet er einer solch Geschiedenen ein neues eheliches Verhältniß einzugehen. In Ansehung dieser Aeußerungen des hl. Paulus ruft der hl. Augustin aus: Haec verba Apostoli toties repetita, toties inculcata, vera sunt, vira sunt, sata sunt, plana sunt. Nullius viri posterioris uxor esse incipit, nisi prioris esse desierit; esse autem definet uxor prioris, si moriatur vir

ejus, non si fornicetur. Licite itaque dimittitur uxor ob causam fornicationis, nec carebit illo vinculo, etiamsi nunquam reconciliatur viro, carebit autem, si mortuus fuerit vir ejus.

Die Gegner berufen sich nun freilich auf ein paar Stellen des hl. Matthäus; allein abgesehen davon, daß Widersprüche aus diesen klar vorliegenden Aussprüchen berichtigt werden müßten, liegt in jenen Stellen nicht einmal, was man darin finden will. Matth. 19. heißt es: Da traten die Pharisäer zu Jesus, um ihn zu versuchen und sprachen: Ist es einem Manne erlaubt, sein Weib um jeder Ursache willen zu entlassen? Er antwortete und sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher am Anfange den Menschen schuf, als Mann und Weib sie geschaffen und gesagt habe: Um deßwillen wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden zwei in Einem Fleische seyn. So sind sie also nicht mehr zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen. Sie sprachen zu ihm: Warum hat denn Moses befohlen, einen Scheidebrief zu geben und (das Weib) zu entlassen? Der Heiland entgegnete: Moses hat euch euerer Herzenshärtigkeit wegen erlaubt, euere Weiber zu entlassen; im Anfange aber war es nicht so. Ich aber sage euch: Wer immer sein Weib entläßt, es sei denn um des Ehebruches willen, und eine Andere nimmt, der bricht die Ehe, und wer die Geschiedene nimmt, der bricht die Ehe." — In dieser Stelle redet Jesus eigentlich weniger davon, wie es mit der Ehe in seiner Kirche gehalten werden soll, als vielmehr von den damaligen Zuständen. Bekanntlich hat nämlich Moses dem Manne erlaubt, seiner Gattin, an der er etwas Häßliches findet, einen Scheidebrief zu geben. Deut. 24, 1—4. Um des unbestimmten Ausdruckes willen „wegen einer Häßlichkeit" — propter deformitatem — entstunden bei den Juden verschiedene Auslegungen bezüglich dessen, warum man der Gattin einen Scheidebrief geben dürfe. Namentlich gab es zu den Zeiten Jesu zwei sich widersprechende Schulen: die Anhänger des Hillel behaupteten, der Mann dürfe um jeder noch so unbedeutenden Ursache willen seinem Weibe einen Scheidebrief geben; die Schüler des Schammai aber sagten, nur im Falle eines Ehebruches oder auch aus sonst einer höchst wichtigen Ur-

sache sei Solches zu thun erlaubt. Die Pharisäer, welche sich Jesu nahten, hatten offenbar diese Zustände im Auge, und verlangten von Jesu bezüglich derselben eine Antwort. Daher heißt es auch: Sie traten hin, um ihn zu versuchen. Daraus folgt, daß Jesus sich auch nur bezüglich der unter den Juden damals bestehenden Verhältnisse erklären wollte. Und wie thut dieß der Heiland? Zuerst führt er die Ehe auf ihren Ursprung zurück, und sagt, daß sie anfänglich von Gott als unauflöslich eingeführt worden sei. Sofort sagt er, daß Moses zwar die Scheidung nachgesehen, aber er habe es ihrer Herzenshärte wegen gethan; aber es stehe dieses dem Manne nicht willkührlich zu, sondern nur im Falle, wo sich das Weib eines Ehebruches schuldig macht. Jesus spricht also hier nicht vom neuen Bunde, sondern vom Gesetz Mosis und erklärt eigentlich nur den Ausdruck: „Propter foeditatem.“ Wollte man aber auch die Rede Jesu vom neuen Bunde verstehen, so wäre sie eben dahin zu deuten, daß Christus nicht von der Auflösung des Ehebandes an und für sich spreche, da er sagt, die Ehe ist ursprünglich unauflöslich gewesen, sondern nur von einer Scheidung der Gattin von Tisch und Bett, und daß diese letztere im Fall des Ehebruches zulässig sei. Auch sagt Christus deutlich, daß das Eheband einer solch vom Manne entlassenen Frau noch fortdauere; denn es heißt: „Wer die Geschiedene nimmt, der bricht die Ehe.“ Wäre sie vom Bande gelöset, so würde ihre neue Vermählung kein Ehebruch seyn.

Auf die nämliche Weise erklärt sich auch Matth. 5, 32.: Christus spricht auch hier entweder vom alten Bunde, oder nur von einer Scheidung von Tisch und Bett.

II. Aus den Aussprüchen der heil. Väter.

Der Mann muß die Ehebrecherin entlassen, und für sich allein bleiben; wenn er aber sein Weib entläßt, und sich dann wieder verheirathet, so bricht er ebenfalls die Ehe. Hermes. 2, 4.

Wer eine von einem andern Manne Geschiedene heirathet, begehet einen Ehebruch. Justin. apol. 1.

Athenagoras erklärt, daß geschiedene Eheleute unverheirathet bleiben müssen, und Ehebrüche begehen, wenn sie sich dennoch verheirathen.

Einige Vorsteher der Kirche, klagt Origenes (tract. 7. in Matth.), haben gegen das Gesetz der Schrift dem Weibe bei Lebzeiten seines Mannes wieder zu heirathen erlaubt, und verfehlten sich gegen das, was geschrieben steht: Das Weib ist so lange an das Gesetz gebunden, als ihr Mann lebt u. s. w. Vielleicht war es Schwäche im Glauben oder Unenthaltsamkeit, die sie verleitete, es zuzulassen, um größere Uebel zu verhüten, wobei sie sich mehr nach der Meinung leichtsinniger Menschen, als nach dem Gesetze richteten.

Die Römer begehen Ehebrüche, wenn sie nicht geschieden sind; uns Christen aber ist, auch wenn wir geschieden sind, nicht erlaubt, wieder zu heirathen. Tertull. de monogam. c. 9.

Der hl. Ambrosius schreibt viel gegen diejenigen, welche ihr Weib entlassen, und eine Andere heirathen, und er nennt durchgehends eine solche Ehe einen Ehebruch. Ambros. in c. 16. Lucas.

Der hl. Hieronymus schreibt (epist. ad Oceanum de obitu Fabiolae), Fabiolä habe nach Entlassung ihres nicht bloß ehebrecherischen, sondern auch mit allen Lastern bedeckten Mannes einen Andern geheirathet; fügt aber bei, sie habe es aus Unkenntniß der evangelischen Strenge gethan. Er sagt auch, sie habe nach dem Tode ihres zweiten Mannes eine ihr vom Bischofe aufgelegte Buße mit größter Demuth geleistet.

Das Weib soll sich vom Mann nicht trennen, wenn es sich aber trennt, so bleibe es unverheirathet. Cyprian.

Da die Schrift eine Frau zu nehmen anrathet, so untersagt sie alle Trennung, indem sie befiehlt: Du sollst dein Weib nicht entlassen, außer im Falle eines Ehebruches; da aber meint die Schrift, daß ein Ehebruch begangen worden, wenn Einer heirathet, wo noch eines der Geschiedenen bei Leben ist. Clem. Alex. Strom.

Da die Frau weiß, daß es nothwendig sei, entweder jenen Mann, den sie zuerst geheirathet hat, zu behalten, oder wenn sie von ihm verstoßen wird, keine andere Unterkunft findet, so wird sie gezwungen, ihren Mann zu lieben. Chrysost. hom. 7. in Matth.

Es ist nicht erlaubt, daß der Mann, welcher sein Weib von sich entläßt, eine Andere heirathe, noch auch daß die Frau, welche von dem Manne geschieden ist, sich an einen Andern verheirathe. St. Basil.

Es ist allein wegen Unzucht die ehebrecherische Frau zu entlassen erlaubt; aber so lange dieselbe lebt, darf man keine Andere heirathen. Eben so wenig dürft ihr, Weiber! jene Männer heirathen, von denen sich ihre Weiber geschieden haben; dergleichen Verbindungen sind keine Ehen, sondern Ehebrüche. St. August.

III. Aus den Beschlüssen der Concilien.

Das Concilium von Elvira (305) erklärt im 9. Canon: Es ist nicht erlaubt, daß eine Frau, die wegen eines Ehebruchs ihren Mann verlassen hat, heirathet; sollte sie es aber dennoch thun, so soll ihr die Communion nicht eher gereicht werden, als bis ihr Mann gestorben ist, es sei denn, daß eine gefährliche Krankheit es eher fordert.

Auf dem Concilium zu Arles zu Anfang des vierten Jahrhunderts bestimmt die gallikanische Kirche im zehnten Canon: „daß jenen, die ihre Frauen im Ehebruche ergreifen, wieder zu heirathen verboten sei.“ Das Concilium bedient sich dann zwar des Ausdruckes, „es soll ihnen, wie es nur immer geschehen kann, der Rath gegeben werden, bei Lebzeiten ihrer Ehebrecherinen eine Andere nicht zu heirathen.“ Allein die Väter haben es mit Solchen zu thun, die erst zum Glauben bekehrt wurden. Daher wollten sie, daß dieses Gebot mit Gelindigkeit ausgeführt werde.

Was die afrikanische Kirche hierin glaubte, sprach sie auf dem Concil zu Carthago im J. 407 im 8. Canon aus, daß nämlich nach dem evangelischen Gesetze weder Mann noch Weib, nachdem dieselben den ehebrecherischen Theil verlassen haben, wieder heirathen dürfen, sondern unverheirathet bleiben, oder sich wieder aussöhnen müssen; im Weigerungsfalle sollen sie zur Buße gezogen werden. Auch bestimmt die Synode, ein kaiserliches Gesetz zu erbitten, welches die Gegengesetze aufhebt. — Dasselbe wurde auch auf dem zweiten Concil zu Mileve im J. 416 beschlossen.

Das Concilium von Angers i. J. 453 schließt jene von der Kirche aus, welche fremde Weiber, deren Männer noch bei Leben sind, nehmen, und dadurch den Namen der Ehe mißbrauchen.

Das Concilium von Nantes i. J. 656 erklärt: Wenn ein Mann bei seiner Frau einen begangenen und kundbaren Ehebruch bemerkt, so kann er, wenn er will, seine Frau verabschieden;

er darf aber auf keine Weise bei Lebzeiten derselben eine Andere heirathen.

Die englische Kirche erklärt auf der Synode zu Herford i. J. 673 im 10. Canon: „Keiner soll seine Ehegattin, ausgenommen im Falle des Ehebruchs, wie das Evangelium lehrt, verlassen; wenn aber Einer seine Frau verabschiedet hat, so darf er sich, wenn er ein wahrer Christ seyn will, mit keiner Andern trauen, sondern er muß so verbleiben, oder sich mit seiner Gattin wieder aussöhnen.

Aus dem achten Jahrhundert führt Isaak, Bischof zu Langers, aus dem Concilium des heil. Bonifacius und den Kapitularen der fränkischen Könige folgende Stelle an: Wenn die Frau einen Ehebruch begangen hat, so kann ihr Mann sie verabschieden, wenn er will. Der Mann aber kann keineswegs heirathen, so lange seine Frau lebt.

Im Concilium zu Frejus i. J. 791 wird dieselbe Lehre in Betreff des Ehebruchs vorgetragen, wie auch im Pariser Concilium i. J. 829. Das Concilium zu Burges i. J. 831 untersagt dem Manne die Heirath mit einer andern Frau, nachdem er die seinige verabschiedet hat; eben dieß verbietet es der Frau und rathet beiden die Versöhnung.

Die germanische Kirche erklärt auf der Synode zu Tribur i. J. 895 im 46. Can., daß der Mann in keinem Falle eine Andere heirathen dürfe, so lange die Ehebrecherin lebt.

Das allgemeine Concilium in Lateran 1179 befestigte die Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe, indem es dem Manne, dessen Frau eine Blutschande begangen und dem Manne nach dem Leben gestrebt hatte, die Erlaubniß gab, sich von ihr zu trennen und nach deren Tod sich zu verehelichen. Das verbrecherische Weib aber sollte niemals mehr zu einer Ehe schreiten können.

Die ökumenische Synode zu Florenz 1439 beklagte sich, daß die Griechen die Ehe trennen, und wollte hier abgeholfen wissen. Zugleich gab sie den zur römischen Kirche zurückkehrenden Armeniern die Vorschrift: Obschon es erlaubt ist, die Eheleute wegen Ehebruch von Tisch und Bett zu trennen, so ist es doch nicht

erlaubt zu einer andern Ehe zu schreiten, weil das Band einer giltigen Ehe ewig dauert.

Endlich das allgemeine Concilium von Trient erklärt Sess. 24. can. 5.: „Wenn Jemand sagt, wegen Ketzerei oder lästiger Beiwohnung oder wegen geflissentlicher Abwesenheit vom Ehetheile könne das Band der Ehe aufgelöset werden, der sei verflucht." — Und im 7. Canon: „Wenn Jemand sagt, die Kirche irre, da sie gelehrt hat und lehrt, nach der evangelischen und apostolischen Lehre, wegen des Ehebruches eines Ehetheiles könne das Band der Ehe nicht aufgelöst werden, und jeder Theil, auch der unschuldige, welcher zum Ehebruch nicht Ursache gegeben, könne bei Lebzeiten des Andern nicht eine andere Ehe schließen, und derjenige begehe Ehebruch, der nach Entlassung der Ehebrecherin eine Andere zur Ehe nimmt, wie auch diejenige, welche nach Entlassung des Ehebrechers, einen Andern heirathet, der sei verflucht." — Wir haben bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß dieser Canon aus Rücksicht auf die Griechen in diese Fassung gebracht worden sei. Ursprünglich lautete er: „Si quis dixerit, propter adulterium alterius conjugis matrimonii vinculum dissolvi posse, . . . anathema sit.

IV. Aus den Erklärungen der Päpste.

Papst Siricius sagt (ep. ad Hierem. torrac. c. 4.) im vierten Jahrhunderte: „Daß Keiner eines Andern Frau heirathen dürfe." Und setzt hinzu: „Dieß verbieten wir auf alle Weise."

Innocenz I. zu Anfang des fünften Jahrhunderts nennt Beide Ehebrecher, welche sich nach der Scheidung wieder verehelichen, sowohl den Mann, der die Frau entläßt, als jenen, der die Geschiedene nimmt. Der Papst beruft sich dabei auf das Evangelium.

Innocenz III. erklärt, daß Keiner heirathen dürfe, wenn er auch seine Frau wegen Ehebruch entlassen habe.

Alexander III. sagt, daß Keiner seine Frau außer um des Ehebruches wegen entlassen dürfe, und alsdann muß er entweder bei ihren Lebzeiten unverheirathet bleiben, oder sich wieder mit ihr aussöhnen.

Clemens III. führt i. J. 1267 in dem Glaubensbekenntnisse,

welches er für die Griechen an den Kaiser Michael schickte, den Tod als die einzige Ursache der Auflösung der Ehe an.

Auf dieselbe Weise erklärt sich Gregor X. im J. 1274 auf der Synode zu Lyon.

Noch könnten viele Namen von Päpsten angeführt werden, die mit allem Nachdruck den Fürsten und Großen sich widersetzten, wenn sie sich gegen die Unauflöslichkeit der Ehe vergingen. So that Gregor V. im 10. Jahrhundert gegen König Robert; Alexander II. im 11. Jahrhundert gegen Kaiser Heinrich III; Urban II. im 11. Jahrhundert gegen König Philipp in Frankreich; Innocenz III. im 12. Jahrhundert gegen König Philipp August von Frankreich; Honorius III. im 12. Jahrhundert gegen König Johann in England; Clemens V. im 14. Jahrhundert gegen den Sohn des Kaisers Ludwig; Alexander VI. im 15. Jahrhundert gegen den König Ludwig XII. von Frankreich; Clemens VII. im 16. Jahrhundert gegen den König Heinrich VIII. von England. (cf. unten VI.)

V. Aus der Praxis der Kirche.

Mehre christliche Kaiser, wie Constantin, Honorius, Theodosius, Anastasius, Justinian u. s. w. gaben zwar in ihren Gesetzen eine Ehescheidung wegen Ehebruch und auch noch aus andern Gründen zu; allein die Kirche blieb diesen Gesetzen immer fremd, ja sie widersprach ihnen selbst, und zwar:

1. Sie trug ihren Gläubigen immer vor, daß die Ehe unauflöslich sei. Dieß haben wir hinlänglich aus den oben angeführten Väterstellen und Concilien-Beschlüßen gezeigt.

2. Die Kirche setzte ihre Lehre den kaiserlichen Beschlüssen geradezu entgegen. Nachdem Justinus der Märtyrer gesagt, daß jener, der eine geschiedene Frau heirathet, die Ehe bricht, fügt er hinzu, daß jene Sünder vor Christus seien, die nach den menschlichen Gesetzen eine doppelte Ehe eingehen. Der heil. Chrysostomus beruft sich auf das letzte Gericht, in welchem jene, die ihren Weibern den Scheidebrief nach menschlichen Gesetzen geben, nicht nach diesen, sondern nach dem evangelischen Gesetze gerichtet werden. Hom. in verb. Ap. 1. cor. 7. Basilius setzt das göttliche Gesetz der Gewohnheit seiner Provinz entgegen, welche den Wei-

bern ihre ehebrecherischen Männer zu behalten aufträgt, die ehebrecherischen Weiber aber zu verabschieden erlaubt. Hieronymus widerspricht mit Schärfe den weltlichen Gesetzen: „Aliae sunt leges Caesarum, aliae Christi; aliud Papianus, aliud Paulus docet.“ Papst Gregor der Große sagt bezüglich der weltlichen Gesetze, welche das Eheband zu lösen erlaubten: Es ist zu wissen, daß, obschon das menschliche Gesetz dieses zugibt, doch das göttliche Solches verbietet.

3. Die Kirche widersprach den Gläubigen und sogar auch den Kaisern und Königen, wenn sie ihre Ehe nach den weltlichen Gesetzen vom Bande trennen wollten; und wenn sie hartnäckig darauf beharrten, so belegte sie solche mit dem Kirchenbann.

VI. Einige ausführliche, historische Ereignisse, aus denen hervorgeht, daß die Kirche keine Trennung des Ehebandes zuläßt.

Karl, der Große, machte sich um die katholische Kirche ungemein verdient; dennoch verfuhr der Papst Stephan III. mit aller Schärfe, als der König willkührlich seine rechtmäßige Ehe auflösen wollte. Karl hatte nämlich seine Gattin Himeltraud verstossen und auf Anrathen seiner Mutter Berthrade sich mit Leutberga, der Tochter des Longobarden Königs Desiderius vermählt. Der Papst drohte dem König Karl selbst mit dem Bann, wenn er die longobardische Prinzessin nicht wieder zurückschicke. Diese päpstlichen Drohungen und Ermahnungen, vereint mit den Vorstellungen der fränkischen Prälaten, brachten es dahin, daß Karl die Leutberga wieder entfernte, und seine verstossene Gemahlin auf's Neue zu sich nahm.

Im 9. Jahrhunderte verstieß König Lothar seine Gemahlin Teutberga, und vermählte sich mit seiner Conkubine Waldrade. Die Bischöfe des Landes hatten zwar dem Lothar auf einem Concilium zu Aachen die Ehescheidung zugegeben. Aber Papst Nikolaus I. suspendirte sie und belegte den König mit dem Bann. Erst Papst Hadrian II. löste ihn nach geleistetem Gehorsame wieder davon.

Kaiser Heinrich III. wollte sich i. J. 1066 von seiner Gemahlin Bertha scheiden lassen. Er eröffnete sein Vorhaben dem Erzbischof Sigfried zu Mainz. Dieser berichtete es dem Papst Alexander II.,

welcher seinen Legaten Peter Damian auf das Reichsconvent schickte, der mit Nachdruck gegen die vorhabende Ehescheidung protestirte. Auch die versammelten Fürsten gaben dem Legaten Beifall. Endlich erklärte Heinrich: Weil sie so hartnäckig darauf beharrten, so wolle er sich Gewalt anthun, und die Last, der er sich nicht entladen könnte, mit Gelassenheit tragen.

Philipp August, König von Frankreich, hatte sich mit Ingilburgis, der Tochter Canut III., Königs von Dänemark, verheirathet. Schon im dritten Monat darnach versammelte der König die Bischöfe zu Campiegne und ließ untersuchen, ob seine Ehe giltig sei. Aus Gefälligkeit gegen den König erklärten diese Herren seine Ehe für ungiltig. Papst Cölestin III. vernichtete das Urtheil der Bischöfe zu Campiegne im Jahre 1196. Dessenungeachtet heirathete der König bald darauf die Agnes von Meran, Tochter des Herzogs von Dalmatien. Cölestin war schon sehr alt, und seine Geschäfte in der damals bewegten Zeit waren zahllos; daher blieb für jetzt die Sache des Frankenkönigs auf sich beruhen. Innocenz III. aber, ein junger, rüstiger Papst, bemühte sich sogleich, diesem Aergerniß ein Ende zu machen. Der Papst schrieb an den Erzbischof von Paris und wiederholt an den König selbst, und ermahnte ihn väterlich, die Ingilburgis wieder zu sich zu nehmen. Da dieß Alles vergebens war, so sprach er den Kirchenbann über das ganze Reich aus. Der König wurde wüthend vor Zorn, er vertrieb die Bischöfe, jagte die Priester ins Elend, setzte die Pfarrer ab und zog ihre Güter ein. Endlich zwang ihn das jammernde Volk und das folternde Gewissen, dem Papste nachzugeben. Er versammelte die Bischöfe wieder, machte ihnen die bittersten Vorwürfe über ihr erstes Urtheil, entließ die Agnes und nahm die Ingilburgis zu sich.

Am wichtigsten ist der Vorfall mit Heinrich VIII., König von England. Dieser hatte die Wittwe seines Bruders Arthur, Katharina von Castilien, geheirathet. Heinrich lebte mit ihr viele Jahre zufrieden und glücklich, und sie gebar ihm mehrere Kinder. Katharina war jetzt etwas kränklich, und der König wendete seine Neigung den Hofdamen zu. Er kam so weit, daß er den Plan faßte, sich von seiner Gemahlin Katharina scheiden zu lassen und die Anna Boleyn zu heirathen. Sein Kanzler, der Kardinal

Wolsey, mußte mit dem Papste darüber in Unterhandlungen treten. Der König gab vor, daß ihn sein Gewissen zu diesem Schritt gezwungen; denn er halte die Ehe mit der Wittwe seines Bruders für ungiltig. Papst Clemens VII. kam in große Verlegenheit. Heinrich war von allen damaligen Regenten der Liebling des Römischen Hofes, nicht nur wegen seines ausgezeichneten Eifers, mit dem er sich der Ausbreitung der Lehre Luthers widersetzte, sondern auch, indem er seit den achtzehn Jahren seiner Regierung in allen Kriegen, in welche die Päpste ununterbrochen verwickelt waren, ihnen auf mancherlei Weise beistand. Die nachgesuchte Scheidung gab auch dem Papste eine willkommene Gelegenheit an die Hand, sich an dem Kaiser Karl V. zu rächen, der ein Neffe der Königin Katharina von England war, und dessen Truppen erst Rom erobert und geplündert, und den Papst selbst auf der Engelsburg gefangen gehalten hatten. Dennoch erklärte der Papst die Ehe des Heinrich mit Katharina nicht für ungiltig. Dieser that Alles, um seiner ihm gehässig gewordenen Gattin los zu werden; er suchte von den Universitäten des In- und Auslandes Gutachten für seine Ehescheidung zu erwirken; er wandt sich an die deutschen Fürsten, daß sie den Papst für seine Sache gewinnen möchten, und versprach hohe Geschenke; er bemühte sich darzulegen, daß die Dispense, mit der Wittwe seines Bruders die Ehe eingehen zu dürfen, vom päpstlichen Stuhle erschlichen und also ungiltig war. Der Papst ließ sich nicht bewegen und meldete dem König: er bitte ihn, nicht zu begehren, daß er aus Dankbarkeit gegen die Menschen die unwandelbaren Gebote Gottes verletzen soll. Als Heinrich alle seine Bemühungen vereitelt sah, brach er alle Verbindungen mit Rom ab, legte sich den kirchlichen Supremat in seinem Lande bei und machte den Anfang zur Einführung des Protestantismus in seinem Reiche. Rom blieb auch jetzt noch fest, und ließ lieber den König sammt seinem Volke aus der katholischen Kirche ausscheiden, als daß es gegen das Gesetz Gottes eine giltige Ehe wieder aufgelöst hätte.

VII. Vernunftgründe wider die Ehescheidung.

Gott schuf die Eva aus dem Fleisch des Mannes, damit sie sei Gebein von seinem Gebein und Fleisch von seinem Fleische.

Daher sind Mann und Weib durch die Schöpfung so eng verbunden, daß sie, wie die Schrift sagt, zwei in Einem Fleische sind. Demnach verhalten sie sich zu einander wie Glieder in einem Leibe. So wenig es nun angehet, die Glieder eines Leibes von einander zu reißen, eben so wenig ist es erlaubt, daß sich der Mann von seinem Weibe trenne. Erfolgt aber auch eine Scheidung, so ist dieß doch keine Scheidung des inneren Bandes. Denn auch das getrennte Weib bleibt noch Weib dessen, von dem sie geschieden worden ist, wie auch eine abgeschnittene Hand noch Hand dessen ist, von dem sie genommen worden ist, und nie die Hand eines Andern wird.

Wir erkennen Alle, daß der neue Bund die Vollendung des alten ist und die Zurückführung des Menschen zum Urzustande vor der Sünde. Die paradiesische Ehe war aber unauflöslich. Matth. 10, 6. Daher ist eine jede Trennung gegen den göttlichen Willen, und daher aus dem Bösen. Durch die Erlösung im neuen Bunde ist aber der Mensch geheiligt, daß er nicht aus dem Bösen handle. Auch die Ehe wurde gleichsam erlöset und wieder zu jener heiligen Untrennbarkeit erhoben, die sie schon im Paradies gehabt. Denn wäre es noch erlaubt, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben, so wäre die Ehe im neuen Bunde nicht vollkommner als die im alten, was gegen die Lehre des Evangeliums ist; denn Christus ist gekommen, das Gesetz zu vervollkommnen.

Adam nahm sich sein Weib nicht selbst, sondern Gott hat es ihm mit eigener Hand gegeben; er hat also seine Ehe bestätiget, und so soll es im Grunde bei einer jeden Ehe geschehen. Daher sagt man, daß gute Ehen im Himmel geschlossen werden, und die hl. Schrift sagt: Haus und Reichthum erbt man von den Eltern, aber ein kluges Weib ist eine Gabe Gottes. Wird nun Gott sein Wort zurücknehmen und dir erlauben, ein anderes Weib zu heirathen? Nein, Gott nimmt seine Bestätigung nicht zurück. Daher kann auch eine einmal giltig geschlossene Ehe nicht mehr vom Bande gelöset werden.

Die Ehe ist ein Bild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche; aber Christus ist mit seiner Kirche verbunden bis an's Ende der Zeiten. So müssen auch die Eheleute unzertrennlich

mit einander verbunden bleiben; denn sonst wäre die Ehe gerade in einer Hauptsache, in der unwandelbaren Liebe, kein Bild mehr von der Vereinigung Christi mit seiner Kirche.

Eine Zerreißung des Ehebandes liegt auch nicht von Ferne im Willen der sich ehelichenden Brautleute. Brautleute, saget es selbst, als ihr am Altare stundet und euch zum heiligen Bunde die Hände gabt, hattet ihr damals den Wunsch, daß die Ehe auflöslich sei, oder den Vorsatz, euch nach einiger Zeit wieder zu trennen? Ist nicht schon der Gedanke an Trennung für liebende Herzen schrecklich? O gewiß, als ihr am Altare stundet, da hattet ihr den Willen, euch ewig einander angehören zu wollen. Hättet ihr es damals nicht mit Entrüstung zurückgewiesen, wenn man euch gesagt hätte, nach einiger Zeit wolle man euch wieder trennen? Nun warum soll jetzt geschehen, was ihr damals selbst verworfen habt?

Durch die Einführung einer Ehescheidung ist überdieß der schuldige Theil immer am meisten begünstiget. Denn nehmen wir an, daß die Ehe des Ehebruches wegen getrennt werde, so würde die Kirche den Eheleuten selbst das Messer in die Hände geben, ihre Bande willkürlich zu zerschneiden. Wenn der Mann seiner Frau, und diese ihres Mannes satt wäre, und der Ehebruch ein Mittel wäre des lästigen Gatten los zu werden, würde nicht der leichtsinnige Theil die Ehe brechen, um das Ziel seines Wunsches zu erreichen? Hieße das nicht offenbar zum Laster reizen? Wohin käme man mit der Sittlichkeit?

Die Unauflöslichkeit der Ehe ist auch offenbar ein Tugendmittel. Wenn man weiß, daß man niemals mehr seines Gatten los wird, so wird man sich bemühen, den Zorn zu überwinden und die Leidenschaft zurückzuhalten, um sich nicht schon auf dieser Welt eine Hölle zu schaffen. Man wird bei dem Gedanken: „Mit diesem Menschen muß ich mein ganzes Leben zusammen seyn," auch bei der Wahl des Ehetheiles schon vorsichtiger seyn.

Endlich, was würde aus den Kindern werden, wenn Eheleute beliebig wieder auseinander gehen könnten? Wem würden die Kinder angehören? Wer würde ihre Erziehung übernehmen? Welche Nachtheile entstünden daraus für die menschliche Gesellschaft überhaupts?

20. Wird die Ehe in Betreff des Bandes gelöst, wenn einer von den ungläubigen Gatten zum Christenthum übergehet?

Es sind die Theologen in dieser Frage keineswegs einig. Manche suchen mit vielen Gründen zu beweisen, daß auch im Falle, wo ein Theil von einer im Heidenthume (Judenthum) geschlossenen Ehe zur Kirche übergeht, die Ehe hinsichtlich des Bandes unauflösbar sei; Andere hingegen sind entgegengesetzter Meinung. Und ihre Gründe scheinen wichtiger zu seyn; denn:

1) Gibt der Apostel eine solche Scheidung zu. Er sagt nämlich 1. Cor. 7, 12—16.: „Wenn ein Bruder ein ungläubiges Weib hat, und es ihr gefällt, bei ihm zu wohnen, so entlasse er sie nicht. Und wenn ein gläubiges Weib einen ungläubigen Mann hat, und es ihm gefällt, bei ihr zu wohnen, so entlasse sie den Mann nicht; denn der ungläubige Mann wird geheiligt durch das gläubige Weib, und das ungläubige Weib wird geheiliget durch den gläubigen Mann; sonst wären eure Kinder unrein, nun aber sind sie heilig. Will aber der Ungläubige sich scheiden, so mag er sich scheiden; denn nicht gebunden ist der Bruder oder die Schwester in solchem Falle, sondern im Frieden hat uns Gott berufen." — In dieser Stelle sagt der Apostel:

a) Wenn der ungläubige Theil mit dem gläubig gewordenen die Ehe fortsetzen will, so soll keine Trennung geschehen. Indeß wollen einige Theologen diese Worte des Apostels nur für einen Rath ansehen, und auch in diesem Falle eine solche Ehe für auflösbar erklären, was allerdings mehr im Prinzipe liegt.

b) Will aber der Ungläubige sich trennen, so ist auch der Gläubige nicht mehr gebunden. Nun läßt sich der Ausdruck „nicht gebunden seyn" allerdings doppelt fassen: entweder er kann getrennt leben, ohne daß er aber zu einer neuen Ehe schreiten darf, oder er kann getrennt leben, und darf auch sich neuerdings wieder verehelichen. Die Schriftausleger sind in ihren Meinungen getheilt. Indeß scheint der Apostel die Lösung des Bandes ausgesprochen zu haben; denn er sagt schlechthin, daß der gläubige Theil nicht mehr gebunden sei, ohne den Beisatz zu machen, daß der geschiedene, christliche Theil ehelos bleiben müsse, wie er dieß bei Ehen zwischen Christen (V. 11.) gethan hatte. So verstehen

die Stelle auch Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Thomas und Andere.

2) Die Lehre der Auflösbarkeit einer solchen Ehe sehen wir auch in der Kirche durch alle Zeiten theoretisch und praktisch festgehalten. Das Concilium von Elvira erlaubt dem Gläubigen den eines Ehebruches schuldigen Ungläubigen zu verlassen, und einen Andern zu heirathen. Der vierte Canon des Conciliums von Toledo erlaubt die Ehe mit unbekehrlichen Juden zu trennen. Dem Pollentius, welcher der Ansicht war, der Gläubige dürfe den Ungläubigen nicht verlassen, entgegnete der hl. Augustin: freilich dürfe er dieses an und für sich, weil der Herr es nicht untersagt habe, obgleich es besser sei, wenn er es nicht thue, wie auch der Apostel hiezu rathe, damit Gatte und Kinder durch die Rede und das Leben des christlichen Theiles dem Herrn gewonnen werden mögen. Und dann fährt Augustin fort: Non propter vinculum cum talibus conjugale servandum, sed ut acquirantur in Christum, recedi ab infidelibus conjugibus apostolus vetat. De conj. adult. 1, 14.

Papst Clemens III. erklärte sich hierüber also: Caeterum ipsis viventibus et volentibus remanere, cum aliis contrahere non debent. Quod si in odium christianae fidei receperint, cum teste Gregorio contumelia creatoris circa eum, qui relinquitur, jus matrimonii solvat, alios in matrimonium ducere non prohibentur, nec refert, utrum in secundo vel tertio gradu, cum fuissent a fide alieni, contraxerint.

Papst Innocenz III. sagt: Si alter infidelium ad fidem catholicum convertatur, altero vel nullo modo vel saltem absque blasphemia divini nominis, vel ut eum pertrahat ad mortale peccatum ei cohabitare volente, qui relinquitur, ad secunda, si voluerit, vota transibit.

Auf dieselbe Weise erklärt sich Papst Benedikt XIV. Und daß in der neuesten Zeit Papst Gregor XVI. sich ebenfalls für die völlige Scheidung ausgesprochen habe, ist nicht minder bekannt.

Demnach dürfte es außer Zweifel seyn, daß eine im Juden- oder Heidenthum geschlossene Ehe, wenn ein Theil gläubig wird, auflösbar sei, und der gläubig gewordene Theil auch eine neue Ehe eingehen kann. Wir müssen aber noch die Bemerkung bei-

fügen, daß eine von Gläubigen geschlossene Ehe durch den Abfall eines Theiles nicht auflöslich wird, sondern fortbestehet, weil hier die Ehe durch das empfangene Sakrament zur ursprünglichen Würde und Heiligkeit erhoben worden ist. Daher sagt der hl. Augustin: Nam etsi matrimonium verum quidem inter infideles existat, non tamen est ratum; inter fideles autem verum quidem et ratum existit, quia sacramentum fidei, quod semel admissum nunquam amittitur, ratum efficit conjugii sacramentum, ut ipsum in conjugibus illo perdurante perduret.

21. Kann eine einmal giltig geschlossene, aber noch nicht vollzogene Ehe durch Ablegung der Ordensgelübde hinsichtlich des Bandes wieder gelöst werden?

Die Kirche hat von jeher an dem Grundsatze festgehalten, daß eine zwar geschlossene, aber noch nicht vollzogene Ehe (matrimonium ratum, sed nondum consumatum) durch Ablegung der Ordensgelübde auch vom Bande gelöset werden könne, in Folge dessen der in der Welt zurückbleibende Theil sich wieder verehelichen darf. Die Ehen des hl. Alexius, der hl. Thekla und Anderer wurden auf diese Weise gelöset. Aus späterer Zeit wissen wir, daß Edildrida mit Eckfridus, König von England, sich vermählte; sie vollzog aber die Ehe nicht, weil sie in ein Kloster gehen wollte. Sie erhielt endlich auch vom Könige, ihrem Gemahl, die Erlaubniß hiezu. Dieser vermählte sich hierauf mit Eremburga, und wurde darüber von Niemanden getadelt. Papst Gregor der Große legt ebenfalls Zeugniß hiefür ab, daß die Kirche diesen Grundsatz festhalte und eine solche Ehe als vom Bande gelöset ansehe. Im zwölften Jahrhunderte erklärt Alexander III.: „Verum post consensum legitimum de praesenti licitum est alteri, altero etiam repugnante, eligere monasterium (sicut sancti quidam de nuptiis vocati fuerunt) dummodo carnalis commistio non intervenerit inter eos, et alteri remanenti (si commonitus continentiam servare noluerit) licitum est, ad secunda vota transire, quia, cum non una caro fuissent simul effecti, satis potest unus ad Deum transire et alter in saeculo remanere.“ Nach diesem Grundsatze handelten auch die übrigen Päpste, namentlich Martin V., Pius IV., Gregor XIII. u. s. w. Deutlich hat hier-

über das Concilium von Trient Sess. 24. can. 6. entschieden: „Si quis dixerit, matrimonium ratum, non consummatum per solemnem religionis professionem alterius conjugum non dirimi, anathema sit.“

Die Gottesgelehrten geben für diese Handlungsweise der Kirche folgende Gründe an:

a) Es ist erlaubt von einem minder vollkommenen Stande zu einem vollkommnern überzugehen, wenn es ohne Unbild eines Andern geschehen kann. Nun ist der Ordensstand vollkommner als der Ehestand; und der Uebergang zum Ordensstand gereicht Keinem zum Nachtheil; denn der zurückbleibende Gatte erhält seine Freiheit, und kann wieder wählen.

b) Das Band der Ehe ist theils geistig, insofern es aus der beiderseitigen Einwilligung entsteht; theils fleischlich, insofern die Ehe vollbracht wird. Sowie nun das fleischliche Band durch den Tod getrennt wird, so wird das geistige durch die Ordensprofession als geistigen Tod getrennt.

c) Die Stärke des Ehebandes besteht besonders darin, daß zwei in Einem Fleische sind. Nun aber vor der Vollbringung der Ehe sind eigentlich die Zwei noch nicht in Einem Fleische.

d) Es werde ohnehin eine jede Ehe mit der stillschweigenden Bedingung eingegangen, daß einem jeden Theile vor der Vollziehung der Ehe noch gestattet werde, in den Ordensstand zu treten. Wirklich erlaubt die Kirche den Eheleuten nach geschlossener Ehe noch zwei Monate, in welchen sie wählen können, ob sie im Ehestand bleiben oder in ein Kloster treten wollen; und während dieser Zeit kann kein Theil den andern zur Vollbringung der Ehe zwingen. (Cf. Ringler's Dogmatik.)

22. Wie es kommt, daß die schismatischen Griechen die Ehe in gewissen Fällen auflösen.

Es ist bekannt, daß die schismatischen Griechen die Ehe im Falle des Ehebruches, und wie P. Held berichtet, auch in einigen andern Fällen vom Bande lösen. Allein sie weichen hierin von der Lehre ihrer eigenen Glaubensvorgänger ab. Die ältesten griechischen Kirchenväter lehren so gut die Unauflöslichkeit der Ehe, wie die lateinischen. Wir haben oben einige Zeugen hiefür an-

geführt. Indeß weiß man, daß mehre griechische Kaiser in ihren weltlichen Gesetzen sich für die Auflöslichkeit der Ehe erklärten. Diese Gesetze scheinen allmählig in die Praxis übergegangen zu seyn, schon deßwegen, weil sich die Kaiser hierin überhaupts mehr Freiheit nahmen, und das Volk sich nach dem Beispiele seiner Obern richten mochte; dann aber vorzüglich durch die Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen. Nachdem die Griechen vom Römischen Papste als dem alleinigen Oberhaupt der Kirche sich getrennt hatten, verfolgten sie denselben mit unversöhnlichem Haß. Sie überließen jetzt ihren Kaisern die höchste Gewalt auch in geistlichen Dingen, und diese verdrängten die Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe durch ihre Gesetze. Die lateinische Kirche hörte aber nicht auf, den schismatischen Griechen gegenüber ihre Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe aufrecht zu erhalten. So bestimmt Innocenz IV. den im Jahre 1250 zur Union aufgenommenen Griechen den Tod eines Theiles allein als Auflösungsursache der Ehe. Im Jahr 1270 begehrte Rudolph, römischer Legat im Lager des Königs Ludwig von Frankreich, daß die Griechen das Glaubensbekenntniß ablegen sollen, welches die Päpste Urban IV. und Clemens IV. ihnen vorgeschrieben haben, und wornach der Tod allein das Eheband trennt. Im Jahre 1351 schrieb Clemens VI. den Armeniern, deren Glaubensbekenntniß nicht deutlich genug war, unter andern Punkten auch die Unauflöslichkeit der Ehe vor. Die Forderung der Römischen Kirche von den Griechen hinsichtlich des Ehebandes auf der Synode zu Florenz 1439, sowie die Erklärung der Synode von Trient haben wir oben angeführt. Noch fügen wir bei, daß Gregor XIII. auf die Fragen des Patriarchen der Maroniten bezüglich der Ehetrennung auch im Falle des Ehebruches nur eine Scheidung von Tisch und Bett zugab. Im Jahre 1595 befahl Clemens VIII. den Bischöfen der unirten Griechen, daß sie in keinem Falle die Ehe vom Bande trennen dürften. Dasselbe thaten auch noch andere Päpste und namentlich Benedikt XIV.

23. Sind gemischte Ehen auflösbar?

Da eine Ehe von zwei Protestanten giltig eingegangen vom Bande nicht gelöset werden kann, so kann es noch weniger der Fall seyn,

wenn ein Theil davon katholisch ist. Es ist auch unerhört, daß eine giltig geschlossene gemischte Ehe vom Bande wieder gelöst worden wäre. Ein paar Ereignisse, die man dagegen vorbringen will, passen nicht hieher. Man sagt nämlich: Pius VI. habe dem Herzog von Württemberg, Karl Eugen, erlaubt, sich mit der vom protestantischen Consistorium dem Bande nach geschiedenen Gräfin von Hohenheim noch bei Lebzeiten ihres vorigen Gemahls, Baron von Leutrum, zu verehelichen. Allein die Geschichte verhält sich wie folgt: Der katholische Karl Eugen wollte sich allerdings mit der vom protestantischen Consistorium geschiedenen Gräfin von Hohenheim verehelichen. Der Herzog erbat sich nun von mehrern katholischen Gelehrten und selbst von Ordinariaten Bescheid, was nach katholischen Grundsätzen von der vorhabenden Ehe zu halten sei. Die Gutachten erklärten sich fast einstimmig, daß der Herzog diese Ehe nicht giltig eingehen könne. Die Sache kam nach Rom und der Papst entschied ebenfalls, daß die Ehe nicht eingegangen werden könne. Später brachte man vor, daß die erste Ehe der Gräfin nicht giltig gewesen sei. Nachdem sich dieses nach genauester Untersuchung richtig herausgestellt hatte, gab endlich der Papst diese Ehe des Herzogs mit der Gräfin von Hohenheim zu.

Der zweite Fall ist folgender: Im Jahre 1808 vermählte sich die bayrische Prinzessin Charlotte mit Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Württemberg. Im Jahr 1816 löste Papst Pius VII. dieses Eheband und erlaubte der Prinzessin noch bei Lebzeiten ihres ersten Gemahls die Eingehung einer neuen Ehe mit Kaiser Franz von Oesterreich. Auch dieser Fall beweist nichts gegen die Lehre der katholischen Kirche; denn auch hier fand keine wahrhaft giltige Ehe statt. Die Geschichte ist nämlich diese: Die bayrische Prinzessin Charlotte verehelichte sich am 8. Juni 1808 mit dem königlichen Kronprinzen von Württemberg, Friedrich Wilhelm. Die Trauung geschah in München. Schon vor der Trauung bemerkte die erhabene Braut, daß ihr hoher Bräutigam keine Zuneigung zu ihr habe. Sie äußerte deßhalb ihre Besorgnisse; allein da man ihr vorstellte, daß diese Benehmungsart des Prinzen in seinem Charakter liege, so ließ sie sich beruhigen, und — die Trauung vollziehen. Sobald die Trauung geschehen war, ge-

wann sie auf's Neue die Ueberzeugung, daß ihr Gemahl keine Neigung zu ihr habe; denn er behandelte sie nie wie seine Frau. In diesem Zustande harrte sie mehrere Jahre aus, ohne von ihrer Seite die mindeste Veranlassung zu einer Klage zu geben. Endlich ließ sich der Kronprinz am 31. August 1814 von dem protestantischen Consistorium zu Stuttgart scheiden. — Die königliche Prinzessin, damals in Würzburg sich aufhaltend, wendete sich nun im Monate Juli 1815 an den römischen Stuhl, stellte ihre Verehelichungsgeschichte dar, und bat den heiligen Vater, er möchte ihre Ehe ex defectu consensus als null und nichtig erklären, oder da ihre Ehe nie consummirt worden sei, darin dispensiren. — Der Papst setzte eine Congregation von fünf Kardinälen und einem Sekretär nieder, ließ die Sache von dem Weihbischofe in Würzburg genau untersuchen, und zwar nach der vom Papste Benedikt XIV. in der berühmten Bulle: Dei miseratione vorgeschriebenen Form, — ließ nicht nur die hohe Bittstellerin, sondern auch ihre Hofdamen, ihren Beichtvater ꝛc., dann auch sieben ihrer Anverwandten, resp. königliche Staatsdiener schwören, daß das Gemüth des Prinzen stets von ihr abgeneigt gewesen sei, und sie niemals das Matrimonium mit ihm consummirt habe. Auch ward der Kronprinz von Württemberg aufgefordert, ein Gleiches zu beschwören, und durch sieben Anverwandte, resp. Hofherren, beschwören zu lassen. — Dieß geschah. Als nun die sämmtlichen Akten nach Rom einbefördert waren, ward ein Defensor matrimonii aufgestellt, der seine Gegenbemerkungen zu machen hatte und auch wirklich machte. Nach geschlossenen Verhandlungen ward zu Rom eine besondere Congregation im Januar 1816 abgehalten, und endlich, da diese Ehe als ungiltig erkannt worden, ward der Prinzessin die Eingehung einer andern Ehe bewilligt, in Folge dessen sie sich mit dem Kaiser Franz von Oesterreich vermählte.

24. Dem Katholiken ist es nicht erlaubt, sich mit einem geschiedenen Protestanten zu verehelichen.

Es ist einem Katholiken nicht erlaubt, eine protestantische Person, die nach protestantischen Grundsätzen von ihrem Ehetheil getrennt ist, zu heirathen; denn nach göttlichem Gesetze ist eine

giltig eingegangene Ehe unauflöslich. Es dauert also die Ehe einer solch geschiedenen Person, so lange ihr Ehetheil lebt, noch fort: daher kann sie mit Niemand Anderm eine giltige Ehe eingehen. Dafür bestehen auch positive Entscheidungen. Das erzbischöflich Mainzische Generalvikariat zu Aschaffenburg erließ unter dem 1. Juni 1803 ein diesen Gegenstand betreffendes Ausschreiben an die Ordinariate zu Trier, Köln, Konstanz, Straßburg, Bamberg, Freising, Regensburg, Worms, Fulda und Speier, mit dem Ersuchen, ihre Gesinnungen hierüber mitzutheilen. Diese erz- und bischöflichen Ordinariate stimmten darin alle überein, daß Ehen zwischen Katholiken und protestantisch-geschiedenen Personen, so lange ihr voriger Ehetheil lebt, ungiltig seien. Ferners fragte sich in dieser Sache der Fürstprimas, Karl von Dalberg, als damaliger Erzbischof von Mainz, beim päpstlichen Stuhle an. In einem Breve vom 8. Oktober 1803 sagt Pius VII. unter Anderm auf die Frage, ob katholische Pfarrer solche Trauungen vornehmen dürfen: Vides, gravissimum commissuros scelus suumque sacrum ministerium prodituros esse eos parochos, qui has nuptias sua praesentia probarent; suaque benedictione firmarent. Neque enim illae nuptiae dicendae sunt, sed potius adulterina connubia. Prostat enim immotumque manet impedimentum ligaminis ex vinculo prioris matrimonii, quod per sententiam acatholici consistorii relaxari et dissolvi non potuit; quo durante et persistente impedimento, si vir feminae conjugitur, adulterium est. Ferners sagt der Papst, daß Katholiken, welche solche Ehen eingehen, und sich bei akatholischen Wortsdienern trauen lassen, zum Empfang der Sakramente nicht zugelassen werden sollen, und zugleich soll man die Kinder, welche etwa aus solchen Verbindungen hervorgehen als für im Ehebruch erzeugte ansehen. Auf den etwaigen Einwurf, daß die Unauflöslichkeit der Ehe vom Sakramente abhänge, die Ehen der Protestanten aber keine Sakramente und also auch auflöslich seien, antwortet der Papst: Praetermissa quaestione illa, de qua nihil modo statuere volumus, an haereticorum conjugia coram ministro acatholico contracta sacramenta sint, nec ne, illud certe, quod ad rem pertinet, exploratum est, conjugale foedus a prima sua institutione, antequam ad sacramenti dignitatem elevaretur, divino jure indissolubile

prorsus perpetuumque extitisse, quemadmodum egregie observasse Patres concilii Tridentini in doctrina de sacramento matrimonii ipsemet Benedictus XIV. luculenter ostendit.

25. Die Scheidung von Tisch und Bett.

Aus wichtigen Ursachen findet in der katholischen Kirche eine Scheidung von Tisch und Bett statt. Dafür hat sich auch das Concilium von Trient ausgesprochen. „Si quis dixerit, ecclesiam errare, cum ob multas causas separationem inter conjuges quo ad thorum seu quo ad cohabitationem ad certum incertumve tempus fieri posse decernit, anathema sit.“ Solche Ursachen zur Scheidung sind:

a) Der Ehebruch; denn schon nach dem Naturrechte verliert derjenige alles durch einen Vertrag erworbene Recht, der den Vertrag zuerst bricht. Doch fällt dieser Grund wieder hinweg: wenn der eine Ehegatte selbst dem andern zur Vermischung mit einer dritten Person gerathen; wenn derselbe zuvor sich eines gleichen Verbrechens schuldig gemacht: denn gleiches Unrecht hebt sich einander auf; wenn der unschuldige Theil dem schuldigen wieder verziehen, wovon der abermalige Vollzug der Ehe ein Beweis ist; wenn der Ehebruch gegen Willen des schuldigen Theiles, z. B. durch Zwang geschehen wäre. Der Ehebruch ist zugleich Ursache zur lebenslänglichen Scheidung. Indeß mag es Umstände geben, wo in Rücksicht auf höhere Güter der unschuldige Theil verzeiht, und so die Ehe wieder fortgesetzt wird. Zur Scheidung von Tisch und Bett sind fernes Gründe:

b) Lebensgefährliche Nachstellungen.

c) Unvertilgbarer Haß mit grober Mißhandlung

d) Abfall des einen Theiles vom wahren Glauben, und Gefahr des andern verführt zu werden.

e) Böswillige Verlassung.

Die Scheidung löst das Band der Ehe nicht auf; daher dauern auch alle persönlichen Rechte fort, und die Frau behält auch den Namen und den Charakter des Mannes.

Weil durch die Scheidung das Band der Ehe nicht aufgelöset wird, so kann auch keine der so geschiedenen Personen bei Lebzeiten des andern Theiles zu einer neuen Ehe schreiten. Man

will hier das Beispiel des Kaisers Napoleon entgegen halten, der von seiner Gemahlin Josephine sich scheiden ließ und hierauf mit der Prinzessin Louise eine neue Ehe einging. Allein erwiesener Maßen war diese Ehe vor der Kirche nicht giltig; denn Napoleon hatte seine Verbindung mit Josephine nur als Civilakt eingegangen: diese Ehe litt an dem Hinderniß der Clandestinität, weil sie nicht in Gegenwart des eigenen Pfarrers oder eines von ihm delegirten Geistlichen und zwei Zeugen eingegangen worden war. Es stund ihr also ein auflösendes Hinderniß entgegen und daher war sie in facie ecclesiae ungiltig. So hatte nach genauer Untersuchung und Vernehmung der Zeugen nicht nur das Offizialat von Paris, sondern auch das Metropolitikum entschieden.

Wenn eine Ehe nach katholischen Grundsätzen geschieden ist, und in Folge dessen die beiden Gatten abgesondert von einander leben dürfen, so sollen sich beide eines sittlich-reinen Wandels befleißen, und möglichst darauf denken, sich wieder zu vereinigen. Denn eine geschiedene Ehe ist immer etwas Trauriges: die Erziehung der Kinder leidet Schaden; das Hauswesen geht rückwärts; die Gatten selbst sind vielen Gefahren ausgesetzt.

26. Einige Ansichten über die zweite Ehe.

In den ältern Zeiten des Christenthums war man auf die zweite, dritte oder gar vierte Ehe nicht gut zu sprechen. Manche Väter, wenn sie dieselbe auch nicht als unerlaubt verwarfen, hielten sie doch nicht für schicklich. Der hl. Ambrosius sagt: **Non prohibemus secundas nuptias, sed non probamus saepe repetitas.** Man unterwarf sogar jene, welche zur zweiten und dritten Ehe schritten, öffentlichen Bußübungen. Solches verordnete unter Anderm das Concilium von Laodicea. Man schöpfte nämlich gegen jene, die sich öfters verheiratheten, den Verdacht der Unenthaltsamkeit.

Noch strenger war die griechische Kirche. Kaiser Basilius Macedo gab im neunten Jahrhundert das Gesetz, daß die dritten Hochzeiten gestraft, die vierten aber als Concubinat betrachtet werden sollen. Unter Constantin war das **Conjugium quartum** für nichtig erklärt. Auch heut zu Tage gibt die griechische Kirche eine vierte Ehe nicht zu.

Die Römische Kirche, die zwar wiederholte Ehen zuläßt, bestimmt doch, daß ein bigamus nicht ordinirt werden könne.

Das Römische Recht war den zweiten und folgenden Ehen ebenfalls ungünstig, und eine Wittwe, welche während des Trauerjahres sich wieder verehelichte, wurde als infam erklärt. Valeria, die Wittwe eines Kaisers, welche Maximian zur Gattin begehrte, gab zur Antwort, es würde ohne Beispiel und Entschuldigung seyn, wenn eine Frau von ihrem Range eine zweite Ehe einginge.

In Indien schließt das Gesetz einen Sohn, der in zweiter Ehe erzeugt worden, von der Erbschaft seiner Seitenverwandten aus.

Menu ruft seinen Jüngern zu: Fliehet den Sohn eines Weibes, welches zweimal verheirathet war.

Bei den Hottentotten muß sich die Frau, welche sich wieder verheirathet, einen Finger abschneiden lassen.

In China begegnet man einer Menge von Ehrenpforten, welche zum Denkmal für Frauen errichtet worden, die Wittwen geblieben sind.

27. Der heil. Chrysostomus über die zweite Ehe.

Empfinden wir ein Verlangen in uns, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, so geschehe dieses auf eine anständige Weise und nach der Vorschrift Gottes; denn deßwegen heißt es von einer Wittwe: Sie ist frei, sich zu verheirathen, welchem sie will, nur daß es im Herrn geschehe. Der Apostel gibt zugleich die Erlaubniß und schränkt sie ein; er gibt die Freiheit und setzt ihr zugleich die nöthigen Grenzen, damit nämlich eine Wittwe nicht ehrlose Leute in ihr Haus führe, nicht solche, welche sich in allen Wollüsten herumwälzen, sondern daß Alles mit Ehrbarkeit und Gottesfurcht geschehe, und Alles zur Ehre Gottes gereiche. Denn weil viele Weiber nach dem Ableben der ersten Männer Ehebruch getrieben und dann andere Männer genommen, und tausend andere verderbte Wege gegangen sind, darum setzt der Apostel hinzu: Nur daß Solches im Herrn geschehe. Am beßten wäre es freilich, auf den Verstorbenen zu warten, die ihm gelobte Treue nicht zu brechen, sondern sich der Enthaltsamkeit zu widmen, mit ihren Kindern so zu bleiben, und sich dadurch einer

desto größeren Gnade Gottes theilhaftig zu machen. Will aber eine zur zweiten Ehe schreiten, so geschehe solches nur mit Zucht und Sittsamkeit, und auf eine wohl anständige Weise.

Bei einer andern Gelegenheit sagt derselbe Kirchenlehrer: Niemand halte das, was ich jetzt sagen werde, für einen Vorwurf, welchen ich denen mache, die in die zweite Ehe treten. Es würde die größte Verwegenheit und den größten Unsinn anzeigen, wenn ich diejenigen, welche der hl. Paulus nicht verdammt hat, verdammen wollte, da ich mich doch selbst so vieler Uebertretungen schuldig weiß. Es wird uns befohlen, daß wir nicht richten sollen, damit uns nicht mit eben dem Maße eingemessen werde, mit welchem wir ausmessen. Wir sollen fremde Sünden nicht allzustrenge beurtheilen, sondern gelinde und zur Vergebung bereit seyn. Wofern wir nun eine an sich ganz unschuldige Sache tadeln und verdammen wollten, würden wir uns da nicht aller Vergebung berauben, und durch unser Verfahren gegen unsern Nächsten den Richter dahin bringen, daß er auch über uns ein hartes Urtheil ergehen lasse? Ich will also nicht anklagen, nicht verdammen; denn was in dem Herrn geschehen kann, das kann kein Verbrechen seyn. Aber gleichwie wir der Würde des Ehestandes nichts entziehen wollen, wenn wir den Stand der Jungfrauschaft preisen; ebenso wollen wir, wenn wir von dem Wittwenstande reden, die zweite Ehe nicht unter die verbotenen Handlungen setzen, sondern nur die Wittwen ermahnen, mit der ersten Ehe zufrieden zu seyn. Wir bekennen zwar, daß durch die zweite Ehe das Gesetz nicht überschritten werde; aber wir zweifeln doch auch nicht, daß es besser sei, nach der ersten Ehe nicht zum zweiten Male in diesen Stand zu treten. Wenn wir also hier eines mit dem andern vergleichen, so muß Niemand dasjenige, was den untersten Rang hat, für ein Verbrechen halten. Denn wir vergleichen es nicht in der Absicht mit einander, daß wir eines davon in die Reihe der Laster verstoßen wollten. Wir räumen ein, daß es dem Gesetze gemäß sei, sich wieder zu verheirathen; es kömmt auf den freien Entschluß des Menschen an, was er hierin thun will; allein wir ziehen doch das Andere weit vor, und achten diejenigen höher, welche nach der ersten Ehe sich nicht wieder verheirathen. Warum? Weil das ein großer Unter-

schied ist: Eines Mannes und vieler Männer Weib zu seyn. Denn die, welche den zweiten Bräutigam in das Bett ihres ersten Mannes führt, verräth dadurch eine große Freundschaft gegen die Welt und eine große Neigung zum Irdischen. Wie überhaupts die Jungfrauschaft besser ist, als der Ehestand, so ist es auch besser, wenn man sich nur einmal verheirathet, als wenn man öfters ehelichet. Eine Wittwe hat sich nur Anfangs vom Stande der Jungfrauschaft entfernt, wird aber endlich demselben wieder gleich und wieder mit demselben vereiniget; aber die zur zweiten Ehe schreitet, entfernt sich auf beiden Seiten von der Jungfrauschaft. Hiezu kömmt, daß jene, welche den Wittwenstand gelassen ertragen kann, sich wohl auch von der Gemeinschaft ihres Mannes, da er noch lebte, manchmal enthielt. Derjenigen hingegen, welche den Wittwenstand für etwas so Unerträgliches hält, kann man eine solche Herrschaft über ihre Begierden nicht zutrauen. Ich will zwar die zweite und öfter wiederholte Ehe der Wollust nicht beschuldigen; aber sie zeigt doch ein sehr schwaches Gemüth an, das dem Fleische ergeben ist, das an der Erde hängt und nicht fähig ist, etwas Großes und Erhabenes zu denken.

Ich bin zwar weit entfernt jenes Weib der Hurerei zu beschuldigen, welche mehr als einen Bräutigam in ihr Haus führt; aber ich setze sie doch unter diejenige, welche nur Einen Mann kennt. Denn von Eheleuten sagt die Schrift: Sie werden zwei in Einem Fleische seyn. Ein Weib nun, das wiederholt heirathet, hält weder den ersten noch den zweiten Mann für ihr Fleisch; der Erste wird vom Zweiten, und der Zweite von einem Dritten vertrieben. Ein Weib wird wenig an den ersten Mann denken, welche nach ihm sich mit einem zweiten vereinigt hat, und den zweiten wird sie auch nicht völlig ihre Liebe schenken können, weil der Verstorbene noch einen großen Theil derselben besitzt. Auch der zweite Mann wird einem solchen Weibe nicht mit voller Liebe nahen. Wie schlimm steht es nicht erst um die aus der ersten Ehe vorhandenen Kinder, die selten eine wahre Liebe zu den zweiten Eltern haben.

Man wendet aber ein: Das Wohl der Familie verlangt eine zweite Heirath; denn das Weib kann die Geschäfte des Mannes nicht besorgen. Dieß ist oft nur eine leere Ausrede; denn es

hat schon Weiber gegeben, die ihr Hauswesen weit besser als die Männer besorgten, die nicht nur ihre Kinder gut erzogen, sondern auch ihr Vermögen vermehrten. Wenn aber eine auch zur zweiten Ehe schreitet, so weiß sie nicht, ob sie einen Gatten bekömmt, der ihre Schätze vermehrt, oder nicht vielmehr dieselben verzehrt und vergeudet. Und was helfen alle Reichthümer, wenn man sich derselben nicht nach Gefallen bedienen kann? Ist es nicht besser, wenig zu besitzen und freie Macht darüber zu haben, als Alles in der Welt mit der Bedingniß zu haben, daß du dich damit einem Andern unterwerfen sollst? Soll ich auch noch von den Sorgen, Kümmernissen und Mühseligkeiten reden, die eine zweite Ehe mit sich bringt.

Wiederum sagt der hl. Chrysostomus: Es ist gewiß, daß eine Ehefrau, welche als Jungfrau heirathet, mit ihrem Manne viel vertraulicher und zuversichtlicher umgehen kann, als die, so sich wieder verehelichet, nachdem sie schon eine Wittwe gewesen ist. Der Mann kann diese letztere zwar als ein Weib, aber nicht so lieben, als wenn sie eine Jungfrau gewesen wäre, da sie ihn geheirathet. Wer weiß aber nicht, daß keine Liebe so stark und so feurig ist, als die, welche gegen Jungfrauen in uns entbrennt? Alle Menschen pflegen vorzüglich jene Dinge zu lieben, die wir genießen, ehe sie in eines Andern Gewalt gewesen sind. Man kann dieses bei Kleidungen wahrnehmen; denn die, welche von Andern gebraucht worden sind, lieben wir nicht so sehr, als die, welche außer uns noch Niemand getragen hat. Dieses kann man auch vom Hause und von Gefässen sagen. Man liebt ein Haus, das man von Andern überkommt, weniger, als das man selbst gebaut hat. Wir schonen die Gefässe, die neu sind, und die wir zuerst gebraucht haben, mit aller Sorgfalt und wenden viel Fleiß auf ihre Erhaltung an; diejenigen, welche wir von Andern erhalten, machen uns aber nicht so viel Vergnügen, und es geht so weit, daß wir sie gewöhnlich in eine andere Form umarbeiten lassen. Sind wir in Ansehung der Kleider, des Hauses und der Gefässe schon so gestimmt: um wie vielmehr hinsichtlich einer Frau. Ein Mann wird also einer Jungfrau, welche noch nie die Zärtlichkeit eines Andern erfahren, vielmehr zugethan seyn. Es ist nicht nöthig, zur Bestätigung dessen Beispiele aus der Er-

fahrung anzuführen; man kann sich ja täglich im gemeinen Leben davon überzeugen.

28. Nach dem Tode eines Ehegatten darf sich der überlebende Theil wieder verheirathen.

Liegt in einer zweiten Ehe gleichwohl etwas Unvollkommenes, so ist sie doch erlaubt.

Der hl. Paulus sagt Röm. 7, 2—3.: „Ein Weib, das unter einem Manne steht, ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebt; wenn aber ihr Mann stirbt, so ist sie vom Gesetze des Mannes entbunden. Demnach heißt sie eine Ehebrecherin, wenn sie, so lange der Mann lebt, zu einem andern Manne sich gesellt; wenn aber ihr Mann stirbt, so ist sie frei vom Gesetze des Mannes, so daß sie nicht Ehebrecherin wird, wenn sie zu einem andern Manne sich gesellt." — Ferners 1. Cor. 7, 39. heißt es: „Das Weib ist an das Gesetz gebunden, so lange ihr Mann lebt; entschläft aber ihr Mann so ist sie frei; sie heirathe, wen sie will, doch geschehe es im Herrn." Im folgenden Verse setzt der Apostel bloß als Rath hinzu: „Seliger aber ist sie, wenn sie so bleibt nach meinem Rathe." Abermals sagt derselbe Apostel: „Ich sage den Unverheiratheten und Wittwen: Es ist ihnen gut, wenn sie so bleiben, wie auch ich. Wenn sie aber nicht enthaltsam sind, so sollen sie heirathen; denn es ist besser heirathen, als Brunst leiden." Endlich 1. Timoth. 5, 14. sagt der hl. Paulus geradezu: „Ich will, daß die jungen Wittwen heirathen, Kinder gebären, Hausmütter seien und keinen Anlaß dem Widersacher geben zur Lästerung." Aus diesem Allem folgt, daß die heil. Schrift zweite Ehen zugibt.

Einige hl. Väter sprechen sich zwar etwas scharf gegen zweite Ehen aus, im Allgemeinen aber erlauben sie dieselbe. Tertullian selbst hat, ehe er in die montanistische Häresie verfiel, zugegeben, daß es nicht unrecht sei, sich zum zweiten Male zu verheirathen. Clemens von Alexandrien spricht ebenfalls (lib. 3. strom.) für die Zulässigkeit einer zweiten Ehe. Das erste allgemeine Concilium von Nicäa hat in seinem 8. can. beschlossen, daß die Novatianer, wenn sie wieder zur Kirche zurückkehren, schriftlich bezeugen sollen, daß sie mit bigamis (die sich zum zweiten Male verheiratheten) in Gemeinschaft

leben wollen.*) Für die Zuläßigkeit der zweiten Ehe geben ferner Zeugniß: Basilius epist. ad Amphilog.; Hieronymus epist. 50. ad Pamach.; Chrysostomus homil. 19. u. 20. in epist. ad Eph. Epiphanius haeres. 48. u. 49.; Theodoret und Andere. Papst Eugen IV. gibt folgende Erklärung: Quoniam nonnullus asseritur, quartas nuptias tanquam condemnatas respuere, ne peccatum, ubi non est, esse putetur, declaramus, non solum secundas, sed etiam tertias et quartas atque ulteriores, si aliquod impedimentum non obstat, licite contrahi posse. Commendatiores tamen dicimus, si ulterius a conjugiis abstinentes in cartitate permanserint, quia sicut viduati virginitatem ita nuptiis castam viduitatem laute ac merito praeferendam esse putemus.

Da durch den Tod die Ehe sich löst, und der überlebende Theil von seinen ehelichen Pflichten bezüglich des andern los, und überhaupts wieder frei wird, so läßt sich auch vom Standpunkte der Vernunft gegen zweite Ehen nichts einwenden.

29. Irrthümer im Lauf der Zeit bezüglich der Ehe.

Einige der ältesten Ketzer verwarfen die Ehe völlig als etwas Unerlaubtes. Nach dem hl. Augustin führte Simon der Zauberer die Abscheulichkeit ein, die Weiber ohne Unterschied zu gebrauchen. Saturninus behauptete nach Irenäus, Heirathen und Kinder Erzeugen komme vom Teufel. Marcion hielt nach dem hl. Hieronymus die Ehe ebenfalls für unerlaubt. Dasselbe lehrten Tatian, die Enkratiten, Prisillianisten, Manichäer und Albigenser.

Die Montanisten verdammten die zweite Verehelichung. Sie hielten sie nach dem Zeugniß des hl. Augustin für Fornication. Tertullian, der bekanntlich in die montanistische Ketzerei verfiel, schrieb ein Buch über die Monogamia, worin er die secundas nuptias als eine luxuria verwarf. Die Novitianer hingen dem nämlicheu Irrthum an. Theodoret sagt von ihnen, daß sie diejenigen von den heiligen Mysterien zurückhielten, welche eine zweite Ehe eingegangen haben.

Nach Bellarmin war unter den Christen Kaiser Valentinian

*) Bekanntlich haben die Novatianer die zweite Ehe als unstatthaft verworfen.

der Erste gewesen, der sich aus Leidenschaft für die Polygamie entschied. Er war nämlich in eine gewisse Justina verliebt, und wollte sie, ohne seine rechtmäßige Gemahlin Severa zu verstoßen, zur Gemahlin nehmen. Um daher seine Zügellosigkeit zu bemänteln, erließ er ein Gesetz, das Jedem erlaubte, zwei Weiber zugleich zu haben. Im sechszehnten Jahrhundert hegte Luther nebst vielen andern Irrthümern auch diesen aus, daß er die Vielweiberei freigab. So antwortete er in der von ihm im Jahre 1525 herausgegebenen Erklärung der Genesis auf die Frage, ob es den Christen nach dem Beispiele Abrahams erlaubt sei, mehre Weiber zugleich zu haben, es sei dieses weder vorgeschrieben, noch verboten, sondern stehe frei; er wolle zwar diese neue Gewohnheit nicht einführen, könne sie aber auch nicht verwerfen, da die Beispiele der Altväter zur Freiheit berechtigten. Auch ist bekannt, daß die Reformatoren dem Landgrafen von Hessen ein Gutachten ausstellten, worin sie ihm, wie sie sagten, nach der hl. Schrift in der That die Vielweiberei erlaubten.

Dieselben Reformatoren haben zugleich auch in Abrede gestellt, daß die Ehe ein Sakrament sei.

30. Von den Beschwerden des Ehestandes.

Der Ehestand bringt mancherlei Beschwerden und Mühseligkeiten mit sich. Er ist eine Art Knechtschaft; denn keines der Eheleute ist mehr frei. Der Mann hat kein Recht mehr über seinen Leib, und die Frau ebenfalls nicht mehr über den ihrigen. So spricht es der Apostel Paulus klar aus. Was muß nun nicht der Mann oft von einem boshaften, verschwenderischen und zänkischen Weibe leiden? Was muß das Weib nicht von einem lasterhaften, ausschweifigen Mann erdulden? Und dennoch dürfen sie sich nicht von einander trennen, bis der Tod sie scheidet. Was ist das nicht für eine harte Knechtschaft! Zwei sind verurtheilt, das ganze Leben mit einander zuzubringen, von denen Eines dem Andern nur Bitterkeiten bereitet! Werden dadurch nicht alle Vergnügungen und Freuden in der Quelle vergiftet?

Wie viel muß sich der Mann plagen und abmühen, um für die Seinigen den nothwendigen Unterhalt zu gewinnen? Wie viel Sorgen macht der Gattin das Hauswesen? Sie müssen beide

ihr Brod im Schweiß des Angesichts essen, und haben manchmal nicht einmal genug. Ledig bringt sich leicht jedes fort; denn es hat nur für sich zu sorgen; verheirathet aber hat man auch der Familie den Unterhalt zu erwerben. Viele seufzen daher nicht mit Unrecht: O hätte ich nicht geheirathet! Ich wollte mir das Leben erleichtern, habe es mir aber nur erschwert!

Wer weiß nicht, wie viel Mühe die Erziehung der Kinder kostet. Die Mutter bringt sie mit Schmerzen zur Welt und zieht sie mit Kümmerniß heran. Wie viele Nächte muß sie ihrer Pflege opfern! Wie viele Thränen vergießen beide Eltern für sie, wenn eines derselben erkrankt! Wie viele Seufzer lassen sie für ihr Wohlseyn zum Himmel aufsteigen! Wie oft werden sie auch von den Unarten derselben betrübt! Wie viel Kreuz und Jammer verursachen ihnen erst die Kinder nur zu häufig, wenn sie herangewachsen sind.

Die Sorge für das Gesinde im Haus und die übrigen Untergebenen ist nicht minder beläftigend. Wie viel Verdruß machen die Dienstboten, besonders in unsern Tagen! Und schickt man sie hinweg, so kommen oft noch Schlimmere nach. Sie wollen nicht folgen, haben keinen Fleiß, keinen häuslichen Sinn; sie wollen alle Vergnügungen mitmachen. Der Hausvater soll sie in der Ordnung halten, und thut er es nicht, so ladet er sich große Verantwortung auf. Daraus ist ersichtlich, daß der Ehestand, wenn wir auch nicht sagen können, ein Hinderniß zur Seligkeit ist, doch das Ringen nach derselben erschwert, weil die Verantwortlichkeit schon bezüglich der Kinder und des Hausgesindes größer ist. Und dieses auch noch aus andern Ursachen. Ein Mann, der Weib und Kinder zu ernähren hat, muß sich in die Geschäfte der Welt einlassen; deßgleichen hat ein Weib, welchem an seiner Familie gelegen ist, gar viel im Irdischen zu thun. Wie leicht sind da Sünden möglich. Wie oft wird nicht gerade die Gattin selbst dem Manne Ursache zur Sünde, und umgekehrt dieser jener? Wer anders hat den Salomon verführt, als seine Weiber? Wollte nicht auch den Job das Weib zum Fluchen wider Gott verleiten? O wie mancher Mann würde selig, wenn er kein Weib hätte! Und umgekehrt, wie manches Weib käme in den Himmel, wenn ihr der Mann nicht hinderlich wäre!

Soll ich noch reden von den vielen Unglücksfällen, von den Verlusten an zeitlichen Gütern, von den Krankheiten und Schmerzen und tausend andern Leiden, von denen die Eheleute so oft heimgesucht werden? Ja der Ehestand ist ein beschwerlicher Stand. Darum vergleicht ihn der hl. Chrysostomus mit einem Dornbusch. „Man kann die Ehe mit einem Dornbusch vergleichen. Kaum hat sich derjenige, welcher darüber hinweggehet, von einem Dorne losgemacht, so hängt er mit seinem Kleide an einem andern. So ist auch die Ehe voll Trübsal; kaum ist man einer los, so verwickelt man sich in eine neue.“ Derselbe Kirchenvater sagt ferners: Naht die Zeit der Ehe heran, so quält sich die Jungfrau, wie ihr Mann beschaffen seyn werde. Sagt man auch, daß sie das Beste hoffen dürfe, so vermag die Hoffnung des Guten doch die Furcht vor dem Uebel nicht zu beseitigen. Der Mann ist bezüglich seiner Braut in derselben Lage. Bei der Jungfrau entsteht die Sorge, ob sie ihrem Manne auch gefallen werde; denn von der Schönheit allein hängt dieß nicht immer ab. Die Mitgift verursacht neue Sorgen. Darauf folgen die Kümmernisse, ob sie auch fruchtbar oder dieß in allzu hohem Grade seyn werde. Wird sie schwanger, so ist man für eine allzu frühzeitige Geburt besorgt. Ist diese Furcht überstanden, so folgen die Schmerzen der Geburt selbst, dann die Sorge, ob das Kind ein Knabe oder Mädchen seyn werde. Hat das Kind schöne Anlagen, so fragt man sich, ob es auch heranwachsen und nicht vor der Zeit sterben werde. Man ist ferners in Sorge wegen des etwaigen Todes einer der Ehegatten, ein Fall, der immer eintreten kann; dann der mögliche Verlust an zeitlichen Gütern und andere Unfälle, die eintreten können. O der Menge der Mühseligkeiten des Ehestandes!

31. Wie früh soll man heirathen.

Es hat viele Nachtheile zu früh sich zu verehelichen.

Die Jugend ist leichtsinnig; sie schließt unüberlegter Weise Verhältnisse, in denen sie sich in spätern Jahren unglücklich fühlt. Man läßt sich von gewissen äußern Reizen fesseln, die schnell verblühen. Man erwägt nicht, ob die Person seines Verlangens für seine individuellen Verhältnisse geeignet ist.

Die Ehe legt ungemein viele und wichtige Pflichten auf, die Leute, welche fast noch nicht den Kinderschuhen entwachsen sind, kaum erkennen, geschweige denn erfüllen. Wie will man dem Hauswesen vorstehen, wenn man sich fast selbst noch nicht regieren kann, und noch eines Führers bedürfte? Wie will man seine Kinder erziehen, wenn man selbst noch kaum erzogen ist. Welche Mißgriffe macht man in seinem Hauswesen? Wie sehr leidet das Vermögen und der Wohlstand darunter. Man hat seiner Unmündigkeit wegen nirgends ein Ansehen, man wird um seines kindischen Wesens willen überall verlacht.

Zu jung heirathen, ist der Gesundheit und dem Leben selbst nachtheilig. Man soll diesen Stand wenigstens nicht eher antreten, als bis man vollkommen ausgewachsen ist; denn bis dahin braucht die Natur die beßten Nahrungssäfte zur Ausbildung des eigenen Körpers. Daher sehen wir, daß Jünglinge und Mädchen, die schon frühzeitig der Wollust sich hingeben, schnell verblühen, ein sieches Leben führen und einem frühen Grabe entgegengehen. Auch auf die Nachkommenschaft üben zu früh geschlossene Ehen einen traurigen Einfluß aus. Natürlich; denn schwache Eltern können keine starken Kinder zeugen. Auch wird ein noch zu junges Ehepaar um so weniger im Gebrauch der Ehe sich mäßigen, was doch um so nothwendiger wäre, je schwächer die Gatten sind.

Aus allen diesen Gründen soll man nicht zu früh in den Ehestand treten. Es läßt sich hier freilich keine strenge Norm angeben. Die Kirche selbst zieht die Grenzen sehr weit und bestimmt für den Jüngling das vierzehnte, für das Mädchen aber das zwölfte Jahr zur giltigen Eingehung einer Ehe. Dieses Gesetz ist für alle Länder gegeben; es ist aber bekannt, daß in heißen Gegenden die Jugend eher reif wird, und auch wieder früher verwelkt. Für unsere Länder wird offenbar ein höheres Alter verlangt. Geschickte Aerzte sind der Meinung, daß bei uns der Jüngling nicht vor seinem zwanzigsten und das Mädchen nicht **vor dem achtzehnten Jahre eine Ehe schließen sollen.**

32. Wie viel von der Gesundheit der Ehegatten bezüglich auf die Ehe und die Gesundheit der Kinder abhängt.

Die Gesundheit ist von wesentlichem Einfluße auf das Glück der Ehegatten; denn nichts von Allem, was wir uns oft als die Fülle aller menschlichen Glückseligkeit träumen, ist vermögend uns froh zu stimmen, wenn uns dieß erste Erforderniß menschlicher Glückseligkeit fehlt. Die Gesundheit der Gatten hat auch auf die Kinder den größten Einfluß. Je gesünder die Eltern sind, desto stärker werden gewöhnlich auch die Kinder; sind aber die Eltern schwächlich und kränklich, so werden die Kinder die Körperschwäche ihrer Eltern mit zur Welt bringen.

Ein schwächlicher und kränklicher Mann kann den Pflichten der Ehe nicht genügen, und noch weniger eine kränkliche Frau: die gibt sich in ihren Kindern nur Leidensgefährten, ist kaum im Stande die ersten Mutterpflichten zu erfüllen und bereitet sich gewöhnlich ein frühes Grab. Der Mann muß bei einem kränklichen Weibe stets den Krankenwärter spielen, seine Tasche immer für den Doktor und die Apotheke offen haben; seine Geschäfte gerathen dadurch ins Stocken, die Erziehung seiner Kinder wird vernachläßigt, und mitten unter diesen Umständen gehet das eheliche Glück verloren.

Auf den ersten Anblick, schreibt ein geachteter Schriftsteller, scheint es zwar hart, einen Menschen, dem die Natur schon das erste Lebensgut, die Gesundheit, versagt hat, auch die Freude und Unterstützung, welche er in der ehelichen Verbindung hofft, zu verweigern, wenn aber solche Menschen bedenken, daß sie durch diese Verbindung ihre Leiden oft um Vieles vermehren; daß sie auch noch einen andern Menschen zwingen, an ihrer traurigen Lage Antheil zu nehmen, daß sie weiter nichts, als ihre Krankheiten fortpflanzen können, dadurch die Zahl der Siechen vermehren und zur Verderbung des Menschengeschlechtes beitragen, so werden sie selbst gerne einem Genusse entsagen, der für sie in der That keiner ist, ihnen im Gegentheile jede andere, noch mögliche Freude raubt; denn es ist gewiß, daß jede Krankheit durch den Genuß der Liebe erhöhet, und ihr verderblicher Gang beschleuniget wird. Mancher, den eine voreilige Heirath schon im

ersten Jahre der Ehe zum Grabe führte, würde vielleicht, hätte er nicht geheirathet, noch mehre Jahre trotz seiner Kränklichkeit in einem erträglichen Zustande hingebracht haben.

Durch die Lungensucht wird gewöhnlich die Frucht schon im Mutterleibe an der gehörigen Ernährung gehindert. Die Folge ist, daß solche Kinder an einer Brustkrankheit oder Auszehrung sterben. Gelangen sie aber auch zum mannbaren Alter und noch darüber hinaus, so sind sie doch in der Regel zu einem siechen Leben verurtheilt. Man vergleiche die Sterberegister und wird finden, daß die Lungensucht in einer Familie leicht das traurige Erbe einer Reihe von Generationen wird. So verhält es sich auch mit der Auszehrung. Unter allen Krankheiten vertragen sich am allerwenigsten mit dem Stand der Ehe diejenigen, welche eine Folge der ausschweifenden Lebensweise im ledigen Stande sind. In Folge solcher Leibesbeschaffenheit welkt nur zu oft die Lebensblüthe des gesunden Theiles dahin, und fällt nur zu früh ab, zur Trauer der überlebenden Eltern. Was läßt sich, schreibt ein geachteter Schriftsteller, erwarten, wenn dreißigjährige, von der Wollust ausgezehrte Greise mit zusammengezogener Stirne, eingefallenen Wangen, und mit einem Glase vor den hohlen, geschwächten Augen; — oder wenn ein mageres, blaßes Mädchen mit reizlosem, kaltem Fleische, den Geistern ähnlich daherschleicht, — was läßt sich erwarten, wenn solche Menschen in den Bund der Ehe treten und ihr Geschlecht vermehren wollen? Welche Früchte von einem angefressenen Baume? Entgehen solche Kinder mit Noth dem frühen Grabe, so wachsen sie auf wie die Pflanze unter dem Schnee, schwach an Körper und blöd an Verstand, und machen durch fernere Fortpflanzung die Thorheit ihrer Eltern unsterblich. — Darum sehe man bei der Wahl seines Gatten auf Gesundheit und lasse sich durch Geld oder andere verführerische Dinge nicht blenden.

33. Wer sich der Ehe völlig enthalten oder diese doch nur mit gewissen Rücksichten eingehen soll.

Ungeachtet die Ehe ein an und für sich heiliger, von Gott selbst eingesetzter Stand ist, so ist er doch nicht für Alle. Solche nun, die sich dennoch in denselben eindrängen, ohne dafür ge-

schaffen zu seyn, können offenbar in der Ehe ihr Glück nicht finden, sondern bereiten sich selbst und häufig auch dem andern Theile, der sich mit ihnen verbindet, ein unglückseliges Leben, das auch auf die Ewigkeit den traurigsten Einfluß hat.

Wer ein natürliches, unheilbares Unvermögen zum ehelichen Werke an sich hat, darf niemals an eine Ehe denken; denn ein solches Gebrechen läßt nach kanonischem Rechte nie eine giltige Ehe zu.

Wer Zeichen einer gänzlichen Unfruchtbarkeit an sich hat, kann nur dann ohne Sünde in die Ehe treten, wenn sie für ihn ein nothwendiges Mittel ist, seiner fleischlichen Begierlichkeit eine heilsame Schranke zu setzen. In einem solchen Falle aber ist ihm sehr zu rathen, die Ehe möglichst mit einer solchen Person zu suchen, welche ebenfalls geringe Hoffnung der Fruchtbarkeit an sich hat. Eben deßwegen ist es ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn bereits abgelebte Männer, mit noch jungen kraftvollen Mädchen sich vermählen; und noch mehr gilt es im umgekehrten Falle. Es liegt selbst im Interesse des Staates, dagegen zu seyn; denn die Kinder, welche gegen die Erwartung etwa doch noch geboren werden, sind gewöhnlich wegen der ungleichen Kräfte schwach; sie werden häufig schon sehr frühe wenigstens halbwaise, was auf ihre Erziehung nicht selten nachtheilig einwirkt; endlich ist für den noch jungen Ehetheil auch große Versuchung vorhanden, sich Ausschweifungen hinzugeben.

Leute von gar schwächlicher Gesundheit sollen sich der Ehe enthalten. Noch mehr ist dieses der Fall, wenn sie mit gewissen, vielleicht auch erblichen Uebeln behaftet sind. Dahin gehören z. B. diejenigen, welche an der fallenden Sucht, an der Auszehrung u. s. w. leiden. Die Ehe hat für Solche die traurigsten Folgen: sie machen sich durch dieselbe noch gebrechlicher, ja verkürzen sich selbst das Leben; es kann geschehen, daß sie auch ihren Gatten anstecken, und auf ihre Kinder ihre Uebel fortpflanzen. Was muß es für einen Ehegatten für ein peinliches Gefühl seyn, sich solche Vorwürfe machen zu müssen.

Leute, welche aus Armuth oder andern Gründen unvermögend sind, sich selbst und ihre Kinder, wozu sie möglicher Weise durch die Ehe kommen, zu ernähren, sollen nicht heirathen, und der Staat hat

wichtige Ursachen, es ihnen durch eigene Gesetze zu verbieten. Die Ehen solcher Leute können nur nachtheilige Folgen haben: sie vermehren die Armuth zugleich mit dem Sittenverderbniß. Denn weil solche Eheleute unvermögend sind, sich redlich zu nähren, fallen sie Andern zur Last; und weil die bewilligte Unterstützung gewöhnlich nicht hinreicht, greifen sie zu unerlaubten Mitteln. Dieses nicht genug, werden auch die Kinder, deren Erziehung ohnehin ganz vernachläßigt wird, dazu angehalten. Dadurch gewöhnen sie von Jugend auf ein lasterhaftes Leben, und werden später Müssiggänger und Verbrecher. Solche Leute sollen also aus ihren Verhältnissen erkennen, daß sie Gott nicht für den Ehestand geschaffen habe, und daher sich auch nicht mit Gewalt in denselben eindrängen.

34. Worauf soll man bei der Wahl seines Ehetheiles überhaupts sehen?

Wer eine Ehe schließen will, soll vorzüglich darauf sehen, daß er es im Herrn thue, d. h. eine solche Wahl treffe, daß er nicht bloß hienieden glücklich und zufrieden leben und die etwa zu hoffenden Kinder christlich erziehen, sondern auch das eigene Heil mit Sicherheit wirken kann.

Die erste Frage bei der Wahl eines Ehetheiles soll also seyn, ob er gottesfürchtig und religiös ist; denn fehlt die Religion, so läßt sich keine glückliche Ehe erwarten. Nichts ersetzt diesen Mangel, weder Schönheit noch Reichthum, noch andere hinfällige Güter.

Mit Personen, die an merklichen, verunstaltenden Körpersgebrechen oder Schwachheiten des Geistes leiden, ist in der Regel die Ehe nicht rathsam. Noch weniger mit Solchen, deren Sitten befleckt sind oder die gewissen Leidenschaften fröhnen, z. B. unbändigem Zorne, dem Trunke, dem Spielen, der Verschwendung u. s. w. ergeben sind.

Auch kränkliche Personen geben wenig Hoffnung von einem dauerhaften Glückstand der Eheleute und noch weniger zur Erzeugung gesunder Kinder; zudem folgt gewöhnlich ein früher Wittwenstand sammt unversorgten Kindern.

Ehen zwischen Personen von gar zu ungleichem Alter, be-

sonders wenn die Frau viel älter ist als der Mann, sind weder für die Erzeugung kraftvoller Kinder, noch hinsichtlich des Glückes der Ehegatten empfehlenswerth, weil selten der jüngere Theil mit dem ältern in den Pflichten des Ehestandes sich gut verträgt. Nur Verlangen nach dem Gelde des Aeltern bewegt insgemein junge Leute zu solchen Heirathen; dadurch ist aber weder dem Einen noch dem Andern geholfen: nicht dem reichen Alter, weil sich Liebe mit Geld nicht erkaufen läßt; aber auch nicht dem jungen Freier, weil sich seine übrigen Wünsche mit Geld nicht ersättigen lassen.

Das Verlangen nach Reichthum soll nie eine Ehe veranlassen; denn in einem solchen Falle ist nie eine gute Wahl zu hoffen. Wenn auch die Nothwendigkeit es erheischte, eine reiche Partie zu suchen, z. B. wegen Schulden, die auf dem Anwesen haften, so soll man doch nie vergessen, ob die übrigen Bedingnisse zu einer glücklichen Ehe vorhanden sind, und mit diesen immer ein bloß hinreichendes Vermögen jedem Reichthume, bei dem es an jenem mangeln würde, vorziehen. Noch mißlicher ist es, wenn der Mann sein Auskommen vom Reichthume der Frau sucht; denn da eigentlich die Frau vom Manne ernährt werden soll, wird es nicht fehlen, daß bei umgekehrtem Verhältnisse jene diesem es oft bitter fühlen lassen wird. Nichts ist aber unerträglicher, als eine auf ihren Reichthum stolze Frau. Viel wichtiger als Reichthum von Seite der Frau ist für die Zufriedenheit und das Glück der Eheleute, daß sie eine gute Wirthin, dabei häuslich und arbeitsam sei. Ohne diese Eigenschaften wird nicht selten ein großes Hab und Gut schnell verschwendet, da hingegen bei guter Wirthschaft auch ein mittelmäßiges Vermögen sich gar bald vermehrt. Besonders sollen Geschäftsmänner, welche das Hauswesen oft ganz der Frau überlassen müssen, auf Häuslichkeit sehen; denn sonst kann es geschehen, daß sie in Wohlleben und Verschwendung das verpraßt, was der Mann mit vieler Anstrengung erwirbt.

Noch viel weniger als auf den Reichthum soll man bei der Wahl eines Ehetheiles auf die Schönheit sehen. Nichts ist vergänglicher und hinfälliger als dieses Gut. Sobald die ersten Tändeleien vorüber sind, so wird man gegen solche Reize gleich-

giltig. Oft geschieht es auch, daß gerade diese Hinfälligkeiten, statt eine glückliche Ehe nach sich zu ziehen, vielmehr Unfrieden verursachen. Denn auf Personen, die ein besonderes gefälliges Aeußeres haben, richten häufig auch Andere ihre Blicke. So entsteht Eifersucht, die allein schon hinreicht, eine Ehe unglücklich zu machen.

35. Bei der Wahl eines Ehetheiles muß man insbesonders auch auf das Temperament, die Gemüthsart, und den Charakter Rücksicht nehmen.

Die Ehe soll die innigste Vereinigung zwischen zwei Personen seyn; aber es ist eine anerkannte Wahrheit, daß sich zu entgegengesetzte Charaktere schwer oder gar nicht friedlich zusammenfinden: dem Einen mißfallen die Eigenschaften des Andern, und so ist Ursache zu fortwährendem Zwist vorhanden. Es ist daher gut, die Menschen in ihren Eigenschaften kennen zu lernen.

Man unterscheidet gewöhnlich vier Temperamente, d. h. Neigungen zu empfinden und zu handeln, welche durch eine anhaltende Beschaffenheit des Organismus begründet sind.

a) Das sanguinische Temperament. Solche Leute sind sehr reizbar und gefühlvoll. Sie lassen sich leicht rühren; gehen aber schnell wieder von ihren Entschlüssen ab. Sie wollen immer beschäftigt seyn; sind gelehrig, aber vergessen das Gelernte bald wieder; sie fliehen schwere und anhaltende Geistesarbeiten; sind gutmüthig und dienstfertig, immer frohen Sinnes; bereuen leicht, wenn sie gefehlt haben, grämen sich aber nicht sehr darüber; sie haben eine feurige Phantasie, gerathen leicht in Affekte, die aber schnell wieder verrauchen; sind leicht zu überreden u. s. w. Dieses Temperament kündigt sich gewöhnlich an durch eine feine, weiße Haut, blonde Haare, blaue Augen, einen muntern Gang ꝛc.

b) Das cholerische Temperament. Bei solchen Menschen wird stark und schnell das Gefühl erregt, welches eben so heftig in Begehren übergehet: daher ihre Anlage zum Zorn, zur Rache, zur Herrschsucht, zum Hochmuth, zur Wollust und andern Leidenschaften. Beim Cholerischen sind die Leidenschaften heftig, stürmisch und nicht so leicht vorübergehend wie beim Sanguinischen; wo sie aber die Vernunft zügelt, da sind die Anlagen zu großen

Männern vorhanden. Ein schwarz gelocktes Haar bedeckt gewöhnlich den Kopf des Cholerischen, ein schwarzes oder dunkelbraunes Auge von feurigem Blicke und lebhafter Bewegung schaut unter den buschigten Augenbraunen hervor.

c) Das phlegmatische Temperament oder auch kaltblütiges genannt. Ein solcher Mensch ist träg in all seinem Thun und Lassen; sein Körper ist schwer in Bewegung zu bringen, ist er aber einmal aus seiner Trägheit herausgerissen, so erträgt er die größte Anstrengung ohne besondere Ermüdung und erduldet große Schmerzen mit kaltem Blute. Der Phlegmatische ist schwer in Rührung zu bringen; die einmal in ihm geregte Empfindung aber ist dauernd; er liebt den Frieden und geräth überhaupt nicht leicht in Leidenschaft; Gleichgiltigkeit ist ein sicheres Kennzeichen des Phlegmatischen. Bei einer zweckmäßigen Erziehung aber liegen in ihm die Anlagen zu einem ruhigen, besonnenen Leben. Er ist ein treuer Freund und ein guter Gatte.

d) Das melancholische Temperament. Mit seinem düstern Aeußern, das sich in einem blaß-gelben Gesichte, hohlem Auge u. s. w. darstellt, ist eine finstere Gemüthsstimmung verbunden. Für Freuden wenig empfänglich, hängt der Geist mehr traurigen Bildern nach, liebt die Einsamkeit, ist in sich selbst verschlossen und zum Aerger, Gram und Neid geneigt. Die Leidenschaften sind bei ihm anhaltend, hartnäckig und schwer zu bekämpfen. In diesem Temperamente liegt die Anlage zur Schwermuth, zur Selbstquälerei und Menschenhaß, aber auch zu ernsten und tiefen Beobachtungen. In ihrer Verklärung erscheint diese Naturart als jene Seelenform, durch welche ein nach der ewigen Heimath unsers Geistes gerichtetes Streben am öftesten und wirksamsten sich kund gibt. Sie ist daher die herrschende Seelenform der erhabensten Dichter, der tiefsten Denker, der größten Künstler u. s. w.

Im Allgemeinen sind diese Temperamente selten so rein anzutreffen, sondern sie sind meistens gemischt vorhanden, so daß nur ein oder die andere Eigenschaft vorherrschend ist; je nachdem nun diese eine edle ist oder nicht, ist auch das Zusammenleben mit einem solchen Menschen glücklich oder nicht.

Betrachten wir die Gemüthsart des Menschen, welche, wie das Temperament, meistens angeboren ist, so finden wir bei

Einigen eine innere Ruhe und Gelassenheit, die sich bei all ihren Handlungen verräth. Mit solchen Menschen läßt sich in der Regel leicht im Frieden leben; sie sind wenig zum Zorn geneigt, und wissen, wo diese Leidenschaft bei Andern sich zeigt, klug zu vermitteln und zu beschwichtigen. Bei Andern findet aber der entgegengesetzte Fall statt, ihr Gemüth gleicht dem Meere, dem beständigen Wogen der Wellen. Ihre Handlungen tragen das Gepräge der Unschlüssigkeit und Unbeständigkeit an sich. Sie sind sehr launenhaft und durch ihre Launen oft unerträglich; sie sind schnell gereizt und beleidiget. Mit Solchen läßt sich schwer auskommen.

Es gibt ferners Menschen, die einen sogenannten lustigen Humor besitzen, die guter Laune sind. Diese Gemüthsart erhöht zwar die Freuden des Lebens und macht uns gesellig und beliebt; gibt aber auch der entgegengesetzten Richtung leicht Platz, und kann eben so leicht auch über die Grenzen hinausschweifen, in Ausgelassenheit, Muthwillen, Leichtsinn und Unbesonnenheit ausarten. Menschen von übler Laune hingegen lassen sich leicht zu ungerechten und kränkenden Handlungen hinreißen; sie sind menschenfeindlich, eigensinnig, widerspruchsvoll und verbittern einem vielfach das Leben. Wer dazu verurtheilt ist, mit solchen Leuten leben zu müssen, lasse sich von ihnen ja nicht zu einer ähnlichen übellaunigen Stimmung hinreißen; er denke sie sich vielmehr als Kranke, mit denen man Geduld haben müsse. Es ist bekannt, daß ein jeder Mensch, auch der düsterste, gewisse Lieblingsdinge hat, die ihn aufheitern. Weiß man diese geschickt zu benützen, so wird es einem gelingen, die Uebellaunigen wie mit einem Zauberstabe zu berühren, und sie fröhlichen Sinnes zu machen; vor Allem hat man sich aber zu hüten, solche Menschen in ihrer üblen Laune noch mehr zu reizen, man muß vielmehr, soweit es die Umstände erlauben, schonend und nachgiebig gegen sie seyn.

Der Charakter ist jene Gestalt der Seele, welche durch ein öfter wiederkehrendes und andauerndes Bewegen des innern Willens nach einer gewissen Richtung hin begründet wird. Die Psychologie unterscheidet eilf Charaktere:

1) Der gutmüthige Charakter. Ihn ziert ein theil-

nehmendes Herz; er verzeiht gerne, ist weder geizig noch neidig, fühlt sich im Glücke Anderer selbst glücklich; ist dankbar für erwiesene Wohlthaten und übt selbst im Stillen Gutes so viel als er kann. In seinem Herzen wohnt Selbstzufriedenheit und Gewissensruhe. Mit einem solchen Menschen läßt sich leicht glücklich leben.

2) Der offene Charakter. Er trägt sein Herz gleichsam auf den Händen; kennt keine List und Verstellung; haßt Verleumdung und Schmeichelei; ist ein Feind von vielen Complimenten; er ist gerade und einfach.

3) Der sanfte Charakter soll jedes weibliche Wesen schmücken; der Mangel an Sanftmuth ist vorzüglich bei dem Weibe eine Unvollkommenheit, die alle übrigen Vorzüge verdunkelt. Es gibt nichts Unerträglicheres als ein zanksüchtiges Weib. Die Sanftmüthigen sind schonend und gefällig; voll Mitleid und Theilnahme: daher geeignet, einer mit ihnen zusammenlebenden Person das Leben zu verschönern.

4) Der edle und großmüthige Charakter. Wer ihn besitzt, ist ein wahrer Menschenfreund; sein Herz schlägt von wahrer Nächstenliebe; er wandelt nur auf der Bahn der Tugend: fern von Stolz und Ruhmsucht, von Eigennutz und Habsucht übt er das Gute um seiner selbst willen: der wahre Adel seines Herzens spricht sich durch großmüthige Handlungen aus, durch unerschütterliche Treue, durch Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit.

5) Der böse Charakter. Er kennt weder Wohlwollen noch Mitleiden; Egoismus ist seine Grundlage; des Armen Klage ist ihm Pein; das fremde Unglück freuet ihn; er ist undankbar und scheut sich nicht das heiligste Gut des Menschen, seine Ehre, anzutasten; seiner Schlechtigkeit sich bewußt, sucht er Andere zu sich herabzuziehen. Dieser Charakter ist meistens nur den Männern eigen; aber das ist gewiß, hat sich die Bosheit einmal des weiblichen Geschlechtes bemächtiget, so erreicht sie weit höhere Stufen als beim Manne, und artet leicht in Ruchlosigkeit und Grausamkeit aus; denn der Mann folgt doch gewöhnlich mehr dem Rufe des Verstandes, das Weib aber läßt sich von ihrer trügerischen Einbildungskraft fortreißen.

6) Der heuchlerische Charakter. Er ist ein Seitenstück zu dem so eben genannten; bei ihm beruht Alles auf Verstellung. Er hält es für Klugheit, das zu scheinen, was er selbst nicht ist; er lobt und schmeichelt, was er im Innern verlacht; immer fließt ihm die Rede süß vom Munde, im Herzen aber ist das Gift der Feindschaft.

7) Der furchtsame und ängstliche Charakter. Er rührt oft von körperlichen Leiden her, oder wird durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten bewirkt, oft entsteht er auch aus angeborner Muthlosigkeit. Solche Menschen werden nun leicht aus der Fassung gebracht; sie besitzen wenig Ueberlegungskraft, sind in der Wahl der Mittel zaghaft u. s. w.

8) Der geizige und habsüchtige Charakter. Ersparniß und Vermehrung seines Vermögens sind seine großartigsten Gedanken, mit diesen erwacht er und legt sich nieder; Großmuth und Edelsinn sind ihm durchweg fremd; er spricht immer gern von der Theurung und bösen Zeiten; er schlägt allen Genuß aus, wo es sein Geld gilt: wenn es aber auf fremde Kosten gehet, greift er wacker zu und füllt seinen hungrigen Magen bis zum Ueberfluß. Sich selbst so wenig als Andern gönnend, läßt er seinen Leib auf Kosten seiner schmutzigen Leidenschaft darben.

9) Der neidische Charakter. Ein solcher Mensch gönnt Niemanden ein Glück; denn stets hält er sich für verkürzt. Seine Mißgunst artet auch gerne in Haß aus, und in einem solchen Zustande trägt er bereitwillig zur Zerstörung des Glückes eines Andern bei.

10) Der ehrsüchtige Charakter. Innerhalb der Schranken der Vernunft ist die Ehrliebe und das Ehrgefühl die Grundlage aller bürgerlichen Tugend und Sittlichkeit; gehet sie aber in Leidenschaft über, so wird sie Ursache der Unzufriedenheit und Qual.

11) Der herrschsüchtige Charakter. Er tritt nur bei solchen Menschen hervor, wo die geistige Bildung mehr zurücktritt. Der herrschsüchtige Mann glaubt sich berufen, sein Recht nur durch Gebieten geltend machen zu können; er will sich, wie allen Menschen, so auch seinem Weibe gleichsam gefürchtet machen. Doch verfehlt er gerade in der Ehe seinen Zweck; denn der Um-

gang des Mannes mit seiner Frau muß durchaus zart und besonnen seyn. Aber noch viel häßlicher und unerträglicher als an dem Manne ist der herrschsüchtige Charakter an dem Weibe.

Im Voranstehenden haben wir im Allgemeinen die Temperamente und Charaktere der Menschen geschildert: auf den Einen wird dieß, auf den Andern jenes Bezug haben. Es thut Noth, daß man bei der Wahl seines Ehetheiles darauf Rücksicht nimmt; daß man seine eigene Individualität mit der des zu wählenden Theiles zusammenhält, und sich fragt, ob man mit dieser Person glücklich zusammenleben kann. Eben daher kommen so viele unglückliche Ehen, weil man sich nur von äußern Zufälligkeiten, wie Vermögen, Schönheit u. s. w. gefangen nehmen läßt, und nicht die Beschaffenheit des Herzens erforscht. Auch ist es der Fall, daß zwischen gewissen Personen, wenn sie auch an und für sich gerade nicht böse sind, schwer eine wahre Vereinigung stattfindet: gewisse Charaktere stoßen sich vielmehr gegenseitig ab, statt daß sie sich, wie es doch in der Ehe nothwendig ist, einander anzögen. Unter solchen Umständen ist eine eheliche Verbindung nicht zu rathen. Es ist zwar wahr, daß eine christlich-fromme Seele gar manche Unart an dem mit ihr verbundenen Ehetheil stillschweigend und geduldig ertragen kann; allein bei Allem dem wird es an vielfältigem Zwiste nicht fehlen:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

(Vergl. Fick's Ehestandsspiegel.)

36. Von den Eigenschaften des zu wählenden Eheweibes, nebst einem Beispiele aus der heil. Schrift, mit welcher Sorgfalt die Patriarchen in der Wahl der Gattinen zu Werke gingen.

(Nach einer Homilie des hl. Chrysostomus.)

Laßt uns beim Heirathen bloß darauf sehen, ob unser künftiges Weib tugendhaft und mit schönen Sitten begabt sei, damit wir beständig Frieden haben, und uns einer steten Eintracht und Liebe erfreuen können. Wer ein reiches Weib zur Ehe nimmt, begibt sich mehr in die Sklaverei, als in die Ehe. Denn da

ohnehin die Personen des weiblichen Geschlechtes voll Eitelkeit und sehr zum Ehrgeize geneigt sind: wie werden die Männer mit ihnen auskommen, wenn sie noch dazu reich sind? Wer aber ein Weib nimmt, das ihm gleicht, oder noch ärmer ist, der nimmt sich in der That eine Gehilfin und Mitgenossin seines Lebens, und bringt dadurch unzählige Güter in sein Haus. Denn selbst der Zwang der Armuth nöthiget sie, ihrem Manne in allen Dingen nachzugeben und ihm zu folgen, wodurch dann alle Gelegenheit zur Zwietracht aufgehoben, der Friede und die Liebe aber befestiget wird. Laßt uns also nicht nach Reichthümern trachten, sondern uns bemühen, eine friedliche und vergnügte Ehe einzugehen. Die Ehen sind nicht dazu eingesetzt, daß Zank und Unruhe unsere Häuser erfüllen und Uneinigkeit und Zwietracht herrschen, sondern daß wir Beistand, Zuflucht und Trost finden, unsere Sorgen leichter tragen und uns durch die liebreichen Gespräche unserer Gattinnen erquicken können. Wie viele Reiche gibt es nicht, die reiche Frauen ehelichten; sie vermehrten zwar ihren Reichthum, verloren aber darüber den Frieden. Sie besitzen allen Ueberfluß von Ergötzlichkeiten, und wünschen sich dennoch sehr oft ihrer Weiber wegen den Tod. So wenig nützen die Reichthümer, wenn sie kein gutes Herz antreffen. Dieses laßt uns bedenken, und bei der Wahl eines Weibes nicht auf den Reichthum sehen, sondern auf die Tugend und die guten Sitten. Ein mäßiges, leutseliges und sittsames Weib wird die Armuth, wenn sie ebenfalls arm ist, besser als den Reichthum ertragen; hingegen ein mürrisches, zänkisches und unmäßiges Weib mag noch so viele Reichthümer in einem Hause finden, sie wird sie schneller als ein Sturmwind zerstreuen, und den Mann in Armuth, in Noth und Unglück stürzen. Laßt uns daher nicht Reichthümer, sondern ein Weib suchen, das unser Vermögen, welches wir schon besitzen, klug gebrauchen und auf eine vorsichtige Weise damit haushalten kann.

Vor allen Dingen lerne, weßwegen die Ehe eingesetzt sei, und du wirst dann gewiß weiter nichts verlangen. Nun höre, was Paulus sagt: Um der Hurerei willen habe jeglicher sein eigenes Weib. 1. Cor. 7, 2. Er hat nicht gesagt, damit man der Armuth entgehe und reich werde, sondern daß wir die Unzucht meiden, unsere Begierden mäßigen, züchtig leben und Gott

gefallen. Dieß bewirkt die Ehe, und dieß ist ihre Frucht. Wir wollen also darauf bedacht seyn, daß wir nicht das Wichtigste vergessen und nach Dingen trachten, die weniger zu bedeuten haben. Deßwegen müssen wir Weiber nehmen, damit wir die Sünde meiden und alle Unzucht fliehen. Zu diesem Zwecke gelangen wir aber, wenn uns Gott eine solche Braut gibt, die uns gottseliger, rechtschaffener und enthaltsamer machen kann. Ist Schönheit des Leibes nicht mit Tugend der Seele vereiniget, so wird sie einen Ehemann einige Zeit fesseln können, aber nicht in die Länge, weil dieser ganze Reiz verschwindet, sobald ihre Laster offener werden. Allein jene, deren Seele schön und liebenswürdig ist, entzünden, je mehr ihr Adel und ihre Tugend mit der Zeit sich bewährt, die Liebe ihrer Männer in immer heftigere Glut und vermehren sie zu einer immer größern Zärtlichkeit. Wo auf diese Weise eine innige und wahre Liebe besteht, da schwindet alle Art der Unzucht; und wer sein Weib liebt, dem fällt nicht einmal ein ausschweifender Gedanke ein; alle seine Zärtlichkeit ist nur ihr gewidmet, und sein keusches Leben erwirbt ihm die Gnade Gottes, die in seinem Hause Friede und Eintracht erhält und seine Unternehmungen segnet.

Von diesen Grundsätzen geleitet, nahmen die Väter des alten Bundes Weiber; sie sahen auf Schönheit und Adel der Seele, nicht aber auf Reichthum. Ein einziges Beispiel wird hinreichend seyn, euch davon zu überzeugen. Da Abraham schon alt und betagt war, sprach er zum ältesten Knechte seines Hauses, der allen seinen Gütern vorstand: Lege deine Hand unter meine Hüfte, daß ich dich beschwöre bei dem Herrn, dem Gott des Himmels und der Erde, daß du meinem Sohne kein Weib nehmest von den Töchtern der Cananiter, unter welchen ich wohne, sondern daß du hinzieheſt in mein Vaterland und zu meiner Freundschaft und daselbst meinem Sohne ein Weib nehmest. Genes. 24, 1. Siehst du die Tugend des Gerechten? Siehst du mit welcher Sorgfalt er für die Heirath seines Sohnes bedacht ist? Er befiehlt dem Knechte nicht, daß er ein schönes oder reiches Weib suchen soll; er will eines, welches mit edeln und guten Sitten geschmückt ist: darum muß der Knecht eine so weite Reise machen. Der Knecht zog hin und kam nach Mesopotamien

zur Stadt Nachors. Und nachdem er die Kameele sich lagern gelassen außer der Stadt vor einem Brunnen, wohin die Frauen zu kommen pflegten, um Wasser zu holen, sprach er: „Herr, du Gott meines Herrn Abraham! sieh, ich stehe hier bei diesem Wasserbrunnen, und die Töchter der Einwohner dieser Stadt werden herauskommen, Wasser zu holen. Zu der ich nun sagen werde: Neige deinen Krug und laß mich trinken, und die dann sagen wird: Trinke, und auch deine Kameele will ich tränken, — diese ist es, die du deinem Diener Isaak bescheeret hast.“ Betrachte hier die Weisheit des Knechtes. Er sagt nicht: Wenn ich eine sehen werde, die auf einen Wagen daherfährt, und ein großes Gefolg von Dienern nach sich zieht; die jung, blühend und schön ist: — sondern zu der ich sagen werde: Neige deinen Krug und laß mich trinken. Wie, gutherziger Mann, suchest du für deinen Herrn eine so niedere Frau, die Wasser holen soll? Ja, gibt er zur Antwort; denn ich bin nicht gesandt, eine reiche und vornehme aufzusuchen, sondern eine Frau von edler Seele und reinen Sitten. Sehr oft besitzen solche, die häusliche Dienste verrichten, eine vollkommene Tugend, während andere, die in prächtigen Palästen wohnen, lasterhaft sind. Und woher weißt du, daß diese tugendhaft ist? Aus dem angegebenen Zeichen der Gastfreundschaft. Der Knecht sucht diese Tugend nicht ohne Ursache bei ihr, sondern deßwegen, weil er aus einem Hause war, wo die Gastfreundschaft im größten Ansehen war: er suchte eine Frau, deren Sitten denen seines Herrn gleichen möchten. Und dieß soll jederzeit bei der Wahl der Gattin oben angesetzt werden, daß man sich eine Person mit gleichen Sitten wähle. Ehe aber der Knecht die angeführtrn Worte noch ausgeredet hatte, kam Rebekka aus der Stadt. So glücklich ist das Gebet der Frommen, ehe sie noch ausgebetet haben, erfahren sie, daß sie Gott gnädig erhört. Wenn du also heirathen willst, so nimm auch du deine Zuflucht nicht zu den Menschen, sondern wende dich an Gott. Er wird sich nicht weigern, dir eine Braut zuzuführen. Sage nicht, wie kann ich Gott sehen? Oder: Ich kann mich mit ihm in kein Gespräch einlassen. Das sind Worte, die eine ungläubige Seele verrathen. Denn Gott kann Alles, was er will, auch ohne Stimme sehr bald ausrichten, wie denn solches auch hier geschehen ist. Der Knecht

hörte keine Stimme, er sah kein Gesicht, sondern stand am Brunnen und betete, und es ward sogleich sein Wunsch erfüllt. Es kam Rebekka heraus und trug einen Wasserkrug auf ihren Schultern. Sie war eine sehr schöne Jungfrau, und kein Mann hatte sie erkannt. Warum ist hier der Schönheit des Leibes gedacht? Damit du der Rebekka bewunderungswürdige Schamhaftigkeit, damit du die Schönheit ihrer Seele kennen lernest. Die Keuschheit und Unschuld ist an sich eine bewunderungswürdige Tugend; allein sie verdient noch weit mehr bewundert zu werden, wenn körperliche Schönheit damit verbunden ist, weil dann die Fallstricke desto häufiger zu seyn pflegen. Es heißt auch von Rebekka: Sie war noch eine Jungfrau, und noch kein Mann hatte sie erkannt. Weil es nämlich viele Jungfrauen gibt, die zwar ihren Leib rein erhalten, ihre Seele aber mit Unkeuschheit erfüllen, sich putzen und schmücken und eine unzählbare Menge Liebhaber an sich locken, die Augen der Jünglinge bezaubern, ihnen Netze legen und sie ins Verderben locken, so zeigt Moses, daß Rebekka nicht so beschaffen, sondern an Leib und Seele eine Jungfrau gewesen. Und doch hatte sie so viele Gelegenheiten, den Männern bekannt zu werden; denn zum ersten war sie schön, und zum andern mußte sie Wasser holen. Wäre sie stets in ihrem Zimmer geblieben, so würde es nicht auffallen, daß sie keinem Manne bekannt geworden. Da du aber siehst, daß sie in ihrem Geschäfte so oft auf öffentlichen Plätzen erscheint und dennoch den Männern unbekannt bleibt; das verdient außerordentliches Lob. Denn da es sich ereignet, daß eine Jungfrau, die selten auskömmt, die noch überdieß häßlich und ungestaltet ist, deßungeachtet ihre Unschuld verliert: wie viel Bewunderung verdient nicht eine Jungfrau, die täglich ohne Begleitung aus ihres Vaters Haus geht, die nicht allein auf den Markt, sondern an den Wasserbrunnen gehet, wo sie nothwendig vielen Menschen begegnet, und ungeachtet sie oft ausgehet, ungeachtet sie sehr schön ist, ungeachtet ihr viele junge Leute begegnen, dennoch ihre Unschuld unverletzt bewahrt!

Als Rebekka ihren Krug gefüllt hatte und vom Brunnen heraufgestiegen war, ging ihr der Knecht entgegen und sagte: Laß mich aus deinem Kruge ein wenig trinken. Und da sie ihm zu trinken gegeben hatte, sprach sie zu ihm: Ich will deinen

Kameelen auch schöpfen, bis sie alle getrunken; und sie eilte, goß den Krug in die Tränke, lief zum Brunnen, um zu schöpfen und schöpfte allen seinen Kameelen. Sowohl die Gastfreundschaft als die Bescheidenheit und Sittsamkeit der Rebekka zeigt sich hier: daß sie diesem Manne nicht zuerst entgegeneilte und ihn anredete, das verlangte ihre Sittsamkeit; ihm aber sein Verlangen nicht abzuschlagen, das war ein Beweis ihrer Güte und Gefälligkeit. Daran liegt nichts, daß es bloß Wasser war, welches sie gab; denn sie hatte im Augenblicke nichts Anders. Es ist auch nicht ohne Ursache gesagt, daß sie geeilt habe; denn dieß zeigt an, daß sie Alles, was sie gethan, willig und mit Freuden vollbracht habe. Sie hat nicht allein den Krug dem Knechte geneigt, sondern auch reichlich allen seinen Kameelen Wasser geschöpft, sich also vieler Mühe und Arbeit unterzogen, und dieses mit aller Leutseligkeit und Freundlichkeit gethan. Nicht bloß die That, sondern auch daß sie diese willig vollbrachte, ist ein Beweis von ihrer Tugend. Sie fragte auch den Knecht nicht lange, wer er sei und woher er komme, sondern ungesäumt erfüllte sie ihm seinen Wunsch.

Der Knecht betrachtete die Jungfrau und schwieg, um zu erkennen, ob der Herr zu seiner Reise Glück gegeben habe. Gen. 24, 21. Was will das sagen: Er betrachtete sie? Das heißt: Er beobachtete ihre Kleidung, ihren Gang, ihre Blicke, ihre Rede und Alles genau, um aus den äußerlichen Geberden die innere Beschaffenheit ihrer Seele kennen zu lernen. Auch damit noch nicht zufrieden, stellte er noch eine andere Probe mit ihr an; denn nachdem sie ihm zu trinken gegeben hatte, fuhr er fort und fragte sie: Wessen Tochter bist du? Sage mir, ist wohl auch Raum in deines Vaters Haus zur Beherbergung? Rebekka wurde auf diese Fragen nicht unwillig und sagte etwa: Wer bist denn du, daß du dich so neugierig um meines Vaters Haus bekümmerst? Was hast du nach demselben zu fragen? Sie beantwortete dem Manne vielmehr voll Freundlichkeit seine Frage und sprach: Ich bin Bathuels Tochter, des Sohnes der Melcha, dem sie den Nachor geboren hat. Es ist viel Stroh und Futter bei uns und Raum genug zum Beherbergen. Wie sie ihm kurz zuvor, als er sie um Wasser bat, mehr gab, als er verlangte, so auch hier. Denn dort verlangte er blos zu trinken, sie aber tränkte auch seine Kameele; jetzt aber hat er

blos im Raum zum Uebernachten, sie hingegen redete auch vom Stroh und Futter, um ihn auf alle Art in das Haus ihres Vaters einzuladen.

Nachdem der Knecht Abrahams in die Herberge gekommen war, bewies er nicht minder Sorgfalt und Umsicht. Man setzte ihm Essen vor. Er aber sprach: Ich will nicht eher essen, als bis ich euch meinen Auftrag eröffnet habe. Es wurde ihm die Erlaubniß zu reden gegeben. Wie redete er sie nun an? Sagte er etwa: Ich habe einen berühmten und angesehenen Herrn, der von Allen geehrt wird? Er hätte dieses sagen können; denn die Einwohner des Landes, wo sich Abraham aufhielt, verehrten ihn wie einen König. Deßungeachtet schweigt er davon und gibt vielmehr Gott die Ehre, indem er sagt: Ich bin Abrahams Knecht, und der Herr hat meinen Herrn reichlich gesegnet. Der Herr gedenkt der Reichthümer seines Herrn nicht sowohl, um zu zeigen, daß er reich sei, sondern vielmehr, daß er gottselig sei; denn er lobt ihn nicht, weil er sie besitzt, sondern weil er sie von Gott empfangen hat. Durch dieß Alles gibt der Knecht zu verstehen, daß das Haus des Abraham ein gottesfürchtiges sei, und daß auch jene, welche er für Isaaks Braut heimführe, ebenfalls fromm seyn müsse. Sieh auch du, wenn du eine Braut suchest, vor allen Dingen darauf, ob sie fromm und Gott angenehm ist. Ist diese Eigenschaft gefunden, so wird auch das Andere nachfolgen; fehlt aber diese Eigenschaft, so mag das Vermögen noch so groß seyn, es wird dennoch nichts helfen. Damit er aber der Frage vorbeuge, warum er aus dem Lande, wo er sich befindet, sich keine Frau nehme, fährt er fort: Mein Herr hat mich beschworen und gesagt: Du sollst meinem Sohne kein Weib nehmen von den Töchtern der Cananiter, sondern zieh hin zu meines Vaters Hause, von meiner Verwandtschaft sollst du meinem Sohne ein Weib nehmen. Um jedoch zum Ende zu kommen, fügen wir nur noch bei: Nachdem der Knecht erzählt hatte, wie er beim Brunnen gestanden, was er sich von der Jungfrau ausgebeten, wie sie ihm mehr, als er verlanget, gegeben, wie Gott sein Beistand und Mittler geworden, beschloß er seine Rede. Sie hörten alles dieses an, trugen kein Bedenken, besannen sich auch nicht einen Augenblick, sondern versprachen ihm, wie vom Geiste Gottes angetrieben,

sogleich ihre Tochter. Gen. XXIV, 50. Wer sollte hier nicht in Staunen und Verwunderung gerathen? Wie viele und große Hindernisse sind nicht auf einmal aus dem Wege geräumt! Der Knecht war fremd und unbekannt; der Weg war weit; sie kannten weder Schwäger noch Bräutigam, noch einen Andern von seinen Angehörigen; ein jeder dieser Umstände war allein schon genug, die Ehe zu hindern. Alle diese Schwierigkeiten aber waren gehoben, und man traute die Rebekka seiner Treue an, nicht anders, als ob er ein Bekannter, oder nicht weit von ihnen entfernt wohnte, oder von Jugend auf mit ihnen Gemeinschaft gepflogen hätte. Alle Hindernisse hatte Gott entfernt; denn der Knecht rief ihn an, ehe er an sein Werk ging. Laßt uns diesem Beispiele folgen, und nichts thun, insbesonders auch keinen Ehetheil wählen, ehe wir den Beistand Gottes angerufen haben.

Nun laßt sehen, wie die Hochzeit nach erhaltener Braut angestellt wird. Ließ er sich von Pauken, Pfeifen, Tänzern, Trompetern, Saitenspielern und dem übrigen jetzt gewöhnlichen Aufzuge begleiten? Keineswegs, sondern er nahm sie allein: eben der Engel begleitete ihn, der ihm, als er aus dem Hause Abrahams auszog, auf das Gebet seines Herrn von Gott zum Begleiter gegeben worden war. So zog die Braut fort ohne den Klang der Pfeifen und Saitenspiele. Sie hörte nichts von all dem, aber auf ihrem Haupte ruhte ein tausendfacher Segen Gottes. Sie zog nicht fort mit golddurchwirkten Kleidern geziert; ihr Schmuck waren Sittsamkeit, Gottesfurcht und alle andern Tugenden. Sie saß in keinem verdeckten Wagen, sie war auch sonst von keinem andern Pomp umgeben, sondern zog den Mann auf einem Kameele nach. Denn im Alterthume besaßen die Jungfrauen außer den Tugenden der Seele auch gute Leibesbeschaffenheit. Sie wurden nicht so verzärtelt wie heutigen Tages, wo die Mütter ihre Töchter durch häufiges Salben, Schminken, durch weichliche Kleider und viele andere Dinge verderben. Die Erziehung der Alten war abgehärtet. Daher hatten sie auch eine blühende Schönheit des Leibes und erfreuten sich einer vollen Gesundheit. Sie unterzogen sich den mühevollsten und beschwerlichsten Arbeiten, sie legten überall selbst Hand an, und dieß verbannte Schwächlichkeit und gewährte dem Körper Stärke, — Rebekka zog also auf ihrem

Kameele fort. Als sie in das Land der Cananiter kam und Isaak von ferne erblickte, sprang sie eilend vom Kameele herab. Siehst du hier ihre Stärke und gute Leibesgesundheit? Schau aber auch auf ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit. Sie sagte zum Knechte: Wer ist der Mann, der uns auf dem Felde entgegenkommt? Da der Knecht sagte: „Das ist mein Herr," nahm sie den Sommermantel und verhüllte sich. Das ist ein Zeugniß ihrer Schamhaftigkeit. Isaak nahm sie nun zum Weibe, und hatte sie so lieb, daß der Schmerz, den ihm der Tod seiner Mutter Sara verursachte, dadurch gemildert wurde.

Dieses habe ich erzählt, daß ihr es nicht allein anhören und ihm Beifall geben, sondern daß ihr diesem Beispiel auch nachahmen sollet. Ihr Väter, ahmet der Sorgfalt des Patriarchen nach, die er dadurch zeigte, daß er seinem Sohne ein nicht durch künstliche Bildung verderbtes Weib suchte, daß er nicht auf Reichthum, nicht auf den Glanz des Geschlechtes, nicht auf die Schönheit des Leibes, sondern auf den Adel der Seele sah. Ihr Mütter aber bemüht euch, eine Tochter auf diese Weise zu erziehen. Ihr aber, die ihr die Braut in euere Wohnung führet, beobachtet dabei eben den Anstand wie jene: verbannet Tanz und Musik, allen unehrbaren Scherz, alle Thorheit und ausgelassene Freude, kurz allen üppigen Aufwand; suchet hingegen in Allem, was ihr vornehmt, Gott zu euerm Mittler und Beistande. Wenn man so zu Werke gehet, so wird nie eine Trennung, nie eine Gelegenheit zur Eifersucht, nie ein Zank, noch ein Streit entstehen. Friede und Eintracht wird in unserer Ehe herrschen; wo aber diese sind, da folgen immer auch alle andern Tugenden. Denn wie nichts Gedeihliches in einem Hause ist, wenn sich Mann und Weib mit einander entzweien, ob es ihnen auch sonst in allen Dingen nach Wunsch gehet, ebenso wird uns auch, wenn Friede und Eintracht im Hause herrscht, nichts Widriges und Unangenehmes zustoßen. Werden auf diese Weise Ehen geschlossen, so werden wir sehr leicht die Kinder zur Tugend auferziehen können. Eine Mutter, die so liebenswürdig, sittsam und mit allen Tugenden ausgeschmückt ist, wird gewiß ihren Mann einnehmen und mit Liebe an sich fesseln. Hat sie ihn gewonnen, so wird er ihr bei der Erziehung der Kinder und der Sorgfalt für sie mit Eifer allen möglichen

Beistand leisten, und auf diese Weise wird sie sich auch den Beistand Gottes erwerben. Gibt aber Gott seine Gnade, so kann einem nichts Widriges begegnen. Gott verleihe allen Eheleuten dieses durch die Gnade und Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi. Cf. Bibliothek der Kanzelberedsamkeit von Räß und Weis.

37. Wie haben sich die Eltern bei dem Heirathsgeschäfte ihrer Kinder zu verhalten.

Die Ehe ist eine freiwillige Verbindung und schließt jeden Zwang, woher er immer kommen mag, aus; ja das Concilium von Trient belegt jene mit dem Anathem, die Jemanden zu einer Ehe zwingen würden. Auch die Eltern dürfen sich also bei Eingehung einer Ehe bezüglich ihrer Kinder keinen Zwang erlauben. Doch sollen sie denselben bei einem solch wichtigen Geschäfte auf jede Weise hülfreich zur Seite stehen. Insbesonders liegt ihnen ob:

1) Nie dürfen die Eltern eine Heirath überhaupt, oder mit einer gewissen Person insbesonders, bestimmen. Es hängt dieß einzig und allein von der Wahl der Kinder ab. Wollen sie ledig bleiben, um Gott allein zu dienen, so hieße es dem Herrn das angenehmste Opfer rauben, wenn sich die Eltern einem solchen Vorhaben widersetzen würden. Fühlen die Kinder eine Abneigung von der Person, die man ihnen aufdringen will: wer kann das Unglück einer gezwungenen Heirath aussprechen? Ehebrüche, Ehescheidungen oder baldiger Tod sind gewisse Folgen davon. Die Eltern müssen solche Gräuel häufig mit eigenen Augen ansehen, und tragen den marternden Wurm mit sich herum, daß sie aus Eigensinn und Vorurtheil die Mörder ihrer eigenen Kinder geworden sind.

2) Die Eltern sollen ihre bereits reifen Kinder über das Wesen des Ehestandes wohl unterrichten; sie sollen sie auf die Beschwerden und Annehmlichkeiten desselben aufmerksam machen; sollen ihnen vor Augen stellen, welche Vorzüge der ledige Stand habe; sie sollen ihnen insbesonders die Pflichten zeigen, welche die Eheleute auf sich haben.

3) Die Eltern müssen ihren Kindern bei der wirklichen Wahl eines Ehetheiles mit gutem Rath an die Hand gehen. Es ist ihnen unbenommen, ihrem Kinde selbst eine Person vorzuschlagen;

aber ihre Zuneigungen dürfen nicht weiter gehen, als bis zur Ueberzeugung des Kindes, daß die vorgeschlagene Person jene Eigenschaften habe, die zu einer glücklichen Ehe erforderlich sei. Es ist den Eltern auch erlaubt, dem Kinde die vorhabende Wahl einer sich selbst ausgesuchten Person zu mißrathen, aber nur in so ferne, als es nöthig ist, das Kind zu überzeugen, daß einer solchen Person wichtige Erfordernisse mangeln oder grobe Fehler anhängen. Höchst unrecht würde es von Seite der Eltern seyn, wenn sie aus Laune, Geiz oder andern verkehrten Ursachen eine vernünftige Wahl des Kindes hinderten oder ihm eine verkehrte aufdrängen.

4) Die Eltern sollen ihren Kindern eine angemessene Aussteuer geben, es sei denn, daß die Eltern selbst nichts haben, oder sie ihre Kinder aus gesetzlichen Ursachen enterben.

38. In wie ferne haben die Kinder bei der Wahl der Gatten auf die Eltern Rücksicht zu nehmen.

Dringen die Eltern auf die Wahl einer bestimmten Person oder hindern sie die Wahl einer vom Kinde schon ausersehenen Person, so überlege der Sohn oder die Tochter die Gründe, welche die Eltern zu ihrer Handlungsweise veranlassen, gewissenhaft, und um seinem oft bestochenen Urtheile nicht allein zu trauen, nehme man einen klugen und redlichen Freund, besonders den Beichtvater, zu Hilfe. Zeigt sich das Verfahren der Eltern als gerechtfertiget, so folget ihrem Rathe mit kindlicher Ehrfurcht und mäßiget euere dawieder streitenden Leidenschaften. Hütet euch ein Band zu schließen, welches euere Eltern aus gerechten Gründen verabscheuen. Erspart ihnen den Kummer, welchen ihr ihnen dadurch verursachen würdet. Bedenket, daß eine Ehe, auf welche die Eltern aus gerechten Gründen den Fluch legen, nie gesegnet seyn wird.

Wollen aber die Eltern nur aus Eigennutz, Eitelkeit oder eines Vorurtheiles wegen euere Freiheit beschränken und euere Wahl auf eine bestimmte Person leiten, so übereilet euch wenigstens im Gebrauche euers Rechtes nicht. Machet ihnen ehrerbietige Vorstellungen; legt ihnen euere Gründe dar; stellt dringende Bitten an sie, beschwört sie, sie möchten euch doch nicht unglücklich machen, ersuchet auch die nächsten Anverwandten oder

den Seelsorger um ihre Vermittlung; lasset den Eltern Zeit sich zu fassen. Erst wenn all dieß ihre unbillige Härte nicht überwinden kann, so schreitet mit Gutheißung jener Personen, von denen ihr überzeugt seid, daß sie euch euer Bestes rathen werden, zu einer Wahl, die ein billig Denkender nicht tadeln wird. Belehret dann auch euern Mitgatten, daß er trotz der Widersetzlichkeit euerer Verbindung mit ihm, dennoch eueren Eltern alle Liebe und Gefälligkeit erweise, und fahret selbst fort, euere Eltern auf alle Weise zu ehren und zu schätzen und präget diese Gefühle auch euern Kindern ein, womit etwa Gott euere Ehe segnet. Ich versichere euch, wenn euere Eltern keine Unmenschen sind, so wird ihre Abneigung gegen euch und eure Mitgatten bald vergehen, und sie werden euch zuletzt noch segnen. Ich finde dieses Betragen vielmehr in der Ordnung, als jenes, wenn sich manche Kinder bei Lebzeiten ihrer Eltern gar nicht verheirathen, um entweder einer von den Eltern vorgeschlagenen, ihnen aber mißfälligen Heirath zu entgehen oder um ihre schon ausersehene Frau nicht den Plackereien gehässiger Schwiegereltern auszusetzen; denn abgesehen davon, daß man sich durch solches Hinauszögern in den Ehestand zu treten, oft unfähig macht, seine Kinder noch während seiner Lebzeiten gehörig zu erziehen, veranlaßt man sich nicht selten zu einem fortwährenden Haß gegen seine eigenen Eltern und oft zum stillen Wunsche ihres baldigen Todes.

39. Wie man sich zum Antritt des Ehestandes vorbereiten soll.

Gleichwie Gott bei Erschaffung der Welt nichts auf's Geradewohl gemacht hat, also richtet er auch bei der Erhaltung derselben Alles nach Maß und Gewicht ein. Er ist es daher auch der den einzelnen Menschen ihren Beruf gibt. Der Eine soll ihm in diesem, der Andere in jenem Stande dienen. Auf den Beruf kömmt Alles an, und der Mangel desselben ist eine der vorzüglichsten Ursachen von den Unordnungen, die in der Welt herrschen. Denn dieser ist ein schlechter Priester, weil er sich ohne Beruf in den geistlichen Stand eindrängte; er würde aber ein musterhafter Bürger geworden seyn, wenn er weltlich

geblieben wäre. Jene Nonne lebt sehr mißvergnügt, weil sie ohne Beruf in's Kloster ging; sie würde aber eine gute Hausmutter geworden seyn: jene Hausfrau, welche nur dem Gebete und heiliger Betrachtung leben will, dagegen um das Hauswesen sich nicht bekümmert, würde in einem Kloster vielmehr an ihrer Stelle seyn. So befinden sich gar viele Menschen nicht am rechten Ort, weil sie Gott nicht dahin gesetzt hat, wo sie wirklich sind; und weil er sie nicht dahin gesetzt hat, so leistet er ihnen auch nicht jene Gnade, die sie zur Erfüllung ihrer Pflichten nöthig haben.

Daraus folgt, daß auch jene, welche in den Ehestand treten wollen, vor Allem zu erforschen suchen sollen, ob sie Gott dazu berufen habe. Aber wie erfährt man Solches? Gott gibt uns seinen Willen auf mancherlei Weise kund. Er spricht zu uns durch die Stimme des Gewissens. Gehet also in euch selbst hinein, und horchet, was euer Inneres sagt. Erforschet euere Neigungen, und haltet sie mit den Pflichten des Ehestandes zusammen. Gott spricht zu uns auch durch unsere Eltern, Lehrer und Freunde, vorzüglich aber durch unsere Seelenhirten. Holet daher den Rath derselben ein. Die Stimme des Beichtvaters muß euch, wie in allen Dingen, so auch hierin sehr wichtig seyn. Aber wer fragt seine Eltern, wer seinen Seelenhirten bei der Verehelichung? Ja diese wenden oft alle ihre Beredtsamkeit an, eine Heirath zu mißrathen; sie sagen: Steh ab von deinem Vorhaben; du kannst diese Person nicht haben; es ist dein Verderben. Allein man achtet auf solche Ermahnungen nicht. — Um zu erkennen, ob man zum Ehestande berufen sei oder nicht, muß man insbesonders auch zum Gebete seine Zuflucht nehmen. Versäumt es daher nicht, zu Gott aufzuseufzen, rufet ihn an um Erleuchtung und sprechet voll kindlichen Vertrauens: O Vater aller Menschen! das Glück meines Lebens und vielleicht auch das in der Ewigkeit hängt von dem Stande ab, den ich jetzt antreten will: gib nicht zu, daß ein so bedenklicher Schritt ein verkehrter sei. Allgütiger, der du über die unbedeutendsten Bewegungen deiner geringsten Geschöpfe wachest: wache jetzt auch über die meinigen, und gib mir zu erkennen, was dein Wille ist! Allweiser, wenn du es voraussiehst, daß mir der Ehestand in Rücksicht

auf mein ewiges Heil gefährlich sei, so zernichte mein Vorhaben! Glaubet es, daß ein solches Gebet, wenn es aus dem Herzen kömmt, sicher Erhörung findet, und ihr klar erkennet, was der göttliche Wille sei. Seid versichert, wenn uns Gott bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen andern oft verkehrte Schritte thun läßt, so geschieht es deßwegen, weil wir an Alles, aber nur nicht an ihn denken. Es scheint, als ob wir seine Erleuchtung nicht nöthig hätten. O wie blind sind wir, die wir den einzigen Wegweiser verlassen, der uns so sicher führen könnte! Daher folgen auch so viele unglückliche Ehen.

Das Zweite, was man vor der Heirath zu thun hat, besteht in einer vernünftigen Wahl. Erkundige dich also genau, christliche Jungfrau, wie derjenige beschaffen ist, dem du die Hand geben willst. Hat er eine Religion? Ist er nicht Einer von denen, die über Alles, was heilig ist, lachen, spotten und freveln? Was hat er für Sitten? Ist sein Wandel fleckenlos? Besucht er gerne die Kirche, beichtet er auch zur rechten Zeit? Wie ist sein sonstiges Betragen? Läßt sich mit ihm im Frieden leben, oder ist er ein wunderlicher Kopf, mit dem Niemand auskommt? Ist er jähzornig und rachgierig? Ist er mäßig, keusch und arbeitsam? Oder ist er ein Säufer, Spieler und Müssiggänger? Wie steht es mit seinem Vermögen? Macht er nicht mehr daraus, als es wirklich ist? Hat er keine geheime Schulden? Ist er im Stande ein Hauswesen zu führen? Versteht er sein Gewerbe, und vermag er eine Familie zu ernähren? — Deßgleichen soll sich auch der Mann erkundigen, wie die beschaffen ist, mit der er sich verehelichen will: Ob sie jene Tugenden besitze, die ihrem Geschlechte Ehre machen; ob sie sittsam, verschwiegen, nachgibig und eingezogen sei; ob sie das Hauswesen zu führen verstehe; ob sich von ihr erwarten lasse, daß sie eine gute Hauswirthin werde u. s. w. — Alles dieses soll wohl erwogen werden. Denn es ist hart, immer mit der nämlichen Person leben und ihre Fehler sehen und ertragen müssen. Darum gehe man bei der Wahl mit aller Vorsicht zu Werke.

Das Nothwendigste von Allem aber, ohne welches weder die Berathschlagung mit Gott, noch die Klugheit in der Wahl des Ehetheiles etwas nützt, ist ein frommer, unschuldiger Lebenswandel; man muß schon von Jugend auf Gott fürchten und alle Laster

meiden, besonders das der Unzucht. Ein tugendhaftes Weib ist eine edle Gabe, sie wird nur dem gegeben, der Gott fürchtet. Dasselbe gilt auch von dem Ehemanne. Man darf also sagen, daß es eine Art von Strafe ist für die in der Jugend begangenen Ausschweifungen, wenn man einen schlimmen Ehetheil bekömmt. Die Frömmigkeit ist der beste und sicherste Weg zu einer glücklichen Ehe. Darum fliehet ihr, die ihr euch einmal verehelichen wollet, alle Sünden, besonders die des Fleisches. Ohne besondere Gnade Gottes könnt ihr die Bürde des Ehestandes nicht ertragen, die Pflichten desselben nicht erfüllen. Diese Gnade erlangt ihr aber am besten von Gott, wenn ihr euch derselben durch ein frommes Leben würdig machet. Thut ihr dieses nicht, so stehen euch für euren künftigen Ehestand große Leiden bevor, und ihr werdet euch selbst die Schuld davon geben und sagen müssen: Wir haben es durch unsere Jugend-Sünden verdient. Gerade hierin liegt vielleicht eine der Hauptursachen, warum es so viele unglückliche Ehen gibt. Man fröhnt in seiner Jugendzeit allen Leidenschaften. Was kann hierauf anders folgen, als eine unglückliche Ehe?

40. Von den Eheverlöbnissen.

Die Eheverlöbnisse (sponsalia) sind das wechselseitige Versprechen zweier lediger Personen verschiedenen Geschlechtes, sich heirathen zu wollen, oder sie sind das Versprechen der zukünftigen Ehe (futurarum nuptiarum promissio). Von den Eheverlöbnissen sind die Brautwerbungen verschieden, welche bloße Versammlungen zur Schließung von Sponsalien sind. In Folge der Sponsalien wird der Mann Bräutigam und das Weib Braut. Die Verlobten mögen sich nun wohl gegenseitig näher kennen lernen; aber nichts desto weniger ist ihnen jeder zu vertraute Umgang, wodurch ihre Tugend verdächtig werden könnte, untersagt.

Wird bei Sponsalien die vorgeschriebene Form nicht eingehalten, so sind sie ohne rechtliche Wirkung. Uebrigens können die Eheverlöbnisse bedingt oder unbedingt eingegangen werden. Tritt die gesetzte Bedingung nicht ein, so sind die Sponsalien ungiltig, auch wenn sie mit einem Eide bekräftiget worden wären. Tritt hingegen die Bedingniß ein, so ist das Eheverlöbniß giltig,

und wird so angesehen, als wenn es ohne alle Bedingung gemacht worden wäre. Unter mehreren der gesetzlichen Form nach giltigen Eheverlöbnissen geht das ältere dem jüngern vor, ohne Rücksicht ob dieselben bedingt oder unbedingt abgeschlossen worden sind. Derjenige aber, der mehre Eheverlöbnisse abgeschlossen, verfällt in eine Kirchenbuße. Treffen giltige und ungiltige Eheverlöbnisse zusammen, so gehen jene vor.

Eheverlöbnisse können nur diejenigen schließen, welche die Fähigkeit besitzen, ein Versprechen zu geben und anzunehmen, und welche die Fähigkeit zur Ehe haben. Zur giltigen Eingehung der Sponsalien überhaupts wird erfordert:

a) Die Erklärung muß deutlich und bestimmt geschehen. Eine Erklärung wird also erfordert; aus dem Stillschweigen, welches der eine Theil bei den Heirathsanträgen des andern beobachtet, kann keine Verbindlichkeit abgeleitet werden, nur den Fall ausgenommen, wo Eltern ihre Kinder verloben, und diese, ungeachtet sie gegenwärtig sind, nicht widersprechen.

b) Die Verlobungs-Einwilligung muß wechselseitig seyn.

c) Muß die Erklärung bei dem Eheversprechen ernstlich, und darf weder geheuchelt, noch vorgespiegelt seyn.

d) Das Eheversprechen muß mit guter Ueberlegung, d. h. mit hinlänglicher Kenntniß der Sache bei guten Sinnen geschehen.

e) Das Eheverlöbniß muß freiwillig, frei von allem wesentlichen Irrthume, Betruge, ungerechter Furcht und Gewalt eingegangen seyn.

f) Personen, welche noch nicht das siebente Jahr erreicht haben, können keine giltigen Eheverlöbnisse schließen. Vor erlangter Mündigkeit sind sie nicht an das eingegangene Eheversprechen gebunden. Haben sie aber die Mündigkeit erreicht, so müssen sie entweder dieses genehmigen oder sie können ohne weitere Angabe der Ursachen wieder davon abgehen.

Die Eheverlöbnisse können mündlich oder schriftlich unter An- und Abwesenden und selbst durch Prokuratoren geschlossen werden, wenn nur der Consens frei und deutlich gegeben wird, und kein vernichtendes Hinderniß entgegensteht. Die Prokuratoren müssen aber mit spezieller Vollmacht versehen seyn, die vor dem wirklichen Abschlusse nicht widerrufen worden seyn darf.

Man pflegt die Sponsalien auch zu verstärken, um durch solche äußere Zeichen ihre innere Verbindlichkeit gewissermaßen zu erhöhen, den Beweis leichter zu machen und den Rücktritt zu erschweren. Die Verstärkungsmittel der Eheverlöbnisse aber sind:

a) Das Aufgeld (arrha sponsalitia), welches in einer oder mehrern Münzen, Pretiosen, Kleidungsstücken ꝛc. bestehet. Es wird deßwegen gegeben, damit, wenn ein Theil ohne Ursache zurückginge, der andere es als Entschädigung für sich behalten würde.

b) Der Mahlschatz (sponsalitia largitas): ist ein wechselseitiges Geschenk, welches sich der Bräutigam und die Braut zur Bezeugung ihrer gegenseitigen Zuneigung geben. Kommt die Ehe aus Schuld eines Theiles nicht zu Stande, so muß der schuldige Theil dem unschuldigen das Empfangene zurückstellen; dieser hingegen behält, was er als Mahlschatz empfangen hat.

c) Convential-Strafen (poenae conventionales): darunter versteht man jede durch wechselseitige Uebereinkunft der Verlobten festgesetzte Leistung, zu welcher sich ein Contrahent dem andern verpflichtet, im Falle er die eingegangene Verpflichtung gar nicht oder doch nicht zur bestimmten Zeit erfüllen würde. Nach dem geistlichen Rechte sind aber die Conventionalstrafen nicht zulässig.

d) Auch durch den Eid und selbst den anticipirten Beischlaf werden die Eheverlöbnisse verstärkt.

Hinsichtlich der Wirkungen, welche die Sponsalien haben, bemerken wir:

a) Die Verlobten sind verbunden, die Ehe innerhalb einer gewissen Zeit, und zwar wenn eine solche als Bedingung festgesetzt war, sogleich nach Ablauf der festgesetzten Frist, zu vollziehen, sonst aber binnen des vom Richter nach Umständen festzusetzenden Termins.

b) Jeder Theil darf von dem andern Treue fordern, die er aber selbst halten muß: er muß sich daher eines zu vertrauten Umganges mit Personen des andern Geschlechtes enthalten. Verletzt ein Theil seine Pflicht, so kann der unschuldige von den Sponsalien abgehen.

c) Keiner der verlobten Theile darf ein anderweitiges Ehe-

verlöbniß eingehen; insbesondere ziehen auch giltige Sponsalien das Hinderniß der öffentlichen Ehrbarkeit nach sich.

d) Kein Theil darf durch heimliche oder boshafte Entfernung die Abschließung der Ehe hindern oder aufschieben.

Die Eheverlöbnisse können auch wieder aufgehoben werden, und zwar durch beiderseitige Einwilligung; durch den Tod des einen Theiles; durch Ablegung der Ordensgelübde; durch die höhern Weihen; durch die Nichterfüllung einer gesetzten erlaubten Bedingung nach Ablauf der hiezu gesetzten Zeit; durch die wirkliche Eingehung einer Ehe mit einer dritten Person; durch ein entdecktes trennendes Ehehinderniß. — Außerdem kann der unschuldige Theil zurückgehen:

a) Wenn Umstände und Veränderungen eingetreten sind, unter welchen man, wären sie zur Zeit der Sponsalien vorhanden gewesen, dieselben nicht eingegangen haben würde, als: Auffallende Ausschweifungen, ein während des Brautstandes begangenes Verbrechen, große Feindschaft in der Zwischenzeit mit den nächsten Anverwandten, chronische, unheilbare Krankheiten, entstandenes physisches oder geistiges Unvermögen, gänzliche Verarmung, Wahnsinn, körperliche Deformität, Abfall vom Glauben.

b) Wenn die schuldige Verlöbniß-Treue verletzt wird.

c) Bei heimlicher oder überhaupts allzugroßer Entfernung.

d) Bei absichtlicher und nicht zu rechtfertigender Verschiebung, die Ehe abzuschließen.

41. Wozu das Brauteramen vorgenommen wird.

Mit Brautleuten nimmt der Pfarrer ein Examen vor. Die Kirche hat Solches aus weisen Absichten verordnet. Die Ehe ist ein wichtiger Stand, und man nimmt durch den Eintritt in denselben schwere Pflichten auf sich. Der Seelsorger soll sich überzeugen, ob die Brautleute diese Pflichten kennen; er soll sich überzeugen, ob sie insbesonders im Stande seyn werden, ihre Kinder christlich zu erziehen. Er muß aber auch erforschen, ob sie in den Heilswahrheiten des Christenthums überhaupts genügend unterrichtet sind. Wo es hierin noch fehlt, soll der Unterricht vor dem Eintritt in die Ehe nachgeholt werden; denn die Erfahrung zeigt, daß man sich nachher einer solchen Forderung

um so weniger mehr füge. Höchst bedenklich ist es und läßt alles Schlimme erwarten, wenn Personen, ohne in den nothwendigsten Heilswahrheiten unterrichtet zu seyn, den Ehestand antreten.

Auch dazu werden die Brauteramina vorgenommen, um, wenn etwa irgend ein Ehehinderniß stattfindet, solches zu entdecken. Deßwegen sind die Brautleute schuldig, alle Fragen, die der Seelsorger in diesem Betreff an sie stellt, gewissenhaft und offenherzig zu beantworten.

Die Brautleute sollen endlich auch die Belehrungen und Ermahnungen, welche ihr Seelsorger bei dieser Gelegenheit an sie richtet, recht wohl beherzigen; sich oft derselben erinnern und sie möglichst zu befolgen suchen.

42. Warum die Ausrufungen der Ehe statt haben.

Das Aufgebot der verlobten Brautleute muß nach Vorschrift, wenn nicht etwa vom Bischofe eine Dispensation erfolgt ist, an drei aufeinander folgenden Feiertagen während der heiligen Messe geschehen. Die Kirche hat dabei eine doppelte Absicht:

a) Es soll allen Gelegenheit gegeben werden, daß die Gläubigen den Segen des Himmels auf die neuen Gatten herabflehen; denn nie ist dieser Segen nothwendiger als wenn man in den Ehestand tritt.

b) Es soll dadurch jedes etwa stattfindende Hinderniß desto eher bekannt werden. Wer ein Ehehinderniß kennt, und es nicht angibt, macht sich einer schweren Sünde schuldig. Und die Pflicht, diese Hindernisse kund zu machen, bezieht sich nicht bloß auf die Bewohner der Pfarrei, wo das Aufgebot stattfindet, sondern überhaupt auf Alle, welche etwas der Ehe, die man bekannt macht, im Wege Stehendes wissen; denn die Kirchengesetze, welche diese Angabe gebieten, haben allgemeine Geltung: sie gehen folglich Jedermann an. Zudem handelt es sich um die wichtigsten Güter: um das Heil der Seelen, um die Ruhe der Familien, um die Sicherheit des Staates und vorzüglich auch darum, der Entweihung eines Sakramentes zu begegnen.

43. Von den Ehen zur linken Hand.

Eine Ehe zur linken Hand ist jene, welche unter der Bedingung eingegangen wird, daß die Frau und die Kinder an den Standes- und Familienrechten des Mannes keinen Antheil erhalten, und die Kinder in Ansehung der Güter des Vaters nicht in die vollen Erbrechte eintreten, sondern sich mit einer ausgesetzten Alimentation begnügen müssen.

Nach göttlichen und menschlichen Rechten sind die Ehen zur linken Hand vollkommen giltig. Die bei denselben stattfindenden Beschränkungen fließen aus der Civilgesetzgebung und betreffen auch nur die bürgerlichen Wirkungen der Ehe. Die Kinder aus solchen Ehen sind legitim; die Trauung pflegt gewöhnlich mit der zur linken Hand gestellten Frau vorgenommen zu werden, woher auch der Name dieser Ehe kömmt; die Gatten haben aber gegen einander wesentlich und vom religiösen Standpunkt aus dieselben Pflichten, wie bei andern Ehen.

Bei den Longobarden wurden die Ehen zur linken Hand **matrimonia ad legem morganaticam** (Morgengedings-Ehe) genannt; in den fränkischen Gesetzen haben sie den Namen **matrimonia ad legem salicam**; bei den alten Deutschen nannte man sie Heirathen in's Blut, aber nicht in Stand und Gut. Eine solche Ehe findet statt, wenn z. B. Personen von fürstlichen oder hochadeligen Häusern ein Frauenzimmer von geringerm Adel oder auch vom bürgerlichen Stande heirathen. (Cf. Müller's Kirchenlexikon.)

44. Von den Ehehindernissen.

Ein Ehehinderniß nennt man Alles, was im Wege stehet, die Ehe auf eine erlaubte Weise einzugehen. Man theilt sie in verbietende und zertrennende ein: die letztern machen die Ehe ungiltig; die erstern heben zwar die Ehe nicht auf, machen aber, daß man sie auf keine erlaubte Weise eingehen könne.

A. Verbietende Ehehindernisse.

Sie sprechen sich in dem Verse aus:

Sacratum tempus, vetitum, sponsalia, votum.

1) **Sacratum tempus** oder die geheiligte Zeit reicht vom ersten Sonntage im Advent bis auf das Fest der Erscheinung des Herrn

einschließlich und vom Aschermittwoch bis zum ersten Sonntage nach Ostern, ebenfalls einschließlich. Da diese Zeiten dem Gebete und Fasten bestimmt sind, so war es sehr zweckmäßig, die Hochzeiten in denselben zu verbieten. Der Christ soll sich in dieser Zeit vielmehr mit seinem Haushalt im Himmel als mit irdischen Verbindungen beschäftigen.

2) **Vetitum** oder ein Verbot von Seite des Bischofs oder des Pfarrers mit den Ausrufungen inne zu halten, weil ein gegründeter Zweifel eines geheimen Ehehindernisses sich regt, oder weil die Brautleute nicht einmal das wissen, was sie um selig zu werden, oder unter einer schweren Sünde wissen müssen.

3) **Sponsalia** oder Verlobung mit einer andern Person. Wer mit einer Person giltige Sponsalien eingegangen hat, kann, so lange diese bestehen, mit einer dritten Person sich nicht verehelichen.

4) **Votum** oder Gelübde ist hier das einfache Gelöbniß, nicht zu heirathen oder in einen Orden zu treten; denn das feierliche Gelübde ist ein trennendes Ehehinderniß.

B. Die trennenden Ehehindernisse.

Sie werden in folgenden Versen zusammengefaßt:

Error, conditio, votum, cognatio, crimen,
Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas,
Aetas, affinis, si clandestinus et impos,
Si mulier sit rapta, loco nec reddita tuto.

1) Der Irrthum (**error**). Besteht er hinsichtlich der Person, z. B. verehelicht sich Peter mit Barbara, in der Meinung sie sei Theresia, so ist die Ehe ungiltig. Ein Irrthum aber in einer bloß zufälligen Eigenschaft macht kein trennendes Ehehinderniß, z. B. Peter glaubte eine reiche Jungfrau zur Ehe zu bekommen, überzeugt sich aber, daß er weder eine reiche Braut, noch auch eine Jungfrau hat. Würde jedoch Jemand irgend eine zufällige Sache als eine wesentliche Bedingniß des Ehevertrages gesetzt haben, z. B. ich heirathe dich, wenn du Erbin der väterlichen Güter bist, so ist die Ehe ungiltig, wenn diese Bedingniß nicht erfüllt wird.

2) **Conditio** bezeichnet die Sklaverei. Wenn nämlich ehemals ein Freigeborner mit einer Sklavin, ohne von ihrem Stande etwas

zu wissen, eine Ehe einging, so war sie nach dem Römischen Rechte, welches auch die Kirche annahm, ungiltig. Da bei uns die eigentliche Sklaverei längst aufgehoben ist, so ist das Vorhandenseyn dieses Hindernisses nicht mehr möglich.

3) Das feierliche Gelübde der Keuschheit (votum). Ein Mönch oder eine Nonne, oder Jemand, der die höhern Weihen empfangen hat, kann keine giltige Ehe eingehen; denn der, welcher das feierliche Gelübde der Keuschheit abgelegt, hat einen geistigen Bund mit Christus geschlossen, er hat sich ihm übergeben, und kann weder über seinen Leib noch über sein Herz mehr verfügen. Um daher Aergernissen vorzubeugen, hat die Kirche dieses Hinderniß aufgestellt.

4) Die Verwandtschaft (cognatio). Die Kirche verbietet aus wichtigen Gründen in zu nahe Verwandtschaft zu heirathen; denn eines Theiles lehrt die Erfahrung, daß daraus für die Nachkommenschaft Schaden entstehet; andern Theiles sollte Gelegenheit gegeben werden, daß die Bande der christlichen Liebe unter den Menschen um so mehr sich erweitern würden. Die Kirche verbietet die Ehe zwischen Personen, die in gerader Linie verwandt sind, in allen Graden; in der Seitenlinie aber bis zum vierten Grade. — Außer dieser natürlichen gibt es auch noch eine legale und geistliche Verwandtschaft. Die Erstere entsteht durch Adoption oder Annahme an Kindesstatt. Dabei ist zu bemerken, daß der Adoptirende wenigstens schon 25 Jahre alt und sein eigener Herr sei, und daß er wenigstens um 18 Jahre älter sei, als jener, welchen er an Kindesstatt annehmen will. Diese Verwandtschaft läßt keine Ehe zu:

a) Zwischen dem Adoptirenden und Adoptirten und seinen Nachkommen bis zum vierten Grade einschließlich.

b) Zwischen dem Adoptirenden und dem Weibe des Adoptirten und zwischen dem Adoptirten und dem Weibe des Adoptirenden.

c) Zwischen dem Adoptirten und den Kindern und Nachkommen des Adoptirenden, auf so lange als sie unter der väterlichen Gewalt stehen.

Die geistliche Verwandtschaft entsteht aus der Taufe und Firmung. Diese trennt die Ehe zwischen dem Taufenden, dem Getauften und den Eltern des Getauften, sowie zwischen dem

Firmenden, Gefirmten und den Eltern des Gefirmten, ferners zwischen den Tauf- und Firmpathen, den Getauften und Gefirmten und ihren Eltern. Wenn jedoch ein Vater im Nothfalle sein eigenes Kind tauft, so tritt er dadurch mit seinem Weibe in keine geistliche Verwandtschaft; aber außer dem Nothfalle wird er des Rechtes, die eheliche Pflicht zu begehren, verlustig. Wenn er aber auch im äußersten Nothfalle das Kind seiner Beischläferin tauft, so kann er sich mit derselben ohne Dispens nicht mehr verehelichen.

5) Das Verbrechen (crimen). Dieses Ehehinderniß kann auf mehrfache Weise entstehen:

a) Aus dem Ehebruche mit Ehelichung der ehebrecherischen Person bei Lebzeiten des andern Ehetheiles; dabei ist es gleichviel, ob die Ehe dem Ehebruch vorgegangen oder nachgefolgt sei, wenn nur Beides noch zur Zeit der ersten giltigen Ehe vorfiel; doch muß der unschuldige Theil wissen, daß der andere verheirathet sei. Wäre indeß die eingegangene Ehe vor dem Ehebruch widerrufen worden, so würde kein Ehehinderniß da seyn, wohl aber, wenn sie erst nach vollbrachtem Ehebruch widerrufen worden wäre.

b) Aus dem Ehebruche mit dem ausdrücklichen Versprechen nach dem Ableben des unschuldigen Ehetheiles die ehebrecherische Person zu ehelichen. Daß in diesem Falle das trennende Ehehinderniß bestehe, wird erfordert: wenigstens ein Theil muß zur Zeit des Eheversprechens in einer giltigen Ehe leben, es mag diese nun erst eingegangen oder bereits schon vollzogen worden seyn; der Ehebruch muß durch eine vollkommene fleischliche Beiwohnung vollzogen worden seyn; der Ehebruch und das Versprechen müssen in ein und derselben Ehe geschehen seyn, wobei es gleichviel ist, ob das Versprechen vor oder nach dem Ehebruche gegeben ist, wenn es nur nicht vor dem Ehebruche widerrufen ist; das Eheversprechen muß von dem einen Theile auf ernstliche Weise gegeben und von dem Mitschuldigen angenommen worden seyn; jeder Theil muß wissen, daß ein Theil verehelichet sei.

c) Aus dem mit beiderseitiger Einwilligung begangenen Ehegattenmorde in der Absicht einer abzuschließenden Ehe, wenn auch kein Ehebruch damit verbunden war. — Der Todschlag muß also mit

beiderseitiger Einwilligung geschehen, und wenigstens ein Theil muß dabei die Absicht haben, mit der mitschuldigen Person eine Ehe einzugehen; erfolgte hingegen der Mord nur aus Rache oder Zorn ꝛc., so ist kein trennendes Ehehinderniß vorhanden. Hingegen ist es gleichviel, ob nur ein Theil mit Einwilligung des andern den Mord vollbrachte, oder ob sie beide zusammenhalfen, oder ob sie die That durch eine dritte Person ausführten.

d) Aus dem Ehebruche mit Ehengattenmord, in der Absicht die ehebrecherische Person zu heirathen, wenn auch diese von dem Gattenmorde nichts weiß. — Hier wird erfordert, daß der Ehebruch vor dem Todschlage geschehe; es ist aber nicht nöthig, daß der Ehebruch auch vor dem mörderischen Anschlage begangen sei; indeß muß auch hier der eine Theil wissen, daß der andere verehelicht sei.

6) Der Unterschied der Religion (cultus disparitas). Dieses trennende Ehehinderniß bestehet nur zwischen Christen und Nichtchristen. Es gründet sich auf Gottes eigene Vorschrift; denn schon im alten Bunde heißt es: Du sollst deiner Tochter keinen Sohn des Cananäers geben, noch von ihm eine Tochter für deinen Sohn nehmen; denn sie würde ihn verführen. Deut. 7. Der Apostel aber sagt: Ziehet kein Joch mit den Ungläubigen; denn welche Theilnahme kann zwischen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, welche Gesellschaft kann zwischen Licht und Finsterniß bestehen? 2. Cor. 6. Darauf stützen sich die Aussprüche und Verordnungen der hl. Väter und Concilien. Der Eliberitanische Kirchenrath verordnete: Man soll christliche Jungfrauen keineswegs den Heiden, den Juden, auch nicht den Ketzern und Schismatikern zur Ehe geben, weil nach der Lehre des Apostels zwischen den Gläubigen und Ungläubigen keine Gesellschaft seyn kann. Der hl. Cyprian aber sagt: Mit den Heiden Ehebündnisse eingehen, ist eben so viel, als die Glieder Jesu Christi den Heiden zum Schänden überlassen. —

Wir haben schon bemerkt, daß dieses trennende Ehehinderniß nur zwischen Getauften und Ungetauften bestehet. Daher hat es auf Häretiker, ungeachtet die Kirche auch die Ehen ihrer Kinder mit solchen mißbilliget und höchst ungerne sieht, nicht Bezug. Aber selbst dieser Fall, daß Christen mit Nichtchristen sich ver-

mählten, war in den frühesten Zeiten nicht ungewöhnlich. Die Kirche gab damals diese Freiheit, weil bei dem Eifer, womit ihre Kinder für ihren Glauben glühten, nicht nur nicht zu besorgen war, der ungläubige Theil möchte den gläubigen zum Abfall bringen, sondern gewöhnlich das Gegentheil erfolgte, und häufig dadurch ganze Völker in den Schooß der Kirche gebracht wurden. Die Bekehrung Clodwigs und ihre Folge, die der Franken, ging zum Theil aus der Ehe der hl. Clotilde mit diesem Fürsten hervor. Theodolinde, Königin der Longobarden, die zwei Fürsten derselben geheirathet hatte, war in der Hand Gottes das Werkzeug, um dieses Volk vom Heidenthume und Arianismus zurückzubringen.

7) Die Gewalt (vis). Wenn die Einwilligung des einen oder des andern Theiles nicht frei ist, sondern durch Gewalt oder Schrecken abgedrungen wurde, so ist die Ehe ungiltig. Dieß Hinderniß ist im Naturrechte begründet; denn die unerläßliche Bedingung aller Uebereinkunft ist die Freiheit derer, welche sie schließen. Soll jedoch die Furcht oder Gewalt ein trennendes Ehehinderniß begründen, so muß sie eine schwere, d. h. eine solche seyn, welche Jemanden auf eine ungerechte Weise von Außen (von andern Menschen) zur Erzwingung der Einwilligung in die Ehe eingejagt wird, und die ihrer Wirkung nach auch den standhaften Mann erschüttern und seine Willensfreiheit hemmen oder aufheben kann. Man unterscheidet zwischen einer absolut schweren Furcht, welche durch solche äußere Umstände und auf eine solche Art eingejagt wird, daß sie jeden Menschen, jedes Alter und Geschlecht erschüttern kann, und zwischen einer relativschweren, deren Grund und Eindruck von der Beschaffenheit der Subjekte, vom Geschlechte, Alter, Temperamente, Nervensystem und andern dergleichen Umständen abhängt. Die eine sowohl als die andere ist unter besondern, die Furcht erhöhenden Umständen zur Ungiltigkeitserklärung einer unter ihrem Einflusse abgeschlossenen Ehe hinreichend. So können Drohungen, welche auf einen standhaften Mann keinen Eindruck zu machen vermögen, dennoch ein Mädchen in eine so große Furcht versetzen, daß diese in Beziehung auf das weibliche Geschlecht als ein hinreichender Grund angesehen werden können, um eine Ehe als

ungiltig zu erklären. Der sogenannte metus reverentialis kann nur dann auf Seite der Kinder als ein trennendes Ehehinderniß angesehen werden, wenn ein Mißbrauch der elterlichen Gewalt über die Kinder durch große Drohungen erwiesen werden kann. Würde die Furcht aber bloß eingebildet, und die Einwilligung aus Ehrfurcht oder Gehorsam, ohne daß eine Gewalt vorhanden wäre, gegeben worden seyn, so kann dieß nicht als ein trennendes Ehehinderniß betrachtet werden. Wohnte ein Mädchen, welches durch eine schwere, gegründete Furcht zur Eingehung einer Ehe gezwungen wurde, ungeachtet es das obwaltende Verhältniß kannte, ihrem Bräutigam freiwillig bei, so hält man die Einwilligung für erneuert; das Hinderniß wird sonach als gehoben und die Ehe als giltig angesehen. Wußte hingegen eine solche Person nicht, daß ihre Ehe wegen gegründeter Furcht ungiltig sei, so wird durch die erfolgte Beiwohnung die Ehe nicht revalidirt.

8) Die höhere Weihe (ordo). Klerikern, die in höhern Weihen stehen, ist die Eingehung einer Ehe verboten. Gegen die, welche diese Wahrheit in Abrede stellen, hat das Concil von Trient das Anathema gesprochen. Sess. 24. can. 9. Dieses Hinderniß hat mit dem aus dem Votum (feierlichen Gelübde) entspringenden viel gemein. Sie unterscheiden sich aber beide wieder dadurch, daß, wenn ein Theil nach eingegangener, aber noch nicht vollzogener Ehe in einem Ordensstande das feierliche Gelübde abgelegt hat, der zurückgebliebene Theil eine andere Ehe eingehen kann; bekömmt aber der Mann nach giltig eingegangener Ehe die höheren Weihen, so bleibt auch die noch nicht vollzogene Ehe unzertrennbar.

9) Eine rechtmäßig eingegangene, wiewohl noch nicht vollzogene Ehe (ligamen). Während der Dauer einer bereits giltig geschlossenen, wenn auch noch nicht vollzogenen Ehe, darf unter keinem Vorwande eine neue eingegangen werden. Dieses Hinderniß gründet sich vorzüglich auf den Grundsatz von der Unauflösbarkeit der Ehe. Wenn sich daher ein Ehetheil entfernt, und auch noch so viele Jahre nichts von sich hören läßt, so darf doch der zurückgebliebene Theil zu keiner andern Ehe schreiten, bis sichere Beweise vom Tode des abwesenden Theiles vorgelegt werden können: dieß geschieht entweder durch Urkunden oder

Zeugenbeweis. Im letzteren Falle werden zwei Augenzeugen erfordert, welche entweder die Leiche des verstorbenen Ehetheiles oder seine Grabstätte sahen, seinem Leichenbegängnisse beiwohnten, die öffentliche Anzeige seines Todes lasen ꝛc. Ist nur ein einziger glaubwürdiger Zeuge vorhanden, so muß dessen eidliche Aussage noch durch andere Gründe unterstützt werden. Bei Ermanglung der Augenzeugen werden auch solche zugelassen, welche das Faktum von andern glaubwürdigen Personen gehört haben. Wenn sich der Fall ereignete, daß eine Frau durch einen falschen Todtenschein betrogen würde, und darum eine andere Ehe eingegangen und vollzogen hätte, so müßte sie bei der Rückkehr ihres ersten Mannes sogleich den zweiten verlassen und dem ersten sich zugesellen. Auch wenn nach bereits schon geschlossener zweiten Ehe über das Ableben des ersten Ehegatten ein gegründeter Zweifel sich erheben würde, müßte sogleich eine neue Untersuchung angestellt, und den in zweiter Ehe verbundenen Eheleuten aufgelegt werden, sich bis zum Ausgang der Sache der ehelichen Beiwohnung zu enthalten. Wenn sich zeigt, daß der zweite Ehegatte zwar jetzt nicht mehr lebt, aber zur Zeit, wo die zweite Ehe geschlossen worden ist, noch wohl am Leben war; so ist die zweite Ehe nichtsdestoweniger ungiltig oder muß neuerdings geschlossen werden. — Wenn Jemand von einem Gerichte bürgerlich todt erklärt wird, so hat dieß natürlich auf die Giltigkeit der Ehe keinen Einfluß, und die Frau eines solchen Mannes oder umgekehrt, kann zu keiner zweiten Ehe schreiten. Nach der Lehre der katholischen Kirche kann auch ein Katholik eine nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche geschiedene Protestantin nicht heirathen.

10) Oeffentliche Ehrbarkeit (honestas). Dieses Hinderniß entsteht aus giltigen Sponsalien, oder aus einer bloß eingegangenen, aber nicht vollzogenen Ehe. Im ersten Falle erstreckt es sich nicht über den ersten Grad; im zweiten aber dehnt es sich aus bis zum dritten und vierten Grade der Verwandtschaft von Seite derjenigen Person, mit welcher die Ehe eingegangen worden ist, selbst in dem Falle, wo die Ehe ungiltig ist. Nur der Mangel der Einwilligung kann nach der Entscheidung Bonifaz VIII. machen, daß dieses Ehehinderniß nicht eintrete. Nach

der Entscheidung Alexander III. behält dieses Hinderniß auch seine Kraft, wenn die Eheversprechung durch den Tod eines Theiles, durch beiderseitige Einwilligung oder auf was immer für eine Art aufgehoben wird; denn es bleibt immer unanständig, daß sich Personen ehelichen, welche schon einmal durch ein eheliches Versprechen einander verwandt geworden sind. Dieses Hinderniß hat auch das Besondere, daß es zwar vorwärts, aber nicht zurückwirke, d. h. eine wegen des Hindernisses der öffentlichen Ehrbarkeit ungiltig eingegangene Ehe gibt kein Hinderniß dieser Art zum Präjudiz der vorhergegangenen Sponsalien, z. B. Paulus macht Sponsalien mit der Katharina; dann gehet er eine wirkliche Ehe mit der Barbara, ihrer Schwester, ein. Diese Ehe ist wegen des Hindernisses der öffentlichen Ehrbarkeit ungiltig, sie wirkt aber nicht auf die vorigen Sponsalien zurück, und Paulus kann und muß die Katharina heirathen. Anders verhielte sich die Sache, wenn er die Ehe mit der Barbara auch vollzogen hätte; denn in diesem Falle könnte er keine heirathen: die Barbara nicht wegen des Hindernisses der öffentlichen Ehrbarkeit, und die Katharina nicht wegen des Hindernisses der Verschwägerung. Cf. Gollowitz's Pastoraltheologie.

11) Das Alter (aetas). Alle diejenigen, welche die Jahre der Mündigkeit noch nicht erreicht haben, können keine giltige Ehe eingehen. Das gesetzlich bestimmte Alter zur Eingehung einer Ehe ist für das männliche Geschlecht das vierzehnte, für das weibliche das zwölfte Lebensjahr, doch gelten auch die Ehen derjenigen, welche der Mannbarkeit bereits nahe sind, eine hinreichende Unterscheidungskraft haben, und fähig sind, Kinder zu erzeugen. — Hieher gehören auch die Wahnsinnigen, ganz Blödsinnigen und Rasenden, die ebenfalls keine giltige Ehe eingehen können, ausgenommen, sie sind wieder völlig geheilt. Leute, welche von Natur aus taubstumm und blind zugleich sind, können ebenfalls keine giltige Ehe schließen; die Ehen der bloß Taubstummen oder bloß Blinden aber sind giltig: doch ist es nicht räthlich, solchen Personen die Erlaubniß zur Verehelichung zu geben.

12) Die Schwägerschaft (affinitas) ist zweifach: eine erlaubte und eine unerlaubte. Die erstere entsteht aus einer recht-

mäßigen ehelichen Beiwohnung und erstreckt sich bis auf den vierten Grad einschlüßlich; die letztere entstehet aus einem unerlaubten Beischlaf und gehet bis zum zweiten Grade einschlüßlich. Es wird übrigens nur der Mann mit den Blutsfreunden des Weibes und nur das Weib mit den Blutsfreunden des Mannes verwandt; Mann und Weib aber werden unter sich nicht verschwägert, so wie auch die beiderseitigen Blutsfreunde miteinander nicht verschwägert werden. Zur Bestimmung des Grades der Verschwägerung gilt die Regel: In welchem Grade Jemand Blutsfreund zum Manne ist, ist er auch mit dem Weibe verschwägert und umgekehrt. — Hinsichtlich der unerlaubten Verschwägerung kömmt noch in Betracht, daß, wenn sie eintreten soll, die fleischliche Beiwohnung vollkommen vollzogen seyn muß, dabei kömmt aber nichts darauf an, ob ein Kind erzeugt worden ist oder nicht. Entsteht dieses Hinderniß aus einem unerlaubten Beischlafe mit einer Anverwandtin des Weibes nach eingegangener Ehe, so wird dadurch zwar die Ehe nicht getrennt; aber der schuldige Theil wird des Rechtes, die eheliche Pflicht zu fordern, beraubt.

13) Die Heimlichkeit (clandestinitas). Soll eine Ehe giltig seyn, so muß sie Angesichts der Kirche eingegangen werden, d. h. vor dem eigenen Pfarrer, oder einem Priester, der ihn vertritt, und vor zwei Zeugen. Cf. conc. Trident. sess. XXIV. c. 1. de reform. Der eigene Pfarrer ist aber der Pfarrer des Wohnortes von einem der Brautleute. Es macht aber nichts zur Sache, wenn der Pfarrer exkommunicirt oder suspendirt ist; auch kann er sich außer seinem Pfarrsprengel befinden; auch seine Protestation gegen das, was vorgeht, ist ohne Wirkung: es reicht hin, wenn er nur mit zwei Zeugen so gegenwärtig ist, daß sie sehen und hören, was vorgeht. In jenen Ländern hingegen, wo die Beschlüsse des Kirchenraths von Trient nicht bekannt gemacht worden sind, z. B. in England, Schweden ꝛc., gleichwie auch in jenen, in welchen zwar die Bekanntmachung derselben geschah, wo sie aber nicht angenommen worden sind, oder deren Einwohner sich bald von der katholischen Kirche trennten, wie in Holland ꝛc. sind die Ehen der Katholiken vor zwei Zeugen giltig,

wenn sie keinen katholischen Pfarrer, der ihrer Ehe assistiret, haben können.

14) Das Unvermögen (impotentia) besteht in der physischen Unfähigkeit zur ehelichen Beiwohnung, wodurch der Zweck der Ehe vereitelt wird. Soll das Unvermögen, welches wohl von der Unfruchtbarkeit unterschieden werden muß, da die letztere nie die Ehe trennt, ein trennendes Hinderniß seyn, so wird erfordert: 1) es muß schon vor der Schließung der Ehe vorhanden gewesen, und darf nicht erst während derselben durch Krankheit entstanden seyn; 2) es darf der andere Theil davon keine Kenntniß gehabt haben; 3) es muß unheilbar und immerwährend seyn. Kann es durch Heilmittel gehoben werden, so muß der betreffende Theil solche gebrauchen, jedoch ist er nicht verpflichtet, sich deßwegen einer lebensgefährlichen Operation zu unterwerfen. Das Unvermögen kann übrigens absolut oder relativ seyn. Das erstere trennt nicht bloß die bestehende Ehe, sondern verbietet dem damit behafteten Theil auch die Eingehung einer Ehe mit einer andern Person; ist hingegen wegen eines relativen Unvermögens eine Trennung erfolgt, so darf der fähige Theil wieder heirathen, nicht aber der zum Cohabitiren absolut unfähige. Sollte indeß der unfähige Theil wieder geheilt worden seyn, so muß er zur vorigen Ehe zurückkehren. Ein Gleiches findet statt, wenn ein Betrug entdeckt worden ist. — Die Castraten- oder Kapaunen-Ehen sind ausdrücklich durch die Bulle des Papstes Sixtus V. vom Jahre 1587 verboten. Hermaphroditen müssen sich, wenn sie sich verehelichen wollen, einer ärztlichen Besichtigung unterziehen. Findet sich das eine Geschlecht überwiegend vor, so darf ein Solcher nach diesem kontrahiren; sind aber beide Geschlechter gleichmäßig vorhanden, so muß er das eine vor der geistlichen Behörde abschwören, und er kann nur nach dem andern kontrahiren.

15) Der Raub (raptus) ist die gewaltsame Wegführung einer Person weiblichen Geschlechts gegen ihren Willen an einen fremden Ort, um da mit ihr eine Ehe einzugehen. Im ältern Römischen Rechte war auf die Entführung die Todesstrafe gesetzt. Zur Entführung, bemerkt Müller in seinem Kirchenlexikon, wird erfordert 1) die wirkliche gewaltsame Hinwegführung einer weiblichen Person. Die bloße Einsperrung einer solchen in ihrem

eigenen Hause kann nach der Größe der dabei statthabenden Gewaltthätigkeit wohl das Hinderniß der Gewalt und Furcht, keineswegs aber das des Raubes begründen. 2) Die Hinwegführung muß mit wirklicher oder angedrohter Gewalt geschehen, dabei macht es keinen Unterschied, ob die Entführung durch den Liebhaber unmittelbar selbst, oder auf sein Anstiften und zu seinem Vortheile von einer dritten Person geschehen ist. 3) Die entführte Person kann nur eine weibliche Person seyn, es ist übrigens gleichviel, ob die entführte Person eine minderjährige oder großjährige, eine Jungfrau oder Gefallene sei. Auch gilt es gleichviel, ob der Entführer die Entführte bei sich oder bei jemand Andern unter seiner Gewalt behält. Dieses Hinderniß greift auch dann Platz, wenn die Entführung mit Einwilligung der Eltern und Vormünder geschah. So lange sich nun die Entführte in der Gewalt des Entführers befindet, kann sie nach Verordnung des Concils von Trient mit demselben keine giltige Ehe eingehen; wird sie aber auf freien Fuß gesetzt und befindet sie sich außer aller Gefahr des drohenden Einflusses des Entführers und seiner Gehilfen, so ist die von derselben mit letzterm eingegangene Ehe erlaubt und giltig. Die Entschädigung oder vielmehr Ausstattung, welche der Entführer der entführten Person leisten muß, bleibt nach der Bestimmung des Kirchenraths von Trient dem Ermessen des Richters überlassen. — Von der Entführung ist die Verführung zu unterscheiden. Bei letzterer läßt sich nämlich eine weibliche Person mittelst gemachten Versprechungen oder Geschenken, ungeachtet des Widerspruches ihrer Eltern oder Vormünder, von einer Mannsperson zur Entfernung vom heimathlichen Hause bereden. Gegenstand der Verführung kann auch nur eine Person seyn, welche noch nicht 25 Jahre alt ist, und die einen guten Leumund hat. Bei der Verführung tritt übrigens kein trennendes Ehehinderniß ein. Cf. Müller's Kirchenlexikon.

45. Was ist zu thun, wenn sich ein Ehehinderniß ergibt.

Wenn sich ein Ehehinderniß ergibt, so kann die Ehe, bis es gehoben ist, nicht eingegangen werden. Nun werden aber die Ehehindernisse auf verschiedene Art gehoben, so hört z. B. das Hin-

derniß der Religionsverschiedenheit durch Conversion auf, das des Ehebandes durch den Tod des einen Theiles u. s. w. Die gewöhnlichste Art aber, ein Ehehinderniß zu entfernen, ist die Dispensation. Man versteht darunter die vom rechtmäßigen kirchlichen Obern ertheilte Erlaubniß, eine Ehe eingehen zu dürfen, welche außerdem eines bestehenden Hindernisses wegen nicht gestattet wäre. Zunächst kömmt es dem Papste zu, Dispensationen in Ehehindernissen zu ertheilen; denn er hat vermöge des Primats das Recht, Ehehindernisse festzusetzen, woraus natürlich auch das Dispensationsrecht hervorgeht. Wegen der großen Beschwerlichkeit jedoch, alle Ehedispensen von Rom aus zu erholen, ertheilen die Päpste für gewisse Fälle den Bischöfen die Befugniß, das Dispensationsrecht auszuüben: welche Vollmacht sich die Bischöfe Deutschlands alle fünf Jahre erneuern lassen müssen. Demnach gibt es päpstliche und bischöfliche Ehedispensationen.

I. Der Papst dispensirt: a) in den Hindernissen der Blutsverwandtschaft, Schwägerschaft und der öffentlichen Ehrbarkeit ex matrimonio rato im ersten und zweiten Grade; b) in allen jenen Fällen, wo der dritte oder vierte Grad den ersten oder zweiten berührt; c) im ersten Grade bei Convertiten und auch dann, wenn der zweite, dritte oder vierte Grad den ersten berührt; d) über den Ehegatten Mord und die Machination hiezu; e) über das Hinderniß zwischen dem Getauften und dessen Taufpathen, und überhaupt in allen jenen Fällen, in welchen der bischöflichen Judicatur kein Dispensationsrecht zukömmt.

II. Die Bischöfe dispensiren in den dreimaligen Proklamationen und in den verhindernden Ehehindernissen mit Ausnahme des Gelübdes der ewigen Keuschheit und jenes, in einen geistlichen Orden zu treten, wo der päpstliche Vorbehalt stattfindet; wenn jedoch Gefahr auf Verzug haftet, oder solche Gelübde nur bedingt oder im Irrthum abgelegt worden sind, so können sie auch hierin dispensiren. Vermöge der den deutschen Bischöfen vom Römischen Stuhle ertheilten Vollmachten dispensiren diese auch 1) im dritten und vierten Grade a) der Blutsverwandtschaft und b) der Schwägerschaft; nur darf der erste oder zweite Grad nicht berührt seyn; bei Convertiten aber können sie auch im zweiten gleichen und ungleichen Grade dispensiren, wenn nur der

erste Grad nicht berührt ist; 2) über das Hinderniß der öffentlichen Ehrbarkeit ex matrimonio rato im dritten und vierten Grade, nur darf der erste oder zweite nicht berührt seyn; 3) über das Hinderniß der Ehrbarkeit, sofern es aus Eheverlöbnissen entspringt; 4) über das Hinderniß des Verbrechens, wenn es aus dem Ehebruche und Eheversprechen entstanden, übrigens aber kein Ehegattenmord begangen oder machinirt worden ist; 5) über das Hinderniß der geistlichen Verwandtschaft; zwischen dem Getauften und dem Taufpathen aber wird die Dispense nur vom Papste ertheilt. 6) Die Bischöfe dispensiren auch über das verlorene Recht, die Leistung der ehelichen Pflicht zu begehren, und überhaupt in allen jenen Fällen, wozu sie gemäß ihrer Quinquenale ermächtiget sind. In besondern Fällen der Noth, wo Gefahr auf Verzug haftet, kann nach sorgfältiger Prüfung ein päpstlicher Fall auch in einen bischöflichen umgewandelt werden. Die Bischöfe dispensiren daher pro foro interno auch: a) wenn nach geschlossener Ehe ein Hinderniß, welches beiden oder wenigstens einem Theile unbekannt geblieben ist, entdeckt wird, im Falle die Ehe ohne Schaden und großes Aergerniß nicht getrennt und die päpstliche Dispensation nicht sogleich erholt werden kann; b) vor geschlossener Ehe, wenn der Rekurs an den päpstlichen Stuhl nicht möglich ist; c) im Zweifel, ob wirklich ein päpstlicher Vorbehalt stattfindet, und überhaupts in allen jenen dringenden und außerordentlichen Fällen, wo der päpstliche Consens aus guten Gründen präsumirt werden kann; d) die Bischöfe dispensiren endlich auch in päpstlichen Fällen während der Erledigung des päpstlichen Stuhles; wenn aber das Notifikationsschreiben von der Wahl eines neuen Oberhauptes angelangt ist, hört dieses auf.

Einige Ehehinderniße sind von der Art, daß überhaupts darin entweder gar nicht oder nur äußerst selten dispensirt wird. Dahin gehören der Irrthum, das Band der vorigen Ehe, ein ewiges, absolutes Unvermögen, Blutsfreundschaft in jedem Grade der auf- und absteigenden Linie und im ersten Grade der Seitenlinie u. s. w. Auch wird bei einer geistigen Verwandschaft härter als bei einer natürlichen dispensirt.

Die Dispensation darf weder durch Angabe falscher Gründe

(obreptitie), noch durch Verschweigung der wahren Dispensations-Ursachen (subreptitie) erschlichen werden. Die Hauptursache muß jederzeit in Wahrheit bestehen; ist diese falsch angegeben, so wäre auch die ertheilte Dispensation ungiltig; war aber nur eine Nebenursache falsch angegeben, oder wurde eine solche, gleichwohl auch absichtlich, verschwiegen, so bleibt die Dispensation dennoch giltig. Werden bloß Nebenursachen zur Erwirkung der Dispensation im Bittgesuche angegeben, und ist unter diesen auch nur eine einzige falsch, so hat die Dispensation keine Giltigkeit; dasselbe findet statt, wenn zwei Ehehindernisse verwechselt werden, z. B. statt der Blutsverwandtschaft die Schwägerschaft gesetzt wird.

In Bezug auf schon eingegangene Ehen unterscheidet der Kirchenrath von Trient: wurde die Ehe von den Brautleuten mit Vorwissen des unter ihnen bestehenden trennenden Ehehindernisses geschlossen, so soll in der Regel keine Dispens ertheilt, sondern die vermeintlichen Eheleute sollen getrennt werden; geschah jedoch die Schließung der Ehe, ohne daß die Eheleute das ihnen entgegenstehende Hinderniß kannten, unter den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen, so wird die Dispensation, wenn sie anders möglich ist, leicht ertheilt.

Bei Gelegenheit der Ertheilung der Dispensation wird eine Taxe erhoben. Dieses einmal deßwegen, um die Dispensationen gewissermassen zu erschweren, oder doch zu bewirken, daß sie nicht zu häufig nachgesucht werden. Diese Absicht gab Pius VII. zu erkennen, indem er seinem Großpönitentiar zugleich den Auftrag ertheilte, bei Dispensationen über das Hinderniß der Schwägerschaft streng zu verfahren, indem es in Deutschland scheint, daß es daselbst für Wittwer keine andere Bräute mehr gebe, als ihre Schwägerinnen. Zugleich werden die Taxen für Ehedispensen zur Bestreitung der Kanzlei und anderer Kosten entrichtet. Diese Gebühren sollen um so weniger anstößig seyn, da sich ihnen jeder leicht entziehen kann; denn man schließe kein Verhältniß, wozu eine Dispense nöthig ist, und sie fallen von selbst hinweg. Auch weltliche Behörden pflegen Dispensationsgebühren festzusetzen, wenn sie das Dispensationsrecht ausüben. So müssen der würtembergischen Regierung, wenn sie im ersten Grade der Bluts-

freundschaft oder der Verschwägerung dispensirt, jedes Mal dreißig Gulden erlegt werden. Zudem pflegt Rom für arme Personen auch taxfrei zu dispensiren. Daß man dort nicht geldgierig ist, und auch nicht zu große Summen für Dispensationsgesuche nach Rom wandern, muß die bayerische Regierung selbst in einem Ministerialerlaß vom 18. April 1830 bekennen. Es heißt nämlich in demselben unter Anderm: Seine Majestät erwarten, daß die bischöflichen Stellen nie unterlassen werden, den Armuthsfall der Bittsteller jedes Mal in den Zeugnissen gehörig zu beglaubigen, um zu hohen Tax-Ansätzen von Seite der römischen Curie begegnen zu können, zu welchem Ende insbesonders für ganz arme oder wenig bemittelte Bittsteller immer die unentgeldliche Ausfertigung der Dispensen durch die Pönitentiarie nachzusuchen ist; die bisher auf den Grund derjenigen Zeugnisse, welche von dem bischöflichen Ordinariat zu Speyer ausgestellt zu werden pflegen, fast bei allen für die bayerischen Unterthanen des Rheinkreises nachgesuchten Dispensen ohne Anstand hat erwirkt werden können.

46. Dispensationsursachen.

Jede Dispensation ist eine Gnadensache und kann ohne hinreichenden Grund nicht ertheilt werden. Die Ursachen nun, welche die kirchlichen Obern zur Ertheilung einer Ehedispense bewegen, sind:

a) ehrbare, welche auf Seite der Bittsteller nichts gegen die guten Sitten enthalten; und

b) unehrbare, welche gewisse Vergehungen voraussetzen.

Ehrbare Dispensations-Ursachen sind:

1) die Enge des Orts (augustia loci). Diese Ursache ist nur für das weibliche Geschlecht anwendbar, und läßt sich dann geltend machen, wenn ein Mädchen in ihrem Wohnorte keinen ihrem Stande, Alter oder Vermögen angemessenen Mann bekäme, wobei es nichts verschlägt, wann auch sonst noch ein oder zwei angemessene Männer zur Ehe sich fänden, weil zu einer freien Wahl ein oder zwei Subjekte nicht hinreichen; auch besteht dieser Grund noch, wenn sich ihr Männer ihresgleichen aus andern Gegenden antrügen, weil die Kirche nicht fordert,

daß sie ihre Freunde und Verwandte verlassen soll, außer es wären Mädchen, die ohnehin in der Fremde dienen müssen. Auf Mädchen in großen Städten erleidet aber dieser Grund keine Anwendung; denn ein Ort ist im Sinne der römischen Curie nur dann enge, wenn er nicht über 300 Feuerstellen zählt. Auch kann für Mädchen, die kein Vermögen besitzen, die Enge des Ortes nicht geltend gemacht werden, weil man annimmt, daß diese überall ihren Erwerb finden können.

2) Mangel an gebührender Ausstattung (incompetentia dotis). Auch dieser Grund läßt sich nur zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes anführen, und gilt nur dann, wenn ein Mädchen entweder gar kein Vermögen besitzt, oder doch nur ein so unbedeutendes, daß es keinen angemessenen Mann bekömmt, als einen ihrer nächsten Anverwandten, oder wenn ein Dritter es nur unter der Bedingung auszustatten verspricht, daß es einen Anverwandten ehelichet; dabei verschlägt es nichts, wenn sich auch andere Jünglinge ihres Gleichen außer ihrem Wohnorte antragen ließen. Auch ist Mangel einer gebührenden Ausstattung vorhanden, wenn diese noch vielen Prozessen ausgesetzt, und wenigstens der Verlust eines Theiles zu besorgen ist, wenn sie nicht einen Anverwandten als Mann erhält, der im Stande ist, sich ihrer anzunehmen. Endlich läßt sich dieser Grund auch dann geltend machen, wenn zwar das Mädchen noch eine Ausstattung zu hoffen hat, ihre Eltern aber in solchen Umständen sich befinden, daß sie für jetzt nicht im Stande sind, ihrer Tochter ein angemessenes Heirathsgut zu geben, ohne sich selbst einen großen Theil des standesmäßigen Unterhaltes zu entziehen.

3) Ueberreifes Alter der Braut (aetas superadulta). Diese Ursache ist niemals für Wittwen anwendbar; für ledige Mädchen aber nur dann, wenn sie das vierundzwanzigste Jahr schon zurückgelegt haben und noch keinen anständigen Mann haben finden können, oder im Falle sie einen gefunden haben, die beabsichtete Ehe um wichtiger Ursachen willen rückgängig geworden ist.

4) Tilgung großer Feindschaften (sedandae inimicitiae), wenn sich nämlich hoffen läßt, daß durch die einzugehende Ehe entweder einem Prozesse, in welchem ein großer Güterverlust

für beide Theile zu besorgen wäre, vorgebeugt wird, oder schon lang bestehende Feindschaften ausgetilgt werden.

5) Gefahr des Abfalls vom Glauben (periculum haeresis), wenn nämlich zu besorgen ist, beide Theile oder auch nur einer würden sich, wenn sie sich nicht einander ehelichen dürfen, mit einem fremden Religionsverwandten verheirathen; oder wenn sogar Gefahr vorhanden wäre, beide Theile oder einer würden, im Falle die beabsichtete Ehe nicht zugegeben wird, vom katholischen Glauben abfallen.

6) Die Erhaltung der Güter bei einer Familie (conservatio bonorum in eadem familia). Diese Ursache ist indeß schwach, und muß noch durch andere Gründe unterstützt werden, z. B. daß der Vortheil des Staates die Erhaltung der Güter bei dieser Familie erfordert ꝛc.

7) Große Verdienste um die Kirche (excellentia meritorum). Dadurch will die Kirche nicht bloß ihre Dankbarkeit für die ihr geleisteten Dienste oder gespendeten Wohlthaten beweisen, sondern auch Andere zu gleichen Thaten ermuntern.

8) Eine mit Kindern beschwerte Wittwe (Vidua filiis gravata), d. h. wenn eine Wittwe, die mit vielen Kindern begabt ist, durch die Ehe mit einem ihrer Anverwandten ihr Glück macht, und dieser für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder Sorge trägt, wodurch offenbar der guten Sache der Kirche und des Staates wesentliche Dienste geleistet werden.

Die unehrbaren Dispens-Ursachen sind:

1) Ein vertrauter Umgang, der, ungeachtet keine fleischliche Beiwohnung noch stattgefunden, doch so viel Aufsehen gemacht, daß das Mädchen keinen andern Mann mehr bekommen würde.

2) Schwangerschaft der Braut; nur darf die Schwängerung nicht in der Absicht geschehen seyn, um desto leichter die Dispens zu erhalten.

3) Wenn sich beide Theile ungeachtet der Verwandtschaft bereits geehlichet haben, und sich die Ehe ohne Nachtheil, besonders der Kinder, nicht mehr trennen läßt.

47. Wie sollen sich die Brautleute zum Empfang des hl. Sakraments der Ehe vorbereiten?

Christliche Brautleute sollen sich zum Empfang des hl. Sakraments der Ehe würdig vorbereiten, um der Gnaden theilhaftig zu werden, welche Jesus an dieses Heilmittel gebunden hat. Dazu wird nun vor Allem erfordert:

a) Herzensreinigkeit, wenigstens Freiseyn von jeder Todsünde. Deßwegen wird den Brautleuten auch zur Pflicht gemacht, daß sie zuvor die hl. Sakramente der Buße und des Altars empfangen, und sie müssen sich darüber bei ihrem Seelsorger ausweisen. Wenn je, so ist es zur Zeit einer so wichtigen Standesänderung gerathen, eine Lebensbeicht abzulegen. Die Beicht dient zugleich auch dazu, sich über manche Pflichten des Ehestandes, worüber man mit Andern nicht gerne reden mag, belehren und etwaige Zweifel und Bedenken sich lösen zu lassen.

b) Die Brautleute sollen recht reiflich die Pflichten erwägen, welche sie durch den Eintritt in diesen Stand auf sich nehmen; schon im Voraus den Vorsatz machen, nichts in demselben zu thun, und auch dem andern Ehetheil nichts zu erlauben, was gegen Gottes heiliges Gesetz wäre. Sie sollen sich

c) eben deßwegen mit der Religion recht vertraut machen, und die Glaubens- und Sittenlehren unserer heiligen Kirche sich wohl aneignen; denn wie will ich nach dem Glauben wandeln, wenn ich nicht weiß, was derselbe vorschreibt? Und wie will ich Andere darin unterweisen, wie es Eheleuten bezüglich ihrer Kinder und Untergebenen obliegt, wenn sie mir selbst unbekannt sind?

d) Die Brautleute sollen Gott recht inbrünstig anflehen, daß er ihnen seinen Segen zu ihrem neuen Stande gebe, und ihnen Gnade verleihe, die wichtigen Pflichten desselben erfüllen zu können.

e) Sie sollen sich ja alles verdächtigen Umganges, aller unehrbaren Vertraulichkeit und noch um so mehr des Zusammenwohnens vor Abschließung der Ehe enthalten, und nachdem auch dieselbe abgeschlossen ist, wollen sie nie vergessen, daß sie nicht bloß aus Fleisch und Blut bestehen, sondern zur Heiligkeit berufen sind.

48. Von jeher war die Einsegnung der Ehe in der katholischen Kirche üblich.

Die Ehe wurde sowohl von den Juden, als auch von den Heiden, als ein religiöser Akt betrachtet und feierlich von den Religionsdienern eingesegnet; um so mehr mußte dieß von den christlichen Ehen der Fall seyn, da diese im Herrn eingegangen werden und heilig seyn sollen. Die Heiligung aber geschieht durch den Segen, den der Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes im Namen des Herrn ausspricht. Wenn der hl. Ignatius in seinem Briefe an Polykarp den Bräutigam und die Braut an ihren Bischof verweiset, daß sie ihren Bund vor Gott schließen und nicht aus Lüsternheit, so geschah dieß wohl nur in der Absicht, um ihre Ehe vom Priester heiligen zu lassen. Sie sollen, wie Clemens von Alexandrien sagt, ihre Ehe durch das kräftige Wort des Bischofs, durch Gebet und Opfer heiligen lassen. Nur unter dieser Voraussetzung konnte Tertullian von der Ehe schreiben, er vermöge nicht zu schildern das Glück und die Würde der Ehe, welche die Kirche stiftet, das Opfer bestätiget, der Segen versiegelt; welche von den Engeln angekündigt, und giltig erklärt wird vom ewigen Vater. Ja Tertullian bestätiget in einem andern Buche (lib. de praescript. cap. 40.) deutlich die sakramentalische Einsegnung der Ehe, wo er unter den sakramentalischen Handlungen, als der Taufe, der Firmung, des Sündennachlasses, der Brodopferung ꝛc., auch den christlichen Gebrauch der Eheeinsegnung aufführt, welche der Teufel im Götzendienste nachzuahmen suche. „Er tauft die Seinigen, er bezeichnet sie auf der Stirne, er gibt ihnen Sündennachlaß, er feiert die Brodopferung ꝛc., ja er stellt sich als den Hohenpriester bei der Ehe dar.“ Tertullian deutet hier auf die Segnung der heidnischen Ehen in den Götzentempeln, und beurkundet dadurch den gleichen Gebrauch bei den christlichen Ehen. Auch die übrigen Kirchenlehrer sprechen davon als von einer unter den Christen allgemein angenommenen, nothwendig anerkannten Handlung, die nicht ohne Entheiligung der Sache, ohne Geringschätzung der ihr beigefügten Gnade, ohne Verachtung der Kirche unterlassen werden könne. Eine Ehe ohne Segen des Priesters ist ihnen sogar ein Gottesraub. So sagt Siricius: Illa bene-

dictio, quam nupturae sacerdos imponit, apud fideles cujusdam sacrilegii instar est, si ulla transgressione violetur. Dieſer Segen iſt den hl. Vätern ſo weſentlich, daß der chriſtliche Bräutigam ſeine Braut nur durch ihn auf rechtmäßige Art zur Frau erhalten kann, weil nur der Segen, wie Ambroſius ſagt, den geſchloſſenen Bund heiliget. „Ipsum conjugium velamine sacerdotali benedictione sanctificatur.“ — Die Einſegnung der Ehe war demnach allgemeine Obſervanz, und die Kirche fand es eben deßwegen gar nicht für nöthig, ein Geſetz zu erlaſſen, wodurch die prieſterliche Einſegnung der Ehe geboten worden wäre. Die allgemeine Obſervanz hatte ſchon Geſetzeskraft erhalten, und die Concilien ſetzen ſie bei ihren ſpätern Verfügungen in Betreff der Eheſachen voraus, wie z. B. eine Synode von Carthago im Jahre 398 in ihrem 13. Canon verordnet: daß Bräutigam und Braut, wenn ſie vom Prieſter eingeſegnet werden, von ihren Eltern oder Brautführerinnen ſollen vorgeführt werden; auch empfiehlt dieſe Synode, aus Hochachtung für die Einſegnung, Enthaltſamkeit in der Brautnacht. (Cf. Göſchel, Verſuch einer hiſtoriſchen Darſtellung der kirchl. chriſtl. Ehegeſetze.)

49. Ceremonien bei Einſegnung einer Ehe.

Am Vermählungstage erſcheinen die Brautleute in der Kirche, von ihren Zeugen begleitet, und zwar, wenn ſie noch dem jungfräulichen Stande angehören, mit Kränzen geſchmückt. Dieſe Kränze ſind das Sinnbild, daß die Brautleute die Verführungen beſiegt und ſich befliſſen haben, die Blume ihrer Unſchuld und Reinigkeit unverſehrt zum Altare zu bringen. Die Brautleute werden von ihren Zeugen und Freunden zum Altare geführt; dort knien ſie nieder, der Bräutigam, als das Haupt zur rechten, die Braut zur linken Seite. Durch dieſe Gegenwart am Altare geben ſie zu erkennen, daß ſie als Chriſten vor Gott und ſeiner heiligen Kirche durch das Sakrament der Ehe eingeſegnet werden wollen. Der Prieſter wendet ſich nunmehr zu dem gegenwärtigen Volke und ſpricht: „Geliebte, dieſe beiden gegenwärtigen Brautperſonen haben ſich mit einander zum hl. Sakrament der Ehe verſprochen, ihr Verſprechen iſt vorſchriftsmäßig dreimal bei dem öffentlichen Gottesdienſte verkündet worden, und es hat ſich bisher kein Anſtand

vorgefunden, der die eheliche Verbindung dieser Personen hindern könnte. Sollte aber noch Jemand zugegen seyn, dem ein wahres und glaubwürdiges Hinderniß dieser Ehe bekannt wäre, so wird derselbe bei dem Gehorsame, den er der katholischen Kirche schuldig ist, hiemit aufgefordert, dasselbe sogleich zu offenbaren, und unter keinem Vorwande zu verschweigen, und das zum ersten, zweiten und dritten Male." Das Erste also, was vom Seelsorger geschieht, ist die wiederholte Ausrufung der Ehe; denn es gibt, wie wir oben hörten, Hindernisse, welche die Ehe entweder unerlaubt, oder gar ungiltig machen; deßwegen ermahnet die Kirche ihre Gläubigen noch vor Einsegnung der Brautleute, daß sie die ihnen etwa bewußten Hindernisse offenbaren.

Der Priester stellt jetzt den Brautleuten die Heiligkeit des Ehestandes vor und macht sie auf den dreifachen Zweck derselben aufmerksam; er erinnert sie an die Pflichten, welche dieser neue Stand ihnen auflegt und verheißt ihnen auch die Gnade Gottes hiezu. Hierauf fragt der Priester den Bräutigam und sodann auch die Braut, ob es ihr freier, ernster Wille sei, sich einander zu ehelichen und in dieser Verbindung bis zum Tode zu verharren. Haben sie es bejaht, so befiehlt er ihnen, sich gegenseitig die Eheringe zu geben. Der Ring soll die Brautleute an die gegenseitig versprochene, ewige Treue erinnern. Daher spricht auch der Priester: Gleichwie dieser Ring rund, unzertheilt, ohne Anfang und Ende ist, so soll auch euere Treue weder durch fremde Liebe, noch durch gegenseitigen Haß getrennt, sondern vielmehr im Namen und zur Ehre Gottes, der keinen Anfang und kein Ende hat, jederzeit rein und unverändert erhalten werden. Auch legt der Bräutigam seine Hand auf die der Braut, wodurch angedeutet ist, daß das Weib ihm unterthänig seyn muß. Die Brautleute geben sich auch einander die Hände. Dadurch geloben sie vor Gott und der Kirche eidlich, daß Keines das Andere verlassen wolle. „Durch dieses Zusammenbieten der Hände bestätiget ihr wie mit einem Eide, daß ihr zeitlebens einander treu bleiben, liebreich einander unterstützen und unter keinem Vorwande euch verlassen wollet." Während die Brautleute die Ringe und die Hände sich einander geben, spricht der Priester: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes." Jetzt umwickelt der Priester

die beiden sich haltenden Hände der Brautleute mit der Stola und spricht: Das Bündniß der Ehe, welches ihr da vor der christlichen Gemeinde geschlossen habt, segne und heilige Gott der Herr, so wie ich es im Namen der Kirche kraft der mir verliehenen Vollmacht anerkenne, bestätige und segne im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes Amen. — Die Stola deutet an, daß der Priester im Namen und Auftrage der Kirche handle; das Kreuzzeichen aber sinnbildet, daß die Brautleute als Christen durch die Gnade, welche ihnen Jesus am Kreuze erworben hat, eingesegnet worden. Auch besprengt der Priester die neuen Ehegatten noch mit Weihwasser, welches ein schönes Bild des himmlischen Segens ist, der gleich dem Thau auf sie herabträufeln möge. An manchen Orten wird der sogenannte Johannissegen, d. h. der Wein ausgetheilt, welcher nach der Trauungsmesse zu Ehren des hl. Johannes gesegnet wird. Er wird mit den Worten gegeben: „Trinke die Liebe des hl. Johannes.“ Damit werden die Brautleute an die Liebe Gottes und des Nächsten erinnert, worin der hl. Johannes mit Wort und Beispiel ein so herrlicher Führer geworden.

Nach diesem folgt die Segnung der Hochzeit selbst. Der Priester beginnt: Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn ꝛc. Hierauf wird der 127. Psalm gebetet, der den reichsten Segen enthält, welchen Gott frommen Eheleuten ertheilt. „Glücklich Alle, welche den Herrn fürchten, die wandeln auf seinen Wegen. Denn von der Arbeit deiner Hände wirst du essen. Heil dir, es wird dir gut gehen! dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock an den Wänden deines Hauses; deine Kinder wie Oelbaumpflanzen um deinen Tisch her. Sieh, also wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet. Der Herr segne dich aus Zion, und lasse dir sehen das Glück Jerusalems alle Tage deines Lebens, und lasse dir sehen die Kinder deiner Kinder, und Frieden über Israel.“ — Höret hier, Brautleute, was zu einer glücklichen Ehe erforderlich ist: Furcht des Herrn und Beobachtung seiner Gebote. Wenn ihr den Herrn nicht fürchtet, und seine Gebote nicht haltet, so wird statt des Segens Fluch über euch kommen, anstatt daß ihr an euern Kindern Freude und Trost erlebt, werden sie euch Kreuz

und Kümmer machen. Euere Mühe und Arbeit wird fruchtlos seyn.

Jetzt folgen sich nachstehende inhalts- und lehrreiche Gebete: „Erhöre, o Gott! gnädig unsere Bitten und fördere deine Anordnung, welche du zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes getroffen hast, damit die Verbindung, welche nach deiner Weisung geschlossen wird, auch durch deine Hilfe erhalten werde. — Gott, durch dessen Allmacht Alles aus Nichts erschaffen, und durch dessen Rathschluß dem nach Gottes Bild geschaffenen Menschen das Weib als untrennbare Gehilfin beigegeben wurde! Du hast den Leib des Weibes aus dem Fleische des Mannes gebildet, und hast dadurch angedeutet, was gemeinsam geschaffen sei, solle nie getrennt werden; du hast in erhabner und geheimnißvoller Weise das eheliche Band geehrt, indem du darin ein Vorbild der Verbindung Christi mit seiner Kirche aufgestellt hast! Durch dich, o Gott, wird das Weib mit dem Manne verbunden, und die ursprünglich angeordnete Verbindung mit jenem Segen begabt, der weder durch die Strafe der Erbsünde noch durch das Strafgericht der Sündfluth getilgt werden konnte. Blicke gnädig auf diese deine Dienerin, welche zu ihrer ehelichen Verbindung sich deinen Schutz erbittet, erfülle sie mit Liebe und Frieden, laß sie treu und keusch in Christo ihre Ehe schliessen und nachahmen das Beispiel heiliger Frauen! Sie sei ihrem Manne liebevoll wie Rachel, weise wie Rebekka, werde der Sara an Jahren, wie in der Treue gleich; nichts finde an ihr der Vater aller Sünde, was er als das Seinige anerkennen könnte; sie hange fest an deinem Glauben und deinen Geboten; bewahre rein ihr eheliches Band; kräftige ihre Treue durch fromme Strenge gegen sich; sie flöße Ehrfurcht ein durch ihre Züchtigkeit, zeige sich in der himmlischen Lehre unterrichtet, sei reich an Nachkommen, bewährt und unschuldig, und gelange einst zur Ruhe der Seligen und zum himmlischen Reiche. Lasse, o Herr, Beide die Kinder ihrer Kinder sehen und zum erwünschten Alter gelangen, durch Christum, unsern Herrn. Amen." —

„Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs sei mit euch! Er häufe seinen Segen über euch, auf daß ihr sehet die Kinder eurer Kinder bis zum dritten und vierten Geschlechte

und alsdann ohne Ende das himmlische Leben besitzet! Solches verleihe euch unser Herr Jesus Christus, der mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebt und regieret, Gott durch alle Ewigkeit. Amen."

Diese Segnung findet indeß nur statt, wenn beide Eheleute noch ledig waren; wenn ein Theil schon früher verehelicht oder waren es alle beide, so wird über sie statt der Segnung ein eigenes Gebet gesprochen. Die katholische Kirche hat nämlich die Wiederholung der Ehe nach dem Tode des frühern Gatten zwar allzeit als eine erlaubte und rechtmäßige Verbindung angesehen; doch hat sie dieselbe nie so hoch geachtet, als die erste und einmalige Ehe. Eine wiederholte eheliche Verbindung ist erstens nicht mehr ein getreues Abbild jener Vereinigung, welche zwischen Christus und seiner Kirche besteht. Christus ist ein reiner und jungfräulicher Bräutigam, und die Kirche ist eine reine und unversehrte Braut. Weder Christus noch die Kirche hatten vorher mit einem andern Gegenstande ihr Herz und ihre Liebe getheilt. Eine zweite oder dritte Ehe ist immerhin in einer gewissen Weise eine Verletzung der Liebe und Treue, welche dem ersten Ehegatten gelobt worden ist, und wenn sie ächt und gediegen war, sich auch über Tod und Grab hinaus erhalten muß. Zweitens ruht auf einer wiederholten Ehe auch der Verdacht der Unmäßigkeit und einer allzugroßen Neigung nach sinnlicher Befriedigung. Darum waren in alter Zeit sogar gewisse Kirchenbußen für die wiederholte Ehe festgesetzt, und auch mancher sonstigen Auszeichnung und Ehre blieben die Ehegatten, welche sich zum zweitenmale verehelichten, beraubt.

50. Wirkungen des Sakraments der Ehe.

Das Sakrament der Ehe gibt den Gatten die Gnade, sich in ihrem Stande zu heiligen, und ihre Kinder christlich zu erziehen, und stellt zugleich die Vereinigung Jesu Christi mit der Kirche vor.

Keine Standespflichten sind nämlich zahlreicher und wichtiger als die der Eheleute. Zunächst sollen die Eheleute an ihrer gegenseitigen Vervollkommnung arbeiten. Mann und Weib sollen sich so lieben, daß ihre Herzen immer reiner, ihr Wandel immer lauterer, die Anzahl ihrer guten Werke immer größer, ihr Eifer

für alles Gute immer lebendiger werde. Will also bei dem Einen der Eifer erkalten, so wärme er sich an der Gluth des Andern; wird dem Einen die Bürde zu schwer, so erleichtere sie ihm der Andere; wollen dem Einen die Kräfte sinken, so reiße der noch Stärkere den müd Gewordenen mit sich fort; ist der Eine gefallen, so eile der Andere herbei und hebe ihn schnell mit Liebe und Sanftmuth wieder auf. Ein Theil soll also dem andern zu Hilfe kommen; deßwegen hat Gott auch ungleiche Kräfte und Fähigkeiten verbunden: die Hitze des Mannes soll sich an der Sanftmuth des Weibes abkühlen; die Schwäche des Weibes soll durch die Stärke des Gatten ergänzt werden; der mehr für das geräuschvolle Leben geschaffene Mann soll durch den andächtigen Wandel des Weibes an seine Pflichten gegen Gott erinnert werden.

Die gegenseitige Liebe der Gatten muß eine reine und keusche seyn. Sie dürfen sich also bei aller Vertraulichkeit nichts erlauben, was wider die Ehrbarkeit wäre. Sie muß eine heilige Liebe seyn, welche die sinnliche vervollkommnert, und den Gatten ihr Joch und ihre Sorgen versüßt. Zugleich muß sie eine beständige Liebe seyn, welche ihre Herzen ungeachtet der Unbeständigkeit und der Veränderungen des Lebens zärtlich vereinigt, sie ihre gegenseitige Mängel ertragen und entschuldigen lehrt, um unverletzt die heiligen Versprechungen halten zu können, welche sie sich am Altare geschworen haben.

Was die einen jeden Gatten besondern Obliegenheiten betrifft, muß der Gatte seine Gattin mit Liebe behandeln, und eingedenk seyn, daß die Gattin seine Lebensgefährtin, ja Fleisch von seinem Fleische und Gebein von seinem Gebeine sei. Das Weib dagegen muß in allen billigen Dingen dem Manne untergeordnet seyn, sich der Sittsamkeit befleißen und mehr durch Tugend und Frömmigkeit, als durch Putz und Kleiderpracht die Liebe ihres Mannes sich erhalten.

Beiden Theilen liegt gemeinschaftlich die Erziehung der Kinder ob.

Außerdem hat der Ehestand noch so mancherlei Lasten, welche nur die kennen, die sich in demselben befinden.

Das Sakrament der Ehe gibt die Gnade, allen diesen Pflichten nachkommen zu können.

Endlich soll durch die Ehe die Vereinigung Jesu Christi mit der Kirche dargestellt werden. Der göttliche Erlöser hat nämlich gewollt, daß seine heilige und keusche Vereinigung mit der Kirche in jeder Familie zwischen Gatte und Gattin nachgebildet und sichtbar gemacht werde, auf daß eine jede Familie eine häusliche Kirche sei, und so die Gesellschaft, die nichts anders als die Vereinigung aller Familien ist, nur ein Volk von Heiligen werde: darum hat er die Ehe zur Würde eines Sakramentes erhoben. Auf folgende Weise stellen aber die Gatten die Vereinigung Jesu Christi mit der Kirche dar: Wie Jesus seinen himmlischen Vater verlassen hat, um sich mit der Kirche zu vereinigen, so verläßt der Mensch seine irdischen Eltern, Vater und Mutter, um sich mit seinem Weibe zu vereinigen. Die Kirche ist von Jesus gebildet worden, da er am Kreuze starb, wie das Weib vom Manne genommen worden ist, während er schlief. Jesus Christus ist das Haupt der Kirche, wie der Mann das Haupt des Weibes ist. Jesus beschützt und leitet die Kirche, so muß der Mann der Beschützer und Führer seiner Gattin seyn. Jesus und die Kirche bilden nur Eines, Ein Geist beseelt sie; so ist es auch mit dem Manne und seinem Weibe, sie bilden nur Ein Fleisch, Ein Geist soll sie beleben. Jesus Christus liebt die Kirche auf das innigste, aber er liebt sie um ihres ewigen Heiles willen; die Kirche ihrer Seits verehrt ihren göttlichen Bräutigam und bewahrt ihm eine unverbrüchliche Treu: eben so soll der Gatte seine Gattin lieben, die Gattin aber muß ihren Gatten achten und ihm eine unverbrüchliche Treue bewahren. Jesus ist endlich unzertrennlich mit der Kirche vereiniget: dasselbe findet auch bei Eheleuten statt; ihre Vereinigung ist unzertrennlich, nur durch den Tod löset sich ihr Band.

51. Man soll alle unnöthigen Hochzeitsfeierlichkeiten unterlassen.

Bei Hochzeitfeierlichkeiten pflegen oft sehr tadelnswürdige Gebräuche beobachtet zu werden. Personen vom niedern Stande verwenden beträchtliche Summen auf Kleider und verschiedene andere Eitelkeiten; die kostbarsten und ausgesuchtesten Speisen werden im Ueberflusse aufgetragen; die theuersten Getränke werden

herbeigeschafft. Und wie betragen sich dabei die Hochzeitgäste? Welche Ungezogenheiten, welche lüsterne Freiheit der Sinne, welche unverschämten Blicke, welche schändlichen Gespräche, welche muthwilligen Scherze fallen vor! Alles schwelgt und genießt; Alles tanzt und springt; Alles jubelt und jauchzet in wilder Freude. Der Tag ist zu kurz, auch die Nacht wird noch hinzugenommen, und erst beim anbrechenden Morgen geht man betrunken und betäubt nach Hause.

Geziemt sich ein solches Betragen für Christen? Ziemt es ihnen insbesonders am Tage, wo sie das wichtigste Verhältniß ihres Lebens geschlossen, von dem ihr zeitliches und ewiges Wohl abhängt? Heißt das für die Gnade Gottes danken, welche die Eheleute so eben durch das Sakrament der Ehe empfangen haben? Heißt das sich den Segen des Himmels für seinen neuen Stand verdienen?

Christliche Hochzeitgäste sollen sich nicht mit heidnischen Gräueln schänden, nie der Lüsternheit, der Unmäßigkeit und den Ausschweifungen sich hingeben. Im Herrn sollen sie sich vergnügen. Sie seien eingedenk der Hochzeit des jungen Tobias. Wie betrugen sich da die Gäste? Sie aßen, sagt die Schrift, und priesen Gott. Tobias 7, 17. So sollen um so mehr die Christen auch bei ihren Lustbarkeiten Gott loben und gebenedeien. Sie sollen wie jene Hochzeitleute zu Cana in Galiläa stets Jesum in ihre Gesellschaft bitten, sich in seinem Namen vergnügen, und nie vergessen, daß sie Kinder der Heiligen seien, daher auch ihre Freuden immer rein und heilig seyn müßten.

52. Ein kurzer Abriß gottloser Eheleute.

Eine Magd, die des Dienens längst müde war, suchte auf dem Weg der Sünde ihre Versorgung. Nachdem sie lange mit einem Knechte im verbotenen Verhältnisse gelebt und schon mehre Kinder geboren hatte, kam sie endlich zur Heirath, aber nicht, wie sie doch hoffte, zum Glücke; denn durch die Sünde läßt sich kein Glück machen.

Einige Tage nach der Hochzeit ging schon das Höllenleben an: Zwietracht und Unfrieden. Beide leer von Liebe und Furcht

Gottes; beide rauh und hart; beide voll Eigensinn und Zorn; beide schon längst einander satt, weil eines das andere von jeher nur zur Sünde gereizt, und daher ins Verderben geführt hatte: wie könnte da ein friedliches Zusammenleben möglich seyn? Vor dem Hochzeittage sagte jene Dienstmagd noch: „Ich bin froh, einmal des Dienens los zu werden.“ Aber jetzt träte sie viel lieber in ihre vorigen Verhältnisse zurück. Vor dem Hochzeittage rühmte sie sich noch, daß sie ihr Glück mache; aber wie ist sie jetzt enttäuscht: sie nennt sich bereits die unglücklichste Person auf Erden.

Zu den schon vorhandenen Kindern kamen bald neue hinzu; aber wie die Erziehung der frühern vernachläßigt wurde, so auch die der in der Ehe erzeugten. Der Vater hatte sich ein Lieblingssöhnchen, und die Mutter ein Lieblingstöchterchen gewählt. Jedes steckte nun dem Seinen zu, was es konnte; die übrigen Kinder aber wurden völlig vernachläßiget. Der Vater nahm früh sein Söhnchen in das Wirthshaus mit, damit es zeitig genug mit den Verführungen der Welt vertraut würde; die Mutter suchte ihr Töchterchen zu Hause von zarten Jahren auch mit dem Geiste der Hoffart und Lügenhaftigkeit zu erfüllen. Ueberdieß schimpfte der Vater die Mutter öffentlich, und die Mutter that es dem Vater auf dieselbe Weise: die Kinder hörten Solches mit an, lernten dadurch abscheuliche Ausdrücke, deren sie sich wieder gegen Andere bedienten und verloren alle Achtung gegen ihre Eltern. In Gegenwart der Kinder prahlte noch überdieß der Vater mit den leichtfertigen Streichen seiner Jugend; und die Mutter erzählte mit Wohlgefallen, wie schlau sie früher ihre Eltern hinter das Licht geführt, wie sie oft ausgestiegen, viel Geld sich heimlich gemacht und dieses auf die Hoffart verwendet habe.

Wie die Eltern lieber fluchten, als daß sie beteten, so ging diese Gewohnheit auch auf die Kinder über. Auch zum Kirchen- und Schulbesuch wurden sie nie angehalten; sah man ja die Eltern selbst fast nie in der Kirche. Sie hatten nie mehr zu thun, als an den Feiertagen; da war gar kein fertig werden!

Der Vater redete auch nie mit seinen Kindern über Religion, als wenn es etwas zu spotten gab; und Gelegenheit hiezu fand sich gar oft. Auch die Fehler anderer Leute waren häufig ein Gegenstand der Unterredung. Da war Niemand im ganzen Orte,

dessen Fehler und Gebrechen nicht hervorgesucht und mit höhnischem Gelächter durchgelassen worden wären. Daß man mit allen Nachbarsleuten in Zank und Hader lebte, versteht sich von selbst. Die Kinder und Hausgenossen wurden daher immer aufmerksam gemacht, den Nachbarn einen Schaden zuzufügen, wo es nur immer thunlich wäre.

An Feiertagen gab sich der Vater häufig dem Trunke hin; die halbe Nacht wurde geschwärmt und gezecht, erst spät ward der Weg nach Hause angetreten. Dort angekommen, gab es ein Poltern, Lärmen und Fluchen, daß alle Hausgenossen aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. Häufig zerschlug der besoffene Mann im Zorne Einiges von dem Hausgeräthe; manchmal kam es auch zwischen ihm und dem Weibe zu Schlägereien. Am nächsten Tage litt natürlich das Geschäft. Auch war es keine Seltenheit, daß der Mann schon im Wirthshause Zänkereien und Schlägereien anfing, und er in Folge dessen, statt nach Hause zu kommen, in die Gerichtsstube abgeführt wurde.

Wurde eines dieser Eheleute krank, so war an eine theilnahmsvolle Pflege nie zu denken; vielmehr wünschte der gesunde Theil dem kranken alles Verderben an den Hals. „Wenn dich nur der Teufel einmal holen würde," rief oft der Mann dem kranken Weibe zu.

So ging es in dem Leben dieser Eheleute fort; Eines wünschte das Andere nie kennen gelernt zu haben; Eines glaubte nur in dem Untergang des Andern sein Glück zu finden, und sehnte sich nach diesem Tage der Freiheit. Daß es in einem solchen Hause auch am Segen fehlte, läßt sich denken. Statt daß sie also ihre Verhältnisse verbessert hätten, ging es in der Hauswirthschaft vielmehr immer zurück. Die Schulden mehrten sich, die Einnahmen minderten sich.

Inzwischen wuchsen die Kinder heran, und was wurde aus ihnen? Die Söhne hatten nichts gelernt, und waren Müssiggeher. Sie halfen Anfangs das noch vorhandene geringe Vermögen verschwenden, und nachdem dieses zu Ende gegangen war, suchten sie, der Arbeit ungewohnt, durch unerlaubte Mittel sich fortzubringen, bis sie endlich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit verfielen. Die Töchter aber hatten sich in sträfliche Verhältnisse

eingelassen, und das elterliche Haus mit Kindern angefüllt. Endlich wurden sie sammt den Eltern von den Gläubigern hinausgetrieben, das elterliche Anwesen wurde, weil ganz herabgekommen, unter dem Preise verkauft, und Elkern sammt Kindern und Enkeln fielen der Gemeinde zur Last. — Das ist das Ende jenes Glückes, welches man durch die Sünde gesucht hatte.

Junge Leute, die ihr in euern ledigen Jahren Sünde und Laster liebet und übet; die ihr der Wolluſt und Unzucht nachjaget, und euere Leiber, die Tempel des heiligen Geistes, dadurch schändet und schwächet; die ihr euch bei Trinkgelagen, bei wollüstigen Tänzen, und an Orten kennen lernet, wo Liederlichkeit herrscht; die ihr euch durch Unzucht und tausend andere Laster den Weg zum Ehebette bahnet, und dadurch euer Glück zu machen hoffet: ihr werdet nur zu bald einsehen, daß in der Sünde kein Heil ist, sondern daß man durch sie nur unglücklich wird. Daruum vergesset das Wort nicht: „Wer heirathen will, thue es im Herrn," und befleißt euch, durch Tugendhaftigkeit des Ehesegens euch würdig zu machen.

(Einige Nachträge über die Ehe werden im nächsten Bande noch gegeben werden.)

Verbesserung:

B. III. S. 654, Zeile 1 von unten, beliebe man statt „1751" zu lesen „1715".

Inhalt des vierten Bandes.

			Seite
Artikel	XXXII.	Dankbarkeit	3
„	XXXIII.	Demuth	52
„	XXXIV.	Diebstahl	153
„	XXXV.	Dienstboten	266
„	XXXVI.	Dienstfertigkeit	340
„	XXXVII.	Dreifaltigkeit	355
„	XXXVIII.	Ehe	464

de la Haye

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiser, Johann Thomas,

Vollständiges Lexikon für Prediger und Katecheten, in welchem die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren ausführlich betrachtet sind

Bd.: 4

Regensburg (1848)
Hom. 1756 sb-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10478985-5